This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

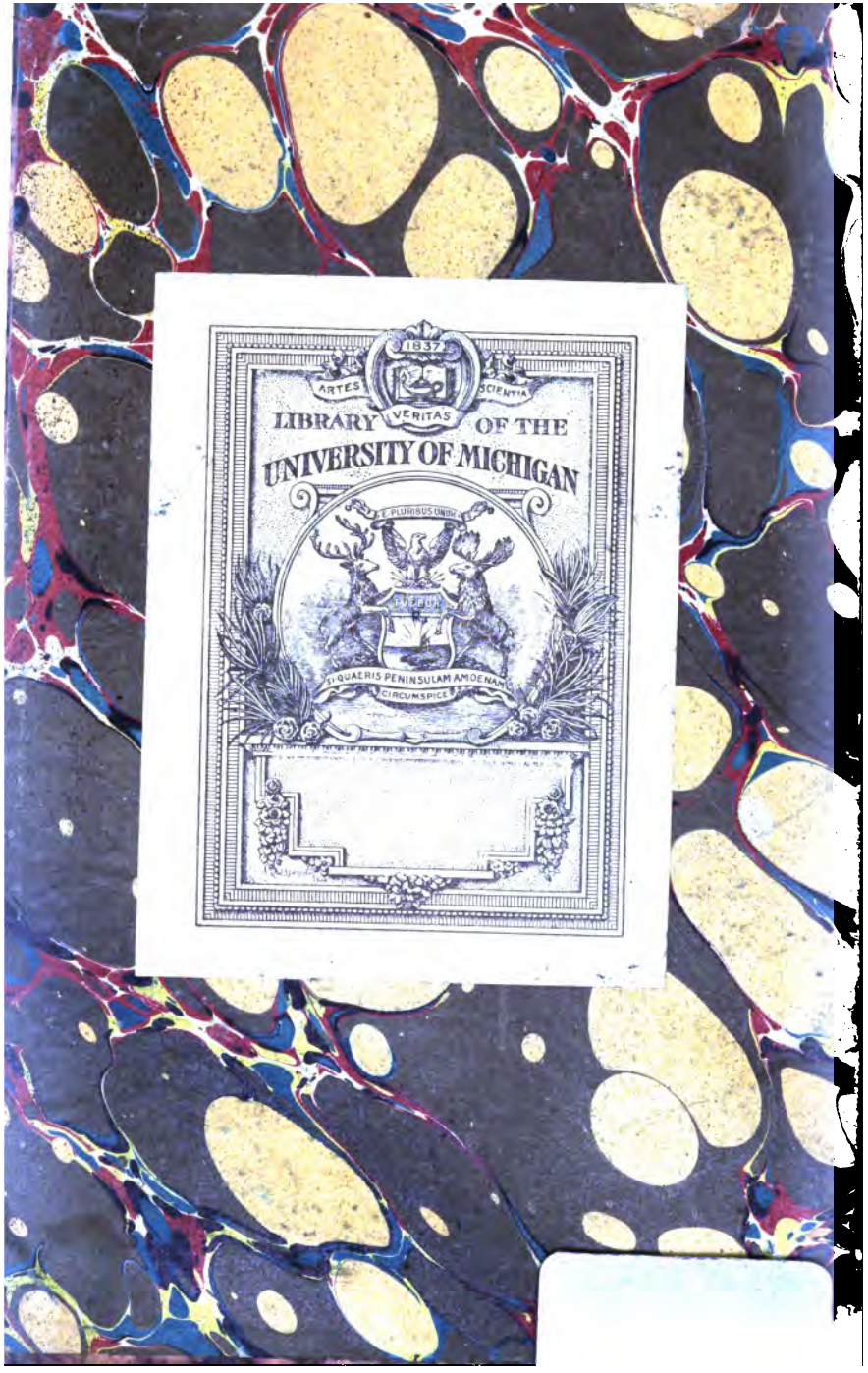
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

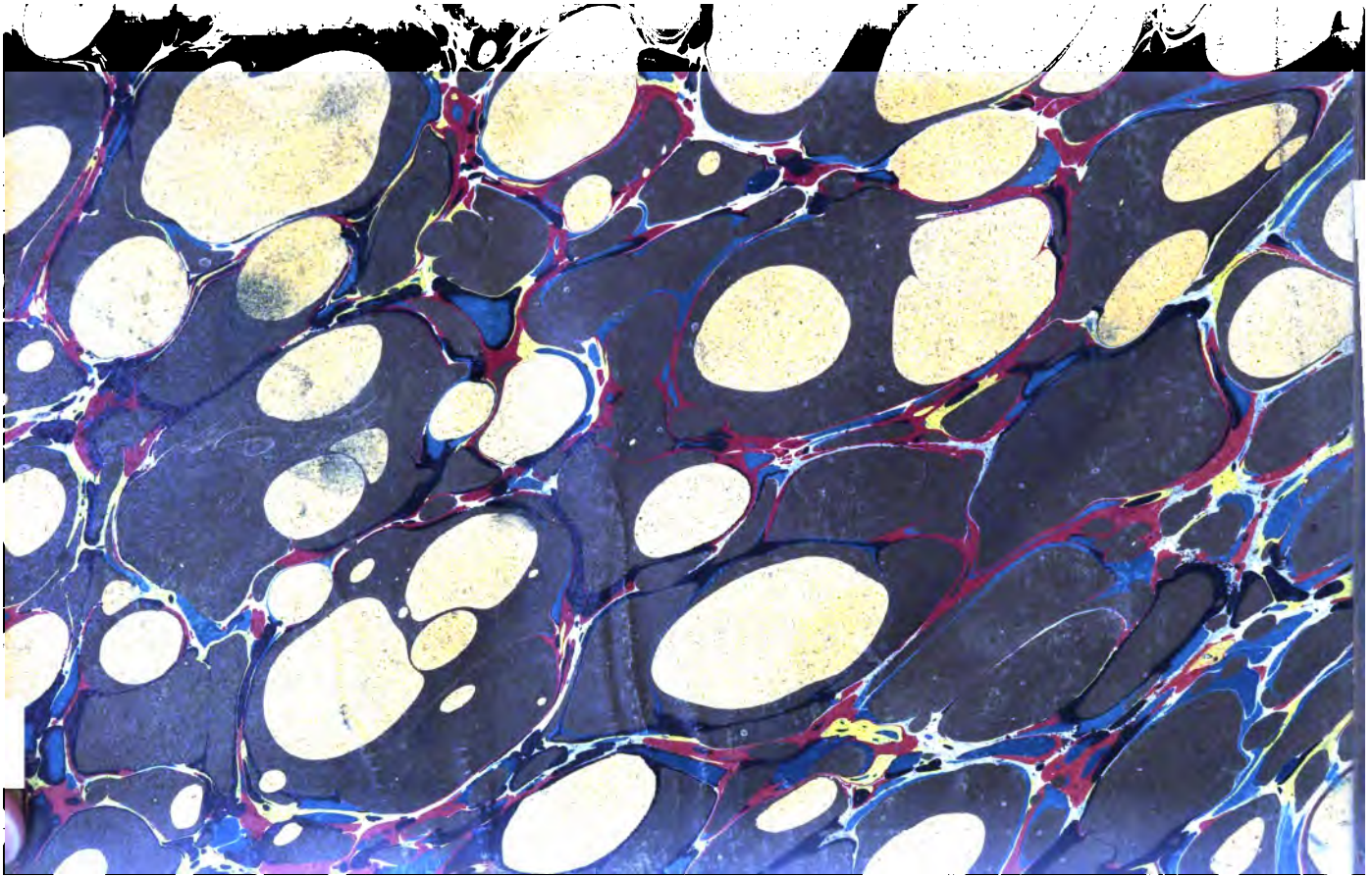
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

A 996,290


1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE



2048

3.10.2.3
838
H47
1856

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Kahldorf über den Adel

in Briefen

an den

Grafen M. von Moltke.

Einleitung.

Der gallische Hahn hat jetzt zum zweiten Male gekräht, und auch in Deutschland wird es Tag. In entlegene Klöster, Schlösser, Hansestädte und dergleichen letzte Schlupfwinkel des Mittelalters flüchten sich die unheimlichen Schatten und Gespenster, die Sonnenstrahlen blitzen, wir reiben uns die Augen, das holde Licht dringt uns in's Herz, das wache Leben umrauscht uns, wir sind erstaunt, wir befragen einander: — was thaten wir in der vergangenen Nacht?

Nun ja, wir träumten, in unserer deutschen Weise, d. h. wir philosophirten. Zwar nicht über die Dinge, die uns zunächst betrafen, oder zunächst passirten, sondern wir philosophirten über die Realität der Dinge an und für sich, über die letzten Gründe der Dinge, und ähnliche metaphysische und transzendentale Träume, wobei uns der Mordspectakel der westlichen Nachbarschaft zuweilen recht störsam wurde, ja sogar recht verdrießlich, da nicht selten die französischen Flintenkugeln in unsere philosophischen Systeme hineinpfiffen und ganze Fetzen davon fortfegten.

Seltsam ist es, daß das praktische Treiben unserer Nachbarn jenseits des Rheins dennoch eine eigne Wahlverwandtschaft hatte mit unserem philosophischen Träumen im geruhsamen Deutschland. Man vergleiche nur die Geschichte der französischen Revolution mit der Geschichte der deutschen Philosophie, und man sollte glauben: die Franzosen, denen so viel wirkliche Geschäfte oblagen, wobei sie durchaus wach bleiben mußten, hätten uns Deutsche ersucht, unterdessen für sie zu schlafen und zu träumen, und unsre deutsche Philosophie sei nichts anders, als der Traum der französischen Revolution. So hatten wir den Bruch mit dem Bestehenden und der Ueberlieferung im Reiche des Gedankens eben so wie die Franzosen im Gebiete der Gesellschaft, um die Kritik der reinen Vernunft sammelten sich unsere philosophischen Jakobiner, die nichts gelten ließen, als was jener Kritik Stand hielt, Kant war unser Robespierre. — Nachher kam Fichte mit seinem Ich, der Napoleon der Philosophie, die höchste Liebe und der höchste Egoismus, die Alleinherrschaft des Gedankens, der souveraine Wille, der ein schnelles Universalreich improvisirte, das eben so schnell wieder verschwand, der despotische, schauerlich einsame Idealismus. — Unter seinem consequenten Tritte erseufzten die geheimen Blumen, die von der Kantischen Guillotine noch verschont geblieben oder seitdem unbe-

merkt hervorgeblüht waren, die unterdrückten Erdgeister regten sich, der Boden zitterte, die Contrerevolution brach aus, und unter Schelling erhielt die Vergangenheit mit ihren traditionellen Interessen wieder Anerkenntniß, sogar Entschädigung, und in der neuen Restauration, in der Naturphilosophie, wirthschafteten wieder die grauen Emigranten, die gegen die Herrschaft der Vernunft und der Idee beständig intriguirt, der Mystizismus, der Pietismus, der Jesuitismus, die Legitimität, die Romantik, die Deutschthümelei, die Gemüthlichkeit. — Bis Hegel, der Orleans der Philosophie, ein neues Regiment begründete, oder vielmehr ordnete, ein ekliktisches Regiment, worin er freilich selber wenig bedeutet, dem er aber an die Spitze gestellt ist, und worin er den alten Kantischen Jakobinern, den Fichte'schen Bonapartisten, den Schelling'schen Pairs und seinen eignen Creaturen eine feste, verfassungsmäßige Stellung anweist.

In der Philosophie hätten wir also den großen Kreislauf glücklich beschlossen, und es ist natürlich, daß wir jetzt zur Politik übergehen. Werden wir hier dieselbe Methode beobachten? Werden wir mit dem System des Comités du salut publique, oder mit dem System des Ordre légal den Cursus eröffnen? Diese Fragen durchzittern alle Herzen, und wer etwas Liebes zu verlieren hat, und sei es auch nur den eignen Kopf, flüstert bedenklich: wird die deutsche Revolution eine trockne sein oder eine naßrothe — —?

Aristokraten und Pfaffen drohen beständig mit den Schreckbildern aus den Zeiten des Terrorismus, Liberale und Humanisten versprechen uns dagegen die schönen Scenen der großen Woche und ihrer friedlichen Nachfeier; — beide Parteien täuschen sich oder wollen Andere täuschen. Denn nicht weil die französische Revolution in den neunziger Jahren so blutig und entsetzlich, vorigen Juli aber so menschlich und schonend war, läßt sich folgern, daß eine Revolution in Deutschland eben so den einen oder den anderen Charakter annehmen müsse. Nur wenn dieselben Bedingnisse vorhanden sind, lassen sich dieselben Erscheinungen erwarten. Der Charakter der französischen Revolution war aber zu jeder Zeit bedingt von dem moralischen Zustande des Volks und besonders von seiner politischen Bildung. Vor dem ersten Ausbruch der Revolution in Frankreich gab es dort zwar eine schon fertige Civilisation, aber doch nur in den höheren Ständen und hie und da im Mittelstande; die unteren Classen waren geistig verwahrlost, und durch den engherzigsten Despotismus von jedem edlen Emporstreben abgehalten. Was aber gar politische Bildung betrifft, so fehlte sie nicht nur jenen unteren, sondern auch den oberen Classen. Man wußte damals nur von kleinlichen Manoeuvres zwischen rivalisirenden Corporationen, von wechselseitigem Schwächungssysteme, von Traditionen der Routine, von doppeldeutigen Formelkünsten, von Maitresseneinfluß und dergleichen Staatsmisere. Montesquieu hatte nur eine verhältnißmäßig geringe Anzahl

Geiſter geweckt. Da er immer von einem hiſtoriſchen Standpunkte ausgeht, gewann er wenig Einfluß auf die Maſſen eines enthuſiaſtiſchen Volkes, das am empfänglichſten iſt für Gedanken, die urſprünglich und friſch aus dem Herzen quellen, wie in den Schriften Rouſſeaus. Als aber dieſer, der Hamlet von Frankreich, der den zürnenden Geiſt erblickt und die argen Gemüther der gekrönten Giftmiſcher, die gleißende Leerheit der Schranzen, die läppiſche Lüge der Hofetikette und die gemeinſame Fäulniß durchſchaute und ſchmerzhaft ausrief: „die Welt iſt aus ihren Fugen getreten, weh' mir, daß ich ſie nicht wieder einrichten ſoll!" als Jean Jaques Rouſſeau halb mit verſtelltem, halb mit wirklichem Verzweiflungswahnſinn ſeine große Klage und Anklage erhob; — als Voltaire, der Luzian des Chriſtenthums, den römiſchen Prieſtertrug und das darauf gebaute göttliche Recht des Despotismus zu Grunde lächelte; — als Lafayette, der Held zweier Welten und zweier Jahrhunderte, mit den Argonauten der Freiheit aus Amerika zurückkehrte und die Idee einer freien Conſtitution, das goldne Vlies mitbrachte; — als Necker rechnete und Sieyes definirte und Mirabeau redete, und die Donner der conſtituirenden Verſammlung über die welke Monarchie und ihr blühendes Deficit dahinrollten, und neue ökonomiſche und ſtaatsrechtliche Gedanken, wie plötzliche Blitze, emporſchoſſen: — da mußten die Franzoſen die große Wiſſenſchaft der Freiheit, die Politik, erſt erlernen, und die erſten Anfangsgründe kamen ihnen theuer zu ſtehen, und es koſtete ihnen ihr beſtes Blut.

Daß aber die Franzoſen ſo theures Schulgeld bezahlen mußten, das war die Schuld jener blödſinnig lichtſcheuen Despotie, die, wie geſagt, das Volk in geiſtiger Unmündigkeit zu erhalten geſucht, alle ſtaatswiſſenſchaftliche Belehrung hintertrieben, den Jeſuiten und Obſcuranten der Sorbonne die Büchercenſur übertragen, und gar die periodiſche Preſſe, das mächtigſte Beförderungsmittel der Volksintelligenz, aufs lächerlichſte unterdrückt hatte. Man leſe nur in Merciers Tableau de Paris den Artikel über die Cenſur vor der Revolution, und man wundert ſich nicht mehr über jene kraſſe politiſche Unwiſſenheit der Franzoſen, die nachher zur Folge hatte, daß ſie von den neuen politiſchen Ideen mehr geblendet als erleuchtet, mehr erhitzt als erwärmt wurden, daß ſie jedem Pamphletiſten und Journaliſten auf's Wort glaubten, und daß ſie von jedem Schwärmer, der ſich ſelbſt betrog, und jedem Intriguanten, den Pitt beſoldete, zu den ausſchweifendſten Handlungen verleitet werden konnten. Das iſt ja eben der Segen der Preßfreiheit, ſie raubt der kühnen Sprache des Demagogen allen Zauber der Neuheit, das leidenſchaftliche Wort neutraliſirt ſie durch eben ſo leidenſchaftliche Gegenrede, und ſie erſtickt in der Geburt ſchon die Lügengerüchte, die von Zufall oder Bosheit geſät, ſo tödtlich frech emporwuchern im Verborgenen, gleich jenen Giftpflanzen, die nur in dunklen Waldſümpfen und im Schatten alter Burg- und Kirchentrümmer gedeihen,

im hellen Sonnenlichte aber elendig und jämmerlich verdorren . . Freilich, das helle Sonnenlicht der Preßfreiheit iſt für den Sklaven, der lieber im Dunkeln die allerhöchſten Fußtritte hinnimmt, eben ſo fatal wie für den Despoten, der ſeine einſame Ohnmacht nicht gern beleuchtet ſieht. Es iſt wahr, daß die Cenſur ſolchen Leuten ſehr angenehm iſt. Aber es iſt nicht weniger wahr, daß die Cenſur, indem ſie einige Zeit dem Despotismus Vorſchub leiſtet, ihn am Ende mitſammt dem Despoten zu Grunde richtet, daß dort, wo die Ideenguillotine gewirthſchaftet, auch bald die Menſchencenſur eingeführt wird, daß derſelbe Sklave, der die Gedanken hinrichtet, ſpäterhin mit derſelben Gelaſſenheit ſeinen eignen Herrn ausſtreicht aus dem Buche des Lebens.

Ach! dieſe Geiſteshenker machen uns ſelbſt zu Verbrechern, und der Schriftſteller, der wie eine Gebärerin während des Schreibens gar bedenklich aufgeregt iſt, begeht in dieſem Zuſtande ſehr oft einen Gedankenkindermord, eben aus wahnſinniger Angſt vor dem Richtſchwerte des Cenſors. Ich ſelbſt unterdrücke in dieſem Augenblick einige neugeborene unſchuldige Betrachtungen über die Geduld und Seelenruhe, womit meine lieben Landsleute ſchon ſeit ſo vielen Jahren ein Geiſtermordgeſetz ertragen, das Polignac in Frankreich nur zu promulgiren brauchte, um eine Revolution hervorzubringen. Ich ſpreche von den berühmten Ordonnanzen, deren bedenklichſte eine ſtrenge Cenſur der Tagesblätter anordnete und alle edle Herzen in Paris mit Entſetzen erfüllte— die friedlichſten Bürger griffen zu den Waffen, man barikadirte die Gaſſen, man focht, man ſtürmte, es donnerten die Kanonen, es heulten die Glocken, es pfiffen die bleiernen Nachtigallen, die junge Brut des todten Adlers, die Ecole polytechnique, flatterte aus dem Neſte mit Blitzen in den Krallen, alte Pelikane der Freiheit ſtürzten in die Bajonette und nährten mit ihrem Blute die Begeiſterung der Jungen, zu Pferde ſtieg Lafayette, der Unvergleichliche, deſſen Gleichen die Natur nicht mehr als einmal erſchaffen könnte, und den ſie deshalb, in ihrer ökonomiſchen Weiſe, für zwei Welten und für zwei Jahrhunderte zu benutzen ſucht — und nach drei heldenmüthigen Tagen lag die Knechtſchaft zu Boden mit ihren rothen Schergen und ihren weißen Lilien; und die heilige Dreifarbigkeit, umſtrahlt von der Glorie des Sieges, wehte über dem Kirchthurm Unſer Lieben Frauen von Paris! Da geſchahen keine Greuel, da gab's kein muthwilliges Morden, da erhob ſich keine allerchriſtlichſte Guillotine, da trieb man keine gräßlichen Späße, wie z. B. bei jener famoſen Rückkehr von Verſailles, als man, gleich Standarten, die blutigen Köpfe der Herren von Deshüttes und von Varicourt voraustrug und in Sevres ſtill hielt, um ſie dort von einem Citoyen Perüquier abwaſchen und hübſch friſiren zu laſſen. — Nein, ſeit jener Zeit, ſchaurigen Angedenkens, hatte die franzöſiſche Preſſe das Volk von Paris für beſſere Gefühle und minder blutige Witze empfänglich gemacht, ſie hatte die Ignoranz ausgegätet aus den Herzen

und Intelligenz hineingeſät, die Frucht eines ſolchen Samens war die edle, legendenartige Mäßigung und rührende Menſchlichkeit des Pariſer Volks in der großen Woche — und in der That! wenn Polignac ſpäterhin nicht auch phyſiſch den Kopf verlor, ſo verdankt er es einzig und allein den milden Nachwirkungen derſelben Preßfreiheit, die er thörichter Weiſe unterdrücken wollte.

So erquickt der Sandelbaum mit ſeinen lieblichſten Düften eben jenen Feind, der frevelhaft ſeine Rinde verletzt hat.

Ich glaube mit dieſen flüchtigen Bemerkungen genugſam angedeutet zu haben, wie jede Frage über den Charakter, den die Revolution in Deutſchland annehmen möchte, ſich in die Frage über den Zuſtand der Civiliſation und der politiſchen Bildung des deutſchen Volks verwandeln muß, wie dieſe Bildung ganz abhängig iſt von der Preßfreiheit, und wie es unſer ängſtlichſter Wunſch ſein muß, daß durch letztere bald recht viel Licht verbreitet werde, ehe die Stunde kommt, wo die Dunkelheit mehr Unheil ſtiftet als die Leidenſchaft, und Anſichten und Meinungen, je weniger ſie vorher erörtert und beſprochen werden, um ſo grauenhaft ſtürmiſcher auf die blinde Menge wirken und von den Parteien als Loſungsworte benutzt werden.

„Die bürgerliche Gleichheit“ könnte jetzt in Deutſchland, eben ſo wie einſt in Frankreich, das erſte Loſungswort der Revolution werden, und der Freund des Vaterlandes darf wohl keine Zeit verſäumen, wenn er dazu beitragen will, daß die Streitfrage „über den Adel“ durch eine ruhige Erörterung geſchlichtet oder ausgeglichen werde, ehe ſich ungefüge Disputanten einmiſchen mit allzuſchlagenden Beweisthümern, wogegen weder die Kettenſchlüſſe der Polizei, noch die ſchärfſten Argumente der Infanterie und Cavallerie, nicht einmal die Ultima ratio regis, die ſich leicht in eine Ultimi ratio regis verwandeln könnte, etwas auszurichten vermöchten. In dieſer trüben Hinſicht erachte ich die Herausgabe gegenwärtiger Schrift für ein verdienſtliches Werk. Ich glaube der Ton der Mäßigung, der darin herrſcht, entſpricht dem angedeuteten Zwecke. Der Verfaſſer bekämpft, mit indiſcher Geduld, eine Broſchüre, betitelt:

„Ueber den Adel und deſſen Verhältniß zum Bürgerſtande. Von dem Grafen M. v. Moltke, Königl. Däniſchem Kammerherrn und Mitgliede des Obergerichts zu Gottorff. Hamburg bei Perthes und Beſſer. 1830.“

Doch wie in dieſer Broſchüre, ſo iſt auch in der Entgegnung das Thema keineswegs erſchöpft, und die Hin- und Widerrede betrifft nur den allgemeinen, ſo zu ſagen dogmatiſchen Theil der Streitfrage. Der hochgeborene Kämpe ſitzt auf ſeinem Turnierroß und behauptet keck die mittelalterliche Zote, daß durch adelige Zeugung ein beſſeres Blut entſtehe als durch gemein bürgerliche Zeugung, er vertheidigt die Geburtsprivilegien, das Vorzugsrecht bei einträglichen Hof-, Geſandtſchaft- und Waffenämtern, womit man den Adeligen

dafür belohnen ſoll, daß er ſich die große Mühe gegeben hat, geboren zu werden, und ſo weiter; — dagegen erhebt ſich ein Streiter, der Stück vor Stück jene beſtialiſchen und aberwitzigen Behauptungen und die übrigen noblen Anſichten herunterſchlägt, und die Wahlſtätte wird bedeckt mit den glänzenden Fetzen des Vorurtheils und den Wappentrümmern altadeliger Inſolenz. Dieſer bürgerliche Ritter kämpft gleichſam mit geſchloſſenem Viſir, das Titelblatt dieſer Schrift bezeichnet ihn nur mit erborgtem Namen, der vielleicht ſpäterhin ein braver nom de guerre wird. Ich weiß ſelbſt wenig mehr von ihm zu ſagen, als daß ſein Vater ein Schwertfeger war und gute Klingen machte.

Daß ich ſelbſt nicht der Verfaſſer dieſer Schrift bin, ſondern ſie nur zum Druck befördere, brauche ich wohl nicht erſt ausführlich zu betheuern. Ich hätte nimmermehr mit ſolcher Mäßigung die adeligen Prätenſionen und Erblügen discutiren können. Wie heftig wurde ich einſt, als ein niedliches Gräfchen, mein beſter Freund, während wir auf der Terraſſe eines Schloſſes ſpazieren gingen, die Beſſerblütigkeit des Adels zu beweiſen ſuchte! Indem wir noch disputirten, beging ſein Bedienter ein kleines Verſehen, und der hochgeborene Herr ſchlug dem niedriggeborenen Knechte in's Geſicht, daß das unedle Blut hervorſchoß, und ſtieß ihn noch obendrein die Terraſſe hinab. Ich war damals zehn Jahr jünger, und warf den edlen Grafen ſogleich ebenfalls die Terraſſe hinab — es war mein beſter Freund und er brach ein Bein. Als ich ihn nach ſeiner Geneſung wiederſah — er hinkte nur noch ein bischen — war er doch noch immer von ſeinem Adelsſtolze nicht curirt, und behauptete friſchweg: der Adel ſei als Vermittler zwiſchen Volk und König eingeſetzt, nach dem Beiſpiele Gottes, der zwiſchen ſich und den Menſchen die Engel geſetzt hat, die ſeinem Throne zunächſt ſtehen, gleichſam ein Adel des Himmels. Holder Engel, antwortete ich, gehe mal einige Schritte auf und ab — er that es — und der Vergleich hinkte.

Eben ſo hinkend iſt ein Vergleich, den der Graf Moltke in derſelben Beziehung mittheilt. Um ſeine Weiſe durch ein Beiſpiel zu zeigen, will ich ſeine eignen Worte herſetzen: „der Verſuch, den Adel aufzuheben, in welchem ſich die flüchtige Achtung zu einer dauernden Geſtalt verkörpert, würde den Fürſten iſoliren, würde ihn auf eine unſichere Höhe erheben, der es an den nöthigen Bindungsmitteln an die untergeordnete Menge fehlt, würde ihn mit Werkzeugen ſeiner Willkühr umgeben, wodurch, wie ſich dieſes im Oriente ſo oft gezeigt, die Exiſtenz des Herrſchers in eine gefahrvolle Lage geräth. Burke nennt den Adel das korinthiſche Capital wohlgeordneter Staaten, und daß hierin nicht blos eine redneriſche Figur zu ſuchen, dafür bürgt der erhabene Geiſt dieſes außerordentlichen Mannes, deſſen ganzes Leben dem Dienſte einer vernünftigen Freiheit gewidmet war.“

Durch daſſelbe Beiſpiel ließe ſich zeigen, wie der edle Graf durch Halb-

kenntniſſe getäuſcht wird. Burken nämlich gebührt keineswegs das Lob, das er ihm ſpendet; denn ihm fehlt jene Conſiſtency, welche die Engländer für die erſte Tugend eines Staatsmanns halten. Burke beſaß nur rhetoriſche Talente, womit er in der zweiten Hälfte ſeines Lebens die liberalen Grundſätze bekämpfte, denen er in der erſten Hälfte gehuldigt hatte. Ob er durch dieſen Geſinnungswechſel die Gunſt der Großen erkriechen wollte, als Sheridans liberale Triumphe in St. Stephan aus Depit und Eiferſucht ihn beſtimmten, als deſſen Gegner jene mittelalterliche Vergangenheit zu verfechten, die ein ergiebigeres Feld für romantiſche Schilderungen und redneriſche Figuren darbot, ob er ein Schurke oder ein Narr war, das weiß ich nicht. Aber ich glaube, daß es immer verdächtig iſt, wenn man zu Gunſten der regierenden Gewalt ſeine Anſichten wechſelt, und daß man dann immer ein ſchlechter Gewährsmann bleibt. Ein Mann, der nicht in dieſem Falle iſt, ſagte einſt: die Adeligen ſind nicht die Stützen, ſondern die Karyatiden des Thrones. Ich denke, dieſer Vergleich iſt richtiger, als der von dem Capital einer korinthiſchen Säule. Ueberhaupt wir wollen letzteren ſo viel als möglich abweiſen; es könnten ſonſt einige wohlbekannte Capitaliſten den capitalen Einfall bekommen, ſich, anſtatt des Adels, als korinthiſches Capital der Staatsſäulen zu erheben. Und das wäre gar der allerwiderwärtigſte Anblick.

Doch ich berühre hier einen Punkt, der erſt in einer ſpäteren Schrift beleuchtet werden ſoll; der beſondere, praktiſche Theil der Streitfrage über den Adel mag alsdann ebenfalls ſeine gehörige Erörterung finden. Denn, wie ich ſchon oben angedeutet, gegenwärtige Schrift befaßt ſich nur mit dem Grundſätzlichen, ſie beſtreitet Rechtsanſprüche, und ſie zeigt nur, wie der Adel in Widerſpruch ſteht mit der Vernunft, der Zeit und mit ſich ſelbſt. Der beſondere, praktiſche Theil betrifft aber jene ſiegreichen Anmaßungen und faktiſchen Uſurpationen des Adels, wodurch er das Heil der Völker ſo ſehr bedroht und täglich mehr und mehr untergräbt. Ja, es ſcheint mir, als glaube der Adel ſelbſt nicht an ſeine eignen Prätenſionen, und ſchwatze ſie blos hin als Köder für bürgerliche Polemik, die ſich damit beſchäftigen möge, damit ihre Aufmerkſamkeit und Kraft abgeleitet werde von der Hauptſache. Dieſe beſteht nicht in der Inſtitution des Adels, als ſolchen, nicht in beſtimmten Privilegien, nicht in Frohn-, Handdienſt-, Gerichts- und anderen Gerechtigkeiten und allerlei herkömmlichen Realbefreiungen; die Hauptſache beſteht vielmehr in dem unſichtbaren Bündniſſe aller Derjenigen, die ſo und ſo viel Ahnen aufzuweiſen haben, und die ſtillſchweigend die Uebereinkunft getroffen haben, ſich aller leitenden Macht der Staaten zu bemächtigen, indem ſie, gemeinſchaftlich die bürgerlichen Rotüriers zurückdrängend, faſt alle höhere Officierſtellen und durchaus alle Geſandtſchaftsposten an ſich bringen. Solchermaßen können ſie die Völker durch ihre untergebenen Soldaten in Reſpekt halten und durch

diplomatische Verhetzungskünste zwingen, gegen einander zu fechten, wenn sie die Fessel der Aristokratie abschütteln, oder zu diesem Zwecke fraternisirend sich verbünden möchten.

Seit dem Beginn der französischen Revolution steht solcherweise der Adel auf Kriegsfuß gegen die Völker, und kämpfte öffentlich oder geheim gegen das Prinzip der Freiheit und Gleichheit und dessen Vertreter, die Franzosen. Der englische Adel, der durch Rechte und Besitzthümer der mächtigste war, wurde Bannerführer der europäischen Aristokratie, und John Bull bezahlte dieses Ehrenamt mit seinen besten Guineen und siegte sich banquerot. Während des Friedens besorgte Oestreich die Interessen des Adels, — — —
— — — — — — — — — — —
und wie der unglückliche Anführer wurden auch die Völker selber in strengem Gewahrsam gehalten, ganz Europa wurde ein Sankt Helena, und . . . . . .
. . . . war dessen Hudson Lowe — — Aber nur an dem sterblichen Leib der Revolution konnte man sich rächen, nur jene menschgewordene Revolution, die mit Stiefel und Sporen und bespritzt mit Schlachtfeldblut zu einer stolzen Kaiserstochter ins Brautbett stieg — — — —, nur jene Revolution konnte man an einem Magenkrebse sterben lassen; der Geist der Revolution ist jedoch unsterblich und liegt nicht unter den Trauerweiden von Longwood, und in dem großen Wochenbette des Ende Juli wurde die Revolution wiedergeboren, nicht als einzelner Mensch, sondern als ganzes Volk, und in dieser Volkwerdung spottet sie des Kerkermeisters, der vor Schrecken das Schlüsselbund aus den Händen fallen läßt. Welche Verlegenheit für den Adel! Er hat sich freilich in der langen Friedenszeit etwas erholt von den früheren Anstrengungen, — — doch fehlt es ihm immer noch an hinlänglichen Kräften zu einem neuen Kampfe. Der englische Bull kann jetzt am wenigsten den Feinden die Spitze bieten, wie früherhin; denn der ist am meisten erschöpft, und durch das beständige Ministerwechselfieber fühlt er sich matt in allen Gliedern, und es ist ihm eine Radicalcur, wo nicht gar die Hungercur verordnet, und das inficirte Irland soll ihm noch obendrein amputirt werden. Oestreich fühlt sich ebenfalls nicht heroisch aufgelegt, den Agamemnon des Adels gegen Frankreich zu spielen — — — — — — —
— — — — — — — — — — —
— — — — — — — —

Aber in Frankreich flammt immer mächtiger die Sonne der Freiheit und überleuchtet die ganze Welt mit ihren Strahlen — Aber sie bringt täglich weiter, die Idee eines Bürgerkönigs ohne Hofetiquette, ohne Edelknechte, ohne Courtisanen, ohne Kuppler, ohne diamantne Trinkgelder und sonstige Herrlichkeit — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — —

Seltſame Umwandlung! in dieſer Noth wendet ſich der Adel an denjenigen Staat, den er in der letzten Zeit als den ärgſten Feind ſeiner Intereſſen betrachtet und gehaßt, er wendet ſich an Rußland. Der große Czaar, der noch jüngſt der Gonfaloniere der Liberalen war, indem er der feudaliſtiſchen Ariſtokratie feindſelig gegenüber ſtand, und gezwungen ſchien, ſie nächſtens zu befehden, eben dieſer Czaar wird jetzt von eben jener Ariſtokratie zum Bannerführer erwählt, und er iſt genöthigt, ihr Vorkämpfer zu werden. Denn ruht auch der ruſſiſche Staat auf dem antifeudaliſtiſchen Prinzip einer Gleichheit aller Staatsbürger, denen nicht die Geburt, ſondern das erworbene Staatsamt einen Rang ertheilt, ſo iſt doch auf der anderen Seite das abſolute Czaarenthum unverträglich mit den Ideen einer conſtitutionellen Freiheit, die den geringſten Unterthan ſelbſt gegen eine wohlthätige fürſtliche Willkür ſchützen kann: — und wenn Kaiſer Nikolaus I. wegen jenes Prinzips der bürgerlichen Gleichheit von den Feudaliſten gehaßt wurde, und obendrein als offner Feind Englands und heimlicher Feind Oeſtreichs, mit all ſeiner Macht der factiſche Vertreter der Liberalen war, ſo wurde doch er ſeit dem Ende Juli der größte Gegner derſelben, nachdem deren ſiegende Ideen von conſtitutioneller Freiheit ſeinen Abſolutismus bedrohen, und eben in ſeiner Eigenſchaft als Autokrat weiß ihn die europäiſche Ariſtokratie zum Kampfe gegen das frank und freie Frankreich aufzureizen. Der engliſche Bull hat ſich in einem ſolchen Kampfe die Hörner abgelaufen, und nun ſoll der ruſſiſche Wolf ſeine Rolle übernehmen. Die hohe Nobleſſe von Europa weiß ſchlau genug das Schrecken der moskowitiſchen Wälder für ihre Zwecke zu benutzen und gehörig abzurichten; und den rauhen Gaſt ſchmeichelt es nicht wenig, daß er die Würde des alten, von Gottes Gnade eingeſetzten Königthums verfechten ſoll gegen Fürſtenläſterer und Adelsläugner; mit Wohlgefallen läßt er ſich den mottigen Purpurmantel mit allem Goldflitterkram aus der byzantiniſchen Verlaſſenſchaft um die Schulter hängen, und er läßt ſich vom ehemaligen deutſchen Kaiſer die abgetragenen heiligen römiſchen Reichshoſen verehren, und er ſetzt ſich aufs Haupt die altfränkiſche Diamantenmütze Caroli Magni. —

Ach! der Wolf hat die Garderobe der alten Großmutter angezogen, und zerreißt Euch, arme Rothkäppchen der Freiheit!

Iſt es mir doch, während ich dieſes ſchreibe, als ſpritzte das Blut von Warſchau bis auf mein Papier, und als hörte ich den Freudenjubel der berliner Offiziere und Diplomaten. Jubeln ſie etwa zu früh? Ich weiß nicht; aber mir und uns Allen iſt ſo bang vor dem ruſſiſchen Wolf, und ich fürchte, auch wir deutſchen Rothkäppchen fühlen bald Großmutters närriſch lange Hände und großes Maul. Dabei ſollen wir uns noch obendrein marſchfertig halten, um gegen Frankreich zu fechten. Heiliger Gott! gegen Frankreich? Ja, Hurrah! es geht gegen die Franzoſen, und die Berliner behaupten, daß wir

zur Gesellschaft sich eine deutliche Vorstellung zu bilden. Aber man würde unbillig sein, sich darüber zu wundern. Bei dem geringen, ja bei dem hin und wieder reinpassiven Antheil, welchen die Verfassungen der mehrsten deutschen Staaten dem gebildeten Bürger an den öffentlichen Angelegenheiten lassen, kann er sich unmöglich zu einem höheren Standpunkte erheben, als zu dem engherzigen eines guten Pfahlbürgers, zu dem selbstsüchtigen eines fleißigen Producenten, zu dem loyalen, eines eifrigen Beamten, welcher bekanntlich jede freie Privatmeinung ausschließt, oder zu dem eines bevorrechteten Standes, der durch Grundbesitz, Feudalnerus und selbst durch historische Erinnerungen einstiger hoher, politischer Wichtigkeit und Unentbehrlichkeit, ein Uebergewicht über alle Classen der Gesellschaft behauptet.

Fassen wir diesen Gesichtspunkt scharf ins Auge, Herr Graf, so müssen wir unbefangen gestehen, daß die Gesellschaft, wie sie ist, den Unterschied der Stände nur historisch und unwillkürlich festgehalten zu haben scheint. Ohne Revolutionen lassen sich sociale Grundfesten nicht auf einmal einreißen. Der Entwickelungsgang der gesellschaftlichen Vernunft, sobald er ruhig und ohne Gewaltsamkeit fortschreitet, pflegt, von gegebenen festen Punkten aus, einem ihm selbst selten klaren Ziele unter mancherlei Wechseln zuzustreben. Immer aber sind es Ideen, welche den Charakter der Geschichte der Menschheit bezeichnen. Die Verwirklichung derselben im Leben beschäftigt Jahrhunderte, aber ihre allmählige äußere Darstellung erzeugt erst die Klarheit und das Bewußtsein der Idee, und mit dieser Klarheit treibt die Menschheit unwillkührlich sich selbst nach dem Ziele der möglichst vollständigen äußern Darstellung einer neuen Idee, die sich meist im geraden Widerspruche mit der alten befindet, und in diesem Widerspruche erstarkt. Die Vollendung aber der Entwickelung der alten Idee bedingt einen scheinbaren, culminirenden Stillstand derselben, und darin liegt der Keim ihrer angehenden Schwäche gegenüber der aufsteigenden neuen, von der sie allmählig von ihrer Höhe gedrängt wird, bis sie matt und abgelebt verschwindet.

Das eben ist der unendliche Reiz, den ein aufmerksames Betrachten der Vergangenheit und Gegenwart bietet, daß die Menschheit sich unaufhörlich zu entfalten, zu gestalten, und in dieser Gestalt zu verewigen trachtet, und doch immer wieder nach Verjüngung, nach Wiedergeburt und neuer Entwickelung ringt; wie es ja der einzelne Mensch sich so oft auch wünscht, da er am Ende des Lebens erst sieht, wie er hätte vom Anfange leben sollen. Aber ohne dieses gewaltige Agens müßte das Leben der Menschheit verknöchern; die Vernunft einer Zeit müßte die Vernunft aller folgenden Zeiten werden, und der Stillstand des Geisteslebens würde den Beobachter, ja die Menschheit selbst mit Ekel erfüllen. Mit ihm hingegen bewegt es sich in einer ewigen Reibung der

Kräfte, die ihm jene Funken ewigen Feuers entlockt, das es erwärmt und von Zeit zu Zeit ſelbſt erhitzt. Nur darin erkennen wir die Einheit der ewigen Vernunft im Leben der geſammten Menſchheit, und Frevel iſt es, dieſe Einrichtung zu ſchmähen; Frevel, der ſich oft ſchon ſchwer gerächt hat, ihr mit der Vermeſſenheit, ſie vernichten oder meiſtern zu können, ſtörend gegenüber zu treten. Sie iſt, und ihr Daſein iſt nur bedingt durch das Daſein des Menſchengeſchlechts und der ihm allein von der Gottheit verliehenen Vernunft.

Dieſe Betrachtung, Herr Graf, mußte ſich mir als eine allgemeine, leitende aufdringen, ſobald ich Ihre Schrift geleſen hatte. Ich läugne nicht, daß Sie ſelbſt durch mehrere Andeutungen mich veranlaßt haben, ſie anzuſtellen; allein die Vergleichung, die Anwendung iſt das Reſultat meines eigenen Nachdenkens. Sie ſelbſt ſtellen den Geſichtspunkt der Ewigkeit — wenn ich ſo ſagen darf — des Adels auf. Sie ſtützen ihn auf die Behauptung, daß die Natur ſelbſt ſeine Fortdauer durch eine Rangordnung und Stufenleiter in der Vollkommenheit ihrer Schöpfungen beſtimmt angedeutet habe. Sie bauen auf die Verſchiedenheit in der nicht mit Vernunft begabten Schöpfung Ihre Theorie, daß in der vernünftigen Creatur eine ähnliche Verſchiedenheit Statt finden müſſe, und bilden aus der wirklichen Verwahrloſung einzelner Individuen das Axiom: es müſſe in der bürgerlichen Geſellſchaft eine Verſchiedenheit des ideellen Werthes der ſie bildenden Glieder in Folge jenes Naturgeſetzes Statt finden. Denn was ſollten Sie anders mit dem Satze meinen: „daß wir es ſelbſt an künſtlichen Vorrichtungen nicht haben fehlen laſſen, die Vorzüge mancher vollkommneren Gattungen der einzelnen Geſchlechter der vernunftloſen Geſchöpfe zu ſteigern und die Dauer derſelben zu ſichern?“ Die Anſtalten, welche man zu Veredlung von Thieren, die theils zum Nutzen, theils zum Vergnügen dienen, getroffen hat: ſollten ſie wohl einen Beweis, ja einen Grundſatz zur Befeſtigung Ihrer Anſicht liefern? Ich geſtehe, daß ich nicht ohne Erröthen mich genöthigt ſah, dieſe ihre Behauptung zu deuten. Sie ſelbſt ſcheinen ſich geſcheuet zu haben, von dieſem ſo oft belachten und von der gebildeten Geſellſchaft im Innern Deutſchlands längſt verworfenen Parallelenbeweiſe einen deutlichen Gebrauch zu machen; und wenn ich daher auch ſelbſt jene Hindeutungen nicht zu billigen im Stande bin, kann ich doch nicht unterlaſſen, Ihrem Zartgefühle, das ſich gegen dergleichen Armſeligkeiten ſträubt, alle Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen.

Obgleich überzeugt, daß Ihnen die Einwürfe gegen das, von Ihnen zu Gunſten des Adelsinſtituts angerufene Naturgeſetz nicht fremd ſind, erlaube ich mir doch, deſſen Anwendung auf den gegebenen Fall als unpaſſend zu beſtreiten, und den Vorwurf langweiliger Wiederholung bekannter Dinge auf mich zu laden. Zugleich aber geſtehe ich offen, daß der Wunſch, dieſen unangenehmen, eine ganze achtungswerthe Klaſſe der Geſellſchaft preisgebenden Ur-

ſprungsbeweis für immer aus dem Felde der Erörterungen entfernen zu helfen, jede andere Rückſicht bei mir überwiegt. Jedoch beſeitige ich dieſen Präliminarpunkt lieber in meinem nächſten Briefe, und bitte Sie, unterdeſſen die in dieſem aufgeſtellten leitenden Geſichtspunkte Ihrer beſonderen Prüfung zu würdigen.

Mit Hochachtung habe ich die Ehre ꝛc.

Zweiter Brief.

An Herrn Grafen M. v. Moltke ꝛc.

Sie nahmen, Herr Graf, einen Anlauf ab ovo, als Sie auf ein Naturgeſetz die Nothwendigkeit des Adels bauten. Sie deuten jenes Naturgeſetz an, gedenken der künſtlichen Anſtalten der Menſchen, den edleren Schöpfungen der Natur Dauer zu geben; finden ſodann einen Naturadel in der Verſchiedenheit der Gaben und Gnaden, womit die weiſe Gottheit ihre Menſchen ausgerüſtet hat, begründet, und ſehen aus den älteſten Zeiten herauf durch alle Vergeſellſchaftungen der Menſchheit dieſen Adel gleich dem rothen Faden ſich ziehen, der ſich nach Umſtänden hier ſo, dort anders ankündiget, und in Deutſchland, überhaupt unter Germanen im Lehn- und Ritterweſen ſeine europäiſche Niederlaſſung an- und feſtknüpft.

Nun geſtehe ich Ihnen, daß ich mich eben ſo wenig mit dem naturhiſtoriſchen als welthiſtoriſchen Theile dieſer Andeutungen recht abzufinden weiß. Der Orient beut nirgends einen Adel in einem für Europäer bequemen Sinne. Nur ein Verhältniß iſt mir bekannt, welches in Aſien europäiſchen Rangverhältniſſen als ähnelnd an die Seite geſtellt werden kann, und wahrſcheinlich auch den älteſten nord- und öſtlichen Germanenſtämmen nicht unbekannt geweſen iſt, wenn die alten Leges nicht täuſchen. In Aſien nämlich pflegt der Werth der Völker und Menſchen vom Herrſchen und Dienen abhängig zu ſein. Das ſiegende Volk, welches die Nachbarn unterjochte, und ſeinen König zu ihrem Herrſcher machte, war das beſte und edelſte; die übrigen unterworfenen Völker aber nahmen ihren Rang nach dem Herrſchenden, je nachdem ſie die Freiheit längere oder kürzere Zeit behauptet oder entbehrt hatten, oder nach Maßgabe ihrer örtlichen Entfernung vom herrſchenden Volke. Reiche und Arme aber gab es überall und zu jeder Zeit; dagegen habe ich mich nicht überzeugen können, daß dieſer Zufall im Orient jemals Rechte begründet habe, die auch nach dem Verluſte des Reichthums hätten vererbt werden können. Die patriarchaliſche Majoratserbfolge kann ebenfalls hieher

nicht gerechnet werden, da ſie, auf Polygamie und Sklaverei gegründet, keine Verbindlichkeit auflegte, des Erbes ſich nicht zu entäußern. Noch immer lebt der Orient unter denſelben Bedingungen, und wo ſelbſt nicht einmal Kaſten und ihr Geſchäft den Unterſchied des höheren oder geringeren Werthes der Glieder des Volkes beſtimmen, iſt von einer Adelsidee im europäiſchen Sinne keine erweisliche Spur, es müßte denn hie und da germaniſcher Einfluß etwas geändert haben.

Sie wiſſen, Herr Graf, daß die gelehrteſten Forſcher und Kenner germaniſchen Alterthums keinen Beweis zu Stande gebracht haben, daß in den germaniſchen Völkern ein urſprünglicher Adel geweſen ſei. Was wir gewiß wiſſen, führt ſich ebenfalls auf die, allen alten, in politiſcher Kindheit lebenden Völkern eigene Majoratserbfolge zurück, die aber unter Germanen ſich nicht auf Polygamie baſirte und in unſeren adeligen Geſchlechtern, den Fürſten- und reichsunmittelbaren Familien, ſelbſt bei weit vorgeſchrittener Ausbildung der Territorialhoheit, noch gleiche Erbanſprüche unter den Söhnen Eines Vaters begründete. Germanen, wie Orientalen, kannten nur einen wahren Unterſchied des Standes. Freiheit oder Unfreiheit war das Kennzeichen der Ehre, und dieſe, ihrem primitiven Wortbegriffe nach, das Recht des Freien an der Geſetzgebung und Rechtspflege Theil zu nehmen und die Waffen zur Aufrechthaltung dieſes Rechtes gegen äußere und heimiſche Feinde zu tragen.

Sie wiſſen ferner, Herr Graf, daß die Germanen in ihren urſprünglichen Verfaſſungen jedem Freien Selbſthülfe in allen ihn und ſeine Familie betreffenden Beleidigungen geſtatteten, und daß der Germane dieſe Autonomie als das Palladium ſeiner Freiheit betrachtete. Sie ſtand aber dem großen Grundbeſitzer nicht mehr zu als dem kleinen Freien, den wir jetzt einen Bauer nennen, und ſelbſt dieſem auch dann noch, wenn er Grundbeſitz und Habe verloren, jedoch ſeine Waffen, das Zeichen des Freien, behalten hatte. Es gab in Deutſchland Knechte, unfreie Menſchen ihrem Stamme nach, oder durch Kriegsgefangenſchaft; manche auch, die im Spiele ſelbſt ihre Freiheit nicht geachtet hatten. Das übrige Volk aber beſtand ganz aus Freien, und ſelbſt als Hinterſaſſen großer Grundeigenthümer waren ſie perſönlich frei, und nur den freien Eigenthümern zu Zins und Dienſt pflichtig, und wurden nur durch ſie in der Geſellſchaft rechtsfähig. Sie ſtanden im Rechtsſchutze der Grundherren.

Sodann wiſſen Sie, daß die Germanen das weſtliche und ſüdliche Europa nach und nach ſich unterwarfen, und daß die Franken ein auf Grundverleihungen gebautes Heerbannſyſtem zur Behauptung ihrer Eroberungen aufſtellten, durch welches die beſiegten Völker zuerſt entwaffnet, dann waffenlos um die gleiche Ehre der Freien gebracht, und endlich für den Schutz, welchen die Sieger ihnen nun gewähren mußten, für dieſe zu arbeiten gezwungen wur-

den, wofür ihnen dann der Besitz ihres alten Grundeigenthums verblieb. Sie wissen, daß dieses System mit Modificationen von allen germanischen erobernden Völkern gegen unterworfene angewendet wurde, und wie in mancherlei Wechseln und ewigen Kriegen dieses Lehn- und Heerbannsystem auch in das eigentliche Deutschland allgemach zurückkehrte und Schritt vor Schritt die ursprüngliche Verfassung änderte.

Endlich, Herr Graf, wissen Sie, wie dieses Lehn- und Heerbannsystem zwei Stände in Deutschland und allen germanischen Ländern hervorrief: einen freien, bewaffneten Kriegerstand und einen freien, bewaffneten Bürgerstand, als Heinrich der Vinkler im innern Deutschland feste Städte gegründet, und die in diesen Burgen eingeschlossenen Männer in Zünfte und Innungen nach ihren Gewerben getheilt hatte; und wie dagegen die Krieger ebenfalls Zünfte und Innungen bildeten, woraus hier im Laufe der Zeit der Ritterstand, dort das Vollbürgerthum, die Meisterschaft, als höchste Staffel hervortrat. Hiemit endete in den Städten die Autonomie des einzelnen Freien und ward von der Autonomie des freien Gemeinwesens erdrückt. Industrie und Handel konnte mit einer blos auf kriegerische Zwecke gerichteten gesellschaftlichen Verfassung nicht bestehen. Nur zum Schutze derselben führte man die Waffen; übte man aber damit das Recht des Stärkeren, so adoptirte man bei Eroberungen, oder freiwilligen Unterwerfungen unter den Schutz der Stadt jenes Lehn- und Heerbannsystem als etwas Vorhandenes und den Verhältnissen und Begriffen der Gesellschaft Angemessenes. Die moralischen Personen der freien Städte stellen sich dadurch in innigen Zusammenhang mit den Rechtsbegriffen und den Rechten freier Männer überhaupt; aber nur nach Außen. Im Innern hörte die Autonomie auf; Gesetzlichkeit trat an ihre Stelle; alle Streitigkeiten fanden ihren bestimmten Richter; alle Kräfte dienten der Macht und dem Gedeihen des Ganzen, und aus ihnen ging für Deutschland neben manchem anderen Vortheil die erste Idee einer durch Feststellung wechselseitiger Rechte und Pflichten geordneten und gesicherten Gerechtigkeit, überhaupt das Bild der Staatseinheit und der staatsbürgerlichen gleichen Freiheit hervor, welche jetzt die Grundpfeiler der bürgerlichen, d. h. der Staatsgesellschaft sind.

Der Kriegerstand hingegen dürfte auf einen Antheil an der Civilisation Deutschlands nur sehr bescheidene und mittelbare Ansprüche zu machen haben. Er stellte sich dem nach Frieden strebenden Bürgerstande schroff durch seine Basirung auf den Krieg entgegen. Er war es, der den freien Bauer, welcher unter dem Schutze eines Ritters in seiner Hütte blieb, entwaffnete, hörig, ja unfrei machte, meist selbst ohne das Recht der Eroberung und des Sieges; er war es, der ein Raubsystem gegen die Städte und gegen den wehrlosen Unterthan seines Nachbars einführte, und allen Beschlüssen von Kaiser

und Reich zum Trotze unterhielt, bis die ultima ratio regum ihn zur Ordnung und unter das Geſetz des Friedens zwang. Man darf ſagen, daß das Pulver recht eigentlich ein Geſchenk der gütigen Vorſehung in der höchſten Noth des Vaterlandes und aller germaniſchen Völker geweſen ſei. Ohne dieſes Kleinod wären jene unzähligen Schlupfwinkel gefreieter Räuber, jene ſtahlbepanzerten Krieger, welche mit gleichen Waffen nicht zu beſiegen waren, und kein anderes Handwerk als den Krieg lernen mochten, nicht zu zwingen geweſen, und ſchwerlich hätte das Geſetz an die Stelle der Autonomie, ſchwerlich der Landfriede an die Stelle des Fauſtrechts, ſchwerlich Civiliſation und allgemeine Intelligenz an die Stelle der Barbarei treten können.

Allmälig erzwangen jetzt die Fürſten die Landeshoheit. Der nur für den Krieg gebildete Stand mußte ihren neugeordneten Heeren folgen. Er hatte nichts zu leben, wenn er nicht in dieſen Heeren Unterhalt erhielt. Welch unſägliches Elend aber jene Rotten dienſt- und brodloſer Kriegerſchaaren über das weſtliche Europa brachten, wenn ein Friede ſie dem Fürſten, der ſie geworben hatte, entbehrlich machte, iſt kaum mit Worten zu beſchreiben. So lange die Ritterorden nicht aufgelöſt wurden, ſo lange der freie Reiſige nach der Ritterwürde, als der höchſten Ehre, trachtete, ſo lange eine höhere Taktik, die nicht auf Leibesſtärke der einzelnen Männer im Heere ſich gründete, noch nicht ausgebildet war, ja man möchte ſagen, ſo lange nicht ein dreißigjähriger Krieg in Deutſchland ſelbſt die Schaaren jener autonomiſchen, herrenloſen Krieger wieder verſchlang und mitten in Deutſchland eine Idee gründlich zu Grabe brachte, die von da als ihrer Quelle über das ganze weſtliche Europa ſich verbreitet hatte: ſo lange konnte der Sieg des Geſetzes über die Anarchie, der Sieg des Prinzips des Friedens über das Prinzip des Krieges nicht errungen und Wohlſtand und Gedeihen aller Klaſſen der Geſellſchaft nicht erzielt werden.

Aber was hatte das Volk indeſſen eingebüßt! Auf dem platten Lande gab es kaum einen ganz Freien mehr, als den Ritter, der zunftmäßig das Recht der Waffen erlangt hatte, und es jedem kleineren Freien ſtreitig machte. Damit er ſie ſchütze, mußten ſie für ihn arbeiten, und was urſprünglich billig war, ward nun, nachdem der Schutz der Geſetze des Friedens an die Stelle des Herrenſchutzes getreten war, eine unerträgliche Laſt. Die Freiheit des Volkes war untergegangen, damit Einige ganz frei ſein könnten; was geweſen war vorher, erkannte man nur noch in der Ritterſchaft und in den Städten.

Hieraus nun entwickelte ſich jenes Superioritätsverhältniß der Ritter über die Maſſe des Volkes, aus welchem ſie hervorgegangen waren. Das Gefühl allein frei und bewaffnet unter einer großen Anzahl Unfreier zu ſein, erzeugte eine gewiſſe Sicherheit im Benehmen und eine gewiſſe Dreiſtigkeit in allen ſocialen Berührungen, und ich glaube nicht, daß die Erinnerung großer Thaten

dieſe gerühmte Eigenthümlichkeit des Adels jemals in ſolchem Maße hätte hervorrufen können, wie jene reellen Vorzüge. Der Beſitz von Vorrechten muß einen Vorzug in der Geſellſchaft geben, die Beſitzer zu Gleichen, die Entbehrer zu Ungleichen machen. Sobald auch für das Prinzip des Friedens die für das Prinzip des Krieges nothwendigen Verhältniſſe der vorzugsweiſe zum Kriegsdienſte verpflichteten Freien durch ertrotzte Verträge anerkannt waren, ſeit die Vertretung der Geſellſchaft auf dem Grundſatze fortgeführt wurde, daß nur der waffentragende Freie das Recht zur Vertretung habe: ſeit dieſer Zeit ging der Ritterſtand in den Adel über. Noch im ſechzehnten Jahrhundert machte man dem bloßen Ritter überall die Prädikate des Adels ſtreitig. Erſt als die Landeshoheit und der hievon abhängige Landfriede nur dadurch begründet und befeſtigt werden konnten, daß die Fürſten auch für dieſen Frieden und ein völlig verändertes Wehrſyſtem, die vom Ritterſtande in Anſpruch genommenen kriegeriſchen Vorrechte, namentlich der Steuerfreiheit und der Rechtspflege, des alten, reichsunmittelbaren Adels anerkannten, wurde ihm das Prädikat Adel nicht mehr ſtreitig gemacht. Auf dieſe Weiſe mußten Fürſten und Volk vom Kriegerſtande den Frieden theuer erkaufen.

Dies, Herr Graf, ſind wahre „Grundzüge zu einer Geſchichte des Adels;“ keineswegs aber das Ritterthum mit ſeinen glänzenderen und ſchöneren Aeuſſerungen. Dieſe gehören, wie das Ritterweſen ſelbſt, dem ganzen freien Volke. Nie hat in Deutſchland, und gewiß nirgends in der Welt ein Naturgeſetz den Adel hervorgerufen, und ein Mißbrauch der Geſchichte würde es ſein, das, was iſt, weil es zu irgend einer Zeit nothwendig war, zu einem Naturgeſetze ſtempeln zu wollen. Gehen Sie aber in die Zeit der Entſtehung des deutſchen Adels zurück, ſo finden Sie leicht, daß nur eine kleine Anzahl Freier ſich im Genuſſe einer höheren Achtung und gewiſſer, auf kriegeriſche Pflichten gegründeter Vergünſtigungen befunden habe. Erſt unter den Franken, und durch ihre Rückwirkung auf Deutſchland auch hier, bildete ſich ein befreieter, erblich bevorzugter Adel durch Erblichkeit der Lehn und Anwendung des Lehnſyſtems auf alle Verhältniſſe des Volkes. Selbſt als dieſer Adel das Volk im fränkiſchen Intereſſe in den Reichsverſammlungen vertrat, konnte in den Gauen noch jeder Freie ſelbſt ſein Recht vertreten. Große kriegeriſche Erinnerungen, von denen wir wenig mehr wiſſen, mag hin und wieder dieſer Adel auf das ſpätere Mittelalter in ſeinen Familien vererbt, und auch im Ritterthume fortgepflanzt haben: die jetzige große Maſſe des ritterſchaftlichen Adels hat ſolche Erinnerungen nicht aufzuweiſen, und ihr Urſprung gehört einer Zeit an, welche den Unbefangenen mit Wehmuth erfüllt. Als das erſte Bedürfniß des Reichs ein allgemeiner Friede wurde, mußten die Fürſten auf Koſten der Rechte der Nation vor allem mit dem Ritterſtande Frieden ſchließen,

und nur durch Befriedigung des Eigennutzes vermochten ſie ſelbſt ihre wohlthätigeren Zwecke zu erreichen. So ward die Ritterſchaft an die Fürſten geknüpft, aber keinesweges die Letzteren dauerhaft an jene; ſo entſtand die Meinung, daß die Ritterſchaft ein Adel, und dieſer Adel die Stütze der Throne ſei, weil die Fürſten ihre Thronrechte durch die Zugeſtändniſſe an die Ritter begründeten. Umgeben von dieſem Adel, erzogen von ihm, mehr für die Künſte des Krieges als des Friedens von ihm gebildet, ſcheint dieſe Meinung ſelbſt auf manche fürſtliche Geſinnung Einfluß gewonnen zu haben, ja es haben Prinzenerzieher ſie in neueren Zeiten in ein Syſtem gebracht, ſo ſehr die ſchon vor mehr als 300 Jahren allgemein anerkannte Nothwendigkeit und ſtaatskluge Thätigkeit der mehreſten aufgeklärten Fürſten den Bürgerſtand zu heben, den Widerſpruch dieſes Vorurtheils mit den wahrhaften Bedürfniſſen einer vernünftigen Staatsorganiſation lebendig und unwiderlegbar ſchlagend dargethan hat. Aber nicht ein bevorzugtes ſtädtiſches Bürgerthum: ein freies und gleiches Staatsbürgerthum, das alle Glieder des Staats in ſich begreift, iſt die ſichere Grundlage des Thrones, und ein geringer Aufwand von mathematiſchem Scharfſinn zeigt den Vorzug einer ſo breiten Baſis vor unſicheren ſchwankenden Stützen, mit welchen ein einziger, auf Koſten des Volkes bevorzugter Stand den Thron künſtlich über jene natürliche, ſichere Baſis hebt.

Wahr iſt es, dieſe Stützen ſind allgemein von der Vernunft der Zeit bedroht; allein nur ſcheinbar iſt die Beſorgniß, daß die Throne *mit* ihnen fallen würden. Das Volk iſt reif und bereit, ſie zu halten, und nur ein kurzſichtiger Widerwille dagegen könnte dieſe Bereitwilligkeit in eine Gefahr verkehren.

Allein wollen Sie, daß ich nun noch einmal auf das Naturgeſetz zurückkomme, welches nach Ihrer Meinung den Adel ſchuf und erhält? Wenn die Fortpflanzung der Geſchlechter in der Thierwelt durch aufmerkſame und beharrliche Vergattung ausgezeichneter, fehlerloſer Individuen beider Geſchlechter, und bei ausgeſucht guter Behandlung und Wartung eine ſchöne Zucht und Race giebt, ſo geben Sie ſelbſt zu, daß dies eine künſtliche Veranſtaltung ſei. Sie wiſſen aber als Holſte beſſer als ich, daß dieſe Racen durch, bis jetzt nicht ſattſam erklärte und bemeiſterte Umſtände oft ſehr bald ausarten, und daß man ſogar den Grundſatz gebildet habe, daß eine Verjüngung der Racen durch wilde Einmiſchlinge ihnen neue Kraft verleihe. Bis jetzt hat die heilige Scham den Menſchen abgehalten, ſolche Verſuche mit ſeinen ausgearteten Edelracen öffentlich anzuſtellen, und hoffen darf man, daß die bisherigen Erfahrungen gebildeter Menſchen in Zukunft kategoriſch verbieten werden, einen *Kaſtengeiſt* und eine mit ihm entſtandene Ueberlegenheit in der Geſellſchaft an das heilige Geheimniß ihrer Zeugung zu knüpfen. Die Vernunft, der Menſchengeiſt iſt an keine Race gebunden; die Gaben und Kräfte des

Verſtandes erben nicht von Vater auf den Sohn; das Blut des adeligen Vaters hat keine ſeligmachende Kraft. Der Leib allein erbt oft die Eigenſchaften der Erzeuger; der Geiſt bedarf künſtlicher Ueberlieferungsmittel und erbt von der Menſchheit. Eher werden Sünden vererbt als Tugenden der Eltern, denn die Sünde der Väter, bemerkte ſchon der große naturkundige Moſes, wirkt auf viele Glieder der Familie fort. Und wenn es wahr wäre, daß die Reinheit der Race etwas in der Natur Begründetes ſei, würde es dann ſo vieler künſtlicher Mittel und Anſtalten bedürfen, ſie rein zu halten? Nirgends in der Natur findet ſich dieſes Geſetz; die ungezählte Menge der Spielarten zeugt dagegen. Wo die Race rein bleibt, hat locale Nothwendigkeit oder Zwang darauf gewirkt. Die Natur hat ſelten, und wohl am wenigſten hier — unüberſteigliche Grenzen gezogen, und dieſe empiriſche Wahrheit ſollte ein Fingerzeig für Menſchen ſein, ihr nicht Geſetze aufdringen zu wollen, die ihre Thätigkeit hemmen und ihrem ſchöpferiſchen Reichthum ſeinen wohlthätigen Nutzen verkümmern.

Verzeihen Sie mir eine Auslaſſung, Herr Graf, die vielleicht an der Schwierigkeit, einen ſo zarten Gegenſtand würdig zu behandeln, ſcheiterte! Eine perſönliche Abſicht werden Sie mir nicht unterlegen, und ich verwahre mich gegen jede ſolche Deutung. Ich wollte Ihre Aufmerkſamkeit auf die Gefahr in Ihrer Behauptung leiten und einen neuen Punkt, den ich zum Gegenſtand einer beſondern Mittheilung zu machen gedenke, berühren. Genehmigen Sie indeß die Verſicherung meiner unveränderten Hochachtung, mit welcher ich die Ehre habe zu ſein ꝛc.

Dritter Brief.

An Herrn Grafen M. v. Moltke ꝛc.

Weit entfernt, zu befürchten, Ihnen durch meine Mittheilungen über einen Gegenſtand beſchwerlich zu fallen, der unter gebildeten Menſchen in dieſem Augenblicke faſt in jeder Unterhaltung berührt wird: bringe ich Ihrer anerkannten Humanität ein Vertrauen entgegen, aus welchem zum mindeſten hervorleuchten dürfte, wie frei ich von aller Animoſität, allem Haſſe und Neide gegen Ihren Stand bin. Andere Geſinnungen halte ich der Intelligenz unſerer Zeit für unangemeſſen, und je eifriger ich mich bemühe, mich dieſer Intelligenz näher anzuſchließen, deſto ausſchließlicher habe ich es lediglich mit den Gründen zu thun, welche man für die Behauptung der

Vorzüge und Vorrechte eines Standes und einer Klaſſe der bürgerlichen Geſellſchaft vor der andern anführen mag. Aus meinem letzten Schreiben lernen Sie in mir einen Anhänger einer gewiſſen hiſtoriſchen Schule kennen, und entnehmen daraus, daß ich ein Gegner der Ideologen bin. Seit Rouſſeau und Voltaire, ſeit der franzöſiſchen Revolution hat die Ideologie eine Fruchtbarkeit entwickelt, die nothwendig den Boden, auf welchem ſie wucherte, erſchöpfen mußte. Man bedurfte daher eines befruchtenden Mediums, und dieſes, Herr Graf, hat man in einem gründlichen Studium der Weltgeſchichte, der Geſchichte des Menſchengeiſtes, ich glaube glücklich, entdeckt.

Aus dieſer Geſchichte verſuchte ich die Merkmale der Entſtehung und Entwickelung der welthiſtoriſchen Idee eines bevorrechteten Erbadels zu entlehnen und ich glaube, daß ſich zwei Hauptmomente angeben laſſen, wo jene Idee Leben und Wirklichkeit empfing. Das erſte Moment iſt die fränkiſche Lehn- und Heerfolgeordnung. Schon mit dem Verfall der Merovinger, noch mehr aber mit Abgang der Karolinger zeigt ſich in dieſem Lande ein erblicher Feudaladel, entſtehend durch das Vorenthalten der Lehen gegen die ohnmächtigen Lehnsherren. Die Herzogs- und Grafenämter wurden jetzt an den Lehen klebende erbliche Würden der Familien. Die Behauptung der durch die großen Lehen, ſo wie durch jene Aemter überkommenen Gewalt gegen die Oberherren erzeugte für die großen Lehn- und Würdenträger die Nothwendigkeit, unter den kleineren Lehnträgern durch Garantie gleichen Erbrechts ſich feſten Anhang zu bilden, und die Geſchichte des Erbadels ſtellt ſomit gleich im Beginn den Beweis auf, daß der Erbadel nur inſofern eine Stütze des Thrones genannt werden könne, als die Stabilität des Thrones ihm angemaßte Rechte ſichert. Unzählige ähnliche Beiſpiele ließen ſich davon bis auf unſere Tage herab finden, wie trefflich der Adel die Legitimität der Throne unterſtützt und zum Wohle des Staats mitwirkt, ſelbſt wenn wir des weſtphäliſchen Hofes und anderer Höfe dieſer Zeit nicht gedenken wollen! Die Kaiſer- und Gegenkaiſergeſchichte iſt unter andern reich an dieſer Eigenthümlichkeit des Standes. Indeſſen iſt dieſer Adel ſehr alt geworden; er hatte die Verfaſſungen der germaniſchen Reiche ſich angepaßt; die Landeshoheit ſeiner mächtigeren Glieder ging aus ihm hervor, die, eine große Wohlthat unter Umſtänden, wie ſie war, dennoch das deutſche Staatsleben ſo gründlich umgekehrt und verunſtaltet hat, daß die neuere Zeit nothwendig auf den Gedanken kommen mußte, den alten Adel auf die Zeiten vor ſeiner Entſtehung zurückzuführen, ſofern die von ihm errungene Landeshoheit dem neueren Staatenſyſteme, welches auf Bildung großer Nationalitäten füglich Bedacht zu nehmen anfängt, ſtörend entgegentritt.

Das zweite Moment, Herr Graf, nimmt einen mindeſtens eben ſo großen Abſchnitt in der deutſchen Geſchichte ein. Die Entſtehungszeit ritterſchaft-

lichen Erbadels ist in mancher Weise noch dunkler und seine Geburt geheimnißvoller. Man könnte sie vielmehr ein fünfhundertjähriges Gebären nennen, als eine Geburt. Die schauderhafteste Zeit deutscher Geschichte, das Interregnum macht die ersten Ansprüche auf dessen Diplom, obwohl dies einer späteren Zeit angehören dürfte. Während die Städte an innerem Gehalte gewinnen, während sie die einzigen Stützen der Freiheit und des Rechts sind, bildet sich ein Bund der Ritter gegen diese Städte unter dem Vorwand, in Ermangelung eines Reichsoberhauptes das alte Recht zu schützen. Mag diese Idee den schwäbischen Freisassen und Rittern vorgeschwebt haben oder nicht: so viel ist gewiß, die Art und Weise der Ausführung läßt kaum auf die Idee zurückschließen. Das furchtbarste Raub- und Fehdesystem, der rechtloseste Zustand, die schauderhafteste Barbarei folgte den Zeiten der — Minnesinger. Dieselben Ritter, Herr Graf, die unter den Franken und Hohenstaufen, diesen Männern von Geist und Seelenhoheit, den letzten Kaisern einer freien Volkswahl, sich öfter gegen sie empörten, als ihnen treu blieben: sie sind die Helden dieser Zeit. Wichtig geworden in den Kreuzzügen, war die Ritterwürde allgemein begehrt. Zu einer Ritterzunft zu gehören, hieß das ehrenvolle Handwerk der Waffen den Künsten und Gewerben des Friedens gegenüberstellen. Um es unabhängig treiben zu können, mußte der hörige Hintersasse seine Leistungen verdoppeln; und nicht lange währte es, so sah der Ritter alles, was er mit dem Schwert auch dem friedlichen Manne abnehmen konnte, selbst dessen Freiheit, als gute Beute an.

Es ist mir unbegreiflich, Herr Graf, wie Sie in den von Ihnen angedeuteten Grundzügen der Geschichte des deutschen Adels diesen wesentlichen übersehen konnten. Sie müssen mir zugeben, daß die Minnesingerei auf die Entwickelung des Instituts gar nicht von Einfluß, von dem größten aber das Faustrecht und das Interregnum — die Herrenlosigkeit gewesen ist. Daß die Minnesinger und deren Begünstiger gerade alle Ritter oder vom Adel gewesen, ist mir nicht bekannt. Ueberall, wo Kunst und Wissen aufblühten, gab es Minnesinger, und bekanntlich haben die Mauren den Provenzalen und Deutschen in der Dichtkunst nichts nachgegeben, ja sie sollen ihnen sogar vorausgegangen sein und sie übertroffen haben. Wäre nun der Minnesang und die romantische Poesie jener Zeit ein Kind des Ritterthums, und nicht umgekehrt das schönre Ritterthum und die Minnesingerei ein Kind der romantischen Begeisterung der Zeit gewesen, so müßte man annehmen, daß auch das Ritterthum und die Tugend jener Mauren trefflicher gewesen sei. Je roher der Geist der Nationen blieb, desto unbedeutender sind ihre dichterischen Schöpfungen in jener Zeit, und deutlich genug können wir die Abstufungen des Werthes der romantischen Poesie durch die Nationen hindurch gewahren, wenn wir auch jeder einzelnen Nation ihre besonderen poetischen, und der deutschen

beſonders ihre gemüthlichen Vorzüge zugeſtehen müſſen. Daß unter tauſenden von rohen Rittern und ungebildeten Edelleuten einige wenige waren, welche die Regeln und den Geiſt dieſer Poeſie auffaßten, leidet keinen Zweifel; ja man kann getroſt zugeben, daß die Ritter, als aus den freien Geſchlechtern ſtammend, nicht aber weil ſie Ritter waren, Luſt zum Dichten hatten, und man wird dennoch nicht begreifen, was dies mit dem Werth eines Erbadels zu thun habe. Weiß man doch, daß die Freiheit alle Kräfte des Menſchen erregt; wie viel beklagenswerther iſt es alſo, daß ein Theil des Volkes den andern zur Sklaverei herabwürdigte, in welcher er nichts Herrliches vollbringen konnte.

Aber ich will Ihnen dieſen ſchönen Traum nicht ferner ſtören. Wir wiſſen die Zeit nicht genau, wo die Ritterwürde erblich wurde, und eben ſo wenig läßt ſich angeben, wenn die Freiſaſſen auf die Idee gekommen ſind, als Erbritter einen Adel zu bilden. Sie benutzten beſonders in Franken und Schwaben den Verfall dieſer beiden großen Reichslehen in der Zeit der Ohnmacht der Reichsoberhäupter, und der ehr- und habſüchtigen Parteiungen des alten Adels; das Beiſpiel dieſes Adels war vorangegangen; die Vortheile und Vorrechte, welche er erlangt hatte, waren ſichtbar; nichts war daher natürlicher, als daß die ihm nachahmten, die ihm an Macht und Reichthum am nächſten ſtanden.

So drängte ſich die freie Ritterſchaft in den alten Erbadel ein. Was man nicht hatte hindern können, mußte man jetzt zum allgemeinen Beſten kehren. Man nahm die freie Ritterſchaft in den Reichsverband auf, um ihre Autonomie durch das Reichsgeſetz zu zügeln, und ſchon Rudolph I. ermunterte die Fürſten, in ihren Territorien ebenfalls Ritterverbindungen zu ſtiften, nicht um die Rechte der Ritter zu mehren, ſondern um die Anmaßungen der kleinen Vaſallen gegen die unglücklichen Bauern hiedurch zu beſchränken.

Während dieſer Bemühungen ward das Pulver erfunden. Die Kriegskunſt änderte ſich; die Fürſten ſahen bald die Unzweckmäßigkeit einer Kriegerzunft ein, deren Waffenkünſte, deren ganzes Kriegsſyſtem auf Leibesſtärke gegründet war. Allein dieſe Ritter im Reichsterritorium und die kleinen von den Fürſten abhängigen ritterbürtigen Hinterſaſſen waren bisher nur zu dieſen Kriegsdienſten verpflichtet geweſen. Umſonſt verlangten die Fürſten von ihnen die Mittel, zweckmäßige Heere errichten zu können. Wolle man ihre perſönlichen Dienſte nicht, antworteten ſie, ſo ſeien ſie keinem Menſchen etwas ſchuldig. Die Fürſten entgegneten: gut, dann aber haben eure Dienſtmannen auch nie die Pflicht gehabt, euch Zins zu geben und für euch zu arbeiten; wollt ihr euch nicht in ein gleiches Verhältniß zu uns ſtellen, ſo gebt jenen zurück, was euch nicht gebührt.

Dieſes Dilemma füllt alle ritterſchaftlichen Verhandlungen mit ihren Fürſten bis in das ſechszehnte Jahrhundert, und erſt jetzt, nachdem der ewige Landfriede beſchworen und die Geſetzlichkeit, das Friedensprinzip an die Stelle des Fauſtrechts und Kriegsprinzips getreten war, bequemten ſich die Ritter unter ausdrücklichem Vorbehalt ihrer Privilegien und Rechte, ihre perſönliche Dienſtpflicht in Gelde den Fürſten abzukaufen. Und ſo ward zum zweiten Male die Freiheit des Volks verhandelt, und die Freien, dieſe Erbritter, erbten die Privilegien wie die Sporen, d. h. ohne ſie verdient zu haben, und würdigten ihr Leben, das ſie als Krieger dem Fürſten verpfändet hatten, einer armſeligen Steuer gleich, welche ſie von ihren Hinterſaſſen erpreßten, ohne ſie ferner zu ſchützen. So verwuchs ein auf Bedingungen gegründetes Rechts- und Pflichtverhältniß von nun an als ein abſolutes mit den Rechtsbegriffen des Volks und ſchlau wendete man die neue Reichsgerichtsverfaſſung und nach und nach das römiſche Recht ſelbſt noch auf dieſes Verhältniß an, da es ſcheint, die Ritter haben ſich ſo wohl dabei befunden, als beim Fauſtrecht.

Sobald die niedere Erbritterſchaft in den fürſtlichen Territorien dieſelben Rechte und Privilegien erlangt hatte, welche die Reichsritterſchaft im Reiche behauptete, maßte ſie ſich, aller Widerrede ungeachtet, das Prädikat des Adels an. Und in der That, da die Ritterſchaft überall unter gleichen Bedingungen ſich fortpflanzte, da ritterbürtige Eltern einen Ritter erzeugten, da der Adel ohne Ritterwürde nicht mehr gedacht werden konnte, ſo ſtand dem Zugeſtändniß dieſer Anmaßung nichts entgegen, als höchſtens die Neuheit derſelben und der altadelige Stolz. Je weiter die Landeshoheit der größeren Edelleute die Reichsritterſchaft hinter ſich zurückließ, deſto gleicher wurde letztere der Territorialritterſchaft, und ſomit konnten ſich's die Fürſten wohl gefallen laſſen, daß ihre Ritter, die ihre Umgebung bildeten, dem kleinen Reichsadel ſich gleichſtellten. Im ſechszehnten Jahrhundert ward die niedere Ritterſchaft ein Adel, und ſeit der Auflöſung des deutſchen Reichs hörte faſt von ſelbſt der Unterſchied zwiſchen ihr und der freien unmittelbaren Reichsritterſchaft auf. Seit dieſe keine Säule des deutſchen Kaiſerthrones mehr iſt, kann ſie nur noch als ſimple Stütze der Fürſtenthrone eine ſcheinbare Wichtigkeit behaupten, und ſo ſehr ſie den Gedanken haſſen mag — ſie iſt in Wahrheit in die niedere Ritterſchaft übergegangen, und die ganze Zunft zu ihrer urſprünglichen Einheit zurückgekehrt, wahrſcheinlich, damit ſie der Idee nach auf einmal verſchwinde. Sic transit gloria mundi! —

Sie ſelbſt, Herr Graf, verkennen dieſe beiden Hauptmomente der Entſtehungsgeſchichte des Erbadels nicht. Schon vor zwölf Jahren that der geiſtreiche Freiherr von Gagern auf Monsheim bei Gelegenheit des Aachener Congreſſes den Fürſten den Vorſchlag, die Entſchädigung der Mediatiſirten dadurch zu bewirken, daß man ſie den regierenden Fürſten ebenbürtig erkläre,

da die wenigen Fürſtengeſchlechter, in ihrer Fortpflanzung auf ſich beſchränkt, nothwendig ausarten müßten. Dagegen rieth er, die ehemalige Reichsritterſchaft ſammt der niedern vollſtändig im tiers état aufzulöſen, da der Nutzen einer fernern Bevorrechtung derſelben für das Wohl der Staaten keineswegs zu beweiſen, noch dieſes Nivellement eine Ungerechtigkeit gegen ſie ſei, wenn man die Gründe ihrer Entſtehung an die Gründe ihres Fortbeſtehens halte.

Allein man weiß, daß Herr von Gagern aus jener Schule gewaltſamer Politik hervorgegangen iſt, welche auf den Trümmern der franzöſiſchen Revolution entſprang und zwiſchen Ideologie und Empirie die Mitte hält. Ein Mann von den Talenten und der Aufklärung des Herrn von Gagern war kein Mann für die Miniſterialariſtokraten, welche ſich um die legitimen Throne geſtellt hatten; und während ſie ihn als Jakobiner bezeichneten, verdarb er es mit den Wortführern der conſtitutionellen Liberalen, welche in ſeinen Vorſchlägen zur Entſchädigung der mediatiſirten Reichsfürſten Kryptoariſtokratismus witterten, im Fortbeſtehen dieſes bevorzugten Erbadels eine halbe Maßregel erblickten und das vorgeſchlagene Nivellement nicht breit und weit genug für die Baſis des Thrones und der Legitimität, ja ſelbſt der Entſtehung eines neuen Erbadels günſtig hielten.

So richtig beide Theile von ihren beſonderen Standpunkten aus dieſe Vermittelung beurtheilen mochten, ſo gewiß iſt es, daß man von beiden Seiten nicht aufgegeben hat, hier einen Erbadel zu halten und zu heben, dort zu vernichten. Der Kampf um *ſingulären* und um gleiches Recht hat zu den materielleſten und geiſtigſten Waffen ſeine Zuflucht genommen. Adelsketten und Demagogenbünde, Fürſtengunſt und Fürſtenhaß, Geſchichte und Vernunft, Wort und That, Mißbrauch der Prärogativen der Throne und der fürſtlichen Ehre ſelbſt und — Revolution ſind in ſeinem Gefolge; und immer in der äußerſten Noth ſiegte Gerechtigkeit und Vernunft über das Recht vermodernder Eſelshäute. Ideen reifen zu Handlungen, wie das Saatkorn zur Frucht, und die kühnſten und glücklichſten derſelben finden nur darum noch Widerſtand, weil man ſie nach *ſeinen gegenwärtigen* Vortheilen mißt und ſich um den wahren Werth derſelben nicht kümmert. Aber die Revolution, Herr Graf, iſt nicht, wie Sie meinen, beendigt, und die neuſten Ereigniſſe widerlegen der Reihe nach, daß die Ideen des gleichen und freien Bürgerthums und der Einheit der Nationen kaum die Schwellen des europäiſchen Staatengebäudes betreten haben. Aber keine Weisheit, am wenigſten *Vorurtheile* für tauſendjähriges Unrecht, welches an der Nation durch den bevorzugten und bevorrechteten Erbadel verübt worden iſt, wird das Vorwärtsdringen dieſer Ideen aufhalten. Sie werden culminiren, wie die Ideen des Lehnweſens und Erbadels culminirt haben, ſie müſſen es — wenn anders die Geſchichte der Menſchheit die Zukunft errathen läßt.

Ich habe keinen Grund, Herr Graf, dieſe Bemerkungen gegen Sie zu unterdrücken und fürchte nicht, daß Sie beharrlich das Kindesalter politiſcher Intelligenz der Germanen für einen Beweis der Nothwendigkeit anſehen können, daß „in jeder Verfaſſung jedes Staates ein Erbadel (?) entſtehen und ſie ſchützen müſſe.“ Erlauben Sie mir auch hierüber Ihnen meine Bemerkungen nächſtens mittheilen zu dürfen und genehmigen Sie die Verſicherung vollkommener Hochachtung, mit welcher ich die Ehre habe ꝛc.

Vierter Brief.

An Herrn Grafen M. v. Moltke ꝛc.

Viel zu weit, Herr Graf, würde es uns führen, wenn wir die Beſtandtheile der civiliſirten Geſellſchaft in allen Theilen der Welt analyſiren wollten. Sie finden die Baſis des Erbadels von Europa im Reichthum, im großen Grundbeſitz, und ſcheinen der Meinung Gehör zu geben, welche dieſe Baſis für einen nothwendigen Entſtehungsgrund eines Erbadels in allen Staaten hält. „Amerika ſelbſt habe ſchon ſeinen Adel, und kein Staat könne ohne Adel ſein?“

Ich kann Ihnen unmöglich darin beipflichten, Herr Graf. Nach der herrſchenden Anſicht der intelligenteſten Köpfe aller intelligenten Zeiten beruhete der urſprüngliche Unterſchied der Stände auf der Verſchiedenheit der Menſchen an Verſtand, Kraft und Bildung. Sind ſich nun aber die Menſchen in dieſen Eigenſchaften gleich geworden, ſo giebt es eben ſo wenig mehr einen Unterſchied der Stände, als eine Verſchiedenheit der Farben, wenn dieſe einmal zuſammengeſtoßen ſind. Die Geſtalten des ehemaligen Adels in einer andern Bildungsperiode einer Nation wieder in das neue politiſche Leben einzwängen, hieße — die ägyptiſchen Mumien nochmals als lebende Perſonen in die Geſellſchaft einführen wollen. Wohl kann man erzählen, was der Adel in ſeiner ehemaligen Kraft und Würde war, aber nirgends vermag ein politiſcher Schriftſteller anzugeben, wie man dem Adel, wie er gegenwärtig iſt, in einer neuen Staatsform, nicht zu des Adels alleinigem Beſten, ſondern zum Beſten des Ganzen eine beſondere nützliche Stelle anweiſen könnte? Daß man aus geſundem Holze Häuſer bauen könne, wußte man längſt; aber was mit morſchen Balken anzufangen ſei, muß man uns noch lehren . . .

Lag in der Vertheilung der eroberten Staats- und herrenloſen Güter im Frankenreiche der Grund zur Entſtehung eines erblichen Adels, ſo folgt meines Erachtens, daraus keineswegs, daß der Beſitz von Grundeigenthum unter ganz gleichen Rechtsverhältniſſen der Beſitzer einen Erbadel erzeugen müſſe.

So weit ich nun Amerika kennen zu lernen Gelegenheit hatte, konnte ich zwar einige Abkömmlinge aristokratischer Familien aus England und Spanien dort bemerken, welche die Republiken gleichsam als Inventarium und Warnungszeichen aus den Zeiten der Unterdrückung geerbt haben; allein mehr zu finden war ich nicht im Stande. Indessen hat das südliche Amerika noch lange nicht ausgegohren, und es läßt sich noch nicht sagen, wie es sich endlich von der aristokratischen Hefe vollständig befreien werde. Die Eifersucht des Volks in den nordamerikanischen Freistaaten aber muß man kennen, um an die Unmöglichkeit eines Adelsinstituts in ihnen zu glauben. Kaum ist fünfzig Jahre Gras über den Gräbern der Helden der nordamerikanischen Freiheit gewachsen, und schon erleben wir, daß der Einfluß der alten Aristokratenfamilien gänzlich dahinschwindet, ja daß selbst die Eigenthümlichkeit des englischen Aristokratismus gänzlich verwischt ist. Auch in Amerika bringen die großen industriösen Städte mit ihren Interessen und ihrem Reichthume vor, und vielleicht nirgends mehr als dort ordnet man den Vortheilen des freien Verkehrs mit aller Habe, die Interessen des großen Grundbesitzes unter. Mit jedem Jahrzehend wird und muß das aristokratische Fundament in Amerika sich vermindern, je mehr die Sklaverei beschränkt wird und die Gesetzlichkeit der Freiheit des Menschen alle Autonomie erdrückt; und ein Staat, der nicht auf das Prinzip eines Kriegerthums gegründet ist, sondern auf die friedliche Entwickelung eines freien und gleichen Bürgerthums, kann keinen Adel als Frucht seiner Entwickelung gebären. Die Aehnlichkeit des Privatlebens der amerikanischen reichen Grundbesitzer mit dem des reichen europäischen Adels liefert höchstens den Beweis, daß der Reichthum überall sich ein behagliches Leben bereite. Sonst aber ist das demokratische Prinzip so durchaus vorherrschend, daß bei der zunehmenden Menge kleiner Grundeigenthümer der freie Bauernstand allmählich selbst in solchen Staaten die Verfassung unwillkührlich nach demokratischen Prinzipien modelt, wo ursprünglich der englische Aristokratismus zur Grundlage gedient hatte.

Wir erkennen darin einen entgegengesetzten Entwickelungsgang der socialen Verhältnisse von dem germanischer Völker. Bei diesen waren Autonomie und Waffen die ersten Garanten der Freiheit, dort sind es die Gesetze. Hier bildete die Faust, dort der Geist die Basen der Societät, und wenn sich aus der Vergangenheit in die Zukunft ein richtiger Schluß ziehen ließe, so würde man nur sagen können: Amerika muß zur Barbarei zurückkehren, um einen Adel zu erhalten; Europa zur Intelligenz gelangen, um seinen Adel zu verlieren.

Die Behauptung, Herr Graf, „man werde des Adels, welchen Lehns- und Ritterwesen erzeugten, nie entbehren können, so sehr man dagegen eifere," ist nach Ihrer eigenen Bemerkung: „daß in der Gesellschaft vieles sei, wogegen die Vernunft sich sträube, und dessen Nothwendigkeit man demohngeachtet an-

erkennen müſſe," ein Paradoxon. Die Ungleichheit der Glücksgüter, welche ſie als eine ähnliche Nothwendigkeit gegen die Vernunft anführen, unterſtützt dieſen Satz keineswegs. „Der Reichthum des Adels iſt verſchwunden," bekennen Sie ſelbſt. „Die Blüthe des Adels war die Zeit ſeines Reichthums." Die Dauer des Reichthums iſt mithin weder an Zeiten noch Perſonen gebunden. Er iſt etwas, das jeder erlangen kann. Somit iſt der Reichthum ein ideales Etwas, worauf jeder Hoffnung hat, der danach trachet, und man kann nicht behaupten, daß er Einem Menſchen unzugänglich ſei. Er iſt überall zu finden, überall zu verlieren. Somit erſcheint er als einen Sporn irdiſcher Thätigkeit und weltlicher Sorge. Er begründet aber an ſich kein dauerndes Verhältniß, weil ihn Umſtände nehmen und geben können, welche der Verſtand des Menſchen nicht zu ermeſſen vermag. Eine Nothwendigkeit aber, welche einen ſolchen Charakter hat, wie die Ungleichheit der Glücksgüter, wird die gebildete Vernunft leicht als eine wohlthätige Einrichtung der Gottheit preiſen, nicht aber ſich gegen ſie ſträuben. Unmöglich kann die Vernunft des Thoren der Maßſtab ſein, nach welchem wir die Vernunft der Menſchheit oder gar der Gottheit bemeſſen, wie ſich beide in ihren weiſeſten Organen kundgeben. Und dieſen Reichthum, Herr Graf, nennen Sie die Baſis des Adels? . . . Allein Sie geſtehen, „dieſe Baſis ſei verloren, und mit ihm ſei die Blüthe des Adels verſchwunden. Das Aufkommen der Städte und ihrer Freiheiten, ihre Induſtrie, ihr Handel, ihre Kenntniſſe gewannen Bedeutung, und beſiegten die Vorurtheile. Das aus dem Grundeigenthum hergenommene Anſehen fand jetzt nur in der Fürſtengunſt ſeine Stütze (sic!). An die Stelle der Realitäten trat glänzender Schein und aus der Vorzeit herüber geholte Anſprüche auf Auszeichnung. Die Aufklärung aber wollte das Verdienſt belohnt wiſſen u. ſ. w."

Sie ſelbſt, Herr Graf, ſind zu gerecht und aufgeklärt genug, die Urſachen zu entdecken, welche den Adel um ſeinen Glanz gebracht haben. Und zuverläſſig räumen Sie ein, daß eine gewiſſe Zeit mit beſtimmten gegebenen Verhältniſſen Nothwendigkeiten als Vernunft gemäß aufſtellen könne, welche eine andere Zeit mit anderen beſtimmten Verhältniſſen als vernunftwidrig verwerfe, und dieſen Verhältniſſen gemäße neue Nothwendigkeiten hervorrufe. Gewiß, Herr Graf, dieſes Zugeſtändniß ſind Sie der Vernunft ſchuldig und werden es ihr nicht verſagen. Als Sie Ihre Gedanken über den Adel niederſchrieben, ſchienen Sie die Revolution als beendigt zu betrachten. „Der Adel," ſagen Sie, „ſchlage ſelbſt in Frankreich neue Wurzeln und die Kraft des Naturtriebes habe ſich trotz der Philoſophie (der Encyclopädiſten, Kants und Anderer) bewährt. Die bevorzugte Klaſſe (wahrſcheinlich die der Emigranten?) habe den Sieg davon getragen, weil es eben Vorzüge gebe, die man nicht verläugnen könne."

Ich enthalte mich jedes empiriſchen Gegenbeweiſes wider dieſes empiriſche Argument. Allein fragen muß ich Sie, Herr Graf, weßhalb Sie an der Ewigkeit der Revolution zweifeln? Welche Gründe haben Sie, an die Stabilität einer geſellſchaftlichen Einrichtung zu glauben, deren Weſen Sie mit Vernunft im Widerſpruch finden? Die Geſchichte kann Ihnen dieſes Reſultat nicht aufgedrungen haben; es iſt die Frucht Ihrer eigenen Wünſche und Hoffnungen, die Revolution vernichtete den Thron und Adel, weil der Fürſt den Feudaladel hielt und ſich nicht an das freie Bürgerthum anſchloß. Allein mit der Wiederherſtellung dieſes Thrones hat Frankreich die Privilegien des Adels nicht anerkannt. Das iſt ein Trugſchluß, und die Täuſchung, welcher ſich ein Theil des franzöſiſchen Adels überließ, iſt in dieſen Tagen zu klar geworden, als daß Sie noch behaupten dürften, durch Anerkennung des Adelsprinzips ſei der franzöſiſche Thron befeſtigt.

Nein, Herr Graf, die urſprüngliche geſunde Vernunft der Revolution lebt fort. Sie iſt die Vernunft der Menſchheit, welche keine Nothwendigkeiten anerkennt, die ſich nicht mit der Idee des Rechts und der Gerechtigkeit vereinbaren laſſen. Sobald ſie in einem Volke lebendig und klar wird, zerbricht es die Feſſeln und Formen, durch welche es ſich in Widerſpruch mit der Vernunft fühlt, und die Geſetzgebung vernichtet an einem Tage, was Jahrhunderte mühſam gebaut haben und gewaltſam erhielten. Die Erblichkeit von ausſchließlichen Realgerechtigkeiten, eine Gattung des Beſitzes, welcher unter allen Bedingungen ablösbar ſein muß, iſt für den Adel Frankreichs vorüber. Und ſind, wie Sie ſelbſt ſagen, die Standesvorrechte auf Naturgeſetze begründet, ſo muß ſie jeder erlangen können, der die baſirenden Bedingungen erfüllt. Sie können nicht ausſchließliche Vorzüge einer Kaſte ſein, da die Menſchennatur überall dieſelbe iſt. Der Stand des Adels gehört dem Volke, nicht ſich ſelbſt; bringt er ihm Vortheile, wohlan, ſo laſſe man ihn beſtehen, wo nicht, ſo muß er ihm Nachtheile bringen, und dann iſt je eher je lieber ein Geſetz zu wünſchen, wodurch das Volk dieſes Hinderniß ſeines Wohlſeins vernichte. Und darin ſcheint mir eben der ſociale Nachtheil des Adels zu liegen, daß er ſich von der Volksidee losreißt, dieſes Volk als ſeiner Vortheile wegen vorhanden betrachtet, und wenn er den Gedanken „Volk“ denkt, nur ſich und ſeine Vorrechte denkt. — An eine ſolche Nothwendigkeit alſo, Herr Graf, kann ich meinen Glauben an Nothwendigkeiten nicht anſchließen, ſo innig ich auch von der Hochachtung durchdrungen bin, mit welcher ich die Ehre habe zu ſein ꝛc.

Fünfter Brief.

An Herrn Grafen M. v. Moltke.

Ungern, Herr Graf, möchte ich einen Anſpruch auf humane Achtung bei Ihnen einbüßen, wenn ich zu dem zarteſten Punkte Ihrer Schrift „über den Adel" übergehe, ohne mir ſagen zu können, daß ich die Fähigkeit beſitze, ihn mit zarter Schonung zu behandeln. Bisher hatten wir uns über Prinzipien zu verſtändigen, auf denen Sie den Adel baſiren, und hier ließen ſich Prinzipien entgegenſtellen. Unſere Auseinanderſetzungen nahmen einen wiſſenſchaftlichen Charakter an, und hatten nichts mit perſönlichen Rückſichten zu thun, die gebildete Menſchen überall gegen einander zu nehmen geneigt ſind. Jetzt gehen wir zu Schlußfolgerungen und Realitäten über, die Sie auf Ihre Prinzipien gründen, und hier geſtehe ich eine gewiſſe Befangenheit ... Allein einem Manne von Ihrer Bildung gilt am Ende die Wahrheit mehr, als die Sprache, in welcher ſie geſagt wird, und mit dem ganzen Vertrauen, welches mir dieſe gegründete Vorausſetzung einflößt, ſetze ich meine Mittheilungen fort.

In meinem letzten Briefe ſah ich mich in die Nothwendigkeit verſetzt, die Nothwendigkeit eines bevorrechteten Erbadels unter völlig veränderten Verhältniſſen zu läugnen. Ich habe dieſen Satz noch einmal reiflich geprüft und kann ihn nicht zurücknehmen. Der Zuſtand des Volkslebens, aus welchem der Adel hervorging, hat keine Aehnlichkeit mit dem jetzigen. An die Stelle des Prinzips des Krieges iſt das Prinzip des Friedens getreten; die Geſetzlichkeit hat den Platz der Autonomie eingenommen; die Intelligenz iſt ein Gemeingut geworden und wird es täglich mehr. Es giebt kein Intereſſe in der Geſellſchaft mehr, welches einen Vorzug verdiente, um das Wohl der ganzen Geſellſchaft zu fördern. Die Monarchie bedarf keiner beſonderen Stütze mehr, ſie iſt legitim geworden durch Anerkennung des Prinzips der Gleichheit vor dem Geſetz aller Glieder der Geſellſchaft. Je näher ſie dem Grundſatze rückt, je mehr ſie alle Formen beſeitigt, welche ihm noch widerſprechen, deſto legitimer werden die Throne werden. Die Bevormundung des Volks durch einen kleinen Theil deſſelben, der ſich zu deſſen Vormündern aufgeworfen hat, iſt unnütz geworden, ſeit die Mündel mündig, mündig durch Intelligenz und Geſetz geworden ſind. Genug, ich ſehe keinen Grund ein, weßhalb ein Adel, eine Bevorzugung, noch fortbeſtehen ſollte, wenn nicht, wie Sie ſelbſt bemerken, das Vorurtheil für Herkommen, für durch Jahrhunderte geheiligte Einrichtungen, für jene ſuperiöre Stellung, welche der Adel unter den Bevormundeten einnimmt, und für die Rechtmäßigkeit des Beſitzes, von Reallaſten und Leiſtungen, dem Fortbeſtehen des Adels zu ſtatten käme.

Aber trauen Sie auf dieſes Vorurtheil wirklich ſo feſt, Herr Graf? Bedenken Sie, welche Vorrechte der Adel auch in Deutſchland ſeit 20 Jahren verloren hat? Erwägen Sie, mit welchem Widerwillen man den Reſt dieſer Vorrechte allenthalben anerkennt? Ein einziger Tag kann über ihr Fortbeſtehen entſcheiden, und ich möchte behaupten: nicht das Vorurtheil, ſondern die Furcht vor der Gewalt, über welche die beſtehende Ordnung noch gebietet, ſei das wahre Motiv der Adelsunterthanen zur Anerkennung eines Verhältniſſes, das von Jahr zu Jahr drückender und unnatürlicher wird.

Sie klagen die übrigen Stände, außer dem Adel, des Neides und des Eigennutzes an, wo ſie auf die Beſeitigung der Adelsvorrechte dringen. Ich will dieſe Motive gelten laſſen, allein ich kann nach allem bisher Geſagten nicht umhin, dieſe Stimmung natürlich zu finden. Sagen Sie ſelbſt: welche Gründe hatten die Altvordern Ihres Standes, ſich Rechte vorzubehalten? Ich traue dieſen Ahnen jede Hoheit der Geſinnung zu, die Sie ſo häufig dem ganzen Stande zuſchreiben, allein wenn ich die Sache menſchlich betrachte, ſo finde ich, daß nichts als Eigenſucht, ja Eigennutz ſie bewog, die Unfreiheit des Volks zur Rechtsbaſis des Staats zu erheben. Wiſſen Sie einen beſſeren Grund, ſo bin ich geneigt, mich belehren zu laſſen. Mit den Waffen in der Hand hat der jetzige Adel ſeine Diplome Völkern und Fürſten abgezwungen, nachdem er jene entwaffnet hatte. Ich mache dem Adel daraus keinen Vorwurf. Er ſah nach den Begriffen ſeiner Zeit die Sachen richtig an; Ehre und Waffen, ſie waren eng verbundene Begriffe; das Volk hatte keine beſſeren; das Recht zur Geſetzgebung war bei den bewaffneten Freien, und die Executivgewalt unſerer Fürſten hat keine andere Baſis. Schon der deutſche Bauernkrieg hat laut genug angedeutet, daß der freie deutſche Grundeigenthümer den Verluſt ſeiner Freiheit an die Ritterſchaft fühle, und ſcheint ein feierlicher Proteſt, eingelegt gegen gewaltſame Entziehung von Menſchenrechten. Aehnliche Proteſte ſind vorher und nachher in allen Ländern eingelegt worden, und nur die Gewalt, wohl auch das Bedürfniß, eine gegebene Ordnung zu erhalten, haben dieſe Berufungen auf ein höheres Recht übertäubt. Aber ich frage Sie auf Ihr Gewiſſen, Herr Graf, ſind Sie bei Ihrer rechtlichen Zartheit ganz beruhigt über die urſprüngliche Erwerbungsart von Frohnden, Abgaben und Leiſtungen aller Art, welche Sie vom Bauer, von Ihren Gutsunterthanen noch heute fordern? Ich bin mit der älteren Geſchichte Ihrer Familie nicht vertraut, allein ich kenne die Geſchichte des holſteiniſchen Adels im Allgemeinen, und weiß, daß die noch nicht ſo lange aufgehobene Leibeigenſchaft des holſteinſchen Bauers ein Produkt der Gewalt, ja der Gewaltthätigkeit dieſes Adels war. Immer möchte es daher gefährlich ſein, „die Erinnerung an verrichtete Thaten als Hebel der Geſinnung" des Adels aufzurufen, wenn dieſe Geſinnung nicht mit ächter Humanität in grellen Widerſpruch gerathen

darf. Der Ruhm, viele Feinde erſchlagen zu haben, mag groß ſein; der Ruhm einer Meiſterſchaft in Führung der Waffen mag gelten; aber immer iſt dieſer Ruhm ein barbariſcher, da verhältnißmäßig nur wenig mit dieſer Meiſterſchaft erreicht wurde, was der Menſchheit zur Ehre gereicht. Was ſind die Kreuzzüge, wenn wir ſie mit den ungetrübten Augen unſerer Zeit betrachten? Ja, was waren ſie durch die Maſſe der Kreuzfahrer ſelbſt? Wahrhaftig! wenn nicht ein Gottfried von Bouillon, ein Friedrich Barbaroſſa und noch einige wenige Helden dieſer Züge in der Menſchenbruſt Ahnungen des Guten und Schönen erweckten, man möchte verzweifeln bei der Betrachtung der Kreuzheere, und der unermeßlichen Maſſe von Rohheit, Fanatismus und Rechtsvergeſſenheit, die ſich darin offenbaret. Der Adel hat ſich durch ſie zu Grunde gerichtet, das iſt wahr, und dieſe Aufopferung verdient Anerkennung; aber ſonderbar iſt es, daß gerade hierdurch die Macht der Fürſten erſtarkte, denn ſie mußte mehr und mehr im Volke ihre wahren Stützen ſuchen. Nein, Herr Graf, nicht die Thaten, welche durch die Kreuzfahrer geſchahen, ſondern die ungeſuchten Folgen der Kreuzzüge überhaupt nehmen das humane Intereſſe an dieſen fanatiſchen Völkerſtürmen in Anſpruch, und an den ſchöneren Folgen derſelben für Europa hat, meines Bedünkens, der germaniſche Adel keinen Theil; den Städten gebührt allein ein ſichtbarer Anſpruch.

Indeſſen fühle ich das Mißliche ſehr wohl, eine große Völkererregung auf ſolche Weiſe zu bemeſſen. Eine erregte Zeit regt die Thätigkeiten und Kräfte an, und man kann nur ſagen, das ganze Volk ꝛc. fühlet die Vortheile und Nachtheile dieſer Erregung. Erſcheinungen, wie die Kreuzzüge, gehören der Menſchheit, aber wahrlich nicht einem Stande! —

Bedenken Sie nun, daß der ganze Ruhm Ihres Standes in den Waffen lag; berechnen Sie, was er mit dieſen Waffen Gutes und was er Böſes gethan; reihen Sie dieß an die Ahnen jedes Geſchlechtes, und — laſſen Sie die Menſchheit richten. Sie wird ſchaudern! ſchaudern, weil ſie in einer Zeit lebt, welche die geſellſchaftliche Ordnung auf den Frieden baſirt. Weßhalb aber Hoheit der Geſinnungen aus Erinnerungen großer Thaten dem Adel Schuld geben, welche die Menſchlichkeit dieſer Zeit, wenn ſie jetzt geſchähen, Unthaten der Barbaren nennen würde? Nein, Herr Graf! der Adel macht ſich durch ſolche Hebel ſeiner Geſinnung zum Geſpött, und der, welcher jene Thaten nicht gethan hat, muß froh ſein, daß die Gelegenheit vorüber iſt, ſie noch zu thun. Bei weitem der größte Theil iſt nach unſeren Rechtsbegriffen Verbrechen, und unter dieſen ſtelle ich die Begründung der Leibeigenſchaft als Norm oben an. — Gewiß, Herr Graf, „die Welt wird mit Vergnügen auf jene Erinnerungen an verrichtete Thaten des Adels, dieſe mächtigen Hebel der Geſittung, und auf die erhabene Stellung, welche der Adel kraft derſelben einnimmt, verzichten!“

Und dennoch wollen Sie den Haß und Neid der übrigen Stände gegen den Adel der Gemeinheit der Gesinnung zuschreiben? Sie wollen nicht zugeben, daß bei der allgemein vom Adel beklagten Verminderung seiner Befugniß zur Gewaltthat gegen den „gemeinen Mann," daß, bei seinem Streben, alle durch das Faustrecht erworbenen Vorrechte zu behaupten, dieser Haß begründet sei? Sie, ein so humaner und gebildeter Mann, wären fähig, die Superiorität des Adels in der Gesellschaft an die ebengezeichneten Erinnerungen zu knüpfen, und dennoch den übrigen Ständen zu verargen, wenn sie solche Erinnerungen verachten und die daraus entspringenden Gesinnungen hassen? Gewiß nicht, Herr Graf! Eine so erzeugte Gesinnung kann nichts anders als Hochmuth sein, und nicht der edle Stolz des Mannes. Der Stolz auf „ererbte Vorzüge mag Courtoisie und feine Sitte erzeugen," allein dennoch nennt man diesen Stolz Hochmuth, und nur weil der Adel ererbt, was ein tüchtiger Mann verdienen muß, giebt er sich das Ansehen, daß er besser sei, ja er glaubt es wirklich zu sein, weil seine Ahnen dafür gehalten wurden, und dieser Dünkel verletzt und drückt, weil er leer und hohl ist. Die so beleidigte Gesellschaft gewinnt nichts, sie verliert, verliert den Umfang der Ansprüche auf Anerkennung, welche Verdienst und Talent mit Recht zu machen haben, verliert mithin jenen mächtigen Hebel der Gesinnung, durch welchen einst der Ritter seine Sporen verdiente, und welcher in der Möglichkeit bedingt ist, mit dem Besten gleiche Ehre zu erlangen.

Ich muß es den Lesern Ihrer Schrift anheimstellen, Ihre Schilderung der Vorzüge zu mustern, welche sie den Gesinnungen des Adels, „gehoben durch die Erinnerung der Thaten seiner Ahnen," zuschreiben, und wie jene „Anmuth der Sitten," jene „Courtoisie," jene „Tapferkeit, Religiosität, Verehrung der Frauen unter Einfluß der edlen Geschlechter ein Institut gebildet haben, wie die Welt noch keins gesehen habe, und nicht wieder sehen werde." Aber auch hier muß ich eine Unbilligkeit rügen, Herr Graf, die Sie gewiß gern widerrufen. Woher, meinen Sie, daß jenes Licht, jene hervorleuchtende Vortrefflichkeit des Standes komme? Glauben Sie, jene in dem Stande ausgebildeten Gesinnungen seien nicht aus dem Charakter der germanischen Nation hervorgegangen? Glauben Sie, der Adel habe das Ritterthum erzeugt, und dieses sei endlich selbst in einen Adel übergegangen, ohne daß der Stoff im Volke gelegen habe? Nein, Herr Graf, die Ritter waren Freie, die sich in die Waffenzünfte aufnehmen ließen. Aus solchen Freien bestand einst das ganze Volk. Ich habe früher ausgeführt, wie die übrigen unfrei worden, die nicht in die Krieger- oder Bürgerzünfte traten, und will es nicht wiederholen. Aber bei einer so gewaltigen Verdunkelung des übrigen Volkes, bei der Ehr- und Rechtsverminderung desselben, konnte das Licht eines Standes wohl hell aus der Nacht der Zeiten scheinen! Und

wahrlich! man ſollte nach Ihrer warmen Schilderung glauben, jene trüben Zeiten ſeien ſchöner geweſen als dieſe, wo das Licht der Vernunft über die Völker hereingebrochen iſt, und die Intelligenz täglich neue Triumphe feiert. Nun, ich will es nicht beſtreiten: das edle Ritterthum hat einen unſäglichen Reiz; es iſt ein Kleinod in der Geſchichte der Menſchheit; man denke es weg aus jener Zeit, und ſie iſt traurig — freude- und hoffnungsleer. Allein eine andere Frage iſt, ob ohne den Adel ein Ritterweſen nothwendig geworden wäre, ob nicht beide unſäglich viel zu der dicken Finſterniß der Zeiten gethan haben, aus der ſie hervorſtrahlen? Und eine fernere Frage iſt, ob das Vorübergehen einer Zeit, wo wenige Menſchen bevorzugt waren, frei zu ſein, zu bedauern ſei?

Was mich betrifft, Herr Graf, ſo halte ich die Reformation für die folgenreichſte Segnung und die Erfindung des Pulvers für den glücklichſten Zufall. Es iſt kaum zu ſagen, ob dies Licht, welches jene auf die Religioſität der chriſtlichen Ritter, oder ob die Kugeln, welche man auf ihre Rüſtungen ſchoß, wirkſamer geweſen? Die Religion der Liebe hat in dem chriſtlichen Ritterthume die ſonderbarſten Vertheidiger gefunden, die ſich nur denken laſſen; ſo weit ſie ihren Schutz verbreiteten, brachten ſie dieſe ſanfte Religion mit ſich ſelbſt in Widerſpruch, und ich will der Geſchichte der Ritterorden gar nicht gedenken, um dieſen allgemeinen Satz zu behaupten.

Vergleichen Sie die Rieſenſchritte, welche die Intelligenz unſeres gegenwärtigen Jahrhunderts macht, mit den ſchönſten Erfolgen des Adels und Ritterthums, und Sie ſelbſt müſſen geſtehen, daß die Zeit vorbei ſei, wo die "complaisances de courtoisie" über große wichtige Fragen entſcheiden. Der Adel zu Ludwigs XIV. Zeiten hat dieſe complaisances zu einer Höhe getrieben, die ihn ſtürzte, und wenn die wollüſtige Galanterie der Sitten, wenn ungezügelte Prachtliebe, wenn Nichtachtung aller Volksrechte, Verachtung der Menſchheit und ihrer ſocialen Zwecke eine Zeitlang Ton der gebildeten Geſellſchaft Europa's wurde, ſo hat ſich dieſer Ton ſchwer an den Tonangebern gerächt. Die Politik der Monarchen Frankreichs war immer, den reichen Adel des Landes durch Luxus zu Grunde zu richten, damit er auch in den Provinzen vom Throne abhängig bleiben und ſeinen Einfluß auf das Volk verlieren möge. Die Politik des Adels beſtrebte ſich dagegen, die Monarchen in dem Strudel des Leichtſinns und des Vergnügens zu erhalten, ſie aller Kraft und Thätigkeit zu berauben, damit ja keiner auf den Gedanken gerathen möchte, der Anmaßung des Adels über das Volk ein Ziel zu ſetzen. Beide erreichten vollkommen ihre Zwecke, gingen aber auch dabei in Wahrheit und Recht, in Kraft und Würde und in der Liebe des Volks unter. Deßhalb liefen auch die Enkel des Adels am Hofe Ludwigs XIV. beim Beginn der Revolution und des Kampfes für die Prärogativen des Thrones davon.

Dieß, Herr Graf, iſt der Sinn und Charakter der letzten glänzenden Periode der Chevalerie. Nein! beſchwören Sie dieſen furchtbaren Geiſt nicht herauf! Zu Ludwigs XIV. Zeiten wurden die Tugenden des Ritterthums zu gleisneriſchen Formen herabgewürdigt; ihr Gehalt ward Sünde und Schande, der größte Frevel an der Vernunft der Menſchheit. Daß ein luxuriöſer, reicher, großer Hof impoſant ſei und großartige, feingeglättete Formen hervorbringe, läugnet Niemand; daß er aber auch die niedrigſte Ränkemacherei und höchſt ſelten einen rühmlichen Heldenſinn erzeuge, weiß in unſern Tagen Jeder. — Gern hätte ich es vermieden, Sie an alles zu erinnern, was ſich gegen „die hohen Erinnerungen" des Adels ſagen läßt, aber am liebſten hätte ich „den Zauber" nicht gelöſt, der Ihnen über dieſe letzte Epoche des Glanzes des Ritterthums verbreitet zu ſein ſcheint. Aber vielleicht theilen Sie dieſe Meinung kaum mit dem hundertſten Theile der Gebildeten Ihres Standes; ja, zu ſeiner Ehre nehme ich an, daß nur eine liebenswürdige Naivetät und eine unbewußte Sittenreinheit ſich an dem äußern Glanze des Ritterthums zur Zeit des vierzehnten Ludwigs erfreuen möge. Und dieſe gute Meinung erhöht meine perſönliche Hochachtung insbeſondere gegen Sie, Herr Graf, mit welcher ich die Ehre habe zu ſein ꝛc.

Sechster Brief.

An Herrn Grafen M. v. Moltke ꝛc.

Sie ſelbſt, Herr Graf, ſind zu beſcheiden, um Ihren eigenen Werth anderen Gründen zuzuſchreiben, als den Vorzügen, welche Sie durch Geburt, durch die Beziehungen Ihres Standes zur Geſellſchaft, kurz durch die Superiorität Ihrer Verhältniſſe ohne Ihr Zuthun erlangten. Allein Sie erkennen einen Seelenadel an, „der an keinen Stand geknüpft iſt;" nur finden Sie nicht, daß ein ſolcher Adel mehr bedeute, als der ererbte, da, was damit im beſten Falle erreicht wird, der Erbadel ohne dieſe beſondere Bevorzugung einer verſchwenderiſchen Natur erreiche. In dieſem Seelenadel finden Sie indeſſen einen neuen Beweis, daß von Natur Ungleichheit in der Geſellſchaft ſei, „weil „der Menſch nicht blos eine geiſtige, ſondern auch eine ſinnliche Natur habe, „die ihn zu Leidenſchaften hinreiße, ſo daß in der Erſcheinung des bürgerlichen „Lebens die Philoſophie mit ihrem erhabenen Nivellirungsſyſtem ſich unmöglich „auf eine der Vernunft entſprechende Weiſe werde geltend machen können." .

Auch wenn Sie nicht ſelbſt einräumten, daß ein großer Theil des Adels denſelben bürgerlichen Leidenſchaften unterworfen ſei, würde die Erſcheinung

des adeligen Lebens den beſten Beweis liefern, daß der Seelenadel keineswegs erblich ſei, und im beſten Falle nur ein äußerer Schein des Beſſeren die Leidenſchaften und Untugenden übertünche, welche dem Menſchengeſchlechte allzumal ankleben. Allein ich ſehe nicht ein, weshalb nun dennoch Männer, welche ihren Seelenadel beurkunden, ihn nicht ſo gut, wie die ſeligen Ahnen adeliger Geſchlechter, auf ihre Kinder ſollten vererben können? Haben dieſe nun nicht auch hohe Erinnerungen? Und iſt es in den mehreſten adeligen Familien am Ende nicht auch nur Ein Ahn, welcher Jahrhunderte hinab dieſe Erinnerungen an ſich auf die Enkel vererbte? Geſetzt, dieſer Seelenadel bildete ebenfalls eine Zunft, und wollte ſich nur durch ebenbürtige Ehen fortpflanzen? — — Freilich wird der Seelenadel wohl niemals auf dieſen ſonderbaren Einfall gerathen; aber dennoch: — es iſt gewiß kein Grund gegen die erbliche Fortdauer dieſes Adels vorhanden, als daß er nicht einer Kaſte, ſondern der Menſchheit erb- und eigenthümlich angehört. Die Kaſte wird ſich immer ſträuben, Vorzüge anzuerkennen, die nicht aus ihrer Mitte hervorgehen. Und weshalb ſträubt ſie ſich dagegen? Aus eigner Hoheit der Geſinnungen? oder aus jenem leeren Hochmuthe, mit welchem ſie überhaupt ihre Privilegien ſchützt, da ſie durch Gründe der Vernunft dieſelben nicht zu ſchützen im Stande iſt. „Nur wenigen Menſchen," ſagt Pascal, „iſt die Gabe der Erfin„dung eigen. Diejenigen, welche nicht im Stande ſind, etwas Neues zu „ſchaffen, bilden die Mehrheit und ſind alſo die Stärkſten; daher ſieht man „denn täglich, daß die letzteren den erſteren den Ruhm ihrer Genialität ver„weigern." Sie ſehen, Herr Graf, dieſe Politik des Neides und leeren Hochmuths iſt allen Zünften und Geſchlechtern eigen und längſt durchſchaut. Ich rede hier nicht von Ihren eigenen Geſinnungen, deren edleren Gehalt Sie unverhohlen zu erkennen geben. Sollte aber auch „das Reich des Vorur„theils nie ganz zu beſiegen ſein," ſollte „das Gefühl des ſchützenden Geſetzes „die Volksmoral, das Vorurtheil der Menſchen für die Vorrechte des Adels „erhalten:" ſo lange der Adel ſelbſt das Recht und die Realität ſeiner Vorzüge nur auf Einbildungen und Vorurtheile gründen kann, ſo lange wird die Meinung des Volks gegen ihn wachſen und ſeine Exiſtenz bedrohen, bis ein großer Tag des Gerichts die durch Vorurtheile gefeſſelte Volksmoral befreit.

Die Achtung, welche Sie vor Montesquieu hegen, Herr Graf, theile ich mit Ihnen. Auch ich betrachte ihn als ein Orakel, deſſen Sprüche eine geiſtbeherrſchende Kraft haben. Allein wenn Montesquieu ſich eine Monarchie ohne Erbadel nicht denken konnte, wenn er ihn für die Stütze der Throne hielt, ſo läßt ſich doch nicht läugnen, daß der Adel die meiſten Throne zu Grunde gerichtet habe. In Frankreich hat der Adel die Bourbonen zuerſt aufgefreſſen, und nachher durch ſeine unerſättlichen Anſprüche wieder aus dem Reiche vertreiben helfen. Chamfort ſagt in ſeiner ſcharfen, witzigen

Weiſe: „der Adel ſei der Vermittler zwiſchen dem Monarchen und dem Volke, „wie der Hühnerhund zwiſchen dem Jäger und Haſen.“ Ich möchte wohl behaupten, daß eine Monarchie ohne Geburtsadel weit beſſer beſtehen könne. Man kann wohl ſagen, daß der Adel den Monarchen brauche, aber nicht die Monarchie den Adel. Laſſen wir uns nicht durch Worte täuſchen, wo Thatſachen reden. Stellen wir uns einmal die Frage, ob der Adel, oder die Monarchie ein geſellſchaftlicher Zweck ſei? Und wir werden antworten müſſen: der Adel ſei höchſtens Mittel zum Zweck; denn es iſt nicht zu begreifen, wie die Geſellſchaft freiwillig ſich dazu verſtehen ſollte, einigen ihrer Glieder Belohnungen der Verdienſte der Vorfahren erblich zuzugeſtehen. Man ſieht nicht ein, wie ein ſolches Zugeſtändniß überhaupt den Zweck der Geſellſchaft fördern könne, ſobald derſelbe conſtitutionell in der Beförderung eines gleichen Wohls aller Glieder der Geſellſchaft beruht. Begreifen läßt ſich wohl, wie ſich ein Monarch mit dem Adel der Nation umgeben mag; allein eben ſo wenig, wie ihm daran liegen könne, dieſen Adel erblich zu machen, wenn ihm daran liegt, die beſten Kräfte der Nation zur Beförderung ihres Wohls um ſich zu ſammeln. Geſetzt, Herr Graf, einem europäiſchen Volke widerführe das Unglück, der Monarchie verluſtig zu gehen: glauben Sie, daß der Adel an deren Stelle treten könne? Iſt eine ariſtokratiſche Regierungsform die Bedingung der ſocialen Bedürfniſſe civiliſirter Nationen? Kann die Entſtehung der Ariſtokratieen des Alterthums für unſere Zeiten einen Maßſtab abgeben? Entwickelten ſie ſich nicht aus der Kindheit der Völker? Und ſtellte ſich das demokratiſche Prinzip nicht raſch und ſtark genug ihnen gegenüber, um die Idee der Republik zu retten? Striche hingegen eine Nation den Erbadel aus ihrer geſellſchaftlichen Ordnung: könnte es dann an Männern fehlen, welche dem Monarchen dieſen Verluſt erſetzten? Sollte er nur mit dem Gedanken, daß die erblichen Vorrechte ſeiner Umgebung den Thron ſtützen, regieren können? Hinge der Menſchengeiſt wirklich ſo ſehr von der Macht der Gewohnheit ab, daß er auf ewige Zeiten ihr Sklave ſein müßte? Oder iſt die ererbte Superiorität des Adels über die anderen Stände durch nichts aus dem Reichthume des Menſchengeiſtes zu erſetzen? Muß eine Ungleichheit der Rechte, ein Druck der Geſellſchaft, überhaupt ein ſociales Mißverhältniß ſtabilirt werden, um den monarchiſchen Thron ſtabil zu machen? Könnte dies die Monarchie den Völkern empfehlen?

Alle dieſe Fragen ſind zu wichtig, Herr Graf, als daß ich Sie nicht damit beſtürmen ſollte. Sobald man die Abſurdität behaupten hörte, daß die Volksbewegungen der neueren Zeit Ausbrüche des Fanatismus eines ungezügelten Pöbels ſeien, dachte man an die Bemerkung eines großen Mannes, der es bitter tadelte, daß der Adel die Fürſten verführe, das Volk immer nur als Partei im Staate zu betrachten, und an den Höfen alles verſchworen ſei,

Siebenter Brief.

An Herrn Grafen M. v. Moltke ꝛc.

Es ſcheint mir nicht, Herr Graf, als ob Sie den richtigen Geſichtspunkt aufgeſtellt haben, weshalb der Adel bei den minder bevorzugten Ständen eine Art von Neid und Eiferſucht errege. Sie halten den Beſitz ererbter Realitäten und Gerechtſame für gerecht, weil ſie ihn ererbt haben; das Volk aber fragt, wie Ihre Vorfahren über ſein Eigenthum und ſeine Perſon haben verfügen können, und findet ſich durch dieſes Teſtament beeinträchtigt. Was Ihren Vorfahren bedingungsweiſe gegeben war, haben Sie als unbedingtes Eigenthum übernommen, und jetzt nehmen Sie die Miene an, als habe man keinen Grund, als gemeine Habſucht, als armſeligen Neid und pöbelhafte Eiferſucht, Ihnen Vorrechte zu mißgönnen, die Sie ohne allen Nutzen für das Volk, ja zu ſeinem größten Schaden noch beſitzen. Sie verläugnen die Intereſſen des Volks; deshalb mißtraut Ihnen dieſes, und behauptet, die Künſte Ihrer Politik ſeien unedel.

Ich kann mir nicht denken, daß ein Mann von Ihrer Aufmerkſamkeit ſich ſollte haben entgehen laſſen, wie nicht Neid, ſondern das Gefühl einer inhumanen Beſchränkung die Geſellſchaft gegen das Inſtitut des Adels aufbringt. Vornehme Herablaſſung, Herr Graf, iſt nicht das Mittel, den betriebſamen Bürger, den ſcharfſinnigen Gelehrten und den einfachen Bauer über die Gleichgültigkeit und Geringſchätzung zu täuſchen, mit welcher es der Gnade des ritterlichen Erbadels beliebt, die Rechte des Volkes wahrzunehmen, und die Kunſtſtückchen der adeligen Staatsmänner ſind keine Aufforderungen, dem Adel die Stellung auf die Dauer zu gönnen, die er zwiſchen Fürſten und Völkern einnimmt.

Aber man darf dieſe Mißſtimmung der übrigen Stände gegen den Adel nicht einmal ſo unmittelbar erklären; bedenken Sie die Geſchichte und ihre Ueberlieferungen, Herr Graf! Bedenken Sie, welchen Eindruck die Grauſamkeiten und Gräuel, welche der Adel gegen alle Völker und Menſchen verübt hat, auf die Denkungsweiſe der Menſchen machen mußten, die ſich vor der Willkühr von jeher unter den Schutz guter Geſetze zu flüchten ſuchten — und Sie werden dem Volke ſeinen Adelshaß nicht als Neid deuten, ja kaum verargen. Ich will Ihnen örtlich fernliegende Beiſpiele gar nicht nennen. Gedenken Sie dafür allein der Züge der holſteiniſchen Ritterſchaft, von ihrem Adel geführt, gegen die ehrlichen freien Dithmarſer. Die Schweiz, die Niederlande, ja kein Land der Welt, wo eine übermüthige Feudalerbariſtokratie der ewigen Idee der

Gerechtigkeit ſchreiende Gewalt anthat, enthält in ſeiner Geſchichte eine lautere Anklage gegen die Vorfahren erinnerungsſtolzer Enkel. Und wenn es auch für dieſe und ähnliche Heldenthaten Entſchuldigungen giebt, ſo müſſen Sie doch bedenken, daß es dem unterjochten Freien wehthue, ſeine Unterjocher ſich ſelbſt noch mit der Erinnerung an dieſe Gewaltthätigkeiten breit machen zu hören. Und laſſen Sie alles unbefangen vor Ihrer Seele vorübergehen, was die Enkel jener Helden — unter denen ich den Namen Ihres Geſchlechtes indeſſen nicht finde — in neuerer Zeit im Geiſte der ritterlichen Religioſität und feudalen Loyalität für ihr Land, für ihr Volk, für ihren Fürſten Großes, Gerechtes, Schönes, Gutes, oder was Sie wollen, gethan haben: — iſt es mehr, als daß ſie eifrig beſtrebt waren, zu erhalten, was ſie beſitzen? Ich verkenne nicht, daß der Adel Holſteins ſich in mancher Weiſe vor dem Adel anderer Länder auszeichne; allein läugnen können Sie auch nicht, daß eine wohlthätige, patriotiſche, humane Wirkſamkeit ſein größter Ruhm nicht ſei. Er weiß angenehm zu leben; er iſt gebildet zu nennen; er patroniſirt auf die feinſte Weiſe. Aber, Herr Graf, giebt es wohl irgendwo einen gedrückteren Bauernſtand, einen vernachläſſigteren Landmann, als den, welcher das Glück hat, Unterthan des holſteiniſchen Adels zu ſein? Es iſt zu wohl bekannt, daß er es ſelbſt denen aus ſeiner Mitte nicht vergiebt, welche in den bäuerlichen Verhältniſſen etwas zu beſſern den Muth hatten, und nicht dem Adel, nur der Aufklärung des trefflichen Königs haben die Abtrünnigen von der engherzigen Politik des Standes Schutz zu verdanken gehabt. Welche Verſuche ſind von dem holſteiniſchen Adel nicht ausgegangen, religiöſe Dunkelheit zu verbreiten, oder, beſſer, unter ihren Unterthanen zu erhalten! Und was in dieſem Augenblick in Holſtein geſchieht und geſchehen mag, abgeſehen von der Verfolgung eines Mannes, der es wenigſtens ebenſo redlich mit dem Volke meint, als der Adel mit ſich ſelbſt: — trägt es ein anderes Gepräge, als das des beſorgten Eigennutzes des Feudaladels in andern Ländern, wo er Gelegenheit hat, wie in Holſtein, ihm ungehindert zu fröhnen? Immer und immer wieder erhebt er das Geſchrei, die Verfaſſung des Staates ſei in Gefahr, wenn nichts als ſeine Privilegien bedroht ſind, und, geſtützt auf Montesquieu und Burke, weiß er den Fürſten begreiflich zu machen, daß es ſich um die Exiſtenz der Monarchie handle.

Stellen Sie mir Ihre eigene beſſere Geſinnung nicht entgegen. Ein Mann, wie Sie, der in jedem Verhältniſſe ein edler Mann ſein würde, kann nicht einen Stand repräſentiren. Er ſteht über jedem Stande und gehört dem Volke. Ihre Familie hat die würdigſten Männer aufzuweiſen; Graf Adam Moltke iſt von keinem Ehrenmanne vergeſſen; und Sie werden ſolche Ahnen nie verläugnen können, ohne ſich in eine Menge Widerſprüche mit ſich ſelbſt zu verwickeln.

Und in der That, Herr Graf, dieß beweiſt der ganze Theil Ihrer Schrift,

in welchem Sie die Verhältniſſe des Adels zu der bürgerlichen Geſellſchaft feſtſtellen. Sie läugnen nicht, daß der Adel gleichmäßig zu den Staatslaſten gezogen werden müſſe, aber ſie verlieren keine Sylbe über die Frohnden und Zinſe, durch welche er vom Bauer ſeine Steuern zahlen läßt. Oder iſt das Gleichheit der Beſteuerung, daß der Bauer in gleichem Verhältniß an den Staat zahle, wie der Ritter, allein dieſem noch einmal ſoviel und oft noch mehr an Arbeiten, Dienſten, Naturalleiſtungen und baarem Gelde zu geben habe? Noch iſt die gleiche Beſteuerung überall eine ſcheinbare Theorie von Gerechtigkeit geblieben, aber das ungemeſſene Bedürfniß des Staatshaushaltes wird endlich einmal eine vernünftige Praxis durchſetzen.

Allein ſtatt dieſe Ihren Standesgenoſſen anſchaulich zu machen, ſtatt, was Sie recht gut gekonnt hätten, ihnen die Vortheile der Ablöſung von Realitäten und Dienſten aus den tauſend verſtändigen Gründen darzulegen, die es dafür giebt; ſtatt der Intelligenz der Zeit das Zugeſtändniß zu machen, daß jeder Staat, er heiße, wie er wolle, er ſei groß oder klein, monarchiſch oder republikaniſch verfaßt, eines freien Bauernſtandes bedürfe; ſtatt dem Adel anzurathen, endlich einmal etwas zu thun, wodurch er ſich die Liebe und die Achtung des Volkes verdiene: rathen Sie ihm, Majorate zu ſtiften, damit er nicht verarme, und ſeine erhabene Stellung in der Geſellſchaft behaupten könne. Mein Gott, Herr Graf! wie kommen ſie zu ſolchen Widerſprüchen? Hätten Sie nur nicht in demſelben Augenblicke aus den Debatten der franzöſiſchen Pairskammer die ſchreiende Anomalie, welche Fideicommiſſe und Majorate gegen die übrigen Geſetze des Staates bilden, ſo trefflich gezeigt! Gleichſam als wäre die Ungerechtigkeit einer teſtamentariſchen oder ſtatutariſchen Verkümmerung der freien Verfügungsrechte des Erben über ſein Erbgut kleiner, die Verſündigung an den Prinzipien des Erbrechts geringer, wenn ein Zweig einer adeligen Familie „den Glanz in ſeiner äußeren Erſcheinung behaupten könne, den die hohe Wichtigkeit ſeines Standes, den ſeine Superiorität über die übrigen Stände zu zeigen gebiete,“ ſobald nur das Majorat nicht über und unter einer mäßigen Größe ſei! Nein, Herr Graf, die Majorate, größer oder kleiner, ſind aller vernünftigen Staatswirthſchaft zuwider; ſie ſind ein Ausfluß der Erbſünde des Adels; ſie unterdrücken den gedrückten Bauernſtand, und hindern ihn, die adeligen Güter an ſich zu kaufen, und ſich dadurch in den Beſitz ihrer angeborenen, humanen Freiheit zu ſetzen. Seit man aufgehört hat, an die Lehre zu glauben, daß die Fürſten Eigenthümer der Länder und ihrer Bewohner ſind, die ſie regieren, hat man auch abgelaſſen von dem Wahne, daß ſie auf ewige Zeiten die Freiheit der Bauern an den Erbadel verhandelt haben, und ebenſowenig glaubt man noch, daß das Recht zur Geſetzgebung zu Geſetzen mißbraucht werden könne, welche der Vernunft widerſprechen. Wenn Sie zugeben, „daß die Aufhebung der Standesrückſichten dem induſtriellen Streben

der Nation einen mächtigen Impuls geben werde, da dieſes Streben dadurch zu Ehren gelangen werde, wenn kein Glied der Geſellſchaft durch Vorurtheile abgehalten werde, daran Theil zu nehmen:" weshalb nun immer wieder an Vorurtheile die Trennung der nationalen Intereſſen knüpfen? weshalb dem Traurigſten, was den freien Geiſt des Menſchen feſſeln mag, fort und fort huldigen? Bekämpfen muß der edle und intelligente Menſch die Macht der Vorurtheile, nicht aber ihnen zu Liebe Vorſchläge machen, welche ihn mit ſeinen eigenen beſten Ueberzeugungen in einen beklagenswerthen Widerſpruch ſetzen. Heißt es nicht den Reichthum, das Intereſſe der Nation nichts achten, wenn man einen Stand durch neue Rechte bevorzugt wiſſen will, welche den allgemeinen Wohlſtand hemmen? und iſt dieſes nicht gerade der Vorwurf, den man dem Adel macht? Ein Fürſt, ein Geſetzgeber, welcher die Stiftung von Majoraten einem Stande nicht nur freigäbe, ſondern zur Pflicht machte, würde die Intelligenz nicht minder beleidigen, als die Miniſter Karls X. die Nation durch einen ähnlichen Vorſchlag beleidigt haben.

Sie verwerfen ferner die Anmaßung des Adels, zu den höheren Stellen des Staats- und Heerdienſtes bevorrechtigt zu ſein; allein indem Sie „eine von der Politik und Humanität (?) gegründete Accommodation zu dem vorhandenen Unterſchied der Stände" in Anſpruch nehmen, gründen Sie zugleich darauf eine Nothwendigkeit, den Adel auch hierin zu bevorzugen. Und welches ſind Ihre Gründe? Der Menſch, ſagen Sie, ſei zu Ehrgeiz geneigt und trachte aus Egoismus nach dem Höchſten. Wo ſich nun dieſer Ehrgeiz zeigt, und ein gleichberechtigter Adeliger und Bürgerlicher concurriren, müſſe es Staatsmaxime ſein, den letzteren zu dämpfen, und den Adel vorzuziehen. Man wiſſe, wie leicht ſolche („bürgerliche") Menſchen gefährlich werden. Oft auch ſei das Verdienſt bei ihnen mit einer Geſinnung verknüpft, welcher die zarteren Gefühle des Wohlwollens, die ruhige Würdigung der moraliſchen und geiſtigen Eigenſchaften der Menſchen fremd ſeien, und verleite dann zu einem ſich ſelbſt überſchätzenden Stolze. Der Adel hingegen erhalte ſich auf ſteiner Höhe des Lebens jene höheren, edleren Geſinnungen, und deßhalb gebühre ihm der Vorzug! — Auch liege es in der Natur der Menſchen, ſich lieber ſolchen zu unterwerfen, welche ſchon der alte Lauf der Dinge weit über ſie hinaufgeſchoben, und die ſie alſo nicht als ihres Gleichen betrachten. Die Erhebung aus den untern Klaſſen erzeuge Neid, entfeßle die Leidenſchaften, reize zu Ungehorſam . . .

Herr Graf! Gegen ſolche Gründe hört alle Gegenargumentation auf! Soll ich es glauben, daß Sie hiermit Ihre vollſte, innerſte Ueberzeugung ausgeſprochen haben? Wahrlich, nein! Ich kann mich von dem wohlthuenden Glauben nicht trennen, daß Sie ein gebildeter, edler Mann ſind! Klingt

dieſe Argumentation nicht gerade, wie der bitterſte Spott auf Ihren eigenen Stand? Beſinnen Sie ſich! Wie viele Throne ſind vom Ehrgeize des Adels geſtürzt, wie viele hohe Staatsämter von ihm zu Empörungen benutzt worden? Herr Graf, dieſe Rechnung möchte ſehr zum Nachtheile der Stütze der Throne ausfallen! Oder hat der Adel auf ſeiner Höhe des Lebens etwa dazu ein beſſeres Recht? Oder glauben Sie wirklich, daß ein Mann mit Geſinnungen der Art, wie Sie ſolche hier kundgeben, das Bedürfniß des Volkes beſſer begreifen könne, und mithin das hohe Staatsamt zweckmäßiger verwalten werde, als ein Bürgerlicher? Glauben Sie, daß das zarte Wohlwollen, welches der erſtere zeigt, mehr ſei, als eine in guten weichen Mienen verborgene Kälte und herzloſe Berechnung der Vortheile des Standes? Und alles in allem: ſollte man nicht meinen, Sie ſprächen vom Adel im Gegenſatze von den Menſchen, als hätte er alle Tugenden und edleren Geſinnungen ſublimirt und geläutert in ausſchließlichem Beſitz? Bei Gott, wenn Ihre holſteiniſche Bürgerelite Ihnen bei dieſen Gegenſätzen zum Muſter gedient hat, ſo mag ſie's leiden! — Sollten Sie aber von dem übrigen Deutſchland keine beſſeren Begriffe haben, ſo lade ich Sie, außer nach Oeſtreich, in jede beliebige Stadt von einiger Bedeutung, aber incognito, als Gaſt, wenn Ihnen das nicht zu deſpectirlich iſt, und dann wollen wir dieſe Dinge einmal in der Nähe überlegen, und den Geiſt der Menſchheit nach den Ständen ſtudiren. Ich biete Ihnen jede beliebige Wette, daß überall die Beamten aus dem Bürgerſtande in der Regel mehr Achtung vor dem Geſetz und der Idee der Gerechtigkeit haben, als der in der Idee der ſingulären Rechte aufgewachſene Adel. Dieß liegt in der Natur der Verhältniſſe, und, Herr Graf, in der gründlicheren Bildung und Erziehung des Bürgerſtandes.

Noch deutet in Deutſchland nichts deutlich und nahe auf eine gänzliche Beſeitigung des Erbadels oder ſeiner Vorrechte. Zwar breitet ſich nach allen Seiten die Intelligenz aus; allein noch ſucht ſie mit nationaler Mäßigung alle Intereſſen zu vereinigen, oder zu ſchonen. Vielleicht iſt es Deutſchland vorbehalten, die Anforderungen der Vernunft an die Politik auf einem ruhigen Wege geltend zu machen. Gern laſſe ich Ihnen den Glauben an die natürliche Vortrefflichkeit des Adels; gern gebe ich Ihnen zu, „daß auf einer gewiſſen Höhe des Lebens diejenigen Eigenſchaften am beſten und leichteſten erworben und ausgebildet werden, durch welche die Menſchen zur Ordnung und Achtung der Geſetze angeführt und genöthigt werden ſollten;“ obgleich ich einer gewiſſen Höhe der Bildung noch mehr zutraue. Gern ſchweige ich zu der Behauptung, „daß die erhabenſten Schöpfungen der Poeſie, die geiſtreichſten Betrachtungen im Felde der Politik und Philoſophie dem Adel angehören.“ Es mag in ſolchen Selbſttäuſchungen ein Troſt für den liegen, der die Verdienſte ſeiner Ahnen ſich zur Ehre, ja, wohl gar ſelbſt zum Verdienſte rechnet.

Ich würde alle Dichter von Homer und alle Philoſophen von den ſieben Weiſen Griechenlands an mit ſämmtlichen Entdeckungen im Reiche der Phyſik und allen ihren ungeheueren Folgen; ja, ich würde den Gottmenſchen ſelbſt und den kühnen Glaubenshelden Luther dem Adel laſſen, und würde mich ihrer freuen, auch wenn er ſie unter ſeine Ahnen zählte. Ja, ich würde nichts dagegen einwenden, wenn Sie auch noch adelige Erziehungsanſtalten für ausſchließliche, getrennte Erziehung und Bildung des jungen Adels durch adelige Erzieher und Lehrer, noch neben den Cadettenhäuſern, in Vorſchlag brächten, damit der beſſere Stoff und Geiſt zuſammengehalten und kräftig genährt, gleich Herrliches in reichem Maße wieder hervorbringe. Haben doch unſere Tage ſchon dergleichen bedenkliche Vorſchläge erzeugt! Es wird der Vortheil der Geſellſchaft ſein, wenn ſich der Adel möglichſt in ſeiner Bildung von ihr ſcheidet; der Stolz des Bürgerthums wird dadurch nur gehoben und — die große Frage der Entſcheidung näher gebracht werden.

Ich kann mir nicht verſagen, Ihre Schrift jedem jungen Adeligen zu empfehlen. Sie wird viel beitragen, ihn mit den echten Gründen eines Stolzes bekannt zu machen, welcher den Stand charakteriſirt. Vielleicht geräth durch ſie mancher auf den glücklichen Gedanken, ihn mit der gediegenen Hoheit der Geſinnungen ihres Verfaſſers auszufüllen, die unverkennbar daraus hervorleuchtet und die unveränderliche Hochachtung erzeugte, mit welcher ich ſtets die Ehre haben werde zu ſein ꝛc.

Achter Brief.

An Herrn Grafen M. v. Moltke ꝛc.

Es iſt mir ſehr unangenehm, Herr Graf, daß ich mich in meinem letzten Schreiben zu einer gewiſſen Heftigkeit habe hinreißen laſſen, welche ich mir vornahm, recht ſorgfältig zu vermeiden, als ich mich getrieben fühlte, Ihren Anſichten über den Adel die meinigen gegenüber zu ſtellen. Unaufhaltſam rollt dieſe Zeit um und mit uns hinweg, und wahrlich, es iſt eine Zeit, wo man keinen Ehrenmann verletzen muß! Trennen Sie daher die Sache von der Perſon, trennen Sie meinen Eifer für die Wahrheit von dieſer ſelbſt. Ich weiß, es würden viele Andere beſſer geſprochen haben als ich; aber ſie ſchwiegen, und dieſes Schweigen beängſtigte mich. Ich mußte reden, ſo gut ich es verſtand; denn „ganz ſchweigen, ſagt Luther, iſt ſchlimmer, als nicht ganz gut reden, wenn's Wahrheit gilt.“ Nicht Sie ſelbſt, Herr Graf, lediglich die Gründe, welche Sie zur Unterſtützung Ihrer Meinung anführen, ſind

der Gegenſtand meiner Heftigkeit, und ſomit fürchte ich nicht, Ihrem bekannten ritterlichen Sinne eine Veranlaſſung gegeben zu haben, mir noch einen anderen Fehdehandſchuh, als jenen literariſchen, hinzuwerfen.

Geſetzt aber, Herr Graf, Sie fühlten ſich doch gekränkt, beleidigt . . . wie dann? Was würden Sie ſagen, wenn ich Ihren eiſernen Handſchuh liegen ließe, und keck behauptete, meine Ehre leide darunter nicht? — Sie würden, wären Sie nicht von den gemeinen Vorurtheilen Ihres Standes frei, mich, der ich Ihnen für angethane Ehrenkränkung ehrenhafte Genugthuung verweigerte, nicht nur verachten, ſondern auch Ihre Verachtung durch jedes Mittel zu erkennen geben, womit der Kühne und Muthige dem Feigen und Knechtiſchgeſinnten ſeine Ueberlegenheit fühlbar macht. Mit einem Worte: Sie würden mich mißhandeln. —

Gemach! Brechen Sie den ewigen Landfrieden nicht! Haben nicht Ihre Vorfahren alle dieſe Urphede beſchwören müſſen? Ich halte dafür, daß die Enkel nicht nur die Rechte ihrer Väter behaupten, ſondern auch ihre Pflichten erfüllen und deren Schwüre heilig halten müſſen. Hat man ihnen nicht das Geſetz gegeben, als man ihnen das Schwert nahm? Und ſollten die Enkel nicht die Wohlthat dieſes Schutzes fühlen, da Sie ja ſelbſt das gemeine Vorurtheil für den Beſitz ſingulärer Rechte geſtimmt und einen vulgären Rechtsirrthum ſchon für eine ſichere Vormauer Ihrer Standesvorrechte halten?

Ich bin mit mir zu Rathe gegangen, wie ich mich in dieſer Verlegenheit benehmen ſolle. Allein, Herr Graf, ich geſtehe Ihnen offenherzig, dieſe Berathung mit mir ſelbſt hat mich in eine neue Verlegenheit geſtürzt. Mein feſter Grundſatz iſt es, mich nie hinter ein Vorurtheil zu verbergen. Ich bin entſchloſſen, jedem Vorurtheile Trotz zu bieten, wo ich es auch treffe, und höchſtens zu ſchonen, ſo lange es unſchädlich iſt. Nun ſagte ich mir deutlich, es ſei ein Vorurtheil, die Ehre auf die Spitze des Schwertes zu ſtellen, da das Geſetz die Ehre ſchütze. Ich verachte alle Autonomie, ſo lange Gerechtigkeit im Lande iſt. Kein Degen, keine Kugel kann mich zwingen, dem Ehre zu erweiſen, der ſie nicht verdient, und nur die humane Vernunft gebietet mir, ſie dem nicht zu entziehen, der ſich ſelbſt ihrer nicht begiebt.

Und dennoch, Herr Graf, kann ich mich hier mit der Geſetzgebung nicht recht abfinden, welche lediglich Injurien zum Gegenſtande ihrer zarten Vorſorge macht, welche ſich auf Worte und Thaten oder Zeichen zurückbringen laſſen. Ich durchlaufe meinen Brief an Sie — ich überleſe Ihre Schrift — ich habe ein unheimliches Gefühl, Ihnen zu nahe getreten zu ſein — und doch, wenn ich's ſagen ſollte, wo Sie mich durch das Geſetz für dieſen Frevel belangen ſollten, ich wüßte es nicht anzugeben.

Mich dünkt, Sie haben in Ihrer Schrift eine weſentliche Sitte, welche wir dem kriegeriſchen Prinzip der geſellſchaftlichen Verhältniſſe verdanken, worin

unſere Voreltern lebten, völlig und mit Unrecht übergangen. Wäre der Adel nicht geweſen, hätte das Ritterthum nicht geblüht, wir würden von dieſer Sitte nichts mehr wiſſen, und jenes kriegeriſche Prinzip, welches die Ehre des Freien ſeinem eigenen Schutze anvertraut, würde die conventionellen Formen unſeres geſellſchaftlichen Lebens nicht haben erträglich machen, mildern und ausgleichen können.

Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß dieſer *Ueberreſt* des Fauſtrechts zugleich auch die erſte Grundfeſte germaniſchen Geſellſchaftslebens war. Die vollſtändige Anerkennung der Ehre des freien Mannes war die unerläßliche Bedingung aller ſocialen Beziehungen der Freien zu einander, und kraft dieſer hohen Bedeutung der Ehre hat ſich dieſelbe Bedingung erhalten bis auf dieſen Tag, trotz Landfriedens, trotz legislativer Stümpereien, trotz der gewiß übertriebenen Behauptung, daß *die* Ehre groß und umfaſſend genug ſei, welche der Freie vom Geſetz erhalten kann. —

Somit kann Ihnen denn meine Verlegenheit nicht entgehen. Ich muß bekennen, daß ich die Ehre von dem Geſetze nicht in dem Maße geſchützt finde, wie ich als Sohn Germaniens ſie mir zu denken von Jugend auf gewöhnt bin, und es bleibt mir nichts übrig, als da *eine ſittliche Grenze* der Macht der Staatsgeſetzgebung anzunehmen, wo die *höhere Autonomie der Ehre ihren Anfang nimmt*. Dieſe Autonomie iſt ſo zart, ſie iſt ſo inwendig in der Bruſt des gebildetfühlenden Mannes begründet, daß ſchwerlich ein allgemeines Geſetz ſie jemals ganz beſeitigen wird. Nur das Recht, Schieds- und Ehrenrichter zu wählen in Fällen, die gleich dem unſrigen, Herr Graf, eine höchſt private, aber doch durch eine öffentliche Autorität geſicherte Ausgleichung verlangen könnten, würde uns als billigen und gebildeten Männern genügen können; ſonſt aber nichts als Waffen. Allein — haben wir ein ſolches Recht? Würde man uns nicht wegen Winkelgerichtsbarkeit und Verluſt von Sportuln und Stempeln in Anſpruch nehmen? Sind nicht unſere „*ordentlichen Richter auch einſt jung geweſen*," wie Dr. Paulus ſagt, und wiſſen ſie daher nicht, über zarte Ehrenſachen uns gehörig ins Klare zu ſetzen? — Ja wohl! ſie ſind jung *geweſen*, und ſind froh, daß ſie ſo alt ſind, um der Plackereien der Ehre wegen überhoben zu ſein! Wahrlich, Herr Graf, ich dächte, wir vertrügen uns um unſern Streit, und ließen dem Mittelalter, den Officieren, den Studenten, und wer ſonſt Luſt und Gefallen am Werke hat, ſich zu raufen, ehe wir uns durch Ausgleichung unſerer Ehrenſache den junggeweſenen Richtern auf dieſe oder jene Art in die Hände lieferten. —

Etwas ſchien mir jedoch betrachtenswerth, als ich der Sitte des Zweikampfes nachdachte, und da es eine Beziehung zu dem Gegenſtande meiner Mittei-

lungen hat, erlaube ich mir, ſchließlich Ihre gütige Aufmerkſamkeit dafür in Anſpruch zu nehmen.

Es kam mir nemlich etwas inconſequent vor, daß die Ritter und Ritterſöhne ſchon vor mehr als zweihundert Jahren den Söhnen der Bürger unter gewiſſen Verhältniſſen das Recht zugeſtanden, ihre Ehre mittelſt der Waffen ihnen gegenüber vertreten zu können. Nach einigem Forſchen fand ich, daß den Doctoribus und namentlich denen juris utriusque die Ritterehre zugeſtanden ward, ja daß dieſe ſogar den nicht zu Doctoren promovirten Rittern im Range vorgezogen wurden. Was war natürlicher, als daß die noch nicht zu Rittern geſchlagenen Söhne der Ritter den Söhnen der Bürger, welche auf die Doctorwürde aſpirirten, einen gleichen Rang mit ſich ſelbſt einräumen mußten, da ohnehin die akademiſchen Bürgerrechte jeden Unfreien frei, und jeden, der ſie erwarb, in Rechten und Ehren gleich machten.

Wie weſentlich dieß alles beigetragen habe, einen freien, gleichberechteten Stand neben dem mit ſingulären Rechten begnadeten Ritter- und Bürgerſtand auszubilden, läßt ſich nicht verkennen. Im Laufe der Zeit hat dieſer Stand der Gebildeten alle Stände verſchlungen, und ſelbſt der Fürſt muß und wird es ſich zur Ehre rechnen, ihm zugezählt zu werden; ja, man darf behaupten, es gebe außer dem Stand der Gebildeten weder eine Ehre, noch überhaupt wirklich einen Stand. In dieſem Stande allein hat ſich jenes zarte Ehrgefühl erhalten, welches eine Autonomie trotz der drohendſten Geſetze und Strafen in Anſpruch nimmt, und ſo ſehen Sie, Herr Graf, die zarteſte Blüthe der Chevalerie, *das Ehrenthum, dem ganzen Stande der Freien, aus welchem Ritterſchaft, Adel- und Bürgerſtand einſt hergegangen ſind*, recht eigentlich *wieder zurückgegeben*.

Ich kann Ihnen nicht ſagen, welche Freude es mir macht, daß ich in einer Zeit lebe, wo kein Ritter und Edelmann es wagen dürfte, mir zu ſagen, er habe mehr Ehre als ich. Ich würde ihm alle meine Briefe an Sie vorleſen und ihn fragen, worauf er ſein Plus der Ehre und mein Minus gründe; dann würde ich ihm ſagen, daß meine Vorfahren freie Dithmarſer, Frieſen, Schweizer u. ſ. w. geweſen, und wenn er die Ehre und den Ruhm dieſer Männer nicht anerkennen wollte, ſo würde ich ihn nach der Ehre und dem Ruhm ſeiner Vorfahren fragen, die von den meinigen vielleicht erſchlagen worden ſind, als ſie ihre Freiheit, ohne welche kein Mann Ehre hat, vertheidigten.

Sie ſind ſo gütig, Herr Graf, Ihrem Stande zu rathen, ſich den Genuß des lehrreichen Umganges mit den Gebildeten der andern Stände nicht durch unverſtändiges Abſondern zu entziehen. Ich muß Ihnen ſagen, daß ſolche Männer Ihres Standes, die den Gebildeten als Ungleichen und nur als Mittel eines angenehmen Genuſſes betrachten, in einem üblen Geruch ſtehen. Dieſe geben ihnen Dünkel, Hochmuth, vornehme Herablaſſung und dergleichen

Dinge ſchuld, welche der Gebildete eben nicht als Merkzeichen wahrnimmt, daß er ſich unter ſeines Gleichen befinde, und Sie würden nicht zu weit gehen, wenn Sie annähmen, daß dieß der Grund ſei, weßhalb in neuerer Zeit der Gebildete mehr und mehr ſich von dem Geburtsadel zurückzieht. Dieſe bürgerlichen Menſchen haben auch ihren Stolz, und ich weiß nicht, ob ich ihn nicht höher und edler nennen ſoll als jenen, welcher auf geerbten Vorrechten, vermeinter feinerer Lebensart, Courtoiſie und eingebildetem beſſerem Blute u. dergl. aufſprießt.

Was meinen Sie, Herr Graf? — Sollte in den nächſten zehn Jahren in Deutſchland die faktiſche und rechtliche Verſchmelzung aller Grundeigenthümer zu einem gleichberechteten Stande erfolgen, wie Manche wohl hoffen mögen, ſo möchte es am gerathenſten für den Ritterſtand ſein, ſich, um doch Etwas in der ſocialen Idee vor dem Bauer vorauszuhaben, dem Stande der Gebildeten recht förmlich, aufrichtig und ohne allen Vorbehalt einzuverleiben; er möchte ſonſt gar nichts mehr bedeuten, und völlig in Mißcredit gerathen. Das Beiſpiel des Adels in Frankreich ſollte ihm theils zur Warnung, theils zum Vorbilde dienen. Dort iſt die Intelligenz faſt zum Nivellement der Stände gediehen, und die kleinen noch vorhandenen Unebenheiten beruhen in ſolchen Vorrechten, die dem größeren Verdienſte und der höheren Bildung billig als eine lebenslängliche Auszeichnung zu gönnen ſind. Und hiermit hat der Geburtsadel aufgehört, die höchſte Staffel der Geſellſchaft zu ſein, in welcher in der That das Bewußtſein erwacht iſt, daß weder in den Vorrechten eines Standes, noch in den ordinären Utilitätsprinzipien der Fabrikanten ihre höchſten Intereſſen geſichert ſind.

In der Vorausſetzung, mich Ihnen vollſtändig deutlich gemacht zu haben, empfehle ich mich Ihrem ferneren Wohlwollen und bitte Sie, nie an der Aufrichtigkeit der Verſicherung meiner ungeheuchelten Hochachtung zu zweifeln, mit der ich die Ehre habe, mich zu nennen,

Herr Graf,

Ihren

ganz ergebenſten

Kahldorf.

Franzöſiſche Zuſtände.

Vive la France! quand même —

Vorrede.

„Diejenigen, welche leſen können, werden in dieſem Buche von ſelbſt merken, daß die größten Gebrechen deſſelben nicht meiner Schuld beigemeſſen werden dürfen, und diejenigen, welche nicht leſen können, werden gar nichts merken.“ Mit dieſen einfachen Vernunftſchlüſſen, die der alte Scarron ſeinem komiſchen Romane voranſetzt, kann ich auch dieſe ernſteren Blätter bevorworten.

Ich gebe hier eine Reihe Artikel und Tagesberichte, die ich, nach dem Begehr des Augenblicks, in ſtürmiſchen Verhältniſſen aller Art, zu leicht errathbaren Zwecken, unter noch leichter errathbaren Beſchränkungen, für die Augsburger Allgemeine Zeitung geſchrieben habe. Dieſe anonymen, flüchtigen Blätter ſoll ich nun unter meinem Namen als feſtes Buch herausgeben, damit kein Anderer, wie ich bedroht worden bin, ſie nach eigener Laune zuſammenſtellt, und nach Willkühr umgeſtaltet, oder gar jene fremden Erzeugniſſe hineinmiſcht, die man mir irrthümlich zuſchreibt.

Ich benutze dieſe Gelegenheit, um aufs Beſtimmteſte zu erklären, daß ich, ſeit zwei Jahren, in keinem politiſchen Journal Deutſchlands, außer der Allgemeinen Zeitung, eine Zeile drucken laſſen. Letztere, die ihre weltberühmte Autorität ſo ſehr verdient und die man wohl die Allgemeine Zeitung von Europa nennen dürfte, ſchien mir eben wegen ihres Anſehens und ihres unerhört großen Abſatzes, das geeignete Blatt für Berichterſtattungen, die nur das Verſtändniß der Gegenwart beabſichtigen. Wenn wir es dahin bringen, daß die große Menge die Gegenwart verſteht, ſo laſſen die Völker ſich nicht mehr von den Lohnſchreibern der Ariſtokratie zu Haß und Krieg verhetzen, das große Völkerbündniß, die heilige Allianz der Nationen, kommt zu Stande, wir brauchen aus wechſelſeitigem Mißtrauen keine ſtehenden Heere von vielen hunderttauſend Mördern mehr zu füttern, wir benutzen zum Pflug ihre Schwerter und Roſſe, und wir erlangen Friede und Wohlſtand und Freiheit. Dieſer Wirkſamkeit bleibt mein Leben gewidmet; es iſt mein Amt. Der Haß meiner Feinde darf als Bürgſchaft gelten, daß ich dieſes Amt bisher recht treu und ehrlich verwaltet. Ich werde mich jenes Haſſes immer würdig zeigen. Meine Feinde werden mich nie verkennen, wenn auch die Freunde, im Taumel der aufgeregten Leidenſchaften, meine beſonnene Ruhe für Lauheit halten möchten. Jetzt freilich, in dieſer Zeit, werden ſie mich weniger verkennen,

als damals, wo ſie am Ziel ihrer Wünſche zu ſtehen glaubten, und Siegeshoffnung alle Segel ihrer Gedanken ſchwellte; an ihrer Thorheit nahm ich keinen Theil, aber ich werde immer Theil nehmen an ihrem Unglück. Ich werde nicht in die Heimath zurückkehren, ſo lange noch ein einziger jener edlen Flüchtlinge, die vor allzu großer Begeiſterung keiner Vernunft Gehör geben konnten, in der Fremde, im Elend weilen muß. Ich würde lieber bei dem ärmſten Franzoſen um eine Kruſte Brod betteln, als daß ich Dienſt nehmen möchte bei jenen vornehmen Gaunern im deutſchen Vaterland, die jede Mäßigung der Kraft für Feigheit halten, oder gar für präludirenden Uebergang zum Servilismus, und die unſere beſte Tugend, den Glauben an die ehrliche Geſinnung des Gegners, für plebejiſche Erbdummheit anſehen. Ich werde mich nie ſchämen betrogen worden zu ſein von jenen, die uns ſo ſchöne Hoffnungen ins Herz lächelten: „Wie alles aufs friedlichſte zugeſtanden werden ſollte, wie wir hübſch gemäßigt bleiben müßten, damit die Zugeſtändniſſe nicht erzwungen und dadurch ungedeihlich würden, wie ſie wohl ſelbſt einſähen, daß man die Freiheit uns nicht ohne Gefahr länger vorenthalten könne ——.“ Ja, wir ſind wieder Düpes geworden, und wir müſſen eingeſtehen, daß die Lüge wieder einen großen Triumph erfochten und neue Lorbeeren eingeärntet. In der That, wir ſind die Beſiegten und, ſeit die heroiſche Ueberliſtung auch offiziell beurkundet worden, ſeit der Promulgazion der deplorabeln Bundestagsbeſchlüſſe vom 28. Junius, erkrankt uns das Herz in der Bruſt vor Kummer und Zorn.

Armes, unglückliches Vaterland! welche Schande ſteht dir bevor wenn du ſie erträgſt, dieſe Schmach! welche Schmerzen, wenn du ſie nicht erträgſt!

Nie iſt ein Volk von ſeinen Machthabern grauſamer verhöhnt worden. Nicht blos, daß jene Bundestagsordonnanzen vorausſetzen, wir ließen uns alles gefallen: man möchte uns dabei noch einreden, es geſchehe uns ja eigentlich gar kein Leid oder Unrecht. Wenn Ihr aber auch mit Zuverſicht auf knechtiſche Unterwürfigkeit rechnen durftet: ſo hattet Ihr doch kein Recht uns für Dummköpfe zu halten. Eine Hand voll Junker, die nichts gelernt haben als ein bischen Roßtäuſcherei, Volteſchlagen, Becherſpiel oder ſonſtige plumpe Schelmenkünſte, womit man höchſtens nur Bauern auf Jahrmärkten übertölpeln kann: dieſe wähnen damit ein ganzes Volk bethören zu können, und zwar ein Volk, welches das Pulver erfunden hat und die Buchdruckerei und die Kritik der reinen Vernunft. Dieſe unverdiente Beleidigung, daß Ihr uns für noch dümmer gehalten als Ihr ſelber ſeid, und Euch einbildet uns täuſchen zu können, das iſt die ſchlimmere Beleidigung, die Ihr uns zugefügt in Gegenwart der umſtehenden Völker.

Ich will nicht die konſtitutionellen deutſchen Fürſten anklagen; ich kenne ihre Nöthen, ich weiß, ſie ſchmachten in den Ketten ihrer kleinen Camarillen,

und ſind nicht zurechnungsfähig. Dann ſind ſie auch, durch Zwang aller Art, von Oeſtreich und Preußen embauchirt worden. Wir wollen ſie nicht ſchmähen, wir wollen ſie bedauern. Früh oder ſpät ärnten ſie die bitteren Früchte der böſen Saat. Die Thoren, ſie ſind noch eiferſüchtig auf einander, und während jedes klare Auge einſieht, daß ſie am Ende von Oeſtreich und Preußen mediatiſirt werden, iſt all ihr Sinnen und Trachten nur darauf gerichtet, wie man dem Nachbar ein Stück ſeines Ländchens abgewinnt. Wahrlich, ſie gleichen jenen Dieben, die, während man ſie nach der Hängſtätte führt, ſich noch unter einander die Taſchen beſtehlen.

Wir können, ob der Großthaten des Bundestags, nur die beiden abſoluten Mächte, Oeſtreich und Preußen, unbedingt anklagen. Wie weit ſie gemeinſchaftlich unſere Erkenntlichkeit in Anſpruch nehmen, kann ich nicht beſtimmen. Nur will es mich bedünken, als habe Oeſtreich wieder das Gehäſſige jener Großthaten auf die Schulter ſeines weiſen Bundesgenoſſen zu wälzen gewußt.

In der That, wir können gegen Oeſtreich kämpfen, und todeskühn kämpfen, mit dem Schwert in der Hand; aber wir fühlen in tiefſter Bruſt, daß wir nicht berechtigt ſind, mit Scheltworten dieſe Macht zu ſchmähen. Oeſtreich war immer ein offner ehrlicher Feind, der nie ſeinen Ankampf gegen den Liberalismus geläugnet oder auf eine kurze Zeit eingeſtellt hätte. Metternich hat nie mit der Göttin der Freiheit geliebäugelt, er hat nie in der Angſt des Herzens den Demagogen geſpielt, er hat nie Arndts Lieder geſungen und dabei Weißbier getrunken, er hat nie auf der Haſenheide geturnt, er hat nie pietiſtiſch gefrömmelt, er hat nie mit den Feſtungsarreſtanten geweint, geweint, während er ſie an der Kette feſthielt; — man wußte immer, wie man mit ihm dran war, man wußte, daß man ſich vor ihm zu hüten hatte, und man hütete ſich vor ihm. Er war immer ein ſicherer Mann, der uns weder durch gnädige Blicke täuſchte, noch durch Privatmalicen empörte. Man wußte, daß er weder aus Liebe noch aus kleinlichem Haſſe, ſondern großartig im Geiſte eines Syſtems handelte, welchem Oeſtreich ſeit drei Jahrhunderten treu geblieben. Es iſt daſſelbe Syſtem, für welches Oeſtreich gegen die Reformazion geſtritten; es iſt daſſelbe Syſtem, wofür es mit der Revoluzion in den Kampf getreten. Für dieſes Syſtem fochten nicht blos die Männer, ſondern auch die Töchter vom Hauſe Habsburg. Für die Erhaltung dieſes Syſtems hatte Marie Antoinette in den Tuilerien zum kühnſten Kampfe die Waffen ergriffen; für die Erhaltung dieſes Syſtems hatte Maria Luiſa, die als erklärte Regentin für Mann und Kind ſtreiten ſollte, in denſelben Tuilerien den Kampf unterlaſſen und die Waffen niedergelegt. Kaiſer Franz hat für die Erhaltung dieſes Syſtems den theuerſten Gefühlen entſagt und unſägliches Herzleid erduldet, eben jetzt trägt er Trauer um den geliebten blühen-

den Enkel, den er jenem Syſteme geopfert, dieſer neue Kummer hat tief gebeugt das greiſe Haupt, welches einſt die deutſche Kaiſerkrone getragen — dieſer arme Kaiſer iſt noch immer der wahre Repräſentant des unglücklichen Deutſchlands!

Von Preußen dürfen wir in einem anderen Tone ſprechen. Hier hemmt uns wenigſtens keine Pietät ob der Heiligkeit eines deutſchen Kaiſerhaupts. Mögen immerhin die gelehrten Knechte an der Spree von einem großen Imperator des Boruſſenreichs träumen, und die Hegemonie und Schirmherrlichkeit Preußens proklamiren. Aber bis jetzt iſt es den langen Fingern von Hohenzollern noch nicht gelungen, die Krone Karls des Großen zu erfaſſen und zu dem Raub ſo vieler polniſcher und ſächſiſcher Kleinodien in den Sack zu ſtecken. Noch hängt die Krone Karl des Großen viel zu hoch, und ich zweifle ſehr ob ſie je herabſinkt auf das witzige Haupt jenes goldgeſporten Prinzen, dem ſeine Barone ſchon jetzt, als dem künftigen Reſtaurator des Ritterthums, ihre Huldigungen darbringen. Ich glaube vielmehr Se. Königl. Hoheit wird, ſtatt eines Nachfolgers Karls des Großen, nur ein Nachfolger Karl X. und Karls von Braunſchweig.

Es iſt wahr, noch vor kurzem haben viele Freunde des Vaterlandes die Vergrößerung Preußens gewünſcht, und in ſeinen Königen die Oberherren eines vereinigten Deutſchlands zu ſehen gehofft, und man hat die Vaterlandsliebe zu ködern gewußt, und es gab einen preußiſchen Liberalismus und die Freunde der Freiheit blickten ſchon vertrauungsvoll nach den Linden von Berlin. Was mich betrifft, ich habe mich nie zu ſolchem Vertrauen verſtehen wollen. Ich betrachtete vielmehr mit Beſorgniß dieſen preußiſchen Adler, und während Andere rühmten wie kühn er in die Sonne ſchaue, war ich deſto aufmerkſamer auf ſeine Krallen. Ich traute nicht dieſem Preußen, dieſem langen frömmelnden Kamaſchenheld mit dem weiten Magen, und mit dem großen Maule, und mit dem Corporalſtock, den er erſt in Weihwaſſer taucht, ehe er damit zuſchlägt. Mir mißfiel dieſes philoſophiſch chriſtliche Soldatenthum, dieſes Gemengſel von Weißbier, Lüge und Sand. Widerwärtig, tief widerwärtig war mir dieſes Preußen, dieſes ſteife, heuchleriſche, ſcheinheilige Preußen, dieſer Tartüff unter den Staaten.

Endlich, als Warſchau fiel, fiel auch der weiche fromme Mantel, worin ſich Preußen ſo ſchön zu drappiren gewußt, und ſelbſt der Blödſichtigſte erblickte die eiſerne Rüſtung des Despotismus, die darunter verborgen war. Dieſe heilſame Enttäuſchung verdankt Deutſchland dem Unglück der Polen.

Die Polen! Das Blut zittert mir in den Adern, wenn ich das Wort niederſchreibe, wenn ich daran denke, wie Preußen gegen dieſe edelſten Kinder des Unglücks gehandelt hat, wie feige, wie gemein, wie meuchleriſch. Der Geſchichtſchreiber wird, vor innerem Abſcheu keine Worte finden können, wenn

er etwa erzählen ſoll was ſich zu Fiſchau begeben hat; jene unehrlichen Heldenthaten wird vielmehr der Scharfrichter beſchreiben müſſen — — — ich höre das rothe Eiſen ſchon ziſchen auf Preußens magerem Rücken.

Unlängſt las ich in der Allg. Zeitung, daß der Geh. Regierungsrath, Friedrich von Raumer, welcher ſich unlängſt die Renommee eines königl. Preuß. Revolutionärs erworben, indem er als Mitglied der Cenſurkommiſſion gegen deren allzuunterdrückungsſüchtigen Strenge ſich aufgelehnt: jetzt den Auftrag erhalten hat, das Verfahren der preußiſchen Regierung gegen Polen zu rechtfertigen. Die Schrift iſt vollendet und der Verfaſſer hat bereits ſeine 200 Thaler Preußiſch Courant dafür in Empfang genommen. Indeſſen, wie ich höre, iſt ſie nach der Meinung der ukkermärkſchen Camarilla noch immer nicht ſervil genug geſchrieben. — So geringfügig auch dieſes kleine Begebniß ausſieht, ſo iſt es eben groß genug, den Geiſt der Gewalthaber und ihrer Untergebenen zu charakteriſiren. Ich kenne zufällig den armen Friedrich von Raumer, ich habe ihn zuweilen, in ſeinem blau-grauen Röckchen und grau-blauen Militärmützchen, unter den Linden ſpazieren ſehen; ich ſah ihn mal auf dem Katheder, als er den Tod Ludwigs XVI. vortrug und dabei einige königl. Preuß. Amtsthränen vergoß; dann habe ich, in einem Damenalmanach, ſeine Geſchichte der Hohenſtaufen geleſen; ich kenne ebenfalls ſeine „Briefe aus Paris," worin er der Madame Crelinger und ihrem Gatten über die hieſige Politik und das hieſige Theater ſeine Anſichten mittheilt. Es iſt durchaus ein friedlebiger Mann, der ruhig Queue macht. Von allen mittelmäßigen Schriftſtellern iſt er noch der beſte, und dabei iſt er nicht ganz ohne Salz und er hat eine gewiſſe äußere Gelehrſamkeit und gleicht daher einem alten trockenen Hering, der mit gelehrter Makulatur umwickelt iſt. Ich wiederhole, es iſt das friedlebigſte Geſchöpf, das ſich immer ruhig von ſeinen Vorgeſetzten die Säcke aufladen ließ und gehorſam damit zur Amtsmühle trabte, und nur hie und da ſtill ſtand, wo Muſik gemacht wurde. Wie ſchnöde muß ſich nun eine Regierung in ihrer Unterdrückungsluſt gezeigt haben, wenn ſogar ein Friedrich von Raumer die Geduld verlor, und rappelköpfiſch wurde, und nicht weiter traben wollte, und ſogar in menſchlicher Sprache zu ſprechen begann! Hat er vielleicht den Engel mit dem Schwerte geſehen, der im Wege ſteht, und den die Bileame von Berlin, die Verblendeten, noch nicht ſehen? Ach! ſie gaben dem armen Geſchöpfe die wohlgemeinteſten Tritte und ſtacheln es mit ihren goldenen Sporen und haben es ſchon zum drittenmale geſchlagen. Das Volk der Boruſſen aber — und daraus kann man ſeinen Zuſtand ermeſſen — pries ſeinen Friedrich von Raumer als einen Ajax der Freiheit.

Dieſer königl. Preuß. Revoluzionär wird nun dazu benutzt, eine Apologie des Verfahrens gegen Polen zu ſchreiben und das berliner Cabinet in der öffentlichen Meinung wieder ehrlich zu machen.

Dieſes Preußen! wie es verſteht ſeine Leute zu gebrauchen! Es weiß ſogar von ſeinen Revoluzionären Vortheil zu ziehen. Zu ſeinen Staatskomödien bedarf es Comparſen von jeder Farbe. Es weiß ſogar trikolor geſtreifte Zebrahs zu benutzen. So hat es in den letzten Jahren ſeine wüthendſten Demagogen dazu gebraucht, überall herum zu predigen: daß ganz Deutſchland preußiſch werden müſſe. Hegel mußte die Knechtſchaft, das Beſtehende, als vernünftig rechtfertigen. Schleiermacher mußte gegen die Freiheit proteſtiren und chriſtliche Ergebung in den Willen der Obrigkeit empfehlen. Empörend und verrucht iſt dieſe Benutzung von Philoſophen und Theologen, durch deren Einfluß man auf das gemeine Volk wirken will, und die man zwingt, durch Verrath an Vernunft und Gott, ſich öffentlich zu entehren. Wie manch ſchöner Name, wie manch hübſches Talent wird da zu Grunde gerichtet, für die nichtswürdigſten Zwecke. Wie ſchön war der Name Arndts, ehe er, auf höheren Geheiß, jenes ſchäbige Büchlein geſchrieben, worin er wie ein Hund wedelt und hündiſch, wie ein wendiſcher Hund die Sonne des Julius anbellt. Stägemann, ein Name beſten Klanges, wie tief iſt er geſunken, ſeit er Ruſſenlieder gedichtet! Mag es ihm die Muſe verzeihen, die einſt, mit heiligem Kuß, zu beſſeren Liedern ſeine Lippen geweiht hat. Was ſoll ich von Schleiermacher ſagen, dem Ritter des rothen Adlerordens dritter Claſſe! Er war einſt ein beſſerer Ritter und war ſelbſt ein Adler und gehörte zur erſten Claſſe. Aber nicht blos die Großen, ſondern auch die Kleinen werden ruinirt. Da iſt der arme Ranke, den die preußiſche Regierung einige Zeit auf ihre Koſten reiſen laſſen, ein hübſches Talent kleine hiſtoriſche Figürchen auszuſchnitzeln und pitoresk neben einander zu kleben, eine gute Seele, gemüthlich wie Hammelfleiſch mit teltower Rübchen, ein unſchuldiger Menſch, den ich, wenn ich mal heurathe, zu meinem Hausfreunde wähle, und der gewiß auch liberal — dieſer mußte jüngſt in der Staatszeitung eine Apologie der Bundestagsbeſchlüſſe drucken laſſen. Andere Stipendiaten, die ich nicht nennen will, haben Aehnliches thun müſſen und ſind doch ganz liberale Leute.

O, ich kenne ſie, dieſe Jeſuiten des Nordens! Wer nur jemals aus Noth oder Leichtſinn das Mindeſte von ihnen angenommen hat, iſt ihnen auf immer verfallen. Wie die Hölle Proſerpinen nicht losgibt, weil ſie den Kern eines Grenatapfels dort genoſſen: ſo geben jene Jeſuiten keinen Menſchen los, der nur das Mindeſte von ihnen genoſſen hat, und ſei es auch nur einen einzigen Kern des goldenen Apfels, oder, um proſaiſch zu ſprechen, einen einzigen Louisd'or; — kaum erlauben ſie ihm, wie die Hölle der Proſerpine, die eine Hälfte des Jahrs in oberweltlichem Lichte zuzubringen; — in ſolcher Periode erſcheinen dieſe Leute wie Lichtmenſchen, und ſie nehmen Platz unter uns andern Olympiern, und ſprechen und ſchreiben ambroſiſch liberal; doch zur gehörigen Zeit findet man ſie wieder im hölliſchen Dunkel, im Reiche des Obſcurantis-

mus, und ſie ſchreiben preußiſche Apologien, Erklärungen gegen den Meſſager, Cenſurgeſetzentwürfe, oder gar eine Rechtfertigung der Bundestagsbeſchlüſſe.

Letztere, die Bundestagsbeſchlüſſe, kann ich nicht unbeſprochen laſſen. Ich werde ihre amtlichen Vertheidiger nicht zu widerlegen, noch viel weniger, wie vielfach geſchehen, ihre Illegalität zu erweiſen ſuchen. Da ich wohl weiß von welchen Leuten die Urkunde worauf ſich jene Beſchlüſſe berufen, verfertigt worden iſt: ſo zweifle ich keineswegs, daß dieſe Urkunde, nämlich die Wiener Bundesakte, zu jedem deſpotiſchen Gelüſte die legalſten Befugniſſe enthält. Bis jetzt hat man von jenem Meiſterwerk der edlen Junkerſchaft wenig Gebrauch gemacht, und ſein Inhalt konnte dem Volke gleichgültig ſein. Nun es aber ins rechte Tageslicht geſtellt wird, dieſes Meiſterſtück, nun die eigentlichen Schönheiten des Werks, die geheimen Springfedern, die verborgenen Ringe, woran jede Kette befeſtigt werden kann, die Fußangeln, die verſteckten Halseiſen, Daumſchrauben, kurz nun die ganze künſtliche, durchtriebene Arbeit allgemein ſichtbar wird: jetzt ſieht jeder, daß das deutſche Volk, als es für ſeine Fürſten Gut und Blut geopfert und den verſprochenen Lohn der Dankbarkeit empfangen ſollte, aufs heilloſeſte getäuſcht worden, daß man ein freches Gaukelſpiel mit uns getrieben, daß man, ſtatt der zugelobten Magna Charta der Freiheit, uns nur eine verbriefte Knechtſchaft ausgefertigt hat.

Kraft meiner akademiſchen Befugniß als Doktor beider Rechte, erkläre ich feierlichſt, daß eine ſolche, von ungetreuen Mandatarien ausgefertigte Urkunde Null und nichtig iſt; Kraft meiner Pflicht als Bürger, proteſtire ich gegen alle Folgerungen, welche die Bundestagsbeſchlüſſe vom 28ſten Juni aus dieſer nichtigen Urkunde geſchöpft haben; Kraft meiner Machtvollkommenheit als öffentlicher Sprecher, erhebe ich gegen die Verfertiger dieſer Urkunde meine Anklage und klage ſie an des gemißbrauchten Volksvertrauens, ich klage ſie an der beleidigten Volksmajeſtät, ich klage ſie an des Hochverraths am deutſchen Volke, ich klage ſie an!

Armes Volk der Deutſchen! Damals, während Ihr Euch ausruhtet von dem Kampfe für Eure Fürſten, und die Brüder begrubet, die in dieſem Kampfe gefallen, und Euch einander die treuen Wunden verbandet, und lächelnd Euer Blut noch rinnen ſaht aus der vollen Bruſt, die ſo voll Freude und Vertrauen war, ſo voll Freude wegen der Rettung der geliebten Fürſten, ſo voll Vertrauen auf die menſchlich heiligen Gefühle der Dankbarkeit: damals, dort unten zu Wien, in den alten Werkſtätten der Ariſtokrazie, ſchmiedete man die Bundesakte!

Sonderbar! Eben der Fürſt, der ſeinem Volke am meiſten Dank ſchuldig war, der deshalb ſeinem Volke eine repräſentative Verfaſſung, eine volksthümliche Conſtitution, wie andere freie Völker ſie beſitzen, in jener Zeit der Noth verſprochen hat, ſchwarz auf weiß verſprochen und mit den beſtimmteſten

Worten verſprochen hat: dieſer Fürſt hat jetzt jene anderen deutſchen Fürſten, die ſich verpflichtet gehalten, ihren Unterthanen eine freie Verfaſſung zu ertheilen, ebenfalls zu Wortbruch und Treuloſigkeit zu verführen gewußt, und er ſtützt ſich jetzt auf die Wiener Bundesakte, um die kaum emporgeblühten deutſchen Conſtitutionen zu vernichten, er, welcher, ohne zu erröthen das Wort „Conſtitution" nicht einmal ausſprechen dürfte!

Ich rede von Sr. Majeſtät, Friedrich Wilhelm, dritten des Namens, König von Preußen.

Monarchiſch geſinnt, wie ich es immer war und auch wohl immer bleibe, widerſtrebt es meinen Grundſätzen und Gefühlen, daß ich die Perſon der Fürſten ſelber einer allzuharten Rüge unterwürfe. Es liegt vielmehr in meinen Neigungen, ſie ob ihrer guten Eigenſchaften zu rühmen. Ich rühme daher gern die perſönlichen Tugenden des Monarchen, deſſen Regierungsſyſtem, oder vielmehr deſſen Cabinet, ich eben ſo unumwunden beſprochen. Ich beſtätige mit Vergnügen, daß Friedrich Wilhelm III. als Menſch die hohe Verehrung und Liebe verdient, die ihm der größte Theil des preußiſchen Volkes ſo reichlich ſpendet. Er iſt gut und tapfer. Er hat ſich ſtandhaft im Unglück, und was viel ſeltener iſt, milde im Glücke gezeigt. Er iſt von keuſchem Herzen, rührend beſcheidenem Weſen, bürgerlicher Prunkloſigkeit, häuslich guten Sitten, ein zärtlicher Vater, beſonders zärtlich für die ſchöne Zarowa, welcher Zärtlichkeit wir vielleicht die Cholera und ein noch größeres Uebel, womit erſt unſere Nachkommen kämpfen werden, ſchönſtens verdanken. Außerdem iſt der König von Preußen ein ſehr religiöſer Mann, er hält ſtreng auf Religion, er iſt ein guter Chriſt, er hängt feſt am evangeliſchen Bekenntniſſe, er hat ſelbſt eine Liturgie geſchrieben, er glaubt an die Symbole— ach! ich wollte er glaubte an den Jupiter, den Vater der Götter, der den Meineid rächt, und er gäbe uns endlich die verſprochene Conſtitution.

Oder iſt das Wort eines Königs nicht ſo heilig wie ein Eid?

Von allen Tugenden Friedrich Wilhelms rühmt man jedoch am meiſten ſeine Gerechtigkeitsliebe. Man erzählt davon die rührendſten Geſchichten. Noch jüngſt hat er 11,227 Thaler 13 gute Groſchen aus ſeiner Privatkaſſe geopfert, um den Rechtsanſprüchen eines Kyritzer Bürgers zu genügen. Man erzählt, der Sohn des Müllers von Sansſouci habe, aus Geldnoth, die berühmte Windmühle verkaufen wollen, worüber ſein Vater mit Friedrich dem Großen prozeſſirt hat. Der jetzige König ließ aber dem benöthigten Mann eine große Geldſumme vorſtrecken, damit die berühmte Windmühle in dem alten Zuſtande ſtehen bleibe, als ein Denkmal preußiſcher Gerechtigkeitsliebe. Das iſt alles ſehr hübſch und löblich — aber wo bleibt die verſprochene Conſtitution, worauf das preußiſche Volk, nach göttlichem und weltlichem Rechte, die eigenthümlichſten Anſprüche machen kann? So lange der König von

Preußen dieſe heiligſte „Obligatio“ nicht erfüllt, ſo lange er die wohlverdiente, freie Verfaſſung ſeinem Volke vorenthält, kann ich ihn nicht gerecht nennen, und ſehe ich die Windmühle von Sansſouci, ſo denke ich nicht an preußiſche Gerechtigkeitsliebe, ſondern an preußiſchen Wind.

Ich weiß ſehr gut, die literariſchen Lohnlakaien behaupten, der König von Preußen habe jene Conſtitution nur der eigenen Laune halber verſprochen, ein Verſprechen, welches ganz unabhängig von den Zeitumſtänden geweſen ſei. Die Thoren! ohne Gemüth, wie ſie ſind, fühlen ſie nicht, daß die Menſchen, wenn man ihnen vorenthält was man ihnen von rechtswegen ſchuldig iſt, weit weniger beleidigt werden, als wenn man ihnen das verſagt, was man ihnen aus bloßer Liebe verſprochen hat; denn in ſolchem Falle wird auch unſere Eitelkeit gekränkt, indem wir ſehen, daß wir demjenigen, der uns aus freiem Willen etwas verſprach, nicht mehr ſo viel werth ſind.

Oder war es wirklich nur eigne Laune, ganz unabhängig von den Zeitumſtänden, was den König von Preußen einſt bewogen hätte, ſeinem Volke eine freie Conſtitution zu verſprechen? Er hatte alſo auch nicht einmal damals die Abſicht dankbar zu ſein? Und er hatte doch ſo viel Grund dazu; denn nie befand ſich ein Fürſt in einer kläglicheren Lage, als die worin der König von Preußen nach der Schlacht bei Jena gerathen war, und woraus ihn ſein Volk gerettet. Standen ihm damals nicht die Tröſtungen der Religion zu Gebote, er mußte verzweifeln ob der Inſolenz womit der Kaiſer Napoleon ihn behandelte. Aber, wie geſagt, er fand Troſt im Chriſtenthum, welches wahrlich die beſte Religion iſt nach einer verlorenen Schlacht. Ihn ſtärkte das Beiſpiel ſeines Heilandes; auch er konnte damals ſagen: „mein Reich iſt nicht von dieſer Welt!“ und er vergab ſeinen Feinden, welche mit viermal hunderttauſend Mann ganz Preußen beſetzt hielten. Wäre Napoleon damals nicht mit weit wichtigeren Dingen beſchäftigt geweſen, als daß er an Se. Majeſtät Friedrich Wilhelm III. allzu viel denken konnte, er hätte dieſen gewiß gänzlich in Ruheſtand geſetzt. Späterhin, als alle Könige von Europa ſich gegen den Napoleon zuſammenrotteten, und der Mann des Volks in dieſer Fürſten-Emeute unterlag und der preußiſche Eſel dem ſterbenden Löwen die letzten Fußtritte gab: da bereute er zu ſpät die Unterlaſſungsſünde. Wenn er in ſeinem hölzernen Käfig zu St. Helena auf und ab ging und es ihm in den Sinn kam, daß er den Papſt koſolirt und vergeſſen hatte, Preußen zu zertreten: dann knirſchte er mit den Zähnen, und wenn ihm dann eine Ratte in den Weg lief, dann zertrat er die arme Ratte.

Napoleon iſt jetzt todt, und liegt, wohlverſchloſſen in ſeinem bleiernen Sarg, unter dem Sand von Longwood, auf der Inſel Sankt Helena. Rund herum iſt Meer. Den braucht Ihr alſo nicht mehr zu fürchten. Auch die letzten drei Götter, die noch im Himmel übrig geblieben, den Vater, den Sohn und

den heiligen Geiſt, braucht Ihr nicht zu fürchten; denn Ihr ſteht gut mit ihrer heiligen Dienerſchaft. Ihr braucht Euch nicht zu fürchten, denn Ihr ſeid mächtig und weiſe. Ihr habt Gold und Flinten, und was feil iſt könnt Ihr kaufen, und was ſterblich iſt könnt Ihr tödten. Eurer Weisheit kann man eben ſo wenig widerſtehen. Jeder von Euch iſt ein Salomo, und es iſt Schade, daß die Königin von Saba, die ſchöne Frau, nicht mehr lebt; Ihr hättet ſie bis aufs Hemd enträthſelt. Dann habt Ihr auch eiſerne Töpfe, worin Ihr diejenigen einſperren könnt, die Euch etwas zu rathen aufgeben, wovon Ihr nichts wiſſen wollt, und Ihr könnt ſie verſiegeln und ins Meer der Vergeſſenheit verſenken; alles wie König Salomo. Gleich dieſem verſteht Ihr auch die Sprache der Vögel. Ihr wißt alles was im Lande gezwitſchert und gepfiffen wird, und mißfällt Euch der Geſang eines Vogels, ſo habt Ihr eine große Scheere, womit Ihr ihm den Schnabel zurecht ſchneidet, und, wie ich höre, wollt Ihr Euch eine noch größere Scheere anſchaffen für die, welche über zwanzig Bogen ſingen. Dabei habt Ihr die klügſten Vögel in Eurem Dienſte, alle Edelfalken, alle Raben, nemlich die ſchwarzen, alle Pfauen, alle Eulen. Auch lebt noch der alte Simurgh, und er iſt Euer Großvezier, und er iſt der geſcheuteſte Vogel der Welt. Er will das Reich wieder ganz ſo herſtellen, wie es unter den präadamitiſchen Sultanen beſtanden, und er legt deshalb unermüdlich Eier, Tag und Nacht, und in Frankfurt werden ſie ausgebrütet. Hut-Hut, der akkreditirte Wiedehopf läuft unterdeſſen über den märkiſchen Sand, mit den pfiffigſten Depeſchen im Schnabel. Ihr braucht Euch nicht zu fürchten.

Nur vor einem möchte ich Euch warnen, nemlich vor dem Moniteur von 1793. Das iſt ein Höllenzwang, den Ihr nicht an die Kette legen könnt, und es ſind Beſchwörungsworte darin, die viel mächtiger ſind als Gold und Flinten, Worte womit man die Todten aus den Gräbern ruft und die Lebenden in den Tod ſchickt, Worte womit man die Zwerge zu Rieſen macht und die Rieſen zerſchmettert, Worte die Eure ganze Macht zerſchneiden, wie das Fallbeil einen Königshals.

Ich will Euch die Wahrheit geſtehen. Es giebt Leute, die Muth genug beſitzen jene Worte auszuſprechen, und die ſich nicht gefürchtet hätten vor den grauenhafteſten Geiſtererſcheinungen; aber ſie wußten eben nicht das rechte Wort im Buche zu finden, und hätten es auch mit ihren dicken Lippen nicht ausſprechen können; ſie ſind keine Hexenmeiſter. Andere, die, vertraut mit der geheimnißvollen Wünſchelruthe, das rechte Wort wohl aufzufinden wüßten und auch mit zauberkundiger Zunge es auszuſprechen vermöchten: dieſe waren zagen Herzens und fürchteten ſich vor den Geiſtern, die ſie beſchwören ſollten; — denn ach! wir wiſſen nicht das Sprüchlein, womit man die Geiſter wieder zähmt, wenn der Spuk allzu toll wird; wir wiſſen nicht wie man

die begeiſterten Beſenſtiele wieder in ihre hölzerne Ruhe zurückbannt, wenn ſie mit allzu viel rothem Waſſer das Haus überſchwemmen; wir wiſſen nicht wie man das Feuer wieder beſpricht, wenn es allzu raſend umherleckt; wir fürchteten uns.

Verlaßt Euch aber nicht auf Ohnmacht und Furcht von unſerer Seite. Der verhüllte Mann der Zeit, der eben ſo kühnen Herzens wie kundiger Zunge iſt, und der das große Beſchwörungswort weiß und es auch auszuſprechen vermag, er ſteht vielleicht ſchon in Eurer Nähe. Vielleicht iſt er in knechtiſcher Livree oder gar in Harlekinstracht vermummt, und Ihr ahnet nicht, daß es Euer Verderber iſt, welcher Euch unterthänig die Stiefel auszieht oder durch ſeine Schnurren Euer Zwergfell erſchüttert. Graut Euch nicht manchmal, wenn Euch die ſervilen Geſtalten mit faſt ironiſcher Demuth umwedeln, und Euch plötzlich in den Sinn kommt: das iſt vielleicht eine Liſt, dieſer Elende, der ſich ſo blödſinnig abſolutiſtiſch, ſo viehiſch gehorſam gebehrdet, der iſt vielleicht ein geheimer Brutus? Habt Ihr nicht Nachts zuweilen Träume, die Euch vor den kleinſten, windigſten Würmern warnen, die Ihr des Tags zufällig kriechen geſehen? Aengſtigt Euch nicht! Ich ſcherze nur, Ihr ſeid ganz ſicher. Unſere dummen Teufel von Servilen verſtellen ſich durchaus nicht. Sogar der Jarke iſt nicht gefährlich. Seid auch außer Sorge in Betreff der kleinen Narren, die Euch zuweilen mit bedenklichen Späßen umgaukeln. Der große Narr ſchützt Euch vor den kleinen. Der große Narr iſt ein ſehr großer Narr, rieſengroß, und er nennt ſich deutſches Volk.

O, das iſt ein ſehr großer Narr! Seine buntſcheckige Jacke beſteht aus ſechsunddreißig Flicken. An ſeiner Kappe hängen, ſtatt der Schellen, lauter zentnerſchwere Kirchenglocken, und in der Hand trägt er eine ungeheure Pritſche von Eiſen. Seine Bruſt aber iſt voll Schmerzen. Nur will er an dieſe Schmerzen nicht denken, und er reißt deshalb um ſo luſtigere Poſſen, und er lacht manchmal um nicht zu weinen. Treten ihm ſeine Schmerzen allzu brennend in den Sinn, dann ſchüttelt er wie toll den Kopf, und betäubt ſich ſelber mit dem chriſtlich frommen Glockengeläute ſeiner Kappe. Kommt ein guter Freund zu ihm, der theilnehmend über ſeine Schmerzen mit ihm reden will, oder gar ihm ein Hausmittelchen dagegen anräth: dann wird er rein wüthend und ſchlägt nach ihm mit der eiſernen Pritſche. Er iſt überhaupt wüthend gegen jeden, der es gut mit ihm meint. Er iſt der ſchlimmſte Feind ſeiner Freunde und der beſte Freund ſeiner Feinde. O! der große Narr wird Euch immer treu und unterwürfig bleiben, mit ſeinen Rieſenſpäßchen wird er immer Eure Junkerlein ergötzen, er wird täglich zu ihrem Vergnügen ſeine alten Kunſtſtücke machen, und unzählige Laſten auf der Naſe balanziren, und viele hunderttauſend Soldaten auf ſeinem Bauche herumtrampeln laſſen.

Aber habt Ihr gar keine Furcht, daß dem Narren mal all die Laſten zu ſchwer werden, und daß er Eure Soldaten von ſich abſchüttelt und Euch ſelber, aus Ueberſpaß, mit dem kleinen Finger den Kopf eindrückt, ſo daß Euer Hirn bis an die Sterne ſpritzt?

Fürchtet Euch nicht, ich ſcherze nur. Der große Narr bleibt Euch unterthänigſt gehorſam, und wollen Euch die kleinen Narren ein Leid zufügen, der große ſchlägt ſie todt.

Geſchrieben, zu Paris, den 18. October 1832.

Heinrich Heine.

Erſter Artikel.

—

Paris, 28. Dec. 1831.

Die erblichen Pairs haben jetzt ihre last speeches gehalten, und waren geſcheidt genug, ſich ſelber für todt zu erklären, um nicht vom Volke umgebracht zu werden. Dieſer Bewegungsgrund iſt ihnen von Caſimir Perier ganz beſonders ans Herz gelegt worden. Von ſolcher Seite iſt alſo kein Vorwand zu Emeuten mehr vorhanden. Der Zuſtand des niedern Volks von Paris iſt indeſſen, wie man ſagt, ſo troſtlos, daß bei dem geringſten Anlaſſe, der von Außen her gegeben würde, eine mehr als ſonſt bedrohliche Emeute ſtattfinden kann. Ich glaube aber dennoch nicht, daß wir ſolchen Ausbrüchen ſo nahe ſind, wie man in dieſem Augenblicke behauptet. Nicht als ob ich die Regierung für gar zu mächtig hielte, oder die Gegenparteien für gar zu kraftlos, im Gegentheil, die Regierung bekundet ihre Schwäche bei jeder Gelegenheit; namentlich geſchah dies zur Zeit der Lyoner Unruhen, und was die Gegenparteien betrifft, ſo ſind ſie hinreichend erbittert, und dürften obendrein bei Tauſenden, die vor Elend ſterben, die tollkühnſte Unterſtützung finden; — aber es iſt jetzt kaltes, neblichtes Winterwetter.

„Sie werden heute Abend nicht kommen, denn es regnet," ſagte Pethion, nachdem er das Fenſter geöffnet und wieder ruhig geſchloſſen, während ſeine Freunde, die Girondiſten, von dem Volke, welches die Bergpartei verhetzte, einen Ueberfall erwarteten. Man erzählt dieſe Anekdote in den Revolutionsgeſchichten, um Pethions Phlegma zu zeigen. Aber ſeit ich mit eigenen Augen die Natur der Pariſer Volksaufſtände ſtudirt, ſehe ich ein, wie ſehr man jene Worte mißverſtand. Zu guten Emeuten gehört wirklich gutes Wetter, behaglicher Sonnenſchein, ein angenehm warmer Tag, und daher geriethen ſie im Junius, Juli und Auguſt immer am beſten. Es darf dann auch nicht regnen, denn die Pariſer fürchten nichts mehr als den Regen, und dieſer verſcheucht die Hunderttauſende von Männern, Weibern und Kindern, die meiſtens geputzt und lachend nach den Wahlſtätten ziehen und durch ihre Anzahl den Muth der Agitatoren heben. Auch darf die Luft nicht neblicht ſein, ſonſt kann man ja die großen Plakate, die das Gouvernement an die Straßenecken anſchlägt, nicht leſen; und doch muß dieſe Lektüre dazu dienen, die Menſchenmaſſen nach beſtimmten Orten zuſammenzuziehen, wo ſie ſich am beſten drängen, ſtoßen und tumultuariſch aufregen können. Guizot, ein faſt deutſcher

Pedant, hat, als er Konrektor von Frankreich war, auf ſolchen Plakaten auch all ſein philoſophiſch-hiſtoriſches Wiſſen auskramen wollen, und man verſichert, eben weil die Volkshaufen mit dieſer Lektüre nicht ſo leicht fertig werden konnten, und ſich daher an den Straßenecken um ſo drängender vermehrten, ſei die Emeute ſo bedenklich geworden, daß der arme Doktrinair, ein Opfer ſeiner eigenen Gelehrſamkeit, ſein Amt niederlegen mußte. Was aber vielleicht die Hauptſache iſt, bei kaltem Wetter können im Palais-royal keine Zeitungen geleſen werden, und doch iſt es hier, wo unter den hübſchen Bäumen ſich die eifrigſten Politiker verſammeln, die Blätter vorleſen, in wüthenden Gruppen debattiren, und ihre Inſpirationen nach allen Richtungen verbreiten.

Es hat ſich jetzt gezeigt, wie ſehr man dem vorigen Orleans, dem Philipp Egalité, Unrecht that, als man ihn der Oberleitung der meiſten Volksaufſtände beſchuldigte, weil man damals entdeckt hatte, daß das Palais-royal, wo er wohnte, der Mittelpunkt derſelben ſei. In dieſem Jahre zeigte ſich das Palais-royal noch immer als ein ſolcher Mittelpunkt; es war noch immer der Verſammlungsort aller unruhigen Köpfe; es war noch immer das Hauptquartier der Unzufriedenen, und doch hatte ſein jetziger Eigenthümer dergleichen Volk gewiß nicht berufen und beſoldet. Der Geiſt der Revolution wollte das Palais-royal nicht verlaſſen, obgleich ſein Eigenthümer König geworden, und dieſer war deßhalb gezwungen ſeine alte Wohnung aufzugeben. Man ſprach von beſonderen Beſorgniſſen, die jene Wohnungsveränderung veranlaßt hätten, namentlich ſprach man von der Furcht vor einer franzöſiſchen Pulververſchwörung. Freilich, da von einem Theile des Palaſtes, den oben der König bewohnte, das Rez-de-Chauſſée für Boutiken vermiethet iſt, ſo wäre es leicht geweſen, die Pulverfäſſer dorthin zu bringen, und Se. Majeſtät mit aller Bequemlichkeit in die Luft zu ſprengen. Andere meinten, es ſei nicht anſtändig geweſen, daß Ludwig Philipp oben regierte, während unten Hr. Chevet ſeine Würſte verkaufe. Letzteres iſt aber doch ein eben ſo honnettes Geſchäft, und ein Bürgerkönig hätte darum juſt nicht auszuziehen gebraucht, zumal Ludwig Philipp, der ſich noch voriges Jahr über alles feudaliſtiſche und cäſarthümliche Herkommen und Koſtümweſen mokirt, und gegen einige junge Republikaner geäußert hatte: „Die goldene Krone ſei zu kalt im Winter und zu heiß im Sommer, ein Scepter ſei zu ſtumpf, um es als Waffe, und zu kurz, um es als Stütze zu gebrauchen, und ein runder Filzhut und ein guter Regenſchirm ſei in jetziger Zeit viel nützlicher.“

Ich weiß nicht, ob Ludwig Philipp ſich dieſer Aeußerungen noch zu beſinnen weiß, denn es iſt ſchon lange her, ſeit er das letztemal, mit rundem Hut und Regenſchirm, durch die Straßen von Paris wanderte, und mit raffinirter Treuherzigkeit die Rolle eines biedern, ſchlichten Hausvaters ſpielte. Er drückte damals jedem Spezereihändler und Handwerker die Hand, und trug dazu, wie

man ſagt, einen beſondern ſchmutzigen Handſchuh, den er jedesmal wieder auszog und mit einem reineren Glacéhandſchuh vertauſchte, wenn er in ſeine höhere Region, zu ſeinen alten Edelleuten, Banquierminiſtern, Intriguanten und amaranthrothen Lakaien wieder hinaufſtieg. Als ich ihn das letztemal ſah, wandelte er auf und nieder zwiſchen den goldenen Thürmchen, Marmorvaſen und Blumen auf dem Dache der Gallerie Orleans. Er trug einen ſchwarzen Rock, und auf ſeinem breiten Geſichte ſpazierte eine Sorgloſigkeit, worüber wir faſt ein Grauen empfinden, wenn wir die ſchwindelnde Stellung des Mannes bedenken. Man ſagt jedoch, ſein Gemüth ſei gar nicht ſo ſorglos wie ſein Geſicht.

Es iſt gewiß tadelnswerth, daß man das Geſicht des Königs zum Gegenſtande der meiſten Witzeleien erwählt, und daß er in allen Karrikaturläden als Zielſcheibe des Spottes ausgehängt iſt. Wollen die Gerichte dieſem Frevel Einhalt thun, dann wird gewöhnlich das Uebel noch vermehrt. So ſahen wir jüngſt, wie aus einem Prozeſſe der Art ſich ein anderer entſpann, wobei der König nur noch deſto mehr kompromittirt wurde. Nämlich Philippon, der Herausgeber eines Karrikaturjournals, vertheidigte ſich folgendermaßen: Wolle man in irgend einer Karrikaturfrage eine Aehnlichkeit mit dem Geſichte des Königs finden, ſo fände man dieſe auch, ſobald man nur wolle, in jedem beliebigen, noch ſo heterogenen Bildniſſe, ſo daß am Ende Niemand vor einer Anklage beleidigter Majeſtät ſichergeſtellt ſei. Um den Vorderſatz zu beweiſen, zeichnete er auf ein Stück Papier mehrere Karrikaturgeſichter, wovon das erſte dem Könige frappant glich, das zweite aber dem erſten glich, ohne daß jene königliche Aehnlichkeit allzu bemerkbar blieb, in ſolcher Weiſe glich wieder das dritte dem zweiten, und das vierte dem dritten Geſicht, dergeſtalt aber, daß jenes vierte Geſicht ganz wie eine Birne ausſah, und dennoch eine leiſe, jedoch deſto ſpaßhaftere Aehnlichkeit mit den Zügen des geliebten Monarchen darbot. Da nun Philippon trotz dem von der Jury verurtheilt wurde, druckte er in ſeinem Journale ſeine Vertheidigungsrede, und zu den Beweisſtücken gab er lithographirt das Blatt mit den vier Karrikaturgeſichtern. Wegen dieſer Lithographie, die unter dem Namen „die Birne“ bekannt iſt, wurde der geiſtreiche Künſtler nun wieder verklagt, und die ergötzlichſten Verwicklungen erwartet man von dieſem Prozeſſe. Ich glaube, Ludwig Philipp iſt kein unedler Mann, der auch gewiß nicht das Schlechte will, und der nur den Fehler hat, ſein eigenſtes Lebensprinzip zu verkennen. Dadurch kann er zu Grunde gehen. Denn, wie Salluſt tiefſinnig ausſpricht, die Regierungen können ſich nur durch dasjenige erhalten, wodurch ſie entſtanden ſind, ſo z. B. daß eine Regierung, die durch Gewalt geſtiftet worden, ſich auch nur durch Gewalt erhält, nicht durch Liſt, und ſo umgekehrt. Ludwig Philipp hat vergeſſen, daß ſeine Regierung durch das Prinzip der Volksſouverainetät entſtanden iſt, und, in trüb-

ſeligſter Verblendung, möchte er ſie jetzt durch eine Quaſilegitimität, durch Verbindung mit abſoluten Fürſten, und durch Fortſetzung der Reſtaurationsperiode zu erhalten ſuchen. Dadurch geſchieht es, daß jetzt die Geiſter der Revolution ihm grollen und unter allen Geſtalten ihn befehden. Dieſe Fehde iſt jedenfalls noch gerechter als die Fehde gegen die vorige Regierung, welche dem Volke nichts verdankte, und ſich ihm gleich Anfangs offen feindlich entgegenſetzte. Ludwig Philipp, der dem Volke und den Pflaſterſteinen des Julius ſeine Krone verdankt, iſt ein Undankbarer, deſſen Abfall um ſo verdrießlicher, da man täglich mehr und mehr die Einſicht gewinnt, daß man ſich gröblich hat täuſchen laſſen. Ja, täglich geſchehen offenbare Rückſchritte, und wie man die Pflaſterſteine, die man in den Juliustagen als Waffe gebrauchte, und die an einigen Orten noch ſeitdem aufgehäuft lagen, jetzt wieder ruhig einſetzt, damit keine äußere Spur der Revolution übrig bleibe: ſo wird auch jetzt das Volk wieder an ſeine vorige Stelle, wie Pflaſterſteine, in die Erde zurückgeſtampft, und, nach wie vor, mit Füßen getreten.

Ich habe vergeſſen oben zu erwähnen: unter die Beweggründe, die dem Könige zugeſchrieben worden, als er das Palais-royal verließ und die Tuillerien bezog, gehörte das Gerücht, daß er die Krone nur zum Scheine angenommen, daß er im Herzen ſeinem legitimen Herrn, Karl X., ergeben geblieben, daß er deſſen Rückkehr vorbereite und deshalb auch nicht die Tuillerien beziehe. Die Karliſten hatten dieſes Gerücht ausgeheckt, und es war abſurd genug, um beim Volke Eingang zu finden. Nun, dieſem Gerüchte iſt durch die That widerſprochen, der Sohn Egalité's iſt endlich als Sieger eingezogen durch die Triumphpforte des Carouſſels, und ſpaziert jetzt mit ſeinem ſorgloſen Geſichte und mit Hut und Regenſchirm durch die weltgeſchichtlichen Gemächer der Tuillerien. Man ſagt, die Königin habe ſich ſehr geſträubt, dieſes „Haus des Unglücks" zu bewohnen. Vom Könige will man wiſſen, er habe dort in der erſten Nacht nicht ſo gut wie gewöhnlich ſchlafen können, und ſei von allerlei Viſionen heimgeſucht worden; z. B. Marie Antoinette habe er mit zornſprühenden Nüſtern, wie einſt am 10. Auguſt, umherrennen ſehen; dann habe er das hämiſche Gelächter jenes rothen Männleins gehört, das ſogar manchmal hinter Napoleons Rücken vernehmlich lachte, wenn dieſer eben ſeine ſtolzeſten Befehle im Audienzſaale ertheilte; endlich aber ſei St. Denys zu ihm gekommen und habe ihn im Namen Ludwigs XVI. auf Guillotinen herausgefordert. St. Denys iſt, wie männiglich weiß, der Schutzpatron der Könige von Frankreich, bekanntlich ein Heiliger, der mit ſeinem eigenen Kopfe in der Hand dargeſtellt wird.

Bedenklicher als alle Geſpenſter, die im Innern des Schloſſes lauern mögen, ſind die Thorheiten, die ſich bei ſeinen Außenwerken offenbaren. Ich rede von den famöſen fossés des Tuileries. Dieſe waren lange Zeit ein Hauptgegenſtand der Unterhaltung, ſowohl in Salons als in Carrefours, und noch immer

liegen ſie im Bereiche der bitterſten und feindſeligſten Beſprechung. Als noch vor der Gartenfaçade der Tuillerien die hohen Bretterwände ſtanden, die den Augen des Publikums jene Arbeiten verhüllten, hörte man darüber die abſurdeſten Hypotheſen. Die meiſten meinten, der König wolle das Schloß befeſtigen und zwar von der Gartenſeite, wo einſt am 10. Auguſt das Volk ſo leicht eindringen konnte. Es hieß ſogar, der Pont-royal würde deßhalb abgebrochen. Andere meinten, der König wolle nur eine lange Mauer aufrichten, um ſich ſelbſt die Ausſicht nach der Place de la Concorde zu verdecken; dieſes jedoch geſchehe nicht aus kindiſcher Furcht, ſondern aus Zartgefühl; denn ſein Vater ſtarb auf der Place de Grève, die Place de la Concorde aber war der Hinrichtungsplatz für die ältere Linie. Indeſſen wie dem armen Ludwig Philipp ſo oft Unrecht geſchieht, ſo auch hier. Als man jene myſtiſchen Bretterwände vor dem Schloſſe wieder niederriß, ſah man weder Befeſtigungswerke noch Schutzmauern, weder Schanzgräben noch Baſtionen, ſondern eitel Dummheit und Blumen. Der König hatte nemlich, bauſüchtig wie er iſt, den Einfall gehabt, vor dem Schloſſe einen kleinen Garten für ſich und ſeine Familie von dem größern öffentlichen Garten abzuſcheiden, dieſe Abſcheidung war nur durch einen gewöhnlichen Graben und ein Drahtgitterwerk von einigen Fuß Höhe ausgeführt worden, und in den ausgeſtochenen Beeten ſtanden ſchon Blumen, eben ſo unſchuldig wie jene Gartenidee des Königs ſelbſt.

Caſimir Perier ſoll aber über dieſe unſchuldige Idee, die ohne ſein Vorwiſſen ausgeführt worden, ſehr ärgerlich geweſen ſein. Denn jedenfalls veranlaßt ſie den gerechten Unmuth des Publikums über die Verunſtaltung des ganzen Gartens, eines Meiſterſtücks von Le Notre, das eben durch ſein großartiges Enſemble ſo ſehr imponirt. Es iſt gerade, als wollte man einige Scenen aus einer Racine'ſchen Tragödie ausſcheiden. Engliſche Gärten und romantiſche Dramen mag man immerhin ohne Schaden, oft ſogar mit Vortheil verkürzen; Racine's poetiſche Gärten aber mit ihren ſüblim langweiligen Einheiten, pathetiſchen Marmorgeſtalten, gemeſſenen Abgängen und ſonſtig ſtrengem Zuſchnitt, eben ſo wenig wie Le Notre's grüne Tragödie, die mit der breiten Tuillerien-Expoſition ſo großartig beginnt, und mit der erhabenen Terraſſe, wo man die Kataſtrophe des Concordeplatzes ſchaut, ſo großartig endigt, kann man nicht im mindeſten verändern, ohne ihre Symmetrie, und alſo ihre eigentliche Schönheit zu zerſtören. Außerdem iſt jener unzeitige Gartenbau noch wegen anderer Gründe dem König ſchädlich. Erſtens kommt er dadurch um ſo öfter ins Gerede, was ihm doch jetzt nicht ſonderlich nützlich iſt; zweitens verſammelt ſich dadurch in ſeiner perſönlichen Nähe beſtändig viel Gaffervolk, das allerlei bedenkliche Gloſſen macht, das vielleicht ſeinen Hunger durch Schaulust zu vergeſſen ſucht, für jeden Fall aber lange müßige Hände hat. Da hört man bitter ſcharfe Bemerkungen und rothe Witzeleien, die an die neunziger

Jahre erinnern. An der einen Eingangsſeite des neuen Gartens ſteht ein metallener Abguß des Meſſerſchleifers, deſſen Original in der Tribune zu Florenz zu ſehen iſt, und über deſſen Bedeutung verſchiedene Meinungen herrſchen. Hier aber, im Tuilleriengarten, hörte ich über den Sinn dieſes Bildes einige moderne Auslegungen, worüber manche Antiquare mitleidig lächeln und manche Ariſtokraten heimlich erzittern würden.

Gewiß, dieſer Gartenbau iſt eine koloſſale Thorheit und giebt den König den gehäſſigſten Anſchuldigungen preis. Man kann ihn ſogar als eine ſymboliſche Handlung interpretiren. Ludwig Philipp zieht einen Graben zwiſchen ſich und dem Volke, er trennt ſich von demſelben auch ſichtbar. Oder hat er das Weſen des konſtitutionellen Königthums ſo kleinmüthig aufgefaßt und ſo kurzſinnig begriffen, daß er meint, wenn er dem Volke den größern Theil des Gartens überlaſſe, ſo dürfe er den kleinern Theil deſto ausſchließlicher als Privatgärtchen beſitzen? Nein, das abſolute Königthum mit ſeinem großartig egoiſtiſchen Ludwig XIV., der ſtatt des L'état c'est moi, auch ſagen konnte Les tuileries c'est moi, erſchiene alsdann viel herrlicher als die konſtitutionelle Volksſouverainetät mit ihrem Ludwig Philipp I., der angſtvoll ſein Privatgärtchen abgränzt und ein kümmerliches chacun chez soi in Anſpruch nimmt. Man ſagt, daß der ganze Bau im Frühjahre vollendet werde. Alsdann wird auch das neue Königthum, das jetzt noch ſo wenig ausgebaut und noch ſo kalkfriſch iſt, etwas fertiger ausſehen. Seine gegenwärtige Erſcheinung iſt im höchſten Grade ungewöhnlich. In der That, wenn man jetzt die Tuillerien von der Gartenſeite betrachtet, und all jenes Graben und Umgraben, das Verſetzen der Statuen, das Pflanzen der laubloſen Bäume, den alten Steinſchutt, die neuen Baumaterialien, und all die Reparaturen ſieht, wobei ſo viel gehämmert, geſchrien, gelacht und getobt wird: dann glaubt man ein Sinnbild des neuen unvollendeten Königthums ſelbſt vor Augen zu haben.

Zweiter Artikel.

Paris, 19. Januar 1832.

Der Temps bemerkt heute, daß die Allgemeine Zeitung jetzt Artikel liefere, die feindſelig gegen die königliche Familie gerichtet ſeien, und daß die deutſche Cenſur, die nicht die geringſte Aeußerung gegen abſolute Könige erlaube, gegen einen Bürgerkönig nicht die mindeſte Schonung ausübe. Der Temps iſt doch die geſcheidteſte Zeitſchrift der Welt! Mit wenigen milden Worten erreicht er ſeine Zwecke viel ſchneller als Andere mit ihrer lauteſten Polemik. Sein ſchlauer Wink iſt hinreichend verſtanden worden, und ich weiß wenigſtens einen

liberalen Schriftſteller, der es jetzt ſeiner Ehre nicht angemeſſen hält, unter Cenſurerlaubniß gegen einen Bürgerkönig die feindliche Sprache zu führen, die man ihm gegen einen abſoluten König nicht geſtatten würde. Aber dafür thue uns Ludwig Philipp auch den einzigen Gefallen, ein Bürgerkönig zu bleiben. Eben weil er den abſoluten Königen täglich ähnlicher wird, müſſen wir ihm grollen. Er iſt gewiß als Menſch ganz ehrenfeſt, und ein achtungswerther Familienvater, zärtlicher Gatte und guter Oekonom; aber es iſt verdrießlich, daß er alle Freiheitsbäume abſchlagen läßt und ſie ihres hübſchen Laubwerks entkleidet, um daraus Stützbalken zu zimmern für das wackelnde Haus Orleans. Deßhalb, nur deßhalb zürnt ihm die liberale Preſſe, und die Geiſter der Wahrheit verſchmähen ſogar die Lüge nicht, um ihn damit zu befehden. Es iſt traurig, bejammernswerth, daß durch dieſe Taktik ſogar die Familie des Königs leiden muß, die eben ſo ſchuldlos wie liebenswürdig iſt. Von dieſer Seite wird die deutſche liberale Preſſe, minder geiſtreich, aber gemüthvoller als ihre franzöſiſche ältere Schweſter, ſich keine Grauſamkeiten zu Schulden kommen laſſen. „Ihr ſolltet wenigſtens mit dem Könige Mitleid haben!“ rief jüngſt das ſanftlebende Journal des Debats. „Mitleid mit Ludwig Philipp!“ entgegnete die Tribune, „dieſer Mann verlangt fünfzehn Millionen und unſer Mitleid! Hat er Mitleid gehabt mit Italien, mit Polen u. ſ. w.?“ — Ich ſah dieſer Tage die unmündige Waiſe des Menotti, der in Modena gehenkt worden. Auch ſah ich unlängſt Sennora Luiſa de Torrijos, eine arme todtblaſſe Dame, die ſchnell wieder nach Paris zurückgekehrt iſt, als ſie an der ſpaniſchen Gränze die Nachricht von der Hinrichtung ihres Gatten und ſeiner zweiundfünfzig Unglücksgefährten erfuhr. Ach, ich habe wirklich Mitleid mit Ludwig Philipp!

Die Tribune, das Organ der offen republikaniſchen Partei, iſt unerbittlich gegen ihren königlichen Feind, und predigt täglich die Republik. Der National, das rückſichtsloſeſte und unabhängigſte Journal Frankreichs, hat unlängſt auf eine befremdende Art in dieſen Ton eingeſtimmt. Furchtbar, wie ein Echo aus den blutigſten Tagen der Konvention, klangen die Reden jener Häuptlinge der Société des amis du peuple, die vorige Woche vor den Aſſiſen ſtanden, angeklagt „gegen die beſtehende Regierung konſpirirt zu haben, um dieſelbe zu ſtürzen und eine Republik zu errichten.“ Sie wurden von der Jury freigeſprochen, weil ſie bewieſen, daß ſie keineswegs konſpirirt, ſondern ihre Geſinnungen im Angeſichte des ganzen Publikums ausgeſprochen hätten. Ja, wir wünſchen den Umſturz dieſer ſchwachen Regierung, wir wollen eine Republik, war der Refrain aller ihrer Reden vor Gericht.

Während auf der einen Seite die ernſthaften Republikaner das Schwert ziehen und mit Donnerworten grollen, blitzt und lacht Figaro und ſchwingt am wirkſamſten ſeine leichte Geißel. Er iſt unerſchöpflich in Witzen über

„die beſte Republik," ein Ausdruck, wodurch zugleich der arme Lafayette geneckt wird, weil er bekanntlich einſt vor dem Hotel de Ville den Ludwig Philipp umarmt und ausgerufen: Vous êtes la meilleure république! Dieſer Tage bemerkte Figaro, man verlange keine Republik, ſeit man die beſte geſehen. Eben ſo ſanglant ſagt er, bei Gelegenheit der Debatten über die Civilliſte: La meilleure république coute quinze millions.

Die Partei der Republikaner will dem Lafayette ſeinen Mißgriff in Betreff des empfohlenen Königs nimmermehr verzeihen. Sie wirft ihm vor, daß er den Ludwig Philipp lange genug gekannt habe, um voraus wiſſen zu können, was von ihm zu erwarten ſei. Lafayette iſt jetzt krank, kummerkrank. Ach! das größte Herz beider Welten, wie ſchmerzlich muß es jene königliche Täuſchung empfinden! Vergebens, in der erſten Zeit, mahnte Lafayette beſtändig an das Programme de l'hôtel de ville, an die republikaniſchen Inſtitutionen, womit das Königthum umgeben werden ſollte, und an ähnliche Verſprechungen. Aber ihn überſchrien jene doktrinairen Schwätzer, die aus der engliſchen Geſchichte von 1688 beweiſen, daß man ſich im Julius 1830 nur für die Aufrechthaltung der Charte in Paris geſchlagen, und alle Aufopferungen und Kämpfe nur die Einſetzung der jüngern Linie der Bourbone an die Stelle der ältern bezweckt haben, eben ſo, wie einſt in England mit der Einſetzung des Hauſes Oranien an die Stelle der Stuarts Alles abgethan war. Thiers, welcher zwar nicht wie die Doktrinaire denkt, aber jetzt im Sinne dieſer Partei ſpricht, hat ihr in der letzten Zeit nicht geringen Vorſchub geleiſtet. Dieſer Indifferentiſt von der tiefſten Art, der ſo wunderbar Maß zu halten weiß in der Klarheit, Verſtändigkeit und Veranſchaulichung ſeiner Schreibweiſe, dieſer Goethe der Politik, iſt gewiß in dieſem Augenblicke der mächtigſte Verfechter des Perier'ſchen Syſtems, und wahrlich, mit ſeiner Broſchüre gegen Chateaubriand vernichtete er faſt jenen Donquixote der Legitimität, der auf ſeiner geflügelten Roſinante ſo pathetiſch ſaß, deſſen Schwert mehr glänzend als ſcharf war, und der nur mit koſtbaren Perlen ſchoß, ſtatt mit guten, eindringlichen Bleikugeln.

In ihrem Unmuthe über die klägliche Wendung der Ereigniſſe laſſen ſich viele Freiheitsenthuſiaſten ſogar zur Verläſterung des Lafayette verleiten. Wie weit man in dieſer Hinſicht ſich vergehen kann, ergiebt ſich aus der Schrift des Belmontet, die ebenfalls gegen die bekannte Broſchüre des Chateaubriand gerichtet iſt, und worin mit ehrenwerther Offenheit die Republik geprebigt wird. Ich würde die bittern Urtheile, die in dieſer Schrift über Lafayette vorkommen, hier ganz herſetzen, wären ſie einestheils nicht gar zu gehäſſig, und ſtänden ſie nicht anderntheils in Verbindung mit einer für dieſe Blätter unſtatthaften Apologie der Republik. Ich verweiſe aber in dieſer Hinſicht auf die Schrift ſelbſt und namentlich auf einen Abſchnitt derſelben, der „die

Republik" überſchrieben iſt. Man ſieht da, wie Menſchen, die edelſten ſogar, ungerecht werden durch das Unglück.

Den glänzenden Wahn von der Möglichkeit einer Republik in Frankreich will ich hier nicht bekämpfen. Royaliſt aus angeborner Neigung, werde ich es in Frankreich auch aus Ueberzeugung. Ich bin überzeugt, daß die Franzoſen keine Republik, weder die Verfaſſung von Athen, noch die von Sparta, und am allerwenigſten die von Nordamerika ertragen können. Die Athener waren die ſtudirende Jugend der Menſchheit, die Verfaſſung von Athen war eine Art akademiſcher Freiheit, und es wäre thöricht, dieſe in unſerer erwachſenen Zeit, in unſerem greiſen Europa, wieder einführen zu wollen. Und gar wie ertrügen wir die Verfaſſung von Sparta, dieſer großen, langweiligen Patriotismusfabrik, dieſer Kaſerne der republikaniſchen Tugend, dieſer erhaben ſchlechten Gleichheitsküche, worin die ſchwarzen Suppen ſo ſchlecht gekocht wurden, daß attiſche Witzlinge behaupteten, die Lakedämonier ſeien deßhalb Verächter des Lebens und todesmuthige Helden in der Schlacht. Wie könnte ſolche Verfaſſung gedeihen im Foyer der Gourmands, im Vaterlande des Very, der Vefour, des Carrême! Dieſer letztere würde ſich gewiß, wie Vatel, in ſein Schwert ſtürzen, als ein Brutus der Kochkunſt, als der letzte Gaſtronome! Wahrlich, hätte Robespierre nur die ſpartaniſche Küche eingeführt, ſo wäre die Guillotine ganz überflüſſig geweſen; denn die letzten Ariſtokraten wären alsdann vor Schrecken geſtorben oder ſchleunigſt emigrirt. Armer Robespierre! du wollteſt republikaniſche Strenge einführen in Paris, in einer Stadt, worin 150,000 Putzmacherinnen, und 150,000 Peruquiers und Parfümeurs ihr lächelndes, friſirendes und duftendes Gewerbe treiben!

Die amerikaniſche Lebensmonotonie, Farbloſigkeit und Spießbürgerei wäre noch unerträglicher in der Heimath der Schauluſt, der Eitelkeit, der Moden und Novitäten. Wahrlich, nirgends graſſirt die Krankheit der Auszeichnungsſucht ſo ſehr wie in Frankreich. Vielleicht mit Ausnahme von Auguſt Wilhelm Schlegel, giebt es keine Frau in Deutſchland, die ſich ſo gern durch ein buntes Bändchen auszeichnete, wie die Franzoſen; ſogar die Juliushelden, die doch für Freiheit und Gleichheit gefochten, ließen ſich hernach dafür mit einem blauen Bändchen dekoriren, um ſich dadurch von dem übrigen Volke zu unterſcheiden. Wenn ich aber deßhalb das Gedeihen einer Republik in Frankreich bezweifle, ſo läßt ſich darum doch nicht läugnen, daß alles zu einer Republik aboutirt, daß die republikaniſche Ehrfurcht für das Geſetz an die Stelle der royaliſtiſchen Perſonen-Verehrung getreten iſt bei den Beſſeren, und daß die Oppoſition eben ſo, wie ſie einſt fünfzehn Jahre lang mit einem Könige Komödie geſpielt, jetzt dieſelbe Komödie mit dem Königthume ſelber fortſetzt, und daß alſo die Republik wenigſtens für kurze Zeit das Ende des Liedes ſein könnte. Die Carliſten befördern ſolches, da ſie es als eine noth-

wendige Phaſe betrachten, um wieder zum abſoluten Königthume der älteren Linie zu gelangen. Deßhalb geberden ſie ſich jetzt als die eifrigſten Republikaner, ſelbſt Chateaubriand preiſt die Republik, nennt ſich Republikaner aus Neigung, fraterniſirt mit Marraſt, und läßt ſich die Akkolade ertheilen von Beranger. Die Gazette, die heuchleriſche Gazette de France ſchmachtet jetzt nach republikaniſchen Staatsformen, allgemeinem Votum, Primairverſammlungen u. ſ. w. Es iſt ſpaßhaft, wie die verkappten Pfäffchen jetzt in der Sprache des Sansculottismus bramarbaſiren, wie farouſch ſie mit der rothen Jakobinermütze kokettiren, wie ſie dennoch manchmal in Angſt gerathen, ſie hätten etwa ſtatt deſſen aus Zerſtreuung das rothe Prälatenkäppchen aufgeſetzt, wie ſie dann die erborgte Bedeckung einen Augenblick vom Haupte nehmen, und alle Welt die Tonſur bemerkt. Solche Leute glauben jetzt ebenfalls den Lafayette ſchmähen zu dürfen, und dieſes dient ihnen dann als ſüße Erholung für den ſauren Republikanismus, den Freiheitszwang, den ſie ſich auferlegen müſſen.

Aber was auch die verblendeten Freunde und die heuchleriſchen Feinde ſagen mögen, Lafayette iſt, nächſt Robespierre, der reinſte Charakter der franzöſiſchen Revolution, und nächſt Napoleon iſt er ihr populärſter Held. Napoleon und Lafayette ſind die beiden Namen, die jetzt in Frankreich am ſchönſten blühen. Freilich ihr Ruhm iſt verſchiedener Art; dieſer kämpfte mehr für den Frieden als für den Sieg, und jener kämpfte mehr um den Lorbeer als um den Eichenkranz. Freilich, es wäre lächerlich, wenn man die Größe beider Helden meſſen wollte mit demſelben Maßſtabe, und den einen hinſtellen wollte auf das Poſtament des andern. Es wäre lächerlich, wenn man das Standbild des Lafayette auf die Vendomeſäule ſetzen wollte, auf jene Säule, die aus den erbeuteten Kanonen ſo vieler Schlachten gegoſſen worden, und deren Anblick, wie Barbier ſingt, keine franzöſiſche Mutter ertragen kann. Auf dieſe eiſerne Säule ſtellt den Napoleon, den eiſernen Mann, hier wie im Leben fußend auf ſeinen Kanonenruhm, und ſchauerlich iſolirt emporragend in den Wolken, ſo daß jedem ehrgeizigen Soldaten, wenn er ihn dort oben, den Unerreichbaren, erblickt, das gedemüthigte Herz geheilt wird von der eiteln Ruhmſucht, und ſolchermaßen dieſe koloſſale Metallſäule, als ein Gewitterableiter des Heldenthums, den friedlichſten Nutzen ſtifte in Europa.

Lafayette gründete ſich eine beſſere Säule als die des Vendomeplatzes, und ein beſſeres Standbild als von Metall oder Marmor. Wo giebt es Marmor, ſo rein wie das Herz, wo giebt es Metall ſo feſt wie die Treue des alten Lafayette? Freilich, er war immer einſeitig, aber einſeitig wie die Magnetnadel, die immer nach Norden zeigt, niemals zur Abwechslung einmal nach Süden oder Oſten. So ſagt Lafayette ſeit vierzig Jahren täglich daſſelbe, und zeigt beſtändig nach Nordamerika; er iſt es, der die Revolu-

tion eröffnete mit der Erklärung der Menſchenrechte; noch zu dieſer Stunde beharrt er auf dieſer Erklärung, ohne welche kein Heil zu erwarten ſei — der einſeitige Mann mit ſeiner einſeitigen Himmelsgegend der Freiheit! Freilich! er iſt kein Genie, wie Napoleon war, in deſſen Haupte die Adler der Begeiſterung horſteten, während in ſeinem Herzen die Schlangen des Kalkuls ſich ringelten; aber er hat ſich doch nie von Adlern einſchüchtern oder von Schlangen verführen laſſen. Als Jüngling weiſe wie ein Greis, als Greis feurig wie ein Jüngling, ein Schützer des Volks gegen die Liſt der Großen, ein Schützer der Großen gegen die Wuth des Volkes, mitleidend und mitkämpfend, nie übermüthig und nie verzagend, ebenmäßig ſtreng und milde, ſo blieb Lafayette ſich immer gleich; und ſo in ſeiner Einſeitigkeit und Gleichmäßigkeit blieb er auch immer ſtehen auf demſelben Platze, ſeit den Tagen Marie-Antoinettens bis auf heutige Stunde; ein getreuer Eckard der Freiheit, ſteht er noch immer, auf ſeinem Schwerte geſtützt und warnend, vor dem Eingange der Tuillerien, dem verführeriſchen Venusberge, deſſen Zaubertöne ſo verlockend klingen, und aus deſſen ſüßen Netzen die armen Verſtrickten ſich niemals wieder losreißen können.

Es iſt freilich wahr, daß dennoch der todte Napoleon noch mehr von den Franzoſen geliebt wird, als der lebende Lafayette. Vielleicht eben weil er todt iſt, was wenigſtens mir das Liebſte an Napoleon iſt; denn lebte er noch, ſo müßte ich ihn ja bekämpfen helfen. Man hat außer Frankreich keinen Begriff davon, wie ſehr noch das franzöſiſche Volk an Napoleon hängt. Deshalb werden auch die Mißvergnügten, wenn ſie einmal etwas Entſcheidendes wagen, damit anfangen, daß ſie den jungen Napoleon proklamiren, um ſich der Maſſen zu verſichern. „Napoleon" iſt für die Franzoſen ein Zauberwort, das ſie elektriſirt und betäubt. Es ſchlafen tauſend Kanonen in dieſem Namen, eben ſo wie in der Säule des Vendomeplatzes, und die Tuillerien werden zittern, wenn einmal dieſe Kanonen erwachen. Wie die Juden den Namen ihres Gottes nicht eitel ausſprachen, ſo wird hier Napoleon ſelten bei ſeinem Namen genannt, und er heißt immer „der Mann, l'homme." Aber ſein Bild ſieht man überall, in Kupferſtich und Gyps, in Metall und Holz, und in allen Situationen. Auf allen Boulevards und Carrefours ſtehen Redner, die ihn preiſen, den Mann, Volksſänger, die ſeine Thaten beſingen. Als ich geſtern Abend beim Nachhauſegehen in ein einſam dunkles Gäßchen gerieth, ſtand dort ein Kind von höchſtens drei Jahren vor einem Talglichtchen, das in die Erde geſteckt war, und lallte ein Lied zum Ruhme des großen Kaiſers. Als ich ihm einen Sou auf das ausgebreitete Taſchentuch hinwarf, rutſchte etwas neben mir, welches ebenfalls um einen Sou bat. Es war ein alter Soldat, der ebenfalls von dem Ruhme des Kaiſers ein Liedchen ſingen konnte, denn dieſer Ruhm hatte ihm beide Beine gekoſtet. Der

arme Krüppel bat mich nicht im Namen Gottes, ſondern mit gläubiger Innigkeit flehte er: au nom de Napoléon, donnez-moi un sou. So dient dieſer Name auch als das höchſte Beſchwörnngswort des Volkes, Napoleon iſt ſein Gott, ſein Kultus, ſeine Religion; und dieſe Religion wird am Ende langweilig, wie jede andere. Dagegen wird Lafayette mehr als Menſch verehrt, oder als Schutzengel. Auch er lebt in Bildern und Liedern, aber minder heroiſch, und ehrlich geſtanden, es hat ſogar einen komiſchen Effekt auf mich gemacht, als ich voriges Jahr den 28. Julius, im Geſange der Pariſienne die Worte hörte: "Lafayette aux cheveux blancs," während ich ihn ſelbſt mit ſeiner braunen Perüke neben mir ſtehen ſah. Es war auf dem Baſtillenplatz, der Mann war auf ſeinem rechten Platze, und dennoch mußte ich heimlich lachen. Vielleicht eben ſolche komiſche Beimiſchung bringt ihn unſeren Herzen menſchlich näher. Seine Bonhommie wirkt ſogar auf Kinder, und dieſe verſtehen ſeine Größe vielleicht noch beſſer als die Großen. Hierüber weiß ich wieder eine kleine Bettelgeſchichte zu erzählen, die aber den Charakter des Lafayette'ſchen Ruhms, in ſeiner Unterſcheidung von dem Napoleon'ſchen bezeichnet. Als ich nämlich jüngſt an einer Straßenecke vor dem Pantheon ſtillſtand, und, wie gewöhnlich, dieſes ſchöne Gebäude betrachtend, in Nachdenken verſank, bat mich ein kleiner Auvergniate um einen Sou, und ich gab ihm ein Zehnſouſtück, um ſeiner nur gleich los zu werden. Aber da näherte er ſich mir deſto zutraulicher mit den Worten: est-ce que vous connaissez le général Lafayette? und als ich dieſe wunderliche Frage bejahte, malte ſich das ſtolzeſte Vergnügen auf dem naiv-ſchmutzigen Geſichte des hübſchen Buben, und mit drolligem Ernſte ſagte er: il est de mon pays. Er glaubte gewiß, ein Mann, der ihm zehn Sous gegeben, müſſe auch ein Verehrer von Lafayette ſein, und da hielt er mich zugleich für würdig, ſich mir als Landsmann deſſelben zu präſentiren.

So hegt auch das Landvolk die liebevollſte Ehrfurcht gegen Lafayette, um ſo mehr, da er ſelbſt die Landwirthſchaft zu ſeiner Hauptbeſchäftigung macht. Dieſe erhält ihm die Einfalt und Friſche, die in beſtändigem Stadttreiben verloren gehen könnten. Hierin gleicht er auch jenen großen Republikanern der Vorzeit, die ebenfalls ihren eigenen Kohl bauten, in Zeiten der Noth vom Pfluge zur Schlacht oder zur Tribune eilten, und nach erfochtenen Siegen wieder zu ihren ländlichen Arbeiten zurückkehrten. Auf dem Landſitze, wo Lafayette die mildere Jahreszeit zubringt, iſt er gewöhnlich umringt von ſtrebenden Jünglingen und ſchönen Mädchen, da herrſcht Gaſtlichkeit der Tafel und des Herzens, da wird viel gelacht und getanzt, da iſt der Hof des ſouverainen Volkes, da iſt jeder hoffähig, der ein Sohn ſeiner Thaten iſt und keine Mesallianz geſchloſſen hat mit der Lüge, und da iſt Lafayette der Ceremonienmeiſter.

Mehr aber noch als unter jeder andern Volksklaſſe herrſcht die Verehrung Lafayette's unter dem eigentlichen Mittelſtande, unter Gewerbsleuten und Kleinhändlern. Dieſe vergöttern ihn. Lafayette, der ordnungſtiftende, iſt der Abgott dieſer Leute. Sie verehren ihn als eine Art Vorſehung zu Pferde, als einen bewaffneten Schutzpatron der öffentlichen Sicherheit, als einen Genius der Freiheit, der zugleich ſorgt, daß beim Freiheitskampfe nichts geſtohlen wird, und jeder das liebe Seinige behält! Die große Armee der öffentlichen Ordnung, wie Caſimir Perier die Nationalgarde genannt hat, die wohlgenährten Helden mit großen Bärenmützen, worin Krämerköpfe ſtecken, ſind außer ſich vor Entzücken, wenn ſie von Lafayette ſprechen, ihrem alten General, ihrem Friedens-Napoleon. Ja er iſt der Napoleon der petite bourgeoisie, jener braven, zahlungsfähigen Leute, jener Gevatter Schneider und Handſchuhmacher, die zwar des Tages über zu ſehr beſchäftigt ſind, um an Lafayette denken zu können, die ihn aber nachher, des Abends, mit verdoppeltem Enthuſiasmus preiſen, ſo daß man wohl behaupten kann, daß um eilf Uhr, wenn die meiſten Boutiken geſchloſſen ſind, der Ruhm des Lafayette ſeine höchſte Blüthe erreicht.

Ich habe oben das Wort „Ceremonienmeiſter" gebraucht. Es fällt mir ein, daß Wolfgang Menzel, in ſeiner geiſtreichen Frivolität, den Lafayette einen Ceremonienmeiſter der Freiheit genannt hat, als er einſt deſſen Triumphzug durch die Vereinigten Staaten, und die Deputationen, Adreſſen und feierlichen Reden, die dabei zum Vorſcheine kamen, im Literaturblatte beſprach. Auch andere, minder witzige Leute hegen den Irrthum, der Lafayette ſei nur ein alter Mann, der zur Schau hingeſtellt oder als Maſchine gebraucht werde. Indeſſen, wenn dieſe Leute ihn nur ein einzigesmal auf der Rednerbühne ſähen, ſo würden ſie leicht erkennen, daß er nicht eine bloße Fahne iſt, der man folgt, oder wobei man ſchwört, ſondern daß er ſelbſt noch immer der Gonfaloniere iſt, in deſſen Händen das gute Banner, die Oriflamme der Völker. Lafayette iſt vielleicht der bedeutendſte Sprecher in der jetzigen Deputirtenkammer. Wenn er ſpricht, trifft er immer den Nagel auf den Kopf und ſeine vernagelten Feinde auf die Köpfe. Wenn es gilt, wenn eine der großen Fragen der Menſchheit zur Sprache kommt, dann erhebt ſich jedesmal der Lafayette, kampfluſtig wie ein Jüngling. Nur der Leib iſt ſchwach und ſchlotternd, von Zeit und Zeitkämpfen zuſammengebrochen, wie eine zerhackte und zerſchlagene alte Eiſenrüſtung, und es iſt rührend, wie er ſich damit zur Tribüne ſchleppt, und wenn er dieſe, den alten Poſten erreicht hat, tief Athem holt und lächelt. Dieſes Lächeln, der Vortrag, und das ganze Weſen des Mannes, während er auf der Tribüne ſpricht, iſt unbeſchreibbar. Es liegt darin ſo viel Holdſeligkeit, und zugleich ſo viel feine Ironie, daß man wie von einer wunderbaren Neugier gefeſſelt wird, wie von einem ſüßen Räthſel;

Man weiß nicht, ſind das die feinen Manieren eines franzöſiſchen Marquis, oder iſt das die offene Grabheit eines amerikaniſchen Bürgers? Das Beſte des alten Regimes, das Chevalereske, die Höflichkeit, der Takt, iſt hier wunderbar verſchmolzen mit dem Beſten des neuen Bürgerthums, der Gleichheitsliebe, der Prunkloſigkeit und der Ehrlichkeit. Nichts iſt intereſſanter, als wenn in einer Kammer von den erſten Zeiten der Revolution geſprochen wird, und irgend Jemand, in doktrinairer Weiſe, eine hiſtoriſche Thatſache aus ihrem wahren Zuſammenhange reißt und zu ſeinem Raiſonnement benutzt. Dann zerſtört Lafayette mit wenigen Worten die irrthümlichen Folgerungen, indem er den wahren Sinn einer ſolchen Thatſache durch Anführung der dazu gehörigen Umſtände illuſtrirt oder berichtigt. Selbſt Thiers muß, in einem ſolchen Falle, die Segel ſtreichen, und der große Hiſtoriograph der Revolution, beugt ſich vor dem Ausſpruch ihres großen, lebenden Denkmals, ihres Generals Lafayette.

In der Kammer ſitzt, der Rednerbühne gegenüber, ein ſteinalter Mann mit glänzenden Silberhaaren, die über ſeine ſchwarze Kleidung lang herabhängen, ſein Leib iſt von einer ſehr breiten, dreifarbigen Schärpe umwickelt, und das iſt jener alte Meſſager, der ſchon im Anfang der Revolution ein ſolches Amt in der Kammer verwaltet und ſeitdem, in dieſer Stellung, der ganzen Weltgeſchichte beigewohnt hat, von der Zeit der erſten Nationalverſammlung bis zum juste milieu. Man ſagt mir, er ſpreche noch oft von Robespierre, den er le bon Monsieur de Robespierre nenne. Während der Reſtaurationsperiode litt der alte Mann an der Kolik; aber ſeit er wieder die dreifarbige Schärpe um den Leib hat, befindet er ſich wieder wohl. Nur an Schläfrigkeit leidet er in dieſer langweiligen juste milieu Zeit. Sogar einmal, während Mauguin ſprach, ſah ich ihn einſchlafen. Der Mann hat gewiß ſchon Beſſere gehört als Mauguin, der doch einer der beſten Redner der Oppoſition, und er findet ihn vielleicht gar nicht heftig, er, qui a beaucoup connu ce bon Monsieur de Robespierre. Aber wenn Lafayette ſpricht, dann erwacht der alte Meſſager aus ſeiner dämmernden Schläfrigkeit, er wird aufgemuntert wie ein alter Huſarenſchimmel, der eine Trompete hört, und es kommt über ihn wie ſüße Jugenderinnerung, und er nickt dann vergnügt mit dem ſilberweißen Kopfe.

Dritter Artikel.

—

Paris, den 10. Febr.

Den Verfaſſer des vorigen Artikels leitete ein richtiger Takt, als er, die Auszeichnungsſucht rügend, die bei den Franzoſen mehr als bei deutſchen Frauen

graſſirt, unter den letztern einen deutſchen Schriftſteller, der als Kunſtkritiker und Ueberſetzer berühmt iſt, ausnahmsweiſe erwähnte. Dieſer Ausgenommene, welcher, der deutſchen Unruhen halber, die er ſelbſt durch einige Almanachrenien veranlaßt, voriges Jahr hieher emigrirt, und ſeitdem von Sr. Majeſtät dem König Ludwig Philipp I. den Orden der Ehrenlegion erhielt, iſt, wegen ſeines rührigen Eifers nach Dekorationen, von vielen Franzoſen leider gar zu ſehr bemerkt worden, als daß ſie nicht durch Hindeutung auf ihn jeden überrheiniſchen Vorwurf der Eitelkeit entkräften könnten. Perfide, wie ſie ſind, haben ſie dieſe Ordensverleihung nicht einmal in den franzöſiſchen Journalen angezeigt; und da die Deutſchen in ihrem Landsmanne ſich ſelbſt geehrt fühlen mußten, und aus Beſcheidenheit nicht gern davon ſprachen, ſo iſt dieſes für beide Länder gleich wichtige Ereigniß bis jetzt wenig bekannt worden. Solche Unterlaſſung und Verſchweigung war für den neuen Ritter um ſo verdrießlicher, da man in ſeiner Gegenwart laut flüſterte, der neue Orden, wenn er ihn auch aus den Händen der Königin erhalten habe, ſei durchaus ohne Geltung, ſo lange ſolche Verleihung nicht im Moniteur angezeigt ſtehe. Der neue Ritter wünſchte dieſem Mißſtande abgeholfen zu ſehen, aber leider ergab ſich jetzt ein noch bedenklicherer Einſpruch, nämlich daß das Patent eines Ordens, den der König verleiht, ganz ohne Gültigkeit ſei, ſo lange ſolches nicht von einem Miniſter kontraſignirt worden. Unſer Ritter hatte durch die Vermittlung der doktrinairen Verwandten einer berühmten Dame, bei welcher er einſt Kapaun im Korbe war, ſeinen Orden vom Könige erhalten, und man ſagt, dieſer habe in ſeinem ganzen Weſen eine frappante Aehnlichkeit mit ſeiner verſtorbenen Erzieherin, der Frau von Genlis, erkannt, und letztere, noch nach ihrem Tode, in ihrem Ebenbilde ehren wollen. Die Miniſter aber, die beim Anblick des Ritters keine ſolche gemüthliche Regungen verſpüren und ihn irrthümlich für einen deutſchen Liberalen halten, fürchten durch Contraſignirung des Patents die abſoluten Regierungen zu beleidigen. Indeſſen wird bald eine verſtändigende Ausgleichung erwartet, und um der Billigung der Continentalmächte ganz verſichert zu ſein, ſind Unterhandlungen angeknüpft, die das Cabinet von St. James zu einer ähnlichen Ordensverleihung bewegen müſſen, und Suplikant wird ſich deßhalb, mit einem Sr. Majeſtät, dem König Wilhelm IV., bedizirten altindiſchen Epos, perſönlich nach England begeben. Für die hieſigen Deutſchen iſt es jedoch ein betrübendes Schauſpiel, ihren hochverehrten ſchwächlichen Landsmann, derlei Verzögerniſſe halber, von Pontius zu Pilatus rennen zu ſehen, in Koth und Kälte, und in beſtürmender Ungeduld, die um ſo unbegreiflicher, da ihm doch alle Beiſpiele indiſcher Gelaſſenheit, der ganze Ramayana und der ganze Mahabarata allertröſtlichſt zu Gebote ſtehen.

Die Art, wie die Franzoſen die wichtigſten Gegenſtände mit ſpöttelndem Leichtſinne behandeln, zeigt ſich auch bei den Geſprächen über die letzten Kon-

ſpirationen. Die, welche auf den Thürmen von Notre Dame tragirt wurde, ſcheint ſich ganz als Polizei-Intrigue auszuweiſen. Man äußerte ſcherzend, es ſeien Klaſſiker geweſen, die aus Haß gegen Viktor Hugo's romantiſchen Roman, Notre Dame de Paris, die Kirche ſelbſt in Brand ſtecken wollten. Rabelais Witze über die Glocken derſelben kamen wieder zum Vorſchein. Auch das bekannte Wort "si on m'accuserais d'avoir volé les cloches de Notre Dame, je commencerais par prendre la fuite" wurde ſcherzend variirt, als einige Karliſten, in Folge dieſer Begebenheit die Flucht ergriffen. Die letzte Konſpiration von der Nacht des zweiten Februars will man ebenfalls zum größten Theile den Machinationen der Polizei zuſchreiben. Man ſagt, ſie haben ſich in einer Reſtauration der Rue des Prouvaires eine ſplendide Verſchwörung zu zweihundert Kouverts beſtellt, und einige blödſinnige Karliſten zu Gaſte geladen, die natürlich die Zeche bezahlen mußten. Letztere hatten kein Geld dabei geſpart, und in den Stiefeln eines arretirten Verſchwornen fand man 27,000 Francs. Mit dieſer Summe hätte man ſchon etwas ausrichten können. In den Memoiren von Marmontel las ich einmal eine Aeußerung von Chamfort, daß man mit tauſend Louis'dor ſchon einen ordentlichen Lärm in Paris anzetteln könne; und bei den letzten Emeuten iſt mir dieſe Aeußerung immer wieder ins Gedächtniß gekommen. Ich darf, aus wichtigen Gründen, nicht verſchweigen, daß zu einer Revolution immer Geld nothwendig iſt. Selbſt die herrliche Juliusrevolution iſt nicht ganz gratis aufgeführt worden, wie man wohl glaubt. Dieſes Schauſpiel für Götter hat dennoch einige Millionen gekoſtet, obgleich die eigentlichen Akteure, das Volk von Paris, in Heroismus und Uneigennützigkeit gewetteifert. Die Sachen geſchehen nicht des Geldes wegen, aber es gehört Geld dazu, um ſie in Gang zu bringen. Die thörichten Karliſten meinen aber, ſie gingen von ſelbſt, wenn ſie nur Geld in den Stiefeln haben. Die Republikaner ſind gewiß bei den Vorgängen der Nacht vom zweiten Februar ganz unſchuldig; denn wie mir jüngſt einer derſelben ſagte: „wenn du hörſt, daß bei einer Verſchwörung Geld vertheilt worden, ſo kannſt du darauf rechnen, daß kein Republikaner dabei geweſen." In der That, dieſe Partei hat wenig Geld, da ſie meiſtens aus ehrlichen und uneigennützigen Menſchen beſteht. Sie werden, wenn ſie zur Macht gelangen, ihre Hände mit Blut beflecken, aber nicht mit Geld. Man weiß das, und hegt daher weniger Scheu vor den Intriguanten, denen mehr nach Geld als nach Blut gelüſtet.

Jene Guillotinomanie, die wir bei den Republikanern finden, iſt vielleicht durch die Schriftſteller und Redner veranlaßt worden, die zuerſt das Wort „Schreckensſyſtem" gebraucht haben, um die Regierung, welche 1793 zur Rettung Frankreichs die äußerſten Mittel aufbot, zu bezeichnen. Der Terrorismus, der ſich damals entfaltete, war aber mehr eine Erſcheinung als ein Sy-

ſtem, und der Schrecken war eben ſo ſehr in den Gemüthern der Gewalthaber als des Volkes. Es iſt thöricht, wenn man jetzt, zur Nacheiferung aufreizend, den Geſichtsabguß des Robespierre herumträgt. Thöricht iſt es, wenn man die Sprache von 1793 wieder heraufbeſchwört, wie die Amis du peuple es thun, die dadurch, ohne es zu ahnen, eben ſo retrograde handeln, wie die eifrigſten Kämpen des alten Regimes. Wer die rothen Blüthen, die im Frühlinge von den Bäumen gefallen, nachher mit Wachs wieder anklebt, handelt eben ſo thöricht, wie derjenige, welcher abgeſchnittene welke Lilien in den Sand pflanzt. Republikaner und Karliſten ſind Plagiarien der Vergangenheit, und wenn ſie ſich vereinigen, ſo mahnt das an die lächerlichſten Tollhausbündniſſe, wo der gemeinſte Zwang oft die heterogenſten Narren in ein freundſchaftliches Verhältniß bringt, obgleich der eine, der ſich ſelbſt für den Jehova hält, den andern, der ſich für den Jupiter ausgiebt, im tiefſten Herzen verachtet. So ſahen wir dieſe Woche Genoude und Thouret, den Redakteur der Gazette und den Redakteur der Revolution, als Verbündete vor den Aſſiſen ſtehen, und als Chorus ſtanden hinter ihnen Fitz-James mit ſeinen Karliſten und Cavaignac mit ſeinen Republikanern. Giebt es widerwärtigere Kontraſte! Trotz dem, daß ich dem Republikweſen ſehr abhold bin, ſo ſchmerzt es mich doch in der Seele, wenn ich die Republikaner in einer ſo unwürdigen Gemeinſchaft ſehe. Nur auf demſelben Schafotte dürften ſie zuſammentreffen mit jenen Freunden des Abſolutismus und des Jeſuitismus, aber nimmermehr vor denſelben Aſſiſen. Und wie lächerlich werden ſie durch ſolche Bündniſſe! Es giebt nichts Lächerlicheres, als daß die Journale unter den Verſchwornen des zweiten Februars vier ehemalige Köche von Karl X. und vier Republikaner von der Geſellſchaft der Amis du peuple zuſammen erwähnten.

Ich glaube wirklich nicht, daß Letztere in dieſer dummen Geſchichte verwickelt ſind. Ich ſelbſt befand mich denſelben Abend zufällig in der Verſammlung der Amis du peuple, und glaube aus vielen Umſtänden ſchließen zu können, daß man eher an Gegenwehr als an Angriff dachte. Es waren dort über fünfzehnhundert Menſchen in einem engen Saale, der wie ein Theater ausſah, gehörig zuſammengedrängt. Der Citoyen Blanqui, Sohn eines Conventionels, hielt eine lange Rede, voll von Spott gegen die Bourgeoiſie, die Boutiquiers, die einen Louis Philipp, la boutique incarnée, zum Könige gewählt, und zwar in ihrem eigenen Intereſſe, nicht im Intereſſe des Volks du peuple, qui n'était pas complice d'une si indigne usurpation. Es war eine Rede voll Geiſt, Redlichkeit und Grimm; doch der vorgetragenen Freiheit fehlte der freie Vortrag. Trotz aller republikaniſchen Strenge verläugnete ſich doch nicht die alte Galanterie, und den Damen, den Citoyennes, wurden, mit ächt franzöſiſcher Aufmerkſamkeit, die beſten Plätze, neben der Rednerbühne, angewieſen. Die Verſammlung roch ganz wie ein zerleſenes, klebrichtes Exemplar des Moniteurs

von 1793. Sie beſtand meiſtens aus ſehr jungen und ganz alten Leuten. In der erſten Revolution war der Freiheitsenthuſiasmus mehr bei den Männern von mittlerem Alter, in welchen der noch jugendliche Unwille über Pfaffentrug und Adelsinſolenz mit einer männlich klaren Einſicht zuſammentraf; die jüngern Leute und die ganz alten waren Anhänger des verjährten Regimes, Letztere, die ſilberhaarigen Greiſe, aus Gewohnheit, Erſtere, die Jeunesse dorée, aus Mißmuth über die bürgerliche Prunkloſigkeit der republikaniſchen Sitten. Jetzt iſt es umgekehrt, die eigentlichen Freiheitsenthuſiaſten beſtehen aus ganz jungen und ganz alten Leuten. Dieſe kennen noch aus eigener Erfahrung die Abſcheulichkeiten des alten Regimes, und ſie denken mit Entzücken zurück an die Zeiten der erſten Revolution, wo ſie ſelber ſo kräftig geweſen und ſo groß. Jene, die Jugend, liebt dieſe Zeiten, weil ſie überhaupt aufopferungsſüchtig und heroiſch geſtimmt iſt, und nach großen Thaten lechzt, und den knickerigen Kleinmuth und die krämerhafte Selbſtſucht der jetzigen Gewalthaber verachtet. Die Männer mittleren Alters ſind meiſtens ermüdet von dem harcelirenden Oppoſitionsgeſchäfte während der Reſtauration, oder verdorben durch die Kaiſerzeit, deren rauſchende Ruhmſucht und glänzendes Soldatenthum alle bürgerliche Einfalt und Freiheitsliebe ertödtete. Außerdem hat dieſe imperiale Heldenperiode gar Vielen das Leben gekoſtet, die jetzt Männer wären, ſo daß überhaupt unter dieſen Letztern von manchen Jahrgängen nur wenige komplete Exemplare vorhanden ſind.

Bei Jung und Alt aber im Saale der Amis du peuple herrſchte der würdige Ernſt, den man immer bei Menſchen findet, die ſich ſtark fühlen. Nur ihre Augen blitzten, und nur manchmal riefen ſie: c'est vrai! c'est vrai! wenn der Redner eine Thatſache erwähnte. Als der Citoyen Cavaignac in einer Rede, die ich nicht genau verſtehen konnte, weil er in kurzen, nachläſſig hervorgeſtoßenen Sätzen ſpricht, die Gerichtsverfolgungen erwähnte, denen die Schriftſteller noch immer ausgeſetzt ſind, da ſah ich, daß mein Nachbar ſich an mir feſthielt vor innerer Bewegung, und daß er ſich die Lippen wund biß, um nicht mitzuſprechen. Es war ein junger Brauſekopf, mit Augen wie zornige Sterne, und er trug den niedrigen breitrandigen Hut von ſchwarzen Wachsleinen, der die Republikaner auszeichnet. „Aber nicht wahr," ſagte er endlich zu mir, „dieſe Schriftſtellerverfolgung iſt ja eine mittelbare Cenſur? Man darf drucken, was man ſagen darf, und man darf Alles ſagen. Manat behauptete, daß es eine Ungerechtigkeit ſei, wenn ein Bürger wegen einer Meinung vor Gericht geladen wird, und daß man wegen einer Meinung nur dem Publikum Rechenſchaft ſchuldig ſei. (Toute citation devant un tribunal pour une opinion est une injustice; on ne peut citer, en ce cas, un citoyen que devant le public.) Alles, was mag ſagt, iſt nur eine Meinung. Camille Desmoulins bemerkte ebenfalls mit Recht: ſobald die Decemviri in die

Geſetzſammlung, die ſie aus Griechenland mitgebracht, auch ein Geſetz gegen die Verläumdung eingeſchwärzt hatten, ſo entdeckte man gleich, daß ſie die Abſicht hegten, die Freiheit zu vernichten und ihr Decemvirat permanent zu machen. Ebenfalls, ſobald Octavius, vierhundert Jahre nachher, jenes Geſetz der Decemvirn gegen Schriften und Reden wieder ins Leben rief und der Lex Julia Laesae Majestatis noch einen Artikel hinzufügte, konnte man ſagen, daß die römiſche Freiheit ihren letzten Seufzer verhauchte."

Ich habe dieſe Citate hierher geſetzt, um anzudeuten, welche Autoren bei den Amis du peuple citirt werden. Robespierre's letzte Rede vom achten Thermidor iſt ihr Evangelium. Komiſch war es jedoch, daß dieſe Leute über Unterdrückung klagten, während man ihnen erlaubt, ſich ſo offen gegen die Regierung zu verbinden, und Dinge zu ſagen, deren zehnter Theil hinlänglich wäre, um in Norddeutſchland zu lebenslänglicher Unterſuchung verurtheilt zu werden. Denſelben Abend hieß es jedoch, man würde dieſer Ungebühr ein Ende machen, und den Saal der Amis du peuple ſchließen. „Ich glaube, die Nationalgarde und die Linie werden uns heute cerniren," bemerkte mein Nachbar, „haben Sie auch für dieſen Fall ihre Piſtole bei ſich?" Ich will ſie holen, gab ich zur Antwort, verließ den Saal, und fuhr nach einer Soirée im Faurbourg St. Germain. Nichts als Lichter, Spiegel, Blumen, nackte Schultern, Zuckerwaſſer, gelbe Glacehandſchuh und Fadaiſen. Außerdem lag eine ſo triumphirende Freude auf allen Geſichtern, als ſei der Sieg des alten Regimes ganz entſchieden, und während mir noch das Vive la République der Rue Grenelle in den Ohren nachdröhnte, mußte ich die beſtimmte Verſicherung anhören, daß die Rückkehr des Mirakelkindes mit der ganzen Mirakelſippſchaft ſo gut wie gewiß ſei. Ich kann nicht umhin, zu verrathen, daß ich dort zwei Doktrinaire eine Anglaiſe tanzen ſehen; ſie tanzen nur Anglaiſen. Eine Dame mit einem weißen Kleide, worin grüne Bienen, die wie Lilien ausſahen, fragte mich: ob man des Beiſtandes der Deutſchen und der Koſaken gewiß ſei? Wir werden es uns wieder zur höchſten Ehre anrechnen, betheuerte ich, für die Wiedereinſetzung der älteren Bourbone unſer Gut und Blut zu opfern. Wiſſen Sie auch, fügte die Dame hinzu, daß heute der Tag iſt, wo Heinrich V. als Herzog von Bordeaux zuerſt kommunizirte? Welch ein wichtiger Tag für die Freunde des Throns und Altars, erwiderte ich, ein heiliger Tag, werth von de Lamartine beſungen zu werden!

Die Nacht dieſes ſchönen Tages ſollte roth angeſtrichen werden im Kalender von Frankreich, und die Gerüchte darüber waren des folgenden Morgens das Geſpräch von ganz Paris. Widerſprüche der tollſten Art liefen herum, und noch jetzt liegt, wie ſchon oben angedeutet, ein geheimnißvoller Schleier über jener Verſchwörungsgeſchichte. Es hieß, man habe die ganze königliche Fa-

millie, mitſammt der großen Geſellſchaft, die in den Tuillerien verſammelt geweſen, ermorden wollen, man habe den Concierge des Louvre's gewonnen, um durch die große Gallerie deſſelben unmittelbar in den Tanzſaal der Tuillerien hineindringen zu können, ein Schuß ſei dort gefallen, der dem Könige gegolten, ihn aber nicht getroffen, mehrere hundert Individuen ſeien arretirt worden u. ſ. w. Den Nachmittag fand ich vor der Gartenſeite der Tuillerien noch eine große Menge Menſchen, die nach den Fenſtern hinaufſchauten, als wollten ſie den Schuß ſehen, der dort gefallen. Einer erzählte, Perier ſei die vorige Nacht zu Pferde geſtiegen und gleich nach der Rue des Prouvaires geritten, als dort die Verſchworenen verhaftet und ein Polizeiagent getödtet worden. Man habe den Pavillon Flore in Brand ſtecken, und von Außen den Pavillon Marſan angreifen wollen. Der König, hieß es, ſei ſehr betrübt. Die Weiber bedauerten ihn, die Männer ſchüttelten unwillig den Kopf. Die Franzoſen verabſcheuen allen nächtlichen Mord. In den ſtürmiſchen Revolutionszeiten wurden die ſchrecklichſten Thaten offenkundig und bei Tageslicht ausgeführt. Was die Gräuel der Bartholomäusnacht betrifft, ſo waren ſie vielmehr von römiſch-katholiſchen Prieſtern angeſtiftet.

Wie weit der Concierge des Louvre's in der Verſchwörung vom zweiten Februar verwickelt iſt, habe ich noch nicht beſtimmt erfahren können. Die Einen ſagen, er habe der Polizei gleich Anzeige gemacht, als man ihm Geld anbot, damit er die Schlüſſel des Louvre's ausliefere. Andere meinen, er habe ſie wirklich ausgeliefert und ſei jetzt eingezogen. Auf jeden Fall zeigt ſich bei ſolchen Begebenheiten, wie die wichtigſten Poſten in Paris ohne ſonderliche Sicherheitsmaßregeln den unzulänglichſten Perſonen anvertraut ſind. So war der Schatz ſelbſt lange Zeit in den Händen eines Papierſpeculanten, des Hrn. Keßner, den der Staat mit einer Eichenkrone dafür belohnen ſollte, daß er nur ſechs Millionen und nicht hundert Millionen auf der Börſe verſpielt hat. So hätte die Gemäldegallerie des Louvre's, die mehr ein Eigenthum der Menſchheit als der Franzoſen iſt, der Schauplatz nächtlicher Frevel und dabei zu Grunde gerichtet werden können. So iſt das Medaillenkabinet eine Beute von Dieben geworden, die deſſen Schätze gewiß nicht aus numismatiſcher Liebhaberei geſtohlen haben, ſondern um ſie direkt in den Schmelztiegel wandern zu laſſen. Welch ein Verluſt für die Wiſſenſchaften, da unter den geſtohlenen Antiquitäten nicht blos die ſeltenſten Stücke, ſondern vielleicht auch die einzigen Exemplare waren, die davon übrig geblieben! Der Untergang dieſer alten Münzen iſt unerſetzbar; denn die Alten können ſich doch nicht noch einmal niederſetzen und neue fabriziren. Aber es iſt nicht blos ein Verluſt für die Wiſſenſchaften, ſondern durch den Untergang ſolcher kleinen Denkmäler von Gold und Silber verliert das Leben ſelbſt den Ausdruck ſeiner Realität. Die alte Geſchichte klänge wie ein Mährchen, wären nicht die da-

maligen Geldſtücke, das Realſte jener Zeiten, übrig geblieben, um uns zu überzeugen, daß die alten Völker und Könige, wovon wir ſo Wunderbares leſen, wirklich exiſtirt haben, daß ſie keine müſſigen Phantaſiegebilde, keine Erfindungen der Dichter ſind, wie manche Schriftſteller behaupten, die uns überreden möchten, die ganze Geſchichte des Alterthums, alle geſchriebenen Urkunden deſſelben, ſeien im Mittelalter von den Mönchen geſchmiedet worden. Gegen ſolche Behauptungen enthielt das hieſige Medaillenkabinet die klingendſten Gegenbeweiſe. Aber dieſe ſind jetzt unwiederbringlich verloren, ein Theil der alten Weltgeſchichte wurde eingeſteckt und eingeſchmolzen, und die mächtigſten Völker und Könige des Alterthums ſind jetzt nur Fabeln, an die man nicht zu glauben braucht.

Es iſt ergötzlich, daß man die Fenſter des Medaillenkabinets jetzt mit eiſernen Gitterſtangen verſieht, obgleich es gar nicht zu erwarten ſteht, daß die Diebe das Geſtohlene wieder nächtlicherweile zurückbringen werden. Beſagte eiſerne Stangen werden roth angeſtrichen, welches ſehr gut ausſieht. Jeder Vorübergehende ſchaut hinauf und lacht. Monſieur Raoul Rochette, der Aufſeher der geſtohlenen Medaillen, le conservateur des exmédailles, ſoll ſich wundern, daß die Diebe nicht ihn geſtohlen, da er ſich ſelbſt immer für wichtiger als die Medaillen gehalten hat, und Letztere jedenfalls für unbenutzbar hielt, wenn man ſeiner mündlichen Erklärungen dabei entbehren würde. Er geht jetzt müſſig herum, und lächelt wie unſere Köchin, als die Katze ein Stück rohes Fleiſch aus der Küche geſtohlen; ſie weiß ja doch nicht, wie das Fleiſch gekocht wird, ſagte unſere Köchin, und lächelte.

Indeſſen, wie ſehr auch jener Medaillendiebſtahl ein Verluſt für die alte Geſchichte iſt, ſo ſcheint der Keßnerſche Kaſſendefect die Geiſter doch noch mehr zu irritiren. Dieſer iſt wichtiger für die Tagsgeſchichte. Während ich dieſes ſchreibe, vernimmt man, daß er nicht ſechs, ſondern zehn Millionen betrage. Man glaubt ſogar, er werde ſich am Ende ſogar als eine Summe von zwölf Millionen ausweiſen. Das ſchmälert freilich das Verdienſt des Mannes, und ich kann ihm keine Eichenkrone mehr zuerkennen. Durch dieſen Kaſſendefect, wobei es an Iffland'ſchen Rührungsſcenen nicht fehlte, geräth zunächſt der Baron Louis in große Verlegenheit. Er wird wohl am Ende das Kautionnement, das von Keßner nicht gefordert worden, ſelbſt bezahlen müſſen. Er kann dieſen Schaden leicht tragen; denn er iſt enorm reich, zieht jährlich über 200,000 Franken baare Revenuen, und iſt ein alter Abbé, der keine Familie hat. Perier ärgert ſich mehr, als man glaubt, über dieſe Geſchichte, da ſie Geld, welches ſeine Force und ſeine Schwäche, betrifft; wie wenig Schonung ihm die Oppoſition bei dieſer Gelegenheit angedeihen laſſen, iſt aus den Blättern bekannt. Dieſe referiren hinlänglich die Unwürdigkeiten, die in

der Kammer vorfallen, und es bedarf ihrer hier keiner beſondern Erwähnung. Wahrlich, die Oppoſition beträgt ſich eben ſo kläglich wie das Miniſterium, und gewährt einen eben ſo widerwärtigen Anblick.

Während aber Bedrängniſſe und Nöthen aller Art das Innere des Staates durchwühlen, und die äußern Angelegenheiten, ſeit den Ereigniſſen in Italien und Don Pedro's Expedition, bedenklich verwickelter werden; während alle Inſtitutionen, ſelbſt die königlich höchſte, gefährdet ſind; während der politiſche Wirrwarr alle Exiſtenzen bedroht: iſt Paris dieſen Winter noch immer das alte Paris, die ſchöne Zauberſtadt, die dem Jüngling ſo holdſelig lächelt, den Mann ſo gewaltig begeiſtert, und den Greis ſo ſanft tröſtet. Hier kann man das Glück entbehren, ſagte einſt Frau v. Staël, ein treffendes Wort, das aber in ihrem Munde ſeine Wirkung verlor, da ſie ſich lange Zeit nur deßhalb unglücklich fühlte, weil ſie nicht in Paris leben durfte, und da alſo Paris ihr Glück war. So liegt in dem Patriotismus der Franzoſen größtentheils die Vorliebe für Paris, und wenn Danton nicht floh, „weil man das Vaterland nicht an den Schuhſohlen mitſchleppen kann," ſo hieß das wohl auch, daß man im Auslande die Herrlichkeiten des ſchönen Paris entbehren würde. Aber Paris iſt eigentlich Frankreich; dieſes iſt nur die umliegende Gegend von Paris. Abgerechnet die ſchönen Landſchaften und den liebenswürdigen Sinn des Volks im Allgemeinen, ſo iſt Frankreich ganz öde, auf jeden Fall iſt es geiſtig öde, Alles, was ſich in der Provinz auszeichnet, wandert früh nach der Hauptſtadt, dem Foyer alles Lichts und alles Glanzes. Frankreich ſieht aus wie ein Garten, wo man alle ſchönſten Blumen gepflückt hat, um ſie zu einem Strauße zu verbinden, und dieſer Strauß heißt Paris. Es iſt wahr, er duftet jetzt nicht mehr ſo gewaltig, wie nach jenen Blüthetagen des Julius, als die Völker von dieſem Dufte betäubt wurden. Er iſt jedoch noch immer ſchön genug, um bräutlich zu prangen an dem Buſen Europa's. Paris iſt nicht blos die Hauptſtadt von Frankreich, ſondern der ganzen civiliſirten Welt, und iſt ein Sammelplatz ihrer geiſtigen Notabilitäten. Verſammelt iſt hier Alles, was groß iſt durch Liebe oder Haß, durch Fühlen oder Denken, durch Wiſſen oder Können, durch Glück oder Unglück, durch Zukunft oder Vergangenheit. Betrachtet man den Verein von berühmten oder ausgezeichneten Männern, die hier zuſammentreffen, ſo hält man Paris für ein Pantheon der Lebenden. Eine neue Kunſt, eine neue Religion, ein neues Leben wird hier geſchaffen, und luſtig tummeln ſich hier die Schöpfer einer neuen Welt. Die Gewalthaber gebärden ſich kleinlich, aber das Volk iſt groß und fühlt ſeine ſchauerlich erhabene Beſtimmung. Die Söhne wollen wetteifern mit den Vätern, die ſo ruhmvoll und heilig ins Grab geſtiegen. Es dämmern gewaltige Thaten, und unbekannte Götter wollen ſich offenbaren. Und dabei lacht und tanzt man überall, überall blüht der leichte Scherz, die

heiterſte Mokerie, und da jetzt Karneval iſt, ſo maskiren ſich Viele als Doktrinaire, und ſchneiden poſſierlich-pedantiſche Geſichter, und behaupten, ſie hätten Furcht vor den Preußen.

Vierter Artikel.

Paris, den 1. März.

Die Vorgänge in England nehmen ſeit einiger Zeit mehr als jemals unſere Aufmerkſamkeit in Anſpruch. Wir müſſen es uns endlich geſtehen, daß die offene Feindſchaft der abſoluten Könige uns minder gefährlich iſt, als des konſtitutionellen John Bulls zweideutige Freundſchaft. Die völkermeuchelnden Umtriebe der engliſchen Ariſtokratie treten bedrohlich genug ans offizielle Tageslicht, und der Nebel von London verhüllt nur noch ſpärlich die feinen Schlingen und Knoten, die das konferenzliche Protokollgeſpinnſt mit den parlamentariſchen Fangfäden verknüpfen. Die Diplomatie hat dort, thätiger als jemals, ihre geburtsthümlichen Intereſſen wahrgenommen und emſiger als jemals das verderblichſte Gewebe geſponnen, und Herr v. Talleyrand ſcheint zugleich Spinne und Fliege zu ſein. Iſt der alte Diplomat nicht mehr ſo ſchlau wie weiland, als er, ein zweiter Hephaiſtos, den gewaltigen Kriegsgott ſelbſt in ſeinem feingeſchmiedeten Netzwerk gefangen? Oder erging's ihm diesmal wie dem überklugen Meiſter Merlin, der ſich in dem eigenen Zauber verſtrickt, und wortgefeſſelt und ſelbſtgebannt, im Grabe liegt? Aber warum hat man eben Hrn. v. Talleyrand auf einen Poſten geſtellt, der für die Intereſſen der Juliusrevolution der wichtigſte, und wo vielmehr die unbeugſame Grabheit eines unbeſcholtenen Bürgers nöthig war? Ich will damit nicht ausdrücklich ſagen, der alte, glatte, ehemalige Biſchof von Autun ſei nicht ehrlich. Im Gegentheil, den Eid, den er jetzt geſchworen hat, den hält er gewiß; denn er iſt der dreizehnte. Wir haben freilich keine andere Garantie ſeiner Ehrlichkeit, aber ſie iſt hinreichend; denn noch nie hat ein ehrlicher Mann zum dreizehntenmal ſeinen Eid gebrochen. Außerdem verſichert man, daß Ludwig Philipp in der Abſchiedsaudienz noch aus Vorſorge zu ihm geſagt habe: Hr. v. Talleyrand, was man Ihnen auch bieten mag, ich gebe Ihnen immer das Doppelte. Indeſſen, bei treuloſen Menſchen gäbe das dennoch keine Sicherheit; denn im Charakter der Treuloſigkeit liegt es, daß ſie ſich ſelbſt nicht treu bleibt, und daß man auch nicht einmal durch Befriedigung des Eigennutzes auf ſie rechnen kann.

Das Schlimmſte iſt, daß die Franzoſen ſich London als ein andres Paris, das Weſt-End als ein andres St. Germainviertel denken, daß ſie britiſche

Reformers für verbrüderte Liberale, und die Parlamente für eine Pairs- und Deputirtenkammer anſehen, kurz daß ſie alle engliſchen Vorhandenheiten nach franzöſiſchem Maßſtabe meſſen und beurtheilen. Dadurch entſtehen Irrthümer, wofür ſie vielleicht in der Folge ſchwer büßen müſſen. Beide Völker haben einen allzuſchroff entgegengeſetzten Charakter, als daß ſie ſich einander verſtehen könnten, und die Verhältniſſe in beiden Ländern ſind zu urſprünglich verſchieden, als daß ſie ſich mit einander vergleichen ließen. Und vollends in politiſcher Beziehung! Die Nachträge zu den Reiſebildern enthalten hierüber manche Belehrungen, die aus der unmittelbaren Anſchauung geſchöpft ſind, und auf dieſe muß ich hier verweiſen, um Wiederholungen zu vermeiden. Auch auf die trefflichen „Briefe eines Verſtorbenen" will ich hier nochmals hindeuten, obgleich das poetiſche Gemüth des Verfaſſers in das ſtarre Brittenthum mehr geiſtige Bewegung hineingeſchaut, als wohl grundwirklich darin zu finden ſein möchte. England müßte man eigentlich im Style eines Handbuchs der höheren Mechanik beſchreiben, ungefähr wie eine ungeheuer komplizirte Fabrik, wie ein ſauſendes, brauſendes, ſtockendes, ſtampfendes und verdrießlich ſchnurrendes Maſchinenweſen, wo die blankgeſcheuerten Utilitätsräder ſich um alt verroſtete hiſtoriſche Jahrzahlen drehen. Mit Recht ſagen die St. Simoniſten, England ſei die Hand, und Frankreich das Herz der Welt. Ach! dieſes große Weltherz müßte verbluten, wenn es, auf brittiſche Generoſität rechnend, einmal Hülfe verlangte von der kalten, hölzernen Nachbarhand. Ich denke mir das egoiſtiſche England nicht als einen fetten, wohlhabenden Bierwanſt, wie man ihn auf Karrikaturen ſieht, ſondern, nach der Beſchreibung eines Satyrikers, in der Geſtalt eines langen, magern, knöchernen Hageſtolzes, der ſich einen abgeriſſenen Knopf an die Hoſen wieder annäht, und zwar mit einem Zwirnfaden, an deſſen Ende, als Knäul, die Weltkugel hängt — er ſchneidet aber ruhig den Faden ab, wo er ihn nicht mehr braucht, und läßt ruhig die ganze Welt in den Abgrund fallen.

Die Franzoſen meinen, das engliſche Volk hege Freiheitswünſche gleich den ihrigen, es ringe, eben ſo wie ſie, gegen die Uſurpationen einer Ariſtokratie, und daher gäben nicht blos viele äußern, ſondern auch viele innern Intereſſen die Bürgſchaft einer engen Allianz. Aber ſie wiſſen nicht, daß das engliſche Volk ſelbſt durchaus ariſtokratiſch iſt, daß es nur in engſinniger Korporationsweiſe ſeine Freiheit, oder vielmehr ſeine verbrieften vorrechtlichen Freiheiten, verlangt, und daß die franzöſiſche, allgemein menſchenthümliche Freiheit, deren die ganze Welt nach den Urkunden der Vernunft theilhaftig werden ſoll, ihrem tiefſten Weſen nach den Engländern verhaßt iſt. Sie kennen nur eine engliſche Freiheit, eine hiſtoriſch-engliſche Freiheit, die entweder den königl. großbrittanniſchen Unterthanen patentirt wird, oder auf ein altes Geſetz, etwa aus der Zeit der Königin Anna, baſirt iſt. Burke, der die Geiſter zu burken

ſuchte, und das Leben ſelbſt an die Anatomie der Geſchichte verhandelte, dieſer machte der franzöſiſchen Revolution zum hauptſächlichen Vorwurfe, daß ſie ſich nicht wie die engliſche aus alten Inſtitutionen herausgebildet, und er kann nicht begreifen, daß ein Staat ohne Nobility beſtehen könne. Englands Nobility iſt aber auch etwas ganz Anderes als die franzöſiſche Nobleſſe, und ſie verdient, daß ich ihr unterſcheidendes Lob ausſpreche. Der engliſche Adel ſtellte ſich dem Abſolutismus der Könige immer entgegen, in Gemeinſchaft mit dem Volke, um deſſen Rechte nebſt den ſeinigen zu behaupten; der franzöſiſche Adel hingegen ergab ſich den Königen auf Gnade und Ungnade; ſeit Mazarin widerſtrebte er nicht mehr ihrer Gewalt, er ſuchte nur daran Theil zu gewinnen, durch geſchmeidigen Hofdienſt, und, in unterthänigſter Handlangergemeinſchaft mit den Königen, drückte und verrieth er das Volk. Unbewußt hat ſich der franzöſiſche Adel für die frühere Unterdrückung an den Königen gerächt, indem er ſie zu entnervender Sittenloſigkeit verführte, und ſie faſt blödſinnig ſchmeichelte. Freilich er ſelber, geſchwächt und entgeiſtet, mußte dadurch zugleich mit dem ältern Königthume zu Grunde gehen, der zehnte Auguſt fand in den Tuillerien nur ein greiſenhaft abgelebtes Volk mit gebrechlichen Galanteriedegen, und nicht einmal ein Mann, nur eine Frau war es, die mit Muth und Kraft zur Gegenwehr aufforderte; — aber auch dieſe letzte Dame des franzöſiſchen Ritterthums, die letzte Repräſentantin des hinſterbenden alten Regime's, und auch ſie ſollte nicht in ſo holder Jugendgeſtalt ins Grab ſinken, und eine einzige Nacht hat ſchneeweiß gefärbt die blonden Locken der ſchönen Antoinette.

Anders erging es dem engliſchen Adel. Dieſer hat ſeine Kraft erhalten, er wurzelt im Volke, dem geſunden Boden, der die jüngern Söhne der Nobility als edle Schößlinge aufnimmt, und durch dieſe, die eigentliche Gentry, mit dem Adel ſelbſt, der Nobility, verbunden bleibt. Dabei iſt der engliſche Adel voll Patriotismus, er hat bisher, mit unerlogenem Eifer, das alte England wahrhaft repräſentirt, und jene Lords, die ſo viel koſten, haben auch, wenn es Noth thut, dem Vaterlande Opfer gebracht. Es iſt wahr, ſie ſind hochmüthig, mehr noch als der Adel auf dem Kontinente, der ſeinen Hochmuth zur Schau trägt und ſich äußerlich vom Volke auszeichnet durch Koſtüme, Bänder, ſchlechtes Franzöſiſch, Wappen, Sterne und ſonſtige Spielereien; der engliſche Adel verachtet den Bürgerſtand zu ſehr, als daß er es für nöthig hielte, ihm durch äußere Mittel zu imponiren, die bunten Zeichen der Macht öffentlich zur Schau zu tragen; im Gegentheile, wie Götter inkognito ſieht man den engliſchen Adel, ſchlicht bürgerlich gekleidet, und daher unbemerkt, in den Straßen, Routs und Theatern Londons; mit ſeinen feudaliſtiſchen Dekorationen und ſonſtigem Prachtflitterſtaate bekleidet er ſich nur bei Hoffeſten und altherkömmlichen Hofceremonien. Daher bewahrt er auch bei dem Volke

mehr Ehrfurcht als unſere Kontinentalgötter, die ſo wohlbekannt mit allen ihren Attributen umherlaufen. Auf der Waterloo-Brücke zu London hörte ich einſt, wie ein Knabe zu dem Andern ſagte: have you ever seen a nobleman? (Haſt du je einen Edelmann geſehen?) worauf der andere antwortete: No, but I have seen the coach of the Lord Mayor. (Nein, aber ich habe die Kutſche des Lord Mayors geſehen.) Dieſe Kutſche iſt nämlich ein abenteuerlich großer Kaſten, überreich vergoldet, fabelhaft bunt bemalt, mit einem rothſammetnen, ſteifgoldenen Haarbeutelkutſcher auf dem Bock und drei ditto Haarbeutellakaien hinten auf dem Schlage. Wenn das engliſche Volk jetzt mit ſeinem Adel hadert, ſo geſchieht das nicht der bürgerlichen Gleichheit wegen, woran es nicht denkt, am wenigſten der bürgerlichen Freiheit wegen, deren es vollauf genießt, ſondern wegen baarer Geldintereſſen; indem der Adel, im Beſitze aller Sinekuren, geiſtlichen Pfründen und übereinträglicher Aemter, frech und üppig ſchwelgt, während der größte Theil des Volks, überlaſtet mit Abgaben, im tiefſten Elende ſchmachtet und verhungert. Daher verlangt es eine Parlamentsreform, und die adeligen Beförderer derſelben haben wahrlich nicht im Sinne, ſie zu etwas Anderem zu benutzen, als zu materiellen Verbeſſerungen.

Ja, der Adel von England iſt noch immer mit dem Volke verbundener als mit den Königen, von denen er ſich immer unabhängig zu erhalten gewußt, im Gegenſatze zu dem franzöſiſchen Adel. Er lieh den Königen nur ſein Schwert und ſein Wort, jedoch an dem Privatleben derſelben, in Luſt und Lüſten, nahm er nur gleichgültig vertraulichen Antheil. Dieß gilt ſogar von den verdorbenſten Zeiten. Hamilton in ſeinen Memoiren des Duc de Grammont gibt ein anſchauliches Bild dieſes Verhältniſſes. Solcherweiſe, bis auf die letzte Zeit, blieb der engliſche Adel, zwar der Etikette nach handküſſend und knieend, jedoch faktiſch auf gleichheitlichem Fuße mit den Königen, denen er ſich ernſthaft genug widerſetzte, ſobald ſie ſeine Vorrechte antaſten oder ſich ſeinem Einfluſſe entziehen wollten. Dieſes Letztere geſchah vor einigen Jahren am offenkundigſten, als Canning Miniſter wurde; zur Zeit des Mittelalters wären die engliſchen Barone in einem ſolchen Falle behelmt und gepanzert, mit dem Schwerte in der Fauſt und im Geleite ihrer Lehnsmannen, aufs Schloß des Königs geſtiegen, und hätten mit ironiſcher Demuth, mit bewaffneter Courtoiſie ihren Willen ertrotzt. In unſerm Jahrhunderte mußten ſie zu minder ritterthümlichen Mitteln ihre Zuflucht nehmen, und, wie männiglich bekannt, ſuchten die Edelleute, die damals das Miniſterium bildeten, dem Könige dadurch zu imponiren, daß ſie unvermuthet und in perfid abgekarteter Weiſe ſämmtlich ihre Dimiſſionen gaben. Die Folgen ſind ebenfalls hinlänglich bekannt, Georg IV. ſtützte ſich alsdann auf Georg Canning, den heiligen Georg von England, der nahe daran war, den mächtigſten Lindwurm der Erde niederzuſchlagen. Nach ihm kam Lord Goderich mit ſeinem rothbäckig

behaglichen Geſichte und affektirt heftigen Advokatentone, und ließ bald die überlieferte Lanze aus den ſchwachen Händen fallen, ſo daß der arme König ſich wieder, auf Gnade und Ungnade, ſeinen alten Baronen übergeben mußte, und der Feldherr der heiligen Allianz wieder den Kommandoſtab erhielt. Ich habe an einem anderen Orte nachgewieſen, warum kein liberaler Miniſter in England etwas beſonders Gutes bewirken kann, und deßhalb abtreten muß, um jenen Hochtories Platz zu machen, die eine große Verbeſſerungsbill natürlicherweiſe um ſo leichter durchſetzen, da ſie den parlamentariſchen Widerſtand ihrer eigenen Halsſtarrigkeit nicht zu beſiegen brauchen. Der Teufel hat von jeher die beſten Kirchen gebaut. Wellington erfocht jene Emanzipation, wofür Canning vergebens kämpfte, und vielleicht iſt er auch der Mann, der dazu beſtimmt iſt, jene Reformbill durchzuſetzen, woran Lord Grey wahrſcheinlich ſcheitert. Ich glaube an deſſen baldigen Sturz, und dann gelangen wieder ans Regiment jene unverſöhnlichſten Ariſtokraten, die ſeit vierzig Jahren das franzöſiſche Volk, als den Repräſentanten der demokratiſchen Ideen, auf Tod und Leben befehden. Dießmal wird freilich der alte Groll den materiellen Intereſſen nachgeſtellt werden, und den gefährlichern Feind im Oſten und ſeine Anhängſel wird man gern von franzöſiſchen Waffen bekämpft haben. Um ſo mehr, da ſich die Feinde alsdann wechſelſeitig ſchwächen. Ja, die Engländer werden den galliſchen Hahn noch beſonders anſpornen zum Kampfe mit den abſoluten Adlern, und ſie werden ſchaubegierig, mit ihren langen Hälſen, über den Kanal herüberſchauen und applaudiren, wie im Cok-pit, und ob des Ausgangs des Kampfes viele tauſend Guineen verwetten.

Werden die Götter dort oben im blauen Zelte eben ſo gleichgültig dieſes Schauſpiel betrachten; werden ſie, Engländer des Himmels, unbekümmert ob unſeres Hülferufs und unſeres Verblutens, herzlos und mit bleiernem Blick auf den Todeskampf der Völker herabſchauen? Oder hat der Dichter Recht, welcher behauptet hat, ſo wie wir die Affen haſſen, weil ſie von allen Säugethieren uns ſelber am ähnlichſten ſchauen und dadurch unſern Stolz kränken: ſo ſeien den Göttern auch die Menſchen verhaßt, die, nach ihrem eigenen Bildniſſe erſchaffen, mit ihnen ſelber ſo viel beleidigende Aehnlichkeit haben; ſo daß die Götter, je größer, ſchöner, gottgleicher die Menſchen ſind, ſie deſto grimmiger durch Mißgeſchick verfolgen und zu Grunde richten, während ſie die kleinen, häßlichen, ſäugethierlicheren Menſchen gnädigſt verſchonen und im Glücke gedeihen laſſen. Wenn dieſe letzte traurige Anſicht wahr iſt, ſo ſind freilich die Franzoſen ihrem Untergange näher als Andere! Ach, möge das Ende ihres Kaiſers noch frühzeitig die Franzoſen belehren, was von dem Großſinn Englands zu erwarten iſt! Hat der Bellerophon dieſe Chimäre nicht längſt entführt? Möge Frankreich ſich niemals auf England verlaſſen, wie Polen auf Frankreich!

Ausarbeitungen fehlt es dem Miniſter an Zeit. Er muß jetzt täglich reizbarer, kleinlicher und leidenſchaftlicher in ſeinen Reden werden, je bedenklicher, würdeloſer und unedler das Syſtem iſt, das er zu vertheidigen hat. Was ihm in der öffentlichen Meinung am förderlichſten, das iſt ſeine Stellung neben Herrn Sebaſtiani, dem alten koketten Menſchen mit dem aſchgrauen Herzen und dem gelben Geſichte, worauf noch manchmal ein Stückchen Röthe zu ſchauen, wie bei herbſtlichen Bäumen, aus deren gelbem Laubwerk einige grellrothe Blätter hervorgrinſen. Wahrlich, es giebt nichts Widerwärtigeres als dieſe aufgeblaſene Nichtigkeit, die, obgleich für krank erklärt, noch oft in die Kammer kommt und ſich auf die Miniſterbank ſetzt, ein fades Lächeln um die Lippen, und eine Dummheit auf der Zunge. Ich kann kaum begreifen, daß dieſes wohl gantirte, niedlich chauſſirte, ſchwächliche Männlein mit verſchwimmenden Vapeuräuglein jemals große Dinge verrichten konnte, im Felde und im Rathe, wie uns die Berichterſtatter des ruſſiſchen Rückzuges und der türkiſchen Geſandtſchaft erzählen. Seine ganze Wiſſenſchaft beſteht jetzt nur noch aus einigen altabgenutzten Diplomatenſtückchen, die in ſeinem blechernen Gehirn beſtändig klappern. Seine eigentlich politiſchen Ideen gleichen dem großen Riemen, welchen Karthago's Königin aus einer Kuhhaut ſchnitt, und womit ſie ein ganzes Land umſpannte; der Ideenkreis des guten Mannes iſt groß, umfaßt viel Land, aber er iſt dennoch von Leder. Perier ſagte einſt von ihm: er hat eine große Idee von ſich ſelbſt, und das iſt die einzige Idee, die er hat.

Ich habe den Cupido der Kaiſerperiode, wie man Sebaſtiani genannt, neben dem Herkules der Juſtemilieu-Zeit, wie man Perier bezeichnet, nur deßhalb hingeſtellt, damit dieſer in völliger Größe erſcheine. Wahrlich, ich möchte ihn lieber vergrößern als verkleinern, und dennoch kann ich nicht umhin, zu geſtehen, daß bei ſeinem Anblicke mir eine Geſtalt ins Gedächtniß heraufſteigt, woneben er eben ſo klein erſcheint, wie Sebaſtiani neben ihm. Iſt es der Geiſt der Satyre, der an die Gegenſätze erinnert? Oder hat Caſimir Perier wirklich eine Aehnlichkeit mit dem größten Miniſter, der jemals in England regierte, mit Georg Canning? Aber auch andere Leute geſtehen, daß er ſonderbarerweiſe an dieſen erinnere, und irgend eine verborgene Verwandtſchaft zwiſchen beiden vorhanden ſei.

Vielleicht in der Bürgerlichkeit der Geburt und der Erſcheinung, in der Schwierigkeit der Lage, in der unerſchütterlichen Thatkraft, und im Widerſtande gegen feudalariſtokratiſchen Ankampf zeigt ſich jene Aehnlichkeit zwiſchen Perier und Canning. Nimmermehr in ihrer Laufbahn und entfalteten Geſinnung. Erſterer, geboren und erzogen auf den weichen Polſtern des Reichthums, konnte ruhig ſeine beſten Neigungen entwickeln, und ruhig Theil nehmen an jener wohlhabenden Oppoſition, die der Bürgerſtand während der Reſtaurationszeit gegen Ariſtokratie und Jeſuitenſchaft führte. Der andere

und Andere mit Bedächtigkeit anhört, die dünnen Lippen tief einwärts zieht, und der Mund dadurch wie eine Grube im Geſichte anzuſchauen iſt. Dann pflegt er auch mit dem horchend gebeugten Haupte leiſe auf und nieder zu nicken, wie Einer, der zu ſagen ſcheint: das wird ſich ſchon geben. Seine Stirne iſt hoch, und ſcheint es um ſo mehr, da das Vorderhaupt nur mit wenigen Haaren bedeckt iſt. Dieſe ſind grau, beinahe weiß, glatt anliegend, und bedecken nur ſpärlich den übrigen Theil des Kopfes, deſſen Wölbung ſchön und ebenmäßig, und woran die kleinen Ohren faſt anmuthig genannt werden können. Das Kinn iſt aber kurz und ordinär. Wild und wüſt hängt das ſchwarze Buſchwerk ſeiner Braunen herab bis zu den tiefen Augenhöhlen, worin die kleinen dunkeln Augen tief verſteckt auf der Lauer liegen; nur zuweilen blitzt es da hervor, wie ein Stilet. Die Farbe des Geſichts iſt graugelblich, das gewöhnliche Kolorit der Sorge und Verdroſſenheit, und es irren allerlei wunderliche Falten darüber hin, die zwar nicht gemein ſind, aber auch nicht edel, vielleicht Juſtemileu-, anſtändig grämliche Juſtemilieu-Falten. Man will dem Manne das Banquierhafte anmerken, ſogar in ſeiner Haltung das Kaufmänniſche herausfinden, und einer meiner Freunde giebt vor, daß er immer in Verſuchung gerathe, ihn über den jetzigen Preis des Kaffee's oder den Stand des Diskonto's zu befragen. Wenn man aber von Jemanden weiß, daß er blind iſt, ſagt Lichtenberg, ſo glaubt man es ihm von hinten anſehen zu können. Ich finde in der ganzen Erſcheinung Caſimir Periers freilich nichts, was an Adel der Geburt erinnert, aber in ſeinem Weſen liegt viel von ſchöner Ausbildung der Bürgerlichkeit, wie man ſie bei Männern findet, die mit den thatſächlichſten Staatsſorgen belaſtet ſind, und ſich mit chevalereſken Manieren und ſonſtigem Toilettengeſchäfte nicht viel befaſſen können.

Nach ſeinen Reden kann mann Perier noch am beſten beurtheilen, es iſt das auch ſeine beſte Seite, wenigſtens während der Reſtaurationsperiode, wo er, einer der beſten Sprecher der Oppoſition, gegen windiges Pfaffen- und Schranzenthum den edelſten Krieg führte. Ich weiß nicht, ob er damals ſchon ſo körperlich ungeſtüm war wie jetzt; ich las damals nur ſeine Reden, die, ein Muſter von Haltung und Würde, auch zugleich ſo ruhig und beſonnen waren, daß ich ihn für einen ganz alten Mann hielt. In dieſen Reden herrſchte die ſtrengſte Logik, es war darin etwas Starres, ſtarre Vernunftgründe neben einander grad aufgerichtet, gleich unzerbrechbar eiſernen Stangen, und dahinter lauſchte manchmal eine leiſe Wehmuth, wie eine blaſſe Nonne hinter klöſterlichem Sprachgitter. Die ſtarren Vernunftgründe, die eiſernen Stangen ſind in ſeinen Reden geblieben, aber jetzt ſchaut man dahinter nur einen unmächtigen Zorn, der wie ein wildes Thier hin und her ſpringt.

Viele der neueſten Reden Periers, welche Geſetzentwürfe beſprechen, wie z. B. über die Pairie, ſind nicht von ihm ſelbſt abgefaßt; zu ſolchen großen

Canning ſahen, iſt auch bei Perier auffallend, und mahnte eben an jenen. Was Talent betrifft, ſo konnten ſich wohl beide die Wage halten. Nur daß Canning das Schwerſte mit einer gewiſſen Leichtigkeit vollbrachte, gleich dem Odyſſeus, der den gewaltigen Bogen ſo leicht ſpannte, als habe er die Saiten einer Leyer aufgezogen; Perier hingegen zeigt bei der geringfügigſten Haltung eine gewiſſe Schwerfälligkeit, er entfaltet bei der unbedeutendſten Maßregel alle ſeine Kräfte, alle ſeine geiſtige und weltliche Kavallerie und Infanterie, und wenn er die gelindeſten Saiten aufziehen will, gebärdet er ſich dabei ſo anſtrengungsvoll, als ſpannte er den Bogen des Odyſſeus. Seine Reden habe ich oben charakteriſirt. Canning war ebenfalls einer der größten Redner ſeiner Zeit. Nur warf man ihm vor, daß er zu geblümt, zu geſchmückt ſpreche. Aber dieſen Vorwurf verdiente er gewiß nur in ſeiner frühern Periode, als er noch, in abhängiger Stellung, keine eigene Meinung ausſprechen durfte, und er daher, ſtatt deſſen, nur oratoriſche Blumen, geiſtige Arabesken und brillante Witze geben konnte. Seine Rede war damals kein Schwert, ſondern nur die Scheide deſſelben, und zwar eine ſehr koſtbare Scheide, woran das getriebene Goldblumenwerk und die eingelegten Edelſteine aufs reichſte blitzten. Aus dieſer Scheide zog er ſpäterhin die grade, ſchmuckloſe Stahlklinge hervor, und das funkelte noch herrlicher, und war doch ſcharf und ſchneidend genug. Noch ſehe ich die greinenden Geſichter, die ihm gegenüberſaßen, beſonders den lächerlichen Sir Thomas Lethbridge, der ihn mit großem Pathos fragte, ob er auch ſchon die Mitglieder ſeines Miniſteriums gewählt habe? — worauf Georg Canning ſich ruhig erhob, als wolle er eine lange Rede halten, und mit parodirtem Pathos Yes ſagend, ſich gleich wieder niederſetzte, ſo daß das ganze Haus vom Gelächter erdröhnte. Es war damals ein wunderlicher Anblick, faſt die ganze frühere Oppoſition ſaß hinter dem Miniſter, namentlich der wackere Ruſſel, der unermüdliche Brougham, der gelehrte Makintoſh, Cam Hobhouſe mit ſeinem verſtürmt wüſten Geſichte, der edle ſpitznäſige Robert Wilſon, und gar Francis Burdett, die begeiſtert lange donquixotliche Geſtalt, deſſen liebes Herz ein unverwelklicher Baumgarten liberaler Gedanken iſt, und deſſen magere Kniee damals, wie Cobbet ſagte, den Rücken Cannings berührten. Dieſe Zeit wird mir ewig im Gedächtniſſe blühen, und nimmermehr vergeſſe ich die Stunde, als ich Georg Canning über die Rechte der Völker ſprechen hörte, und jene Befreiungsworte vernahm, die wie heilige Donner über die ganze Erde rollten, und in der Hütte des Mexicaners wie des Hindu ein tröſtendes Echo zurückließen. That is my thunder! konnte Canning damals ſagen. Seine ſchöne, volle tiefſinnige Stimme drang wehmüthig kraftvoll aus der kranken Bruſt, und es waren klare, entſchleierte todbekräftigte Scheideworte eines Sterbenden. Einige Tage vorher war ſeine Mutter geſtorben, und die Trauerkleidung, die er deßhalb trug, erhöhte die Feierlichkeit

ſeiner Erſcheinung. Ich ſehe ihn noch in einem ſchwarzen Oberrocke und mit ſeinen ſchwarzen Handſchuhen. Dieſe betrachtete er manchmal, während er ſprach, und wenn er dabei beſonders nachſinnend ausſah, dann dachte ich: jetzt denkt er vielleicht an ſeine todte Mutter und an ihr langes Elend, und an das Elend des übrigen armen Volkes, das im reichen England verhungert, und dieſe Handſchuhe ſind deſſen Garantien, daß Canning weiß, wie ihm zu Muthe iſt, und ihm helfen will. In der Heftigkeit der Rede riß er einmal einen jener Handſchuhe von der Hand, und ich glaubte ſchon, er wollte ihn der ganzen hohen Ariſtokratie von England vor die Füße werfen, als den ſchwarzen Fehdehandſchuh der beleidigten Menſchheit.

Wenn ihn jene Ariſtokratie gerade nicht ermordet hat, eben ſo wenig wie jenen von St. Helena, der an einem Magenkrebſe geſtorben, ſo hat ſie ihm doch genug kleine vergiftete Nadeln ins Herz geſtochen. Man erzählte mir z. B., Canning erhielt in jener Zeit, als er eben ins Parlament ging, einen mit wohlbekannten Wappen verſiegelten Brief, den er erſt im Sitzungsſaale öffnete, und worin er einen alten Komödienzettel fand, auf welchem der Name ſeiner verſtorbenen Mutter unter dem Perſonale der Schauſpieler gedruckt war. Bald darauf ſtarb Canning, und jetzt, ſeit fünf Jahren, ſchläft er in Weſtminſter, neben Fox und Sheridan, und über den Mund, der ſo Großes und Gewaltiges geſprochen, zieht vielleicht eine Spinne ihr blödſinnig ſchweigendes Gewebe. Auch Georg IV. ſchläft jetzt dort in der Reihe ſeiner Väter und Vorfahren, die in ſteinernen Abbildungen auf den Grabmälern ausgeſtreckt liegen, das ſteinerne Haupt auf ſteinernen Kiſſen, Weltkugel und Scepter in der Hand; und rings um ſie her, in hohen Särgen, liegt Englands Ariſtokratie, die vornehmen Herzoge und Biſchöfe, Lords und Barone, die ſich im Tode wie im Leben um die Könige drängen; und wer ſie dort ſchauen will in Weſtminſter, zahlt einen Schilling und ſechs Pence. Dieſes Geld empfängt ein armer, kleiner Aufſeher, deſſen Erwerbszweig es iſt, die todten, hohen Herrſchaften ſehen zu laſſen, und der dabei ihre Namen und Thaten hinſchnattert, als wenn er ein Wachsfigurenkabinet zeigte. Ich ſehe gern dergleichen, indem ich mich dann überzeuge, daß die Großen der Erde nicht unſterblich ſind, mein Schilling und ſechs Pence hat mich nicht gereut, und als ich Weſtminſter verließ, ſagte ich zu dem Aufſeher: ich bin mit deiner Exhibition zufrieden, ich wollte dir aber gern das Doppelte zahlen, wenn die Sammlung vollſtändig wäre.

Das iſt es. So lange Englands Ariſtokraten nicht ſämmtlich zu ihren Vätern verſammelt ſind, ſo lange die Sammlung in Weſtminſter nicht vollſtändig iſt, bleibt der Kampf der Völker gegen Bevorrechtung der Geburt noch immer unentſchieden, und Frankreichs Bürgerallianz mit England bleibt zweifelhaft.

Canning ſahen, iſt auch bei Perier auffallend, und mahnte eben an jenen. Was Talent betrifft, ſo konnten ſich wohl beide die Wage halten. Nur daß Canning das Schwerſte mit einer gewiſſen Leichtigkeit vollbrachte, gleich dem Odyſſeus, der den gewaltigen Bogen ſo leicht ſpannte, als habe er die Saiten einer Leyer aufgezogen; Perier hingegen zeigt bei der geringfügigſten Haltung eine gewiſſe Schwerfälligkeit, er entfaltet bei der unbedeutendſten Maßregel alle ſeine Kräfte, alle ſeine geiſtige und weltliche Kavallerie und Infanterie, und wenn er die gelindeſten Saiten aufziehen will, gebärdet er ſich dabei ſo anſtrengungsvoll, als ſpannte er den Bogen des Odyſſeus. Seine Reden habe ich oben charakteriſirt. Canning war ebenfalls einer der größten Redner ſeiner Zeit. Nur warf man ihm vor, daß er zu geblümt, zu geſchmückt ſpreche. Aber dieſen Vorwurf verdiente er gewiß nur in ſeiner frühern Periode, als er noch, in abhängiger Stellung, keine eigene Meinung ausſprechen durfte, und er daher, ſtatt deſſen, nur oratoriſche Blumen, geiſtige Arabesken und brillante Witze geben konnte. Seine Rede war damals kein Schwert, ſondern nur die Scheide deſſelben, und zwar eine ſehr koſtbare Scheide, woran das getriebene Goldblumenwerk und die eingelegten Edelſteine aufs reichſte blitzten. Aus dieſer Scheide zog er ſpäterhin die grade, ſchmuckloſe Stahlklinge hervor, und das funkelte noch herrlicher, und war doch ſcharf und ſchneidend genug. Noch ſehe ich die greinenden Geſichter, die ihm gegenüberſaßen, beſonders den lächerlichen Sir Thomas Lethbridge, der ihn mit großem Pathos fragte, ob er auch ſchon die Mitglieder ſeines Miniſteriums gewählt habe? — worauf Georg Canning ſich ruhig erhob, als wolle er eine lange Rede halten, und mit parodirtem Pathos Yes ſagend, ſich gleich wieder niederſetzte, ſo daß das ganze Haus vom Gelächter erdröhnte. Es war damals ein wunderlicher Anblick, faſt die ganze frühere Oppoſition ſaß hinter dem Miniſter, namentlich der wackere Ruſſel, der unermüdliche Brougham, der gelehrte Makintoſh, Cam Hobhouſe mit ſeinem verſtürmt wüſten Geſichte, der edle ſpitznäſige Robert Wilſon, und gar Francis Burdett, die begeiſtert lange donquixotliche Geſtalt, deſſen liebes Herz ein unverwelklicher Baumgarten liberaler Gedanken iſt, und deſſen magere Kniee damals, wie Cobbet ſagte, den Rücken Cannings berührten. Dieſe Zeit wird mir ewig im Gedächtniſſe blühen, und nimmermehr vergeſſe ich die Stunde, als ich Georg Canning über die Rechte der Völker ſprechen hörte, und jene Befreiungsworte vernahm, die wie heilige Donner über die ganze Erde rollten, und in der Hütte des Mexicaners wie des Hindu ein tröſtendes Echo zurückließen. That is my thunder! konnte Canning damals ſagen. Seine ſchöne, volle tiefſinnige Stimme drang wehmüthig kraftvoll aus der kranken Bruſt, und es waren klare, entſchleierte todbekräftigte Scheideworte eines Sterbenden. Einige Tage vorher war ſeine Mutter geſtorben, und die Trauerkleidung, die er deßhalb trug, erhöhte die Feierlichkeit

ſeiner Erſcheinung. Ich ſehe ihn noch in einem ſchwarzen Oberrocke und mit ſeinen ſchwarzen Handſchuhen. Dieſe betrachtete er manchmal, während er ſprach, und wenn er dabei beſonders nachſinnend ausſah, dann dachte ich: jetzt denkt er vielleicht an ſeine todte Mutter und an ihr langes Elend, und an das Elend des übrigen armen Volkes, das im reichen England verhungert, und dieſe Handſchuhe ſind deſſen Garantien, daß Canning weiß, wie ihm zu Muthe iſt, und ihm helfen will. In der Heftigkeit der Rede riß er einmal einen jener Handſchuhe von der Hand, und ich glaubte ſchon, er wollte ihn der ganzen hohen Ariſtokratie von England vor die Füße werfen, als den ſchwarzen Fehdehandſchuh der beleidigten Menſchheit.

Wenn ihn jene Ariſtokratie gerade nicht ermordet hat, eben ſo wenig wie jenen von St. Helena, der an einem Magenkrebſe geſtorben, ſo hat ſie ihm doch genug kleine vergiftete Nadeln ins Herz geſtochen. Man erzählte mir z. B., Canning erhielt in jener Zeit, als er eben ins Parlament ging, einen mit wohlbekannten Wappen verſiegelten Brief, den er erſt im Sitzungsſaale öffnete, und worin er einen alten Komödienzettel fand, auf welchem der Name ſeiner verſtorbenen Mutter unter dem Perſonale der Schauſpieler gedruckt war. Bald darauf ſtarb Canning, und jetzt, ſeit fünf Jahren, ſchläft er in Weſtminſter, neben Fox und Sheridan, und über den Mund, der ſo Großes und Gewaltiges geſprochen, zieht vielleicht eine Spinne ihr blödſinnig ſchweigendes Gewebe. Auch Georg IV. ſchläft jetzt dort in der Reihe ſeiner Väter und Vorfahren, die in ſteinernen Abbildungen auf den Grabmälern ausgeſtreckt liegen, das ſteinerne Haupt auf ſteinernen Kiſſen, Weltkugel und Scepter in der Hand; und rings um ſie her, in hohen Särgen, liegt Englands Ariſtokratie, die vornehmen Herzoge und Biſchöfe, Lords und Barone, die ſich im Tode wie im Leben um die Könige drängen; und wer ſie dort ſchauen will in Weſtminſter, zahlt einen Schilling und ſechs Pence. Dieſes Geld empfängt ein armer, kleiner Aufſeher, deſſen Erwerbszweig es iſt, die todten, hohen Herrſchaften ſehen zu laſſen, und der dabei ihre Namen und Thaten hinſchnattert, als wenn er ein Wachsfigurenkabinet zeigte. Ich ſehe gern dergleichen, indem ich mich dann überzeuge, daß die Großen der Erde nicht unſterblich ſind, mein Schilling und ſechs Pence hat mich nicht gereut, und als ich Weſtminſter verließ, ſagte ich zu dem Aufſeher: ich bin mit deiner Exhibition zufrieden, ich wollte dir aber gern das Doppelte zahlen, wenn die Sammlung vollſtändig wäre.

Das iſt es. So lange Englands Ariſtokraten nicht ſämmtlich zu ihren Vätern verſammelt ſind, ſo lange die Sammlung in Weſtminſter nicht vollſtändig iſt, bleibt der Kampf der Völker gegen Bevorrechtung der Geburt noch immer unentſchieden, und Frankreichs Bürgerallianz mit England bleibt zweifelhaft.

Fünfter Artikel.

Paris, den 25. März 1832.

Der Feldzug nach Belgien, die Blokade von Liſſabon und die Einnahme von Ancona ſind die drei charakteriſtiſchen Heldenthaten, womit das Juſtemilieu nach außen ſeine Kraft, ſeine Weisheit und ſeine Herrlichkeit geltend gemacht; im Innern pflückte es eben ſo rühmliche Lorbeeren unter den Pfeilern des Palais-royal, zu Lyon und zu Grenoble. Nie ſtand Frankreich ſo tief in den Augen des Auslandes, nicht einmal zur Zeit der Pompadour und der Dubarry. Man merkt jetzt, daß es noch etwas Kläglicheres giebt, als eine Maitreſſenherrſchaft. In dem Boudoir einer galanten Dame iſt noch immer mehr Ehre zu finden, als in dem Komptoir eines Banquiers. Sogar in der Betſtube Karls X. hat man nicht ſo ganz und gar der Nationalwürde vergeſſen, und von dort aus eroberte man Algier. Dieſe Eroberung ſoll, damit die Demüthigung vollſtändig ſei, jetzt aufgegeben werden. Dieſen letzten Fetzen von Frankreichs Ehre opfert man dem Trugbilde einer Allianz mit England. Als ob die imaginaire Hoffnung derſelben nicht ſchon genug gekoſtet habe! Dieſer Allianz halber werden ſich die Franzoſen auch auf der Citadelle von Ancona blamiren müſſen, wie auf den Ebenen von Belgien und unter den Mauern von Liſſabon.

Im Innern ſind die Beengniſſe und Zerriſſenheiten nachgerade ſo unleidlich geworden, daß ſogar ein Deutſcher die Geduld verlieren könnte. Die Franzoſen gleichen jetzt jenen Verdammten in Dante's Hölle, denen ihr dermaliger Zuſtand ſo unerträglich geworden, daß ſie nur dieſem entzogen zu werden wünſchen, und ſollten ſie auch dadurch in einen noch ſchlechteren Zuſtand gerathen. So erklärte ſich, daß den Republikanern das legitime Regime und den Legitimiſten die Republik viel wünſchenswerther geworden, als der Sumpf, der in der Mitte liegt und worin ſie eben jetzt ſtecken. Die gemeinſame Qual verbindet ſie. Sie haben nicht denſelben Himmel, aber dieſelbe Hölle, und da iſt Heulen und Zähnklappern — Vive la République! Vive Henry V!

Die Anhänger des Miniſteriums, d. h. Angeſtellte, Banquiers, Gutsbeſitzer und Boutiquiers, erhöhen das allgemeine Mißbehagen noch durch die lächelnden Verſicherungen, daß wir ja Alle im ruhigſten Zuſtande leben, daß das Thermometer des Volksglücks, der Staatspapierkours, geſtiegen, und daß wir dieſen Winter in Paris mehr Bälle als jemals, und die Oper in ihrer höchſten Blüthe geſehen haben. Dieſes war wirklich der Fall; denn jene Leute haben ja die Mittel, Bälle zu geben, und da tanzten ſie nun, um zu zeigen, daß Frankreich glücklich ſei; ſie tanzten für ihr Syſtem, für den Frie-

den, für die Ruhe Europa's; ſie wollten die Kurſe in die Höhe tanzen, ſie tanzten à la hausse. Freilich manchmal, während den erfreulichſten Entrechats, brachte das diplomatiſche Korps allerlei Hiobsdepeſchen aus Belgien, Spanien, England und Italien; aber man ließ keine Beſtürzung merken, und tanzte verzweiflungsvoll luſtig weiter; ungefähr wie Aline, Königin von Golkonda, ihre ſcheinbar fröhlichen Tänze fortſetzt, wenn auch das Chor der Eunuchen mit einer Schreckensnachricht nach der andern heranquäkt. Wie geſagt, die Leute tanzten für ihre Renten, je gemäßigter ſie geſinnt waren, deſto leidenſchaftlicher tanzten ſie, und die dickſten, moraliſchſten Banquiers tanzten den verruchteſten Nonnenwalzer aus Robert-le-Diable, der berühmten Oper. — Mayerbeer hat das Unerhörte erreicht, indem er die flatterhaften Pariſer einen ganzen Winter lang zu feſſeln gewußt; noch immer ſtrömt Alles nach der Academie de Muſique, um Robert-le-Diable zu ſehen; aber die enthuſiaſtiſchſten Mayerbeerianer mögen mir verzeihen, wenn ich glaube, daß Mancher, nicht blos von der Muſik angezogen wird, ſondern auch von der politiſchen Bedeutung der Oper! Robert-le-Diable, der Sohn eines Teufels, der ſo verrucht war, wie Philipp Egalité, und einer Fürſtin, die ſo fromm war, wie die Tochter Penthièvers, wird von dem Geiſte ſeines Vaters zum Böſen, zur Revolution, und von dem Geiſte ſeiner Mutter zum Guten, zum alten Regime hingezogen, in ſeinem Gemüthe kämpfen die beiden angeborenen Naturen, er ſchwebt in der Mitte zwiſchen den beiden Prinzipien, er iſt Juſte-milieu; — vergebens wollen ihn die Wolfſchluchtſtimmen der Hölle ins Mouvement ziehen, vergebens verlocken ihn — die Geiſter der Convention, die, als revolutionaire Nonnen, aus dem Grabe ſteigen, vergebens giebt Robespierre in der Geſtalt der Mademoiſelle Taglioni, ihm die Akkolade: — er widerſteht allen Anfechtungen, allen Verführungen, ihn leitet die Liebe zu einer Prinzeſſin beider Sicilien, die ſehr fromm iſt, und auch er wird fromm, und wir erblicken ihn am Ende im Schooße der Kirche, umſummt von Pfaffen und umnebelt von Weihrauch. Ich kann nicht umhin zu bemerken, daß bei der erſten Vorſtellung dieſer Oper, durch ein Verſehen des Machiniſten, das Brett der Verſenkung, worin der alte Vater Teufel zur Hölle fuhr, ungeſchloſſen geblieben, und daß der Teufel Sohn, als er zufällig darauf trat, ebenfalls hinabſank. — Da in der Deputirtenkammer von dieſer Oper ſo viel geſprochen worden, ſo war die Erwähnung derſelben keineswegs dieſen Blättern unangemeſſen. Die geſellſchaftlichen Erſcheinungen ſind hier durchaus nicht politiſch unwichtig, und ich begreife jetzt ſehr gut, wie Napoleon in Moskau ſich damit beſchäftigen konnte, das Reglement für die pariſer Theater auszuarbeiten. — Auf letztere hatte die Regierung während des verfloſſenen Faſchings ihr beſonderes Augenmerk, wie denn überhaupt dieſe Zeit um ſo mehr ihre Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahm, da man ſogar die Masken-

freiheit fürchtete, und beſonders am Mardi-gras eine Emeute erwartete. Wie leicht ein Mummenſchanz dazu Gelegenheit geben kann, hat ſich in Grenoble erwieſen. Voriges Jahr ward der Mardi-gras durch Demolirung des erzbiſchöflichen Palaſtes gefeiert.

Da dieſer Winter der erſte war, den ich in Paris zubrachte, ſo kann ich nicht entſcheiden, ob der Karneval dieſes Jahr ſo brillant geweſen, wie die Regierung prahlt, oder ob er ſo triſt ausſah, wie die Oppoſition klagt. Sogar bei ſolchen Außendingen kann man der Wahrheit hier nicht auf die Spur kommen. Alle Parteien ſuchen zu täuſchen, und ſelbſt den eigenen Augen darf man nicht trauen. Einer meiner Freunde, ein Juſtemillionair, hatte die Güte, letzten Mardi-gras mich in Paris herum zu führen, und mir durch den Augenſchein zu zeigen, wie glücklich und heiter das Volk ſei. Er ließ an jenem Tage auch alle ſeine Bedienten ausgehen, und befahl ihnen ausdrücklich, ſich recht viel Vergnügen zu machen. Vergnügt faßte er meinen Arm und rannte vergnügt mit mir durch die Straßen, und lachte zuweilen recht laut. An der Porte St. Martin, auf dem feuchten Pflaſter, lag ein todtblaſſer, röchelnder Menſch, von welchem die umſtehenden Gaffer behaupteten, er ſterbe vor Hunger. Mein Begleiter aber verſichert mir, daß dieſer Menſch alle Tage auf einer andern Straße vor Hunger ſterbe, und daß er davon lebe, indem ihn nämlich die Karliſten dafür bezahlten, durch ſolches Schauſpiel das Volk gegen die Regierung zu verhetzen. Dieſes Handwerk muß jedoch ſchlecht bezahlt werden, da Viele dabei wirklich vor Hunger ſterben. Es iſt eine eigene Sache mit dem Verhungern; man würde hier täglich viele tauſend Menſchen in dieſem Zuſtand ſehen, wenn ſie es nur längere Zeit darin aushalten könnten. So aber, gewöhnlich nach drei Tagen, welche ohne Nahrung verbracht werden, ſterben die armen Hungerleider, einer nach dem andern, und ſie werden ſtill eingeſcharrt, und man bemerkt ſie kaum.

Sehen Sie, wie glücklich das Volk iſt, bemerkte mein Begleiter, indem er mir die vielen Wagen voll Masken zeigte, die laut jubelten, und die luſtigſten Narretheien trieben. Die Boulevards gewährten wirklich einen überaus ergötzlich bunten Anblick, und ich dachte an das alte Sprüchwort: Wenn der liebe Gott ſich im Himmel langweilt, dann öffnet er das Fenſter und betrachtet die Boulevards von Paris. Nur wollte es mich bedünken, als ſei dabei mehr Gendarmerie aufgeſtellt, als zu einem harmloſen Vergnügen eben nothwendig geweſen. Ein Republikaner, der mir begegnete, verdarb mir den Spaß, indem er mir verſicherte, die meiſten Masken, die ſich am luſtigſten gebärdeten, habe die Polizei eigens dafür bezahlt, damit man nicht klage, das Volk ſei nicht mehr vergnügt. In wie weit dies wahr ſein mag, will ich nicht beſtimmen; die maskirten Männer und Weiber ſchienen ſich ganz von Innen heraus zu beluſtigen, und wenn die Polizei ſie noch beſonders dafür bezahlte, ſo

war das ſehr artig von der Polizei. Was ihre Einwirkung beſonders verrathen konnte, waren die Geſpräche der maskirten gemeinen Kerle und öffentlichen Dirnen, die in ertrödelten Hoftrachten, mit Schönpflästerchen auf den geſchminkten Geſichtern, die Vornehmheit der vorigen Regierung parodiſtiſch nachäfften, ſich mit karliſtiſchen Namen titulirten und ſich dabei ſo hoffährtig fächerten und ſpreizten, daß ich mich unwillkührlich der hohen Feſtivitäten erinnerte, die ich als Knabe die Ehre hatte von der Gallerie herab zu betrachten; nur daß die Pariſer Poiſſarden ein beſſeres Franzöſiſch ſprachen als die Kavaliere und gnädigen Fräulein meines Vaterlandes.

Um dieſem letztern Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, geſtehe ich, daß der diesjährige Boeuf-gras gar kein Aufſehen in Deutſchland gemacht haben würde. Ein Deutſcher mußte über dieſen unbedeutenden Ochſen lächeln, ob deſſen Größe man ſich hier beſonders wunderte. Mit Anſpielungen auf dieſen armen Ochſen waren eine Woche lang die kleinen Blätter gefüllt; daß er gros, gras et bête geweſen, war ein ſtehender Witz, und in Karrikaturen parodirte man auf die gehäſſigſte Weiſe den Zug dieſes quaſi fetten Ochſen. Schon hieß es, man würde dieſes Jahr den Zug verbieten; aber man beſann ſich eines Beſſern. Von ſo vielen überlieferten Volksſpäßen iſt faſt allein der Zug des Boeuf-gras in Frankreich übrig geblieben. Den abſoluten Thron, den Parc des cerfs, das Chriſtenthum, die Baſtille, und andere ähnliche Inſtitute aus der guten alten Zeit, hat die Revolution niedergeriſſen; der Ochs allein iſt geblieben. Darum wird er auch im Triumphe durch die Stadt geführt, bekränzt mit Blumen, und umgeben von Metzgerknechten, die meiſtens mit Helm und Harniſchen bekleidet ſind, und die dieſen eiſernen Plunder von den verſtorbenen Rittern, als nächſte Wahlverwandte, geerbt haben. Es iſt ſehr leicht, die Bedeutung der öffentlichen Mummereien einzuſehen. Schwerer iſt es, die geheime Maskerade zu durchſchauen, die hier in allen Verhältniſſen zu finden iſt. Dieſer größere Karneval beginnt mit dem erſten Januar, und endigt mit dem einunddreißigſten December. Die glänzendſten Redouten deſſelben ſieht man im Palais-Bourbon, im Luxembourg und in den Tuillerien. Nicht blos in der Deputirtenkammer, ſondern auch in der Pairskammer und im königlichen Kabinette, ſpielt man jetzt eine heilloſe Komödie, die vielleicht tragiſch enden wird. Die Oppoſitionsmänner, welche nur die Komödie der Reſtaurationszeit fortſetzen, ſind vermummte Republikaner, die mit ſichtbarer Ironie oder mit auffallendem Widerwillen als Komparſen des Königthums agiren. Die Pairs ſpielen jetzt die Rolle von unerblichen, durch Verdienſt berufenen Amtsleuten; wenn man ihnen aber hinter die Maske ſchaut, ſo ſieht man meiſtens die wohlbekannten noblen Geſichter; und wie modern ſie ſich auch koſtümiren, ſo ſind ſie doch immer die Erben der alten Ariſtokratie, und ſie tragen ſogar die Namen, die an die alte Miſere erinnern, ſo

daß man darunter ſogar einen Dreux-Brézé findet, von dem der National ſagt, er ſei nur dadurch ausgezeichnet, daß einmal einem ſeiner Vorfahren eine gute Antwort gegeben worden. Was Ludwig Philipp betrifft, ſo ſpielt er noch immer ſeinen Roi-citoyen, und trägt noch immer das dazu gehörige Bürgerkoſtüm; unter ſeinem beſcheidenen Filzhute trägt er jedoch, wie männiglich weiß, eine ganz unmaaßgebliche Krone von gewöhnlichem Zuſchnitte, und in ſeinem Regenſchirme verbirgt er das abſoluteſte Scepter. Nur wenn die liebſten Intereſſen zur Sprache kommen, oder wenn einer mit dem gehörigen Stichworte die Leidenſchaften aufreizt, dann vergeſſen die Leute ihre einſtudirte Rolle und offenbaren ihre Perſönlichkeit. Jene Intereſſen ſind zunächſt die des Geldes, und dieſe müſſen allen andern weichen, wie man bei den Diskuſſionen über das Budget wahrnehmen konnte .... Die Stichworte, bei denen in der Deputirtenkammer die republikaniſche Geſinnung ſich verrieth, ſind bekannt. Nicht ſo unbedeutend und zufällig, wie man etwa in Deutſchland glaubt, waren die Diskuſſionen über das Wort sujet. Letzteres hat ſchon im Beginne der franzöſiſchen Revolution Veranlaſſung zu Expektorationen gegeben, wobei ſich die republikaniſche Tendenz der Zeit ausſprach. Wie leidenſchaftlich tobte man, als einſt dem armen Ludwig XVI. in einer Rede dieſes Wort entſchlüpfte. Ich habe zur Vergleichung mit der Gegenwart die damaligen Journale in dieſer Beziehung nachgeleſen; der Ton von 1790 iſt nicht verhallt, ſondern nur veredelt. Die Philippiſten ſind nicht ſo ganz arglos, wenn ſie durch Stichworte oberwähnter Art die Oppoſition in Leidenſchaft bringen. Voriges Jahr hütete man ſich wohl, die Tuillerien mit dem Namen Chateau zu benennen, und der Moniteur erhielt ausdrücklich die Weiſung, ſich des Wortes Palais zu bedienen. Später nahm man es nicht mehr ſo genau. Jetzt wagt man ſchon mehr, und die Debats ſprechen von dem Hofe, la cour! Wir gehen mit großen Schritten zur Reſtauration zurück! klagte mir ein allzu ängſtlicher Freund, als er las, daß die Schweſter des Königs „Madame" titulirt worden. Dieſer Argwohn gränzt faſt ans Lächerliche. Wir gehen noch weiter zurück, als zur Reſtauration! rief jüngſt derſelbe Freund, vor Schrecken erbleichend. Er hatte in einer gewiſſen Soirée etwas Entſetzliches geſehen, nämlich eine ſchöne junge Dame mit Puder in den Haaren. Ehrlich geſtanden, es ſah gut aus; die blonden Locken waren wie von leiſem Froſthauch angereift, und die warmen friſchen Blumen ſchauten um ſo rührend lieblicher daraus hervor.

„Der 21. Januar" war, in ähnlicher Weiſe, das Stichwort, wobei ſich in der Pairskammer die vermummten Erbleidenſchaften und der graſſeſte Ariſtokratismus enthüllten. Was ich längſt vorausgeſehen, geſchah; auch parlamentariſch gebärdete ſich die Ariſtokratie als ſei ſie beſonders bevorrechtet, den Tod Ludwigs XVI. zu bejammern, und ſie verhöhnte das franzöſiſche Volk

durch die Beſchönigung jenes Bußtagsgeſetzes, wodurch der eingeſetzte Statthalter der heiligen Allianz, Ludwig XVIII., dem ganzen franzöſiſchen Volke, wie einem Verbrecher, eine Pönitenz auferlegt hatte. Der 21. Januar war der Tag, wo das regicide Volk, zum Abſchrecken der umſtehenden Nachbarvölker, in Sack und Aſche und mit der Kerze in der Hand, vor Notre-Dame ſtehen ſollte. Mit Recht ſtimmten die Deputirten für die Aufhebung eines Geſetzes, welches mehr dazu diente, die Franzoſen zu demüthigen, als ſie zu tröſten ob des Nationalunglücks, das ſie am 21. Januar 1793 betroffen hat. Indem die Pairskammer die Aufhebung jenes Geſetzes verwarf, verrieth ſie ihren unverſöhnlichen Groll gegen das neue Frankreich, und entlarvte ſie alle ihre adelige Vendetta gegen die Kinder der Revolution und gegen die Revolution ſelbſt. Minder für die nächſten Intereſſen des Tages, als vielmehr gegen die Grundſätze der Revolution, kämpfen jetzt die lebenslänglichen Herren des Luxembourg. Daher verwarfen ſie nicht den Briqueville'ſchen Geſetzesvorſchlag; ſie verläugneten ihre Ehre und unterdrückten ihre grimmigſte Abneigung. Jener Geſetzesvorſchlag betraf ja nicht im Geringſten die Grundſätze der Revolution. Aber das Geſetz wegen Eheſcheidung, das darf nicht angenommen werden; denn es iſt durchaus revolutionairer Natur, wie jeder chriſtkatholiſche Edelmann begreifen wird.

Das Schisma, das bei ſolcher Gelegenheit zwiſchen der Deputirtenkammer und der Pairie entſteht, wird die unerquicklichſten Erſcheinungen hervorbringen. Man ſagt, der König beginne ſchon die Bedeutung dieſes Schisma's in ſeiner ganzen Troſtloſigkeit einzuſehen. Das iſt nun die Folge jener Halbheit, jenes Schwankens zwiſchen Himmel und Hölle, jenes Robert-le-Diable'ſchen Juſtmilieuweſens. Ludwig Philipp ſollte ſich vorſehen, daß er nicht einmal unverſehens auf das verſinkende Brett geräth. Er ſteht auf einem ſehr unſichern Boden. Er hat, durch eigene Schuld, ſeine beſte Stütze verloren. Er beging den gewöhnlichen Mißgriff zagender Menſchen, die mit ihren Feinden gut ſtehen wollen, und es daher mit ihren Freunden verderben. Er kaſolirte die Ariſtokratie, die ihn haßt, und beleidigte das Volk, das ſeine beſte Stütze war. Seine Sympathie für die Erblichkeit der Pairſchaft hat ihm die gleichheitsſüchtigen Herzen vieler Franzoſen entfremdet, und ſeine Nöthen mit den Lebenslänglichen werden ihnen ein ſchadenfrohes Ergötzen gewähren. Nur wenn die Frage aufs Tapet kommt, „was die Juliusrevolution bedeutet habe?“ verfliegt der ſcherzende Mißmuth, und der düſtere Groll bricht hervor in bedrohlichen Reden. Das iſt das gewaltigſte jener Stichworte, wobei die verborgene Leidenſchaft ans Tageslicht tritt, und die Parteien ihre Masken gänzlich fallen laſſen. Ich glaube, man könnte die Todten der großen Woche, die unter den Mauern des Louvres begraben liegen, aus ihrem Schlafe wecken, wenn man ſich früge: ob die Männer der Juliusrevolution wirklich nichts Anderes gewollt

haben, als was die Oppoſition in der Kammer während der Reſtaurationszeit ausgeſprochen hat? Dieſes nämlich war die Definition, welche die Miniſteriellen bei den jüngſten Debatten von der Juliusrevolution gegeben haben. Wie kläglich dieſe Erklärung in ſich ſelbſt zerfällt, ergibt ſich ſchon daraus, daß die Oppoſition ſeitdem eingeſtanden, daß ſie während der ganzen Reſtaurationszeit Komödie geſpielt hat. Wie kann alſo hier von beſtimmten Manifeſtationen die Rede ſein? Auch was das Volk in den drei Tagen, während des Kanonendonners, gerufen, war nicht der beſtimmte Ausdruck ſeines Willens, wie nachträglich die Philippiſten behauptet haben. Der Ruf Vive la Charte! den man nachher, als den allgemeinen Wunſch, die Charte beizubehalten, interpretirte, war damals nichts Anderes, als ein Loſungswort, als eine Tagesparole, deren man ſich nur als signe de ralliement bediente. Man darf den Ausdrücken, die das Volk in ſolchen Fällen gebraucht, keine allzu beſtimmte Bedeutung verleihen. Dies gilt von allen Revolutionen, die das Volk gemacht. Die „Männer des andern Morgens" kommen immer hintendrein und klauben Worte. Sie finden nur das tödtende Wort, nicht den lebendig machenden Geiſt. Dieſem, nicht jenem, muß man nachforſchen. Denn das Volk verſteht ſich eben ſo wenig auf Worte, wie es ſich durch Worte verſtändlich machen kann. Es verſteht nur Thatſachen, nur Fakta, und ſpricht durch ſolche. Ein ſolches Faktum war die Juliusrevolution, und dieſes beſteht nicht einzig darin, daß Karl X. aus den Tuillerien nach Polyrood gejagt worden, und Ludwig Philipp ſich dort einquartiert hat; ſolch bloße Perſonalveränderung wäre nur wichtig für den Portier jenes Pallaſtes. Das Volk, indem es Karl X. verjagte, ſah in ihm nur den Repräſentanten der Ariſtokratie, wie er ſich ſein ganzes Leben hindurch gezeigt hat, ſeit 1788, wo er, als Fürſt von Geblüte, in einer Vorſtellung an Ludwig XVI. förmlich ausgeſprochen, daß ein Fürſt vor Allem Edelmann ſei, als ſolcher naturgemäß dem Korps des Adels angehöre, und daher deſſen Rechte vor allen andern Intereſſen vertheidigen müſſe; in Ludwig Philipp ſah aber das Volk einen Mann, deſſen Vater ſchon, ſogar in ſeinem Namen, die bürgerliche Gleichheit der Menſchen anerkannt hat, einen Mann, der ſelbſt bei Valmy und Jemappes für die Freiheit gefochten, der von ſeiner früheſten Jugend an bis jetzt die Worte der Freiheit und Gleichheit im Munde geführt, und ſich, in Oppoſition gegen die eigene Sippſchaft, als einen Repräſentanten der Demokratie dargegeben hat.

Wie herrlich leuchtete dieſer Mann im Glanze der Juliusſonne, die ſein Haupt wie mit einer Glorie umſtrahlte, und ſelbſt auf ſeine Fehler ſo viel heiteres Licht ſtreute, daß ſie noch mehr als ſeine Tugenden blendeten. Valmy und Jemappes! war damals der patriotiſche Refrain aller ſeiner Reden; er ſtreichelte die dreifarbige Fahne wie eine wiedergefundene Geliebte; er ſtand auf dem Balkone des Palais-royal und ſchlug mit der Hand den Takt zu der

Marſeillaiſe, die unten das Volk jubelte; und er war ganz der Sohn der Gleichheit, fils d'Egalité, der Soldat tricolore der Freiheit, wie er ſich von Delavigne in der Pariſienne beſingen laſſen, und wie er ſich von Horaz Vernet malen laſſen, auf jenen Gemälden, die in den Gemächern des Palais-royal immer beſonders bedeutungsvoll zur Schau geſtanden. In dieſen Gemächern hatte das Volk während der Reſtauration immer freien Zutritt; und da wandelte es herum des Sonntags, und bewunderte, wie bürgerlich Alles dort ausſah, im Gegenſatze zu den Tuillerien, wo kein armer Bürgersmann ſo leicht hinkommen durfte; und mit beſonderer Vorliebe betrachtete man das Gemälde, worauf Ludwig Philipp abgebildet iſt, wie er in der Schweiz als Schullehrer vor der Weltkugel ſteht und den Knaben in der Geographie Unterricht ertheilt. Die guten Leute dachten Wunder, wie viel er ſelbſt dabei gelernt haben müſſe! Jetzt ſagt man, Ludwig Philipp habe damals nichts Anderes gelernt, als faire bonne mine à mauvais jeu und allzu große Schätzung des Geldes. Die Glorie ſeines Hauptes iſt verſchwunden, und der Unmuth erblickt darin nur eine Birne.

Die Birne iſt noch immer ſtehender Volkswitz, in Spottblättern und Karrikaturen. Jene, namentlich le Revenant, les Cancans, le Brid-Diſon, la Mode, und wie das karliſtiſche Ungeziefer ſonſt heißen mag, mißhandeln den König mit einer Unverſchämtheit, die um ſo widerwärtiger iſt, da man wohl weiß, daß das edle Fauxbourg ſolche Blätter bezahlt. Man ſagt, die Königin leſe ſie oft und weine darüber; die arme Frau erhält dieſe Blätter durch den unermüdlichen Dienſteifer jener ſchlimmſten Feinde, die unter dem Namen „die guten Freunde" in jedem großen Hauſe zu finden ſind. Die Birne iſt, wie geſagt, ein ſtehender Witz geworden, und hunderte von Karrikaturen, worauf man ſie erblickt, ſind überall ausgehängt. Hier ſieht man Perier auf der Rednerbühne, in der Hand die Birne, die er den Umſitzenden anpreiſ't und an den Meiſtbietenden für achtzehn Millionen losſchlägt. Dort wieder liegt eine ungeheuer große Birne, gleich einem Alp, auf der Bruſt des ſchlafenden Lafayette, der, wie an der Zimmerwand angedeutet ſteht, von der beſten Republik träumt. Dann ſieht man auch Perier und Sebaſtiani, jener als Pierrot, dieſer als dreifarbiger Harlequin gekleidet, durch den tiefſten Koth waten und auf den Schultern eine Querſtange tragen, woran eine ungeheuere Birne hängt. Den jungen Heinrich ſieht man als frommen Wallfahrter, in Pilgertracht, mit Muſchelhut und Stab, woran oben eine Birne hängt, gleich einem abgeſchnittenen Kopfe.

Ich will wahrlich den Unfug dieſer Fratzenbilder nicht vertreten, am allerwenigſten, wenn ſie die Perſon des Fürſten ſelbſt betreffen. Ihre unaufhörliche Menge iſt aber eine Volksſtimme und bedeutet etwas. Einigermaßen verzeihlich werden ſolche Karrikaturen, wenn ſie keine bloße Beleidigung der

Perſönlichkeit beabſichtigend, nur die Täuſchung rügen, die man gegen das Volk verübt. Dann iſt auch ihre Wirkung gränzenlos. Seit eine Karrikatur erſchienen iſt, worauf ein dreifarbiger Papagai dargeſtellt iſt, der auf jede Frage, die man an ihn richtete, abwechſelnd „Valmy" oder „Jemappes" antwortet, ſeitdem hütet ſich Ludwig Philipp, dieſe Worte ſo wiederholentlich wie ſonſt vorzubringen. Er fühlt wohl, in dieſen Worten lag immer ein Verſprechen, und wer ſie im Munde führte, durfte keine Quaſi-Legitimität nachſuchen, durfte keine ariſtokratiſchen Inſtitutionen beibehalten, durfte nicht auf dieſe Weiſe den Frieden erflehen, durfte nicht Frankreich ungeſtraft beleidigen laſſen, durfte nicht die Freiheit der übrigen Welt ihren Henkern preisgeben. Ludwig Philipp mußte vielmehr auf das Vertrauen des Volkes den Thron ſtützen, den er dem Vertrauen des Volkes verdankte. Er mußte ihn mit republikaniſchen Inſtitutionen umgeben, wie er gelobt, nach dem Zeugniß des unbeſcholtenſten Bürgers beider Welten. Die Lügen der Charte mußten vernichtet, Valmy und Jemappes aber mußten eine Wahrheit werden. Ludwig Philipp mußte erfüllen, was ſein ganzes Leben ſymboliſch verſprochen hatte. Wie einſt in der Schweiz, mußte er wieder als Schulmeiſter vor die Weltkugel treten, und öffentlich erklären: ſeht dieſe hübſchen Länder, die Menſchen darin ſind alle frei, ſind alle gleich, und wenn ihr Kleinen das nicht im Gedächtniſſe behaltet, bekommt ihr die Ruthe. Ja, Ludwig Philipp mußte an die Spitze der europäiſchen Freiheit treten, die Intereſſen derſelben mit ſeinen eigenen verſchmelzen, ſich ſelbſt und die Freiheit identifiziren, und wie einer ſeiner Vorgänger ein kühnes l'Etat c'est moi! ausſprach, ſo mußte er mit noch größerem Selbſtbewußtſein ausrufen: la liberté c'est moi!

Er hat es nicht gethan. Wir wollen nun die Folgen abwarten. Sie ſind unausbleiblich, und nur über die Länge der Zeit läßt ſich nichts Beſtimmtes vorausſagen. Vor den ſchönen Frühlingstagen wird gewarnt. Die Karliſten meinen, erſt im Herbſte werde der neue Thron zuſammenbrechen; geſchehe es nicht, ſo werde er ſich alsdann noch vier bis fünf Jahre halten. Die Republikaner wollen ſich auf beſtimmte Prophezeihungen nicht mehr einlaſſen; genug, ſagen ſie, die Zukunft gehört uns. Und darin haben ſie vielleicht Recht. Obgleich ſie bis jetzt immer die Düpes der Karliſten und Bonapartiſten geweſen, ſo mag doch die Zeit kommen, wo die Thätigkeit dieſer beiden Parteien nur den Intereſſen der Republikaner gefrommt haben wird. Sie rechnen auch auf dieſe Thätigkeit der Karliſten und Bonapartiſten um ſo mehr, da ſie ſelbſt weder durch Geld noch durch Sympathie die Maſſen in Bewegung ſetzen können. Das Geld aber fließt jetzt in goldenen Strömen aus dem Faurbourg St. Germain, und was feil iſt, wird gekauft. Leider iſt deſſen zu Paris immer viel am Markte, und man glaubt, daß die Karliſten in dieſem Monate große Fortſchritte gemacht. Viele Männer, die immer großen Einfluß auf das Volk

ausgeübt, ſollen gewonnen ſein. Die frommen Umtriebe der Schwarzröckchen in den Provinzen ſind bekannt; das ſchleicht und ziſcht überall herum, und lügt im Namen Gottes. Ueberall wird das Bild des Mirakeljungen aufgeſtellt, und man ſieht ihn in den ſentimentalſten Poſituren, hier liegt er auf den Knieen und betet für das Heil Frankreichs und ſeiner unglücklichen Unterthanen ſehr rührend. Dort klettert er auf den Bergen Schottlands, gekleidet in hochländiſcher Tracht, ohne Beinkleider. Matin! ſagte ein Ouvrier, der mit mir dieſes Bild an einem Kupferſtichladen betrachtete, on le représente sans culotte, mais nous savons bien qu'il est jésuite. Auf einem ähnlichen Bilde iſt er weinend mit ſeinem Schweſterchen dargeſtellt und darunter ſtehen gefühlvolle Verſe: O! que j'ai douce souvenance — De ce beau pays de France u. ſ. w. Lieder und Gedichte, die den jungen Heinrich feiern, cirkuliren in großer Anzahl, und ſie werden gut bezahlt. Wie es einſt in England eine jakobitiſche Poeſie gab, ſo giebt es jetzt hier eine karliſtiſche.

Indeſſen die bonapartiſtiſche Poeſie iſt weit bedeutender und wichtiger und bedrohlicher für die Regierung. Es giebt keine Griſette in Paris, die nicht Berangers Lieder ſingt und fühlt. Das Volk verſteht am beſten dieſe bonapartiſtiſche Poeſie, und darauf ſpekuliren die Dichter und auf die Dichter ſpekuliren wieder andere Leute. Viktor Hugo ſchreibt jetzt ein großes Heldengedicht auf den alten Napoleon, und die väterlichen Verwandten des jungen Napoleons ſtehen in Briefwechſel mit eben ſolchen Volksdichtern, die als Tyrtäen des Bonapartismus bekannt ſind, und deren begeiſternde Leyer man zur rechten Zeit zu benutzen hofft. Man iſt nemlich der Meinung, daß der Sohn des Mannes nur zu erſcheinen brauche, um der jetzigen Regierung ein Ende zu machen. Man weiß, daß der Name Napoleon das Volk hinreißt und die Armee entwaffnet. Die beſonnenen, ächten Demokraten ſind jedoch keineswegs geneigt, in die allgemeine Huldigung einzuſtimmen. Der Name Napoleon iſt ihnen freilich lieb und werth, weil er faſt ſynonym geworden mit dem Ruhme Frankreichs und dem Siege der dreifarbigen Fahne. In Napoleon ſehen ſie den Sohn der Revolution; in dem jungen Reichſtadt ſehen ſie nur den Sohn eines Kaiſers, durch deſſen Anerkennung ſie dem Prinzipe der Legitimität huldigen würden. Dieſes wäre jedenfalls eine lächerliche Inkonſequenz. Eben ſo lächerlich iſt die Meinung, daß der Sohn, wenn er auch nicht die Größe ſeines Vaters erreiche, doch gewiß nicht ganz aus der Art geſchlagen, und immer ein kleiner Napoleon ſei. Ein kleiner Napoleon! Als ob die Vendomeſäule nicht eben durch ihre Größe unſere Bewunderung erregte. Eben weil ſie ſo groß iſt und ſtark, will ſich das Volk an ſie lehnen, in dieſer vagen, ſchwankenden Zeit, wo die Vendomeſäule das Einzige in Frankreich iſt, was feſt ſteht.

Um dieſe Säule drehen ſich alle Gedanken des Volks. Sie iſt ſein un-

verwüſtliches eiſernes Geſchichtsbuch, und es lieſt darauf ſeine eigenen Heldenthaten. Beſonders aber lebt in ſeiner Erinnerung die ſchmähliche Art, wie von den Deutſchen das Standbild dieſer Säule mißhandelt worden, wie man dem armen Kaiſer die Füße abgeſägt, wie man ihm gleich einem Diebe, einen Strick um den Hals gebunden, und ihn herabgeriſſen von ſeiner Höhe. Die guten Deutſchen haben ihre Schuldigkeit gethan. Jeder hat ſeine Sendung auf dieſer Erde, unbewußt erfüllt er ſie und hinterläßt ein Symbol dieſer Erfüllung. So ſollte Napoleon in allen Ländern den Sieg der Revolution erfechten; aber uneingedenk dieſer Sendung, wollte er durch den Sieg ſich ſelbſt verherrlichen, und egoiſtiſch erhaben ſtellt er ſein eigenes Bild auf die erbeuteten Trophäen der Revolution, auf die zuſammengegoſſenen Kanonen der Vendomeſäule. Da hatten die Deutſchen nun die Sendung, die Revolution zu rächen, und den Imperator wieder herabzureißen von der uſurpirten Höhe, von der Höhe der Vendomeſäule. Nur der dreifarbigen Fahne gebührt dieſer Platz, und ſeit den Juliustagen flattert ſie dort ſiegreich und verheißend. Wenn man in der Folge den Napoleon wieder hinaufſetzt auf die Vendomeſäule, ſo ſteht er dort nicht mehr als Imperator, als Cäſar, ſondern als ein durch Unglück geſühnter und durch Tod gereinigter Repräſentant der Revolution, als ein Sinnbild der ſiegenden Volksgewalt.

Da ich eben von dem jungen Napoleon und dem jungen Heinrich geſprochen, ſo muß ich auch des jungen Herzogs von Orleans Erwähnung thun. In den Bilderladen ſieht man ſie hier gewöhnlich neben einander hängen, und unſere Pamphletiſten diskutiren beſtändig dieſe drei ſonderbaren Legitimitäten. Daß letztere auch außerdem ein Hauptthema des öffentlichen Geſchwätzes ſind, verſteht ſich von ſelbſt. Es iſt zu weitläuftig und unfruchtbar, als daß ich es auch hier erörtern möchte. Jede Auskunft über die perſönlichen Eigenſchaften des Herzogs von Orleans ſcheint mir wichtiger zu ſein, da ſich an die Perſönlichkeit des jungen Fürſten ſo viele Intereſſen der nächſten Wirklichkeit knüpfen. Die praktiſchere Frage iſt nicht, ob er das Recht hat, den Thron zu beſteigen, ſondern ob er die Kraft dazu hat, ob ſeine Partei dieſer Kraft vertrauen darf, und was, da er in jedem Falle eine wichtige Rolle ſpielen muß, von ſeinem Charakter zu erwarten ſteht. Ueber letztern ſind aber die Meinungen verſchieden, ja entgegengeſetzt. Die Einen ſagen, der Herzog von Orleans ſei gänzlich bornirt, geiſtesblöde, ſtumpfſinnig, ſogar in ſeiner Familie heiße er grand poulot, dabei ſei er dennoch mit abſolutiſtiſchen Neigungen behaftet, manchmal bekomme er ſogar Anfälle von Herrſchwuth, ſo habe er z. B. halsſtarrig darauf beſtanden, daß ihn ſein Vater zur Zeit der Ouvrier-Emeuten nach Lyon gehen laſſe, denn ſonſt käme ihm der Herzog von Reichsſtadt zuvor u. ſ. w. Andere hingegen ſagen: Se. königliche Hoheit der Kronprinz ſei lauter Herzensgüte, Wohlgeſinnung und Beſcheiden-

heit; er ſei ein ſehr vernünftiger junger Menſch, der die angemeſſenſte Erziehung und den beſten Unterricht genoſſen; er ſei voll Muth, Ehrgefühl und Freiheitsliebe, wie er denn oft ſeinem Vater ein liberaleres Syſtem dringend anrathe; er ſei ganz ohne Falſch und Groll; er ſei die Liebenswürdigkeit ſelbſt, und räche ſich an ſeinen Feinden am liebſten dadurch, daß er ihnen beim Tanze die hübſchen Mädchen wegkapere. Ich brauche wohl nicht zu ſagen, daß ſolch wohlwollendes Urtheil von den Anhängern der Dynaſtie, das böswillige aber von deren Gegnern herrührt. Dieſen iſt eben ſo wenig wie jenen zu trauen.

Ich kann alſo über den jungen Fürſten nichts Beſtimmtes mittheilen, als was ich ſelbſt geſehen habe, nämlich wie ſein Aeußeres beſchaffen iſt. Hier muß ich, der Wahrheit gemäß, eingeſtehen, er ſieht gut aus. Eine etwas längliche, nicht eigentlich magere, ſondern vielmehr ſtakige Geſtalt; ein länglicher, ſchmaler Kopf an einem langen Halſe; ebenfalls längliche, aber ganz regelmäßige, edle Geſichtszüge; brave, freie Stirne; gerade gutgemeſſene Naſe; ein ſchöner, friſcher Mund, mit ſanftgewölbten, bittenden Lippen; kleine, bläuliche, ſonderbar unbedeutende gedankenloſe Augen, die wie kleine Dreiecke geformt ſind; braunes Haar und ein lichtblonder Backenbart, der unter dem Kinne fortlaufend, faſt wie ein goldner Rahmen das roſig geſunde, blühende Jünglingsgeſicht umſchließt. Ich glaube in den Lineamenten dieſer Geſtalt viel Zukunft leſen zu können, jedoch nicht allzu heitere Zukunft. Glücklichſten Falls geht dieſer junge Menſch einem ſehr großen Martyrthume entgegen; er ſoll König werden. Wenn er auch mit dem Geiſte die Dinge nicht durchſchaut, ſo ſcheint er ſie doch inſtinktartig zu ahnen; die thieriſche Natur, ſo zu ſagen der Leib, ſcheint von trüber Vorahnung befangen zu ſein, und daher offenbart ſich eine gewiſſe Melancholie in ſeinem äußern Weſen. Trübſam träumeriſch läßt er zuweilen das ſchmale längliche Haupt von dem langen Halſe herabhängen. Der Gang iſt ſchläfrig und hinzögernd, wie der eines Menſchen, der immer noch zu früh zu kommen glaubt. Seine Sprache iſt ſchleppend oder in kurzen Lauten abgebrochen, wie im Halbſchlummer. Hierin liegt jene angedeutete Melancholie, oder vielmehr die melancholiſche Signatur der Zukunft. Uebrigens hat ſein Aeußeres etwas ſchlicht Bürgerliches. Dieſe Eigenſchaft tritt vielleicht um ſo bedeutender hervor, da man bei ſeinem Bruder, dem Herzog von Nemours, das Gegentheil zu bemerken glaubt. Dieſer iſt ein hübſcher, ſehr geſcheidter Junge; ſchlank, aber nicht groß; äußerſt zart gebaut; weißes nettes Geſichtchen; geiſtreich leicht hingeworfener Blick; etwas bourboniſch gebogene Naſe; ein ſeiner Blondin von einem altadeligen Anſehen. Es ſind nicht die anmaßenden Züge eines hannöveriſchen Krautjunkers, ſondern eine gewiſſe Vornehmheit des Erſcheinens und des Gehabens, wie ſie nur unter dem gebildetſten hohen Adel gefunden

wird. Da dieſe Sorte täglich an Zahl abnimmt oder durch Mesallianzen ausartet, ſo iſt das ariſtokratiſche Ausſehen des Herzogs von Nemours ſehr bemerkbar. Bei ſeinem Anblicke hörte ich mal Jemand ſagen: dieſes Geſicht wird in einigen Jahren großes Aufſehen in Amerika machen.

Sechster Artikel

—

Paris, den 19. April 1832.

Nicht den Werkſtätten der Parteien will ich ihren banalen Maßſtab entborgen, um Menſchen und Dinge damit zu meſſen, noch viel weniger will ich Werth und Größe derſelben nach träumenden Privatgefühlen beſtimmen, ſondern ich will ſo viel als möglich parteilos das Verſtändniß der Gegenwart befördern, und den Schlüſſel der lärmenden Tagesräthſel zunächſt in der Vergangenheit ſuchen. Die Salons lügen, die Gräber ſind wahr. Aber ach! die Todten, die kalten Sprecher der Geſchichte, reden vergebens zur tobenden Menge, die nur die Sprache der Leidenſchaft verſteht.

Freilich, nicht vorſätzlich lügen die Salons. Die Geſellſchaft der Gewalthaber glaubt wirklich an die ewige Dauer ihrer Macht, wenn auch die Annalen der Welthiſtorie und das feurige Mene-Tekel der Tagesblätter, und ſogar die laute Volksſtimme auf der Straße ihre Warnungen ausſprechen. Auch die Oppoſitionskotterien lügen eigentlich nicht mit Abſicht; ſie glauben ganz beſtimmt zu ſiegen, wie überhaupt die Menſchen immer das glauben, was ſie wünſchen; ſie berauſchen ſich im Champagner ihrer Hoffnungen; jedes Mißgeſchick deuten ſie als ein nothwendiges Ereigniß, das ſie dem Ziele deſto näher bringe; am Vorabende ihres Untergangs ſtrahlt ihre Zuverſicht am brillanteſten, und der Gerichtsbote, der ihnen ihre Niederlage geſetzlich ankündigt, findet ſie gewöhnlich im Streite über die Vertheilung der Bärenhaut. Daher die einſeitigen Irrthümer, denen man nicht entgehen kann, wenn man der einen oder der andern Partei nahe ſteht; jede täuſcht uns, ohne es zu wollen, und wir vertrauen am liebſten unſern gleichgeſinnten Freunden. Sind wir ſelber vielleicht ſo indifferenter Natur, daß wir, ohne ſonderliche Vorneigung, mit allen Parteien beſtändig verkehren, ſo verwirrt uns die ſüffiſante Sicherheit, die wir bei jeder Partei erblicken, und unſer Urtheil wird aufs unerquicklichſte neutraliſirt. Indifferentiſten ſolcher Art, die ſelbſt ohne eigene Meinung ſind, ohne Theilnahme an den Intereſſen der Zeit, und die nur erlauſchen wollen, was eigentlich vorgeht, und daher das Geſchwätze aller Salons erhorchen, und die Chronique-ſcandaleuſe jeder Partei bei der andern aufgabeln, ſolchen Indifferentiſten begegnet's wohl, daß ſie überall nur Perſonen und

kleine Dinge, oder vielmehr in den Dingen nur die Perſonen ſehen, daß ſie den Untergang der erſtern prophezeihen, weil ſie die Schwäche der letztern erkannt haben, und daß ſie dadurch ihre reſpektiven Kommittenten zu den bedenklichſten Irrniſſen und Fehlgriffen verleiten.

Ich kann nicht umhin, auf das Mißverhältniß, das jetzt in Frankreich zwiſchen den Dingen (d. h. den geiſtigen und materiellen Intereſſen) und den Perſonen (d. h. den Repräſentanten dieſer Intereſſen) ſtatt findet, hier beſonders aufmerkſam zu machen. Dies war ganz anders zu Ende des vorigen Jahrhunderts, wo die Menſchen noch koloſſal bis zur Höhe der Dinge hinaufragten, ſo daß ſie in den Revolutionsgeſchichten gleichſam das heroiſche Zeitalter bilden, und als ſolches jetzt von unſrer republikaniſchen Jugend gefeiert und geliebt werden. Oder täuſcht uns in dieſer Hinſicht derſelbe Irrthum, den wir bei Madame Roland finden, die in ihren Memoiren gar bitter klagt, daß unter den Männern ihrer Zeit kein einziger bedeutend ſei? Die arme Frau kannte nicht ihre eigene Größe, und merkte daher nicht, daß ihre Zeitgenoſſen ſchon groß genug waren, wenn ſie ihr ſelbſt nichts an geiſtiger Statur nachgaben. Das ganze franzöſiſche Volk iſt jetzt ſo gewaltig in die Höhe gewachſen, daß wir vielleicht ungerecht ſind gegen ſeine öffentlichen Repräſentanten, die nicht ſonderlich aus der Menge hervorragen, aber darum doch nicht klein genannt werden dürfen. Man kann jetzt vor lauter Wald die Bäume nicht ſehen. In Deutſchland erblicken wir das Gegentheil, eine überreichliche Menge Krüppelholz und Zwergtannen, und dazwiſchen hie und da eine Rieſeneiche, deren Haupt ſich bis in die Wolken erhebt — während unten am Stamme die Würmer nagen.

Der heutige Tag iſt ein Reſultat des geſtrigen. Was dieſer gewollt hat, müſſen wir erforſchen, wenn wir zu wiſſen wünſchen, was jener will. Die Revolution iſt eine und dieſelbe; nicht, wie uns die Doktrinaire einreden möchten, nicht für die Charte ſchlug man ſich in der großen Woche, ſondern für dieſelben Revolutionsintereſſen, denen man ſeit vierzig Jahren das beſte Blut Frankreichs geopfert hatte. Damit man aber den Schreiber dieſer Blätter nicht für einen jener Prädikanten anſehe, die unter Revolution nur Umwälzung und wieder Umwälzung verſtehen, und die zufälligen Erſcheinungen für das Weſentliche der Revolution halten, will ich, ſo genau als möglich, den Hauptbegriff feſtſtellen.

Wenn die Geiſtesbildung und die daraus entſtandenen Sitten und Bedürfniſſe eines Volks nicht mehr im Einklange ſind mit den alten Staatsinſtitutionen, ſo tritt es mit dieſen in einen Nothkampf, der die Umgeſtaltung derſelben zur Folge hat und eine Revolution genannt wird. So lange die Revolution nicht vollendet iſt, ſo lange jene Umgeſtaltung der Inſtitutionen nicht ganz mit der Geiſtesbildung und den daraus hervorgegangenen Sitten

und Bedürfnissen des Volks übereinstimmt: so lange ist gleichsam das Staatssiechthum nicht völlig geheilt, und das krank überreizte Volk wird zwar manchmal in die schlaffe Ruhe der Abspannung versinken, wird aber bald wieder in Fieberhitze gerathen, die festesten Bandagen und die gutmüthigste Charpie von den alten Wunden abreißen, die edelsten Krankenwärter zum Fenster hinauswerfen, und sich so lange, schmerzhaft und mißbehaglich, hin und her wälzen, bis es sich in die angemessenen Institutionen von selbst hineingefunden haben wird.

Die Fragen, ob Frankreich jetzt zur Ruhe gelangt, oder ob wir neuen Staatsveränderungen entgegensehen, und endlich, welch ein Ende das Alles nehmen wird? diese Fragen sollten eigentlicher lauten: Was trieb die Franzosen, eine Revolution zu beginnen, und haben sie das erreicht, was sie bedurften? Die Beantwortung dieser Fragen zu befördern, will ich den Beginn der Revolution in meinen nächsten Artikeln besprechen. Es ist dieses ein doppelt nützliches Geschäft, da, indem man die Gegenwart durch die Vergangenheit zu erklären sucht, zu gleicher Zeit offenbar wird, wie diese, die Vergangenheit, erst durch jene, die Gegenwart, ihr eigentlichstes Verständniß findet, und jeder neue Tag ein neues Licht auf sie wirft, wovon unsere bisherigen Handbuchschreiber keine Ahnung hatten. Diese glaubten, die Akten der Revolutionsgeschichte seien geschlossen, und sie hatten schon über Menschen und Dinge ihr letztes Urtheil gefällt: da brüllten plötzlich die Kanonen der großen Woche, und die Göttinger Fakultät merkte, daß von ihrem akademischen Spruchkollegium an eine höhere Instanz appellirt worden, und daß nicht blos die französische Spezialrevolution noch nicht vollendet sei, sondern daß erst die weit umfassendere Universalrevolution ihren Anfang genommen habe. Wie mußten sie erschrecken, diese friedlichen Leute, als sie eines frühen Morgens die Köpfe zum Fenster hinausstreckten und den Umsturz des Staates und ihrer Kompendien erblickten, und trotz der Schlafmützen die Töne der Marseiller Hymne in ihre Ohren drangen. Wahrlich, daß 1830 die dreifarbige Fahne einige Tage lang auf den Thürmen von Göttingen flatterte, das war ein burschikoser Spaß, den sich die Weltgeschichte gegen das hochgelahrte Philisterthum der Georgia Augusta erlaubt hat. In dieser allzuernsten Zeit bedarf es wohl solcher aufheiternden Erscheinungen.

So viel zur Beantwortung eines Artikels, der sich mit vergangenheitlichen Beleuchtungen beschäftigen mag. Die Gegenwart ist in diesem Augenblicke das Wichtigere, und das Thema, das sie mir zur Besprechung darbietet, ist von der Art, daß überhaupt jedes Weiterschreiben davon abhängt.

(Ich will ein Fragment des Artikels, der hier angekündigt worden, in der Beilage mittheilen. In einem nächsten Buche mag dann die später geschriebene Ergänzung nachfolgen. Ich wurde in dieser Arbeit viel gestört, zumeist

durch das grauenhafte Schreien meines Nachbars, welcher an der Cholera ſtarb. Ueberhaupt muß ich bemerken, daß die damaligen Umſtände auch auf die folgenden Blätter mißlich eingewirkt; ich bin mir zwar nicht bewußt, die mindeſte Unruhe empfunden zu haben, aber es iſt doch ſehr störſam, wenn einem beſtändig das Sichelwetzen des Todes allzuvernehmbar ans Ohr klingt. Ein mehr körperliches als geiſtiges Unbehagen, deſſen man ſich doch nicht erwehren konnte, würde mich mit den andern Fremden ebenfalls von hier verſcheucht haben; aber mein beſter Freund lag hier krank darnieder. Ich bemerke dieſes, damit man mein Zurückbleiben in Paris für keine Bravade anſehe. Nur ein Thor konnte ſich darin gefallen, der Cholera zu trotzen. Es war eine Schreckenszeit, weit ſchauerlicher als die frühere, da die Hinrichtungen ſo raſch und ſo geheimnißvoll ſtatt fanden. Es war ein verlarvter Henker, der mit einer unſichtbaren Guillotine ambulante durch Paris zog. „Wir werden einer nach dem andern in den Sack geſteckt!“ ſagte ſeufzend mein Bedienter jeden Morgen, wenn er mir die Zahl der Todten oder das Verſcheiden eines Bekannten meldete. Das Wort „in den Sack ſtecken“ war gar keine Redefigur; es fehlte bald an Särgen, und der größte Theil der Todten wurde in Säcken beerdigt. Als ich vorige Woche einem öffentlichen Gebäude vorbei ging und in der geräumigen Halle das luſtige Volk ſah, die ſpringend munteren Französchen, die niedlichen Plaudertaſchen von Franzöſinnen, die dort lachend und ſchäkernd ihre Einkäufe machten, da erinnerte ich mich: daß hier, während der Cholerazeit, hoch auf einander geſchichtet, viele hundert weiße Säcke ſtanden, die lauter Leichname enthielten; und daß man hier ſehr wenige, aber deſto fatalere Stimmen hörte, nämlich wie die Leichenwächter, mit unheimlicher Gleichgültigkeit, ihre Säcke den Todtengräbern zuzählten, und dieſe wieder, während ſie ſolche auf ihre Karren luden, gedämpfteren Tones die Zahl wiederholten, oder gar ſich grell beklagten, man habe ihnen einen Sack zu wenig geliefert; wobei nicht ſelten ein ſonderbares Gezänk entſtand. Ich erinnere mich, daß zwei kleine Knäbchen mit betrübter Miene neben mir ſtanden, und der eine mich frug, ob ich ihm nicht ſagen könne, in welchem Sacke ſein Vater ſei?

Die folgende Mittheilung hat vielleicht das Verdienſt, daß ſie gleichſam ein Bülletin iſt, welches auf dem Schlachtfelde ſelbſt, und zwar während der Schlacht, geſchrieben worden, und daher unverfälſcht die Farbe des Augenblicks trägt. Thuzydides der Hiſtorienſchreiber, und Boccacio der Novelliſt, haben uns freilich beſſere Darſtellungen dieſer Art hinterlaſſen; aber ich zweifle, ob ſie genug Gemüthsruhe beſeſſen hätten, während die Cholera ihrer Zeit am entſetzlichſten um ſie her wüthete, ſie gleich, als ſchleunigen Artikel für die Allgemeine Zeitung von Korinth oder Piſa, ſo ſchön und meiſterhaft zu beſchreiben.

Ich werde bei den folgenden Blättern einem Grundſatz treu bleiben, den ich auch bei dem ganzen Buche ausübe, nämlich: daß ich nichts an dieſen Artikeln ändere, daß ich ſie ganz ſo abdrucken laſſe, wie ich ſie urſprünglich geſchrieben, daß ich nur hie und da irgend ein Wort einſchalte oder ausmerze, wenn dergleichen, in meiner Erinnerung, dem urſprünglichen Manuſcript entſpricht. Solche kleine Reminiszenzen kann ich nicht abweiſen, aber ſie ſind ſehr ſelten, ſehr geringfügig, und betreffen nie eigentliche Irrthümer, falſche Prophezeiungen und ſchiefe Anſichten, die hier nicht fehlen dürfen, da ſie zur Geſchichte der Zeit gehören. Die Ereigniſſe ſelbſt bilden immer die beſte Berichtigung.)

Ich rede von der Cholera, die ſeitdem hier herrſcht, und zwar unumſchränkt, und die, ohne Rückſicht auf Stand und Geſinnung, tauſendweiſe ihre Opfer niederwirft.

Man hatte jener Peſtilenz um ſo ſorgloſer entgegen geſehn, da aus London die Nachricht angelangt war, daß ſie verhältnißmäßig nur wenige hingerafft. Es ſchien anfänglich ſogar darauf abgeſehen zu ſein, ſie zu verhöhnen, und man meinte, die Cholera werde, eben ſo wenig wie jede andere große Reputation, ſich hier in Anſehn erhalten können. Da war es nun der guten Cholera nicht zu verdenken, daß ſie, aus Furcht vor dem Ridikül, zu einem Mittel griff, welches ſchon Robespierre und Napoleon als probat befunden, daß ſie nämlich, um ſich in Reſpekt zu ſetzen, das Volk dezimirt. Bei dem großen Elende, das hier herrſcht, bei der koloſſalen Unſauberkeit, die nicht blos bei den ärmeren Klaſſen zu finden iſt, bei der Reizbarkeit des Volks überhaupt, bei ſeinem grenzenloſen Leichtſinne, bei dem gänzlichen Mangel an Vorkehrungen und Vorſichtsmaaßregeln, mußte die Cholera hier raſcher und furchtbarer als anderswo um ſich greifen. Ihre Ankunft war den 29. März offiziell bekannt gemacht worden, und da dieſes der Tag des Demi Carême und das Wetter ſonnig und lieblich war, ſo tummelten ſich die Pariſer um ſo luſtiger auf den Boulevards, wo man ſogar Masken erblickte, die, in karrikirter Mißfarbigkeit und Ungeſtalt, die Furcht vor der Cholera und die Krankheit ſelbſt verſpotteten. Deſſelben Abends waren die Redouten beſuchter als jemals; übermüthiges Gelächter überjauchzte faſt die lauteſte Muſik, man erhitzte ſich beim Chabût, einem nicht ſehr zweideutigen Tanze, man ſchluckte dabei allerlei Eis und ſonſtig kaltes Getränke: als plötzlich der luſtigſte der Arlequine eine allzu große Kühle in den Beinen verſpürte, und die Maske abnahm, und zu aller Welt Verwunderung ein veilchenblaues Geſicht zum Vorſcheine kam. Man merkte bald, daß ſolches kein Spaß ſei, und das Gelächter verſtummte, und mehrere Wagen voll Menſchen fuhr man von der Redoute gleich nach dem Hotel-Dieu, dem Centralhoſpitale, wo ſie, in ihren abenteuerlichen Maskenkleidern anlangend, gleich verſchieden. Da man in der erſten Beſtürzung an Anſteckung glaubte,

und die ältern Gäſte des Hotel-Dieu ein gräßliches Angſtgeſchrei erhoben, ſo ſind jene Todten, wie man ſagt, ſo ſchnell beerdigt worden, daß man ihnen nicht einmal die buntſcheckigen Narrenkleider auszog, und luſtig, wie ſie gelebt haben, liegen ſie auch luſtig im Grabe.

Nichts gleicht der Verwirrung, womit jetzt plötzlich Sicherungsanſtalten getroffen wurden. Es bildete ſich eine Commission sanitaire, es wurden überall Bureaux de secours eingerichtet, und die Verordnung in Betreff der Salubrité publique ſollte ſchleunigſt in Wirkſamkeit treten. Da kollidirte man zuerſt mit den Intereſſen einiger tauſend Menſchen, die den öffentlichen Schmutz als ihre Domaine betrachten. Dieſes ſind die ſogenannten Chiffonniers, die von dem Kehricht, der ſich des Tags über vor den Häuſern in den Kothwinkeln aufhäuft, ihren Lebensunterhalt ziehen. Mit großen Spitzkörben auf dem Rücken, und einem Hakenſtock in der Hand, ſchlendern dieſe Menſchen, bleiche Schmutzgeſtalten, durch die Straßen, und wiſſen mancherlei, was noch brauchbar iſt, aus dem Kehricht aufzugabeln und zu verkaufen. Als nun die Polizei, damit der Koth nicht lange auf den Straßen liegen bleibe, die Säuberung derſelben in Entrepriſe gab, und der Kehricht, auf Karren verladen, unmittelbar zur Stadt hinaus gebracht ward, aufs freie Feld, wo es den Chiffonniers frei ſtehen ſollte, nach Herzensluſt darin herum zu fiſchen: da klagten dieſe Menſchen, daß ſie, wo nicht ganz brodlos, doch wenigſtens in ihrem Erwerbe geſchmälert worden, daß dieſer Erwerb ein verjährtes Recht ſei, gleichſam ein Eigenthum, deſſen man ſie nicht nach Willkühr berauben könne. Es iſt ſonderbar, daß die Beweisthümer, die ſie, in dieſer Hinſicht, vorbrachten, ganz dieſelben ſind, die auch unſere Krautjunker, Zunftherren, Gildemeiſter, Zehntenprediger, Fakultätsgenoſſen, und ſonſtige Vorrechtsbefliſſene vorzubringen pflegen, wenn die alten Mißbräuche, wovon ſie Nutzen ziehen, der Kehricht des Mittelalters, endlich fortgeräumt werden ſollen, damit durch den verjährten Moder und Dunſt unſer jetziges Leben nicht verpeſtet werde. Als ihre Proteſtationen nichts halfen, ſuchten die Chiffonniers gewaltthätig die Reinigungsreform zu hintertreiben; ſie verſuchten eine kleine Kontrerevolution, und zwar in Verbindung mit alten Weibern, den Revendeuſes, denen man verboten hatte, das übelriechende Zeug, das ſie größtentheils von den Chiffonniers erhandeln, längs den Kays zum Wiederverkaufe auszukramen. Da ſahen wir nun die widerwärtigſte Emeute: die neuen Reinigungskarren wurden zerſchlagen und in die Seine geſchmiſſen; die Chiffonniers barrikadirten ſich bei der Porte St. Denis; mit ihren großen Regenſchirmen fochten die alten Trödel-Weiber auf dem Chatelet; der General-Marſch erſcholl; Caſimir Perier ließ ſeine Myrmidonen aus ihren Boutiquen heraustrommeln; der Bürgerthron zitterte; die Rente fiel; die Karliſten jauchzten. Letztere hatten endlich ihre natürlichſten Alliirten gefunden, Lumpenſammler und alte Trödelweiber,

die ſich jetzt mit denſelben Prinzipien geltend machten, als Verfechter des Herkömmlichen, der überlieferten Erbkehrichtsintereſſen der Verfaultheiten aller Art. Als die Emeute der Chiffonniers durch bewaffnete Macht gedämpft worden, und die Cholera noch immer nicht ſo wüthend um ſich griff, wie gewiſſe Leute es wünſchten, die bei jeder Volksnoth und Volksaufregung, wenn auch nicht den Sieg ihrer eigenen Sache, doch wenigſtens den Untergang der jetzigen Regierung erhoffen, da vernahm man plötzlich das Gerücht: die vielen Menſchen, die ſo raſch zur Erde beſtattet würden, ſtürben nicht durch eine Krankheit, ſondern durch Gift. Gift, hieß es, habe man in alle Lebensmittel zu ſtreuen gewußt, auf den Gemüſemärkten, bei den Bäckern, bei den Fleiſchern, bei den Weinhändlern. Je wunderlicher die Erzählungen lauteten, deſto begieriger wurden ſie vom Volke aufgegriffen, und ſelbſt die kopfſchüttelnden Zweifler mußten ihnen Glauben ſchenken, als des Polizeipräfekten Bekanntmachung erſchien. Die Polizei, welcher hier, wie überall, weniger daran gelegen iſt, die Verbrechen zu vereiteln, als vielmehr ſie gewußt zu haben, wollte entweder mit ihrer allgemeinen Wiſſenſchaft prahlen, oder ſie gedachte, bei jenen Vergiftungsgerüchten, ſie mögen wahr oder falſch ſein, wenigſtens von der Regierung jeden Argwohn abzuwenden: genug, durch ihre unglückſelige Bekanntmachung, worin ſie ausdrücklich ſagte, daß ſie den Giftmiſchern auf der Spur ſei, ward das böſe Gerücht offiziell beſtätigt, und ganz Paris gerieth in die grauenhafteſte Todesbeſtürzung.

Das iſt unerhört, ſchrieen die älteſten Leute, die ſelbſt in den grimmigſten Revolutionszeiten keine ſolche Frevel erfahren hatten. Franzoſen, wir ſind entehrt! riefen die Männer, und ſchlugen ſich vor die Stirne. Die Weiber, mit ihren kleinen Kindern, die ſie angſtvoll an ihr Herz drückten, weinten bitterlich, und jammerten: daß die unſchuldigen Würmchen in ihren Armen ſtürben. Die armen Leute wagten weder zu eſſen noch zu trinken, und rangen die Hände vor Schmerz und Wuth. Es war als ob die Welt unterginge. Beſonders an den Straßenecken, wo die rothangeſtrichenen Weinläden ſtehen, ſammelten und beriethen ſich die Gruppen, und dort war es meiſtens, wo man die Gruppen, die verdächtig ausſahen, durchſuchte, und wehe ihnen, wenn man irgend etwas verdächtiges in ihren Taſchen fand! Wie wilde Thiere, wie Raſende, fiel dann das Volk über ſie her. Sehr viele retteten ſich durch Geiſtesgegenwart; viele wurden durch die Entſchloſſenheit der Kommunalgarden, die an jenem Tage überall herumpatrouillirten, der Gefahr entriſſen; Andere wurden ſchwer verwundet und verſtümmelt; ſechs Menſchen wurden aufs unbarmherzigſte ermordet. Es gibt keinen gräßlicheren Anblick, als ſolchen Volkszorn, wenn er nach Blut lechzt und ſeine wehrloſen Opfer hinwürgt. Dann wälzt ſich durch die Straßen ein dunkles Menſchenmeer, worin hie und da die Ouvriers in Hemdärmeln, wie weiße Sturzwellen, hervorſchäumen,

und das heult und brauſt, gnadenlos, heidniſch, dämoniſch. An der Straße St. Denis hörte ich den alt berühmten Ruf "à la lanterne!" und mit Wuth erzählten mir einige Stimmen, man hänge einen Giftmiſcher. Die Einen ſagten, er ſei ein Karliſt, man habe ein brevêt de lys in ſeiner Taſche gefunden; die Andern ſagten, es ſei ein Prieſter, ein ſolcher ſei Alles fähig. Auf der Straße Vaugirard, wo man zwei Menſchen, die ein weißes Pulver bei ſich gehabt, ermordete, ſah ich einen dieſer Unglücklichen, als er noch etwas röchelte, und eben die alten Weiber ihre Holzſchuhe von den Füßen zogen und ihn damit ſo lange auf den Kopf ſchlugen, bis er todt war. Er war ganz nackt, und blutrünſtig zerſchlagen und zerquetſcht; nicht blos die Kleider, ſondern auch die Haare, die Scham, die Lippen und die Naſe waren ihm abgeriſſen, und ein wüſter Menſch band dem Leichname einen Strick um die Füße, und ſchleifte ihn damit durch die Straße, während er beſtändig ſchrie: voilà le Cholera-morbus! Ein wunderſchönes, wuthblaſſes Weibsbild mit entblößten Brüſten und blutbedeckten Händen ſtand dabei, und gab dem Leichname, als er ihr nahe kam, noch einen Tritt mit dem Fuße. Sie lachte, und bat mich, ihrem zärtlichen Handwerke einige Franks zu zollen, damit ſie ſich dafür ein ſchwarzes Trauerkleid kaufe; denn ihre Mutter ſei vor einigen Stunden geſtorben, an Gift.

Des andern Tags ergab ſich aus den öffentlichen Blättern, daß die unglücklichen Menſchen, die man ſo grauſam ermordet hatte, ganz unſchuldig geweſen, daß die verdächtigen Pulver, die man bei ihnen gefunden, entweder aus Campher, oder Chlorüre, oder ſonſtigen Schutzmitteln gegen die Cholera beſtanden, und daß die vorgeblich Vergifteten ganz natürlich an der herrſchenden Seuche geſtorben waren. Das hieſige Volk, das, wie das Volk überall, raſch in Leidenſchaft gerathend, zu Gräueln verleitet werden kann, kehrt jedoch eben ſo raſch zur Milde zurück, und bereut mit rührendem Kummer ſeine Unthat, wenn es die Stimme der Beſonnenheit vernimmt. Mit ſolcher Stimme haben die Journale gleich des andern Morgens das Volk zu beſchwichtigen und zu beſänftigen gewußt, und es mag als ein Triumph der Preſſe ſignaliſirt werden, daß ſie im Stande war, dem Unheile, welches die Polizei angerichtet, ſo ſchnell Einhalt zu thun. Rügen muß ich hier das Benehmen einiger Leute, die eben nicht zur untern Klaſſe gehören, und ſich doch vom Unwillen ſo weit hinreißen ließen, daß ſie die Partei der Karliſten öffentlich der Giftmiſcherei bezüchtigten. So weit darf die Leidenſchaft uns nie führen; wahrlich, ich würde mich ſehr lange bedenken, ehe ich gegen meine giftigſten Feinde ſolche gräßliche Beſchuldigung ausſpräche. Mit Recht, in dieſer Hinſicht, beklagten ſich die Karliſten. Nur daß ſie dabei ſo laut ſchimpfend ſich gebärdeten, könnte mir Argwohn einflößen; das iſt ſonſt nicht die Sprache der Unſchuld. Aber es hat, nach der Ueberzeugung der Beſtunterrichteten, gar keine Vergiftung ſtatt gefunden. Man

hat vielleicht Scheinvergiftungen angezettelt, man hat vielleicht wirklich einige Elende gedungen, die allerlei unſchädliche Pulver auf die Lebensmittel ſtreuten, um das Volk in Unruhe zu ſetzen und aufzureizen; war dieſes letztere der Fall, ſo muß man dem Volke ſein tumultuariſches Verfahren nicht zu hoch anrechnen, um ſo mehr, da es nicht aus Privathaß entſtand, ſondern, „im Intereſſe des allgemeinen Wohls, ganz nach den Prinzipien der Abſchreckungstheorie.“ Ja, die Karliſten waren vielleicht in die Grube geſtürzt, die der Regierung gegraben; nicht dieſer, noch viel weniger den Republikanern, wurden die Vergiftungen allgemein zugeſchrieben, ſondern jener Parthei, „die immer durch die Waffen beſiegt, durch feige Mittel ſich immer wieder erhob, die immer nur durch das Unglück Frankreichs zu Glück und Macht gelangte, und die jetzt, die Hülfe der Koſaken entbehrend, wohl leichtlich zu gewöhnlichem Gifte ihre Zuflucht nehmen konnte.“ So ungefähr äußerte ſich der Conſtitutionel.

Was ich ſelbſt an dem Tage, wo jene Todtſchläge ſtatt fanden, an beſonderer Einſicht gewann, das war die Ueberzeugung, daß die Macht der ältern Bourbone nie und nimmer in Frankreich gedeihen wird. Ich hatte aus den verſchiedenen Menſchengruppen die merkwürdigſten Worte gehört; ich hatte tief hinabgeſchaut in das Herz des Volkes; es kennt ſeine Leute.

Seitdem iſt hier Alles ruhig; l'ordre règne à Paris, würde Horatius Sebaſtiani ſagen. Eine Todtenſtille herrſcht in ganz Paris. Ein ſteinerner Ernſt liegt auf allen Geſichtern. Mehrere Abende lang ſah man ſogar auf den Boulevards wenig Menſchen, und dieſe eilten einander ſchnell vorüber, die Hand oder ein Tuch vor dem Munde. Die Theater ſind wie ausgeſtorben. Wenn ich in einen Salon trete, ſind die Leute verwundert, mich noch in Paris zu ſehen, da ich doch hier keine nothwendigen Geſchäfte habe. Die meiſten Fremden, namentlich meine Landsleute, ſind gleich abgereiſt. Gehorſame Eltern hatten von ihren Kindern Befehl erhalten, ſchleunigſt nach Hauſe zu kommen. Gottesfürchtige Söhne erfüllten unverzüglich die zärtliche Bitte ihrer lieben Eltern, die ihre Rückkehr in die Heimath wünſchten; ehre Vater und Mutter, damit du lange lebeſt auf Erden! Bei Andern erwachte plötzlich eine unendliche Sehnſucht nach dem theuern Vaterlande, nach den romantiſchen Gauen des ehrwürdigen Rheins, nach den geliebten Bergen, nach dem holdſeligen Schwaben, dem Lande der frommen Minne, der Frauentreue, der gemüthlichen Lieder und der geſündern Luft. Man ſagt, auf dem Hotel-de-Ville ſeien ſeitdem über 120,000 Päſſe ausgegeben worden. Obgleich die Cholera ſichtbar zunächſt die ärmere Klaſſe angriff, ſo haben doch die Reichen gleich die Flucht ergriffen. Gewiſſen Parvenüs war es nicht zu verdenken, daß ſie flohen; denn ſie dachten wohl, die Cholera, die weit her aus Aſien komme, weiß nicht, daß wir in der letzten Zeit viel Geld an der Börſe verdient haben, und ſie hält uns vielleicht noch für einen armen Lump und läßt uns ins Gras

heißen. Hr. Aguado, einer der reichſten Banquiers und Ritter der Ehrenlegion, war Feldmarſchall bei jener großen Retirade. Der Ritter ſoll beſtändig mit wahnſinniger Angſt zum Kutſchenfenſter hinausgeſehen, und ſeinen blauen Bedienten, der hinten aufſtand, für den leibhaftigen Tod, den Cholera-morbus, gehalten haben.

Das Volk murrte bitter, als es ſah, wie die Reichen flohen und bepackt mit Aerzten und Apotheken ſich nach geſündern Gegenden retteten. Mit Unmuth ſah der Arme, daß das Geld auch ein Schutzmittel gegen den Tod geworden. Der größte Theil des Juſtemilieu und der haute Finanze iſt ſeitdem ebenfalls davon gegangen und lebt auf ſeinen Schlöſſern. Die eigentlichen Repräſentanten des Reichthums, die Herren v. Rothſchild, ſind jedoch ruhig in Paris geblieben, hierdurch beurkundend, daß ſie nicht blos in Geldgeſchäften großartig und kühn ſind. Auch Caſimir Perier zeigte ſich großartig und kühn, indem er nach dem Ausbruche der Cholera das Hotel-Dieu beſuchte; ſogar ſeine Gegner mußte es betrüben, daß er in der Folge deſſen, bei ſeiner bekannten Reizbarkeit, ſelbſt von der Cholera ergriffen worden. Er iſt ihr jedoch nicht unterlegen, denn er ſelber iſt eine ſchlimmere Krankheit. Auch der junge Kronprinz, der Herzog von Orleans, welcher in Begleitung Periers das Hoſpital beſuchte, verdient die ſchönſte Anerkennung. Die ganze königliche Familie hat ſich, in dieſer troſtloſen Zeit, ebenfalls rühmlich bewieſen. Beim Ausbruche der Cholera verſammelte die gute Königin ihre Freunde und Diener, und vertheilte unter ihnen Leibbinden von Flanell, die ſie meiſtens ſelbſt verfertigt hat. Die Sitten der alten Chevalerie ſind nicht erloſchen; ſie ſind nur ins Bürgerliche umgewandelt; hohe Damen verſehen ihre Kämpen jetzt mit minder poetiſchen, aber geſündern Schärpen. Wir leben ja nicht mehr in den alten Helm- und Harniſchzeiten des kriegeriſchen Ritterthums, ſondern in der friedlichen Bürgerzeit der warmen Leibbinden und Unterjacken; wir leben nicht mehr im eiſernen Zeitalter, ſondern im flanellenen. Flanell iſt wirklich jetzt der beſte Panzer gegen die Angriffe des ſchlimmſten Feindes, gegen die Cholera. Venus würde heutzutage, ſagt Figaro, einen Gürtel von Flanell tragen. Ich ſelbſt ſtecke bis am Halſe in Flanell, und dünke mich dadurch choleraſeſt. Auch der König trägt jetzt eine Leibbinde vom beſten Bürgerflanell.

Ich darf nicht unerwähnt laſſen, daß er, der Bürgerkönig, bei dem allgemeinen Unglücke viel Geld für die armen Bürger hergegeben und ſich bürgerlich mitfühlend und edel benommen hat. — Da ich mal im Zuge bin, will ich auch den Erzbiſchof von Paris loben, welcher ebenfalls im Hotel-Dieu, nachdem der Kronprinz und Perier dort ihren Beſuch abgeſtattet, die Kranken zu tröſten kam. Er hatte längſt prophezeiht, daß Gott die Cholera als Strafgericht ſchicken werde, um ein Volk zu züchtigen, „welches den allerchriſtlichſten König fortgejagt und das katholiſche Religionsprivilegium in der Charte abgeſchafft

hat.“ Jetzt, wo der Zorn Gottes die Sünder heimſucht, will Hr. v. Quelen ſein Gebet zum Himmel ſchicken und Gnade erflehen, wenigſtens für die Unſchuldigen; denn es ſterben auch viele Karliſten. Außerdem hat Hr. v. Quelen, der Erzbiſchof, ſein Schloß Conflans angeboten, zur Errichtung eines Hoſpitals. Die Regierung hat aber dieſes Anerbieten abgelehnt, da dieſes Schloß in wüſtem, zerſtörtem Zuſtande iſt, und die Reparaturen zu viel koſten würden. Außerdem hatte der Erzbiſchof verlangt, daß man ihm in dieſem Hoſpitale freie Hand laſſen müſſe. Man durfte aber die Seelen der armen Kranken, deren Leiber ſchon an einem ſchrecklichen Uebel litten, nicht den quälenden Rettungsverſuchen ausſetzen, die der Erzbiſchof und ſeine geiſtlichen Gehülfen beabſichtigten; man wollte die verſtockten Revolutionsſünder lieber ohne Mahnung an ewige Verdammniß und Höllenqual, ohne Beicht und Oelung, an der bloßen Cholera ſterben laſſen. Obgleich man behauptet, daß der Katholizismus eine paſſende Religion ſei für ſo unglückliche Zeiten, wie die jetzigen, ſo wollen doch die Franzoſen ſich nicht mehr dazu bequemen, aus Furcht, ſie würden dieſe Krankheitsreligion alsdann auch in glücklichen Tagen behalten müſſen.

Es gehen jetzt viele verkleidete Prieſter im Volke herum, und behaupten, ein geweihter Roſenkranz ſei ein Schutzmittel gegen die Cholera. Die Saint-Simoniſten rechnen zu den Vorzügen ihrer Religion, daß kein Saint-Simoniſt an der herrſchenden Krankheit ſterben könne; denn da der Fortſchritt ein Naturgeſetz ſei, und der ſoziale Fortſchritt im Saint-Simonismus liege, ſo dürfe, ſo lange die Zahl ſeiner Apoſtel noch unzureichend iſt, keiner von denſelben ſterben. Die Bonapartiſten behaupten: wenn man die Cholera an ſich verſpüre, ſo ſolle man gleich zur Vendomeſäule hinaufſchauen: man bleibe alsdann am Leben. So hat Jeder ſeinen Glauben in dieſer Zeit der Noth. Was mich betrifft, ich glaube an Flanell. Gute Diät kann auch nicht ſchaden, nur muß man wieder nicht zu wenig eſſen, wie gewiſſe Leute, die des Nachts die Leibſchmerzen des Hungers für Cholera halten. Es iſt ſpaßhaft, wenn man ſieht, mit welcher Poltronerie die Leute jetzt bei Tiſche ſitzen, und die menſchenfreundlichſten Gerichte mit Mißtrauen betrachten, und tiefſeufzend die beſten Biſſen hinunterſchlucken. Man ſoll, haben ihnen die Aerzte geſagt, keine Furcht haben und jeden Aerger vermeiden; nun aber fürchten ſie, daß ſie ſich mal unverſehens ärgern möchten, und ärgern ſich wieder, daß ſie deshalb Furcht hatten. Sie ſind jetzt die Liebe ſelbſt, und gebrauchen oft das Wort mon Dieu, und ihre Stimme iſt hingehaucht milde, wie die einer Wöchnerin. Dabei riechen ſie wie ambulante Apotheken, fühlen ſich oft nach dem Bauche, und mit zitternden Augen fragen ſie, jede Stunde, nach der Zahl der Todten. Daß man dieſe Zahl nie genau wußte, oder vielmehr, daß man von der Unrichtigkeit der angegebenen Zahl überzeugt war, füllte die Gemü-

ther mit vagem Schrecken und ſteigerte die Angſt ins Unermeßliche. In der That, die Journale haben ſeitdem eingeſtanden, daß in Einem Tage, nämlich den zehnten April, an die zweitauſend Menſchen geſtorben ſind. Das Volk ließ ſich nicht offiziell täuſchen, und klagte beſtändig, daß mehr Menſchen ſtürben, als man angebe. Mein Barbier erzählte mir, daß eine alte Frau auf dem Faubourg Mont-Martre die ganze Nacht am Fenſter ſitzen geblieben, um die Leichen zu zählen, die man vorbeitrüge; ſie habe dreihundert Leichen gezählt, worauf ſie ſelbſt, als der Morgen anbrach, von dem Froſte und den Krämpfen der Cholera ergriffen ward und bald verſchied. Wo man nur hinſah auf den Straßen, erblickte man Leichenzüge, oder, was noch melancholiſcher ausſieht, Leichenwagen, denen Niemand folgte. Da die vorhandenen Leichenwagen nicht zureichten, mußte man allerlei andere Fuhrwerke gebrauchen, die, mit ſchwarzem Tuch überzogen, abenteuerlich genug ausſahen. Auch daran fehlte es zuletzt, und ich ſah Särge in Fiackern fortbringen; man legte ſie in die Mitte, ſo daß aus den offenen Seitenthüren die beiden Enden herausſtanden. Widerwärtig war es anzuſchauen, wenn die großen Möbelwagen, die man beim Ausziehen gebraucht, jetzt gleichſam als Todten-Omnibuſſe, als omnibus mortuis, herumfuhren, und ſich in den verſchiedenen Straßen die Särge aufladen ließen, und ſie dutzendweiſe zur Ruheſtätte brachten.

Die Nähe eines Kirchhofs, wo die Leichenzüge zuſammentrafen, gewährte erſt recht den troſtloſeſten Anblick. Als ich einen guten Bekannten beſuchen wollte und eben zur rechten Zeit kam, wo man ſeine Leiche auflud, erfaßte mich die trübe Grille, eine Ehre, die er mir mal erwieſen, zu erwiedern, und ich nahm eine Kutſche und begleitete ihn nach Père-la-Chaiſe. Hier nun, in der Nähe dieſes Kirchhofs, hielt plötzlich mein Kutſcher ſtill, und als ich, aus meinen Träumen erwachend, mich umſah, erblickte ich nichts als Himmel und Särge. Ich war unter einige hundert Leichenwagen gerathen, die vor dem engen Kirchhofsthore gleichſam Queue machten, und in dieſer ſchwarzen Umgebung, unfähig mich herauszuziehen, mußte ich einige Stunden ausdauern. Aus langer Weile frug ich den Kutſcher nach dem Namen meiner Nachbarleiche, und, wehmüthiger Zufall! er nannte mir da eine junge Frau, deren Wagen einige Monate vorher, als ich zu Lointier nach einem Balle fuhr, in ähnlicher Weiſe einige Zeit neben dem meinigen ſtille halten mußte. Nur daß die junge Frau damals mit ihrem haſtigen Blumenköpfchen und lebhaften Mondſcheingeſichtchen öfters zum Kutſchenfenſter hinausblickte, und über die Verzögerung ihre holdeſte Mißlaune ausdrückte. Jetzt war ſie ſehr ſtill und vielleicht blau. Manchmal jedoch, wenn die Trauerpferde an den Leichenwagen ſich ſchaudernd unruhig bewegten, wollte es mich bedünken, als regte ſich die Ungeduld in den Todten ſelbſt, als ſeien ſie des Wartens müde,

als hätten ſie Eile ins Grab zu kommen; und wie nun gar an dem Kirchhofsthore ein Kutſcher dem andern vorauseilen wollte, und der Zug in Unordnung gerieth, die Gendarmen mit blanken Säbeln dazwiſchen fuhren, hie und da ein Schreien und Fluchen entſtand, einige Wagen umſtürzten, die Särge aus einander fielen, die Leichen hervorkamen: da glaubte ich die entſetzlichſte aller Emeuten zu ſehen, eine Todtenemeute.

Ich will, um die Gemüther zu ſchonen, hier nicht erzählen, was ich auf dem Père-la-Chaiſe geſehen habe. Genug, gefeſteter Mann wie ich bin, konnte ich mich doch des tiefſten Grauens nicht erwehren. Man kann an den Sterbebetten das Sterben lernen und nachher mit heiterer Ruhe den Tod erwarten; aber das Begrabenwerden, unter die Choleraleichen, in die Kalkgräber, das kann man nicht lernen. Ich rettete mich ſo raſch als möglich auf den höchſten Hügel des Kirchhofs, wo man die Stadt ſo ſchön vor ſich liegen ſieht. Eben war die Sonne untergegangen, ihre letzten Strahlen ſchienen wehmüthig Abſchied zu nehmen, die Nebel der Dämmerung umhüllten wie weiße Laken das kranke Paris, und ich weinte bitterlich über die unglückliche Stadt, die Stadt der Freiheit, der Begeiſterung und des Martyrthums, die Heilandſtadt, die für die weltliche Erlöſung der Menſchheit ſchon ſo viel gelitten!

Siebenter Artikel.

—

Paris, den 12. Mai 1832.

Die geſchichtlichen Rückblicke, die der vorige Artikel angekündigt, müſſen vertagt werden. Die Gegenwart hat ſich unterdeſſen ſo herbe geltend gemacht, daß man ſich wenig mit der Vergangenheit beſchäftigen konnte. — Das große allgemeine Uebel, die Cholera, entweicht zwar allmählich, aber es hinterläßt viel Betrübung und Bekümmerniß. Die Sonne ſcheint zwar luſtig genug, die Menſchen gehen wieder luſtig ſpazieren und koſen und lächeln; aber die vielen ſchwarzen Trauerkleider, die man überall ſieht, laſſen keine rechte Heiterkeit in unſerem Gemüthe aufkommen. Eine krankhafte Wehmuth ſcheint jetzt im ganzen Volke zu herrſchen, wie bei Leuten, die ein ſchweres Siechthum überſtanden. Nicht blos auf der Regierung, ſondern auch auf der Oppoſition liegt eine faſt ſentimentale Mattigkeit. Die Begeiſterung des Haſſes erliſcht, die Herzen verſumpfen, im Gehirne verblaſſen die Gedanken, man betrachtet einander gutmüthig gähnend, man iſt nicht mehr böſe auf einander, man wird ſanftlebig, liebſam, vertröſtet, chriſtlich; deutſche Pietiſten könnten jetzt hier gute Geſchäfte machen.

Man hatte früher Wunder geglaubt, wie ſchnell ſich die Dinge ändern würden, wenn Caſimir Perier ſie nicht mehr leite. Aber es ſcheint, als ſei unterdeſſen das Uebel inkurabel geworden; nicht einmal durch den Tod Periers kann der Staat geneſen.

Daß Perier durch die Cholera fällt, durch ein Weltunglück, dem weder Kraft noch Klugheit widerſtehen kann, muß auch ſeine abgeſagteſten Gegner mißſtimmen. Der allgemeine Feind hat ſich in ihre Bundesgenoſſenſchaft gedrängt, und von ſolcher Seite kann ihnen auch die wirkſamſte Hülfleiſtung nicht ſehr behagen. Perier hingegen gewinnt dadurch die Sympathie der Menge, die plötzlich einſieht, daß er ein großer Mann war. Jetzt wo er durch Andere erſetzt werden ſoll, muß dieſe Größe bemerkbar werden. Vermochte er auch nicht mit Leichtigkeit den Bogen des Odyſſeus zu ſpannen, ſo hätte er doch vielleicht, wo es Noth that, mit Anſtrengung aller ſeiner Spannkraft, das Werk vollbracht. Wenigſtens können jetzt ſeine Freunde prahlen, er hätte, intervenirte nicht die Cholera, alle ſeine Vorſätze durchgeführt. Was wird aber aus Frankreich werden? Nun ja, Frankreich iſt jene harrende Penelope, die täglich webt und täglich ihr Gewebe wieder zerſtört, um nur Zeit zu gewinnen bis zur Ankunft des rechten Mannes. Wer iſt dieſer rechte Mann? Ich weiß es nicht. Aber ich weiß, er wird den großen Bogen ſpannen können, er wird den frechen Freiern den Schmaus verleiden, er wird ſie mit tödtlichen Bolzen bewirthen, er wird die doktrinairen Mägde, die mit ihnen Allen gebuhlt haben, aufhängen, er wird das Haus ſäubern von der großen Unordnung, und mit Hülfe der weiſen Göttin eine beſſere Wirthſchaft einführen. Wie unſer jetziger Zuſtand, wo die Schwäche regiert, ganz der Zeit des Direktoriums ähnelt, ſo werden wir auch unſern achtzehnten Brümair erleben, und der rechte Mann wird plötzlich unter die erblaſſenden Machthaber treten und ihnen die Endſchaft ihrer Regierung ankündigen. Man wird alsdann über Verletzung der Konſtitution ſchreien, wie einſt im Rathe der Alten, als ebenfalls der rechte Mann kam, welcher das Haus ſäuberte. Aber wie dieſer entrüſtet ausrief: „Konſtitution! Ihr wagt es noch, Euch auf die Konſtitution zu berufen, Ihr, die Ihr ſie verletzt habt am 18. Fructidor, verletzt am 22. Floreal, verletzt am 30. Prairial!“ ſo wird der rechte Mann auch jetzt Tag und Datum anzugeben wiſſen, wo die Juſtemilieu-Miniſterien die Konſtitution verletzt haben.

Wie wenig die Konſtitution nicht blos in die Geſinnung der Regierung, ſondern auch des Volks eingedrungen, ergiebt ſich hier jedesmal, wenn die wichtigſten konſtitutionellen Fragen zur Sprache kommen. Beide, Volk und Regierung, wollen die Konſtitution nach ihren Privatgefühlen auslegen und ausbeuten. Das Volk wird hierzu mißleitet durch ſeine Schreiber und Sprecher, die, entweder aus Unwiſſenheit oder Parteiſucht, die Begriffe zu

verkehren ſuchen; die Regierung wird dazu mißleitet, durch jene Fraktion der Ariſtokratie, die aus Eigennutz ihr zugethan, den jetzigen Hof bildet und noch immer, wie unter der Reſtauration, das Repräſentativſyſtem als einen modernen Aberglauben betrachtet, woran das Volk nun einmal hänge, den man ihm auch nicht mit Gewalt rauben dürfe, den man jedoch unſchädlich mache, wenn man den neuen Namen und Formen, ohne daß die Menge es merke, die alten Menſchen und Wünſche unterſchiebt. Nach den Begriffen ſolcher Leute iſt derjenige der größte Miniſter, der mit den neuen konſtitutionellen Formeln eben ſo viel auszurichten vermag, wie man ſonſt mit den alten Formeln des alten Regimes durchzuſetzen wußte. Ein ſolcher Miniſter war Villele, an den man jedoch jetzt, als nämlich Perier erkrankte, nicht zu denken gewagt. Indeſſen man hatte Muth genug, an Decazes zu denken. Er wäre auch Miniſter geworden, wenn der neue Hof nicht gefürchtet hätte, daß er alsdann durch die Glieder des alten Hofes bald verdrängt würde. Man fürchtete, er möchte die ganze Reſtauration mit ſich ins Miniſterium bringen. Nächſt Decazes hatte man Herrn Guizot beſonders im Auge. Auch dieſem wird viel zugetraut, wo es gilt, unter konſtitutionellen Namen und Formen die abſoluteſten Gelüſte zu verbergen. Denn dieſer Quaſi-Vater der neuern Doktrinaire, dieſer Verfaſſer einer engliſchen Geſchichte und einer franzöſiſchen Synonymik verſteht aufs meiſterhafteſte, durch parlamentariſche Beiſpiele aus England, die illegalſten Dinge mit einem ordre légal zu bekleiden, und durch das plump gelehrte Wort den hochfliegenden Geiſt der Franzoſen zu unterdrücken. Aber man ſagt, während er mit dem Könige, welcher ihm ein Portefeuille antrug, etwas feurig ſprach, habe er plötzlich die ignobelſten Wirkungen der Cholera verſpürt, und ſchnell in der Rede abbrechend, ſei er geſchieden mit der Aeußerung, er könne dem Drange der Zeit nicht widerſtehen. Guizots Durchfall bei der Wahl eines neuen Miniſters wird von Andern noch komiſcher erzählt. Mit Dupin, den man immer als Periers Nachfolger betrachtet hatte und dem man viel Kraft und Muth zutraut, begannen jetzt die Unterhandlungen. Aber dieſe ſcheiterten ebenfalls, indem Dupin ſich manche Beſchränkungen nicht gefallen laſſen wollte, die zunächſt die Präſidentur des Konſeils betrafen. Mit der erwähnten Präſidentur des Konſeils hat es eine eigene Bewandtniß. Der König hat nämlich ſich ſelber ſehr oft dieſe Präſidentur zugetheilt, namentlich im Beginne ſeiner Regierung; dieſes war für die Miniſter ein fataler Umſtand, und die damaligen Mißhelligkeiten ſind meiſtens daraus hervorgegangen. Perier allein hat ſich ſolchen Eingriffen zu widerſetzen gewußt; er entzog dadurch die Geſchäfte dem allzu großen Einfluſſe des Hofes, der unter allen Regierungen die Könige lenke; und man ſagt, daß die Nachricht von Periers Krankheit nicht allen Freunden der Tuillerien unangenehm geweſen ſei. Der König ſchien jetzt gerechtfertigt, wenn er ſelbſt die

Präſidentur des Konſeils übernahm. Als ſolches offenkundig ward, entſtand in Salons und Journalen die leidenſchaftlichſte Polemik über die Frage: ob der König das Recht habe, dem Konſeil zu präſidiren?

Hiebei kam nun viel Chikane und noch mehr Unwiſſenheit zum Vorſcheine. Da ſchwatzten die Leute, was ſie nur jemals halb gehört und gar nicht verſtanden hatten, und das rauſchte und ſpritzte ihnen aus dem Munde wie ein politiſcher Waſſerfall. Die Einſicht der meiſten Journale war ebenfalls nicht von der brillanteſten Art. Nur der National zeichnete ſich aus. Man hörte auch wieder die alte Streitformel, die er in der letzten Zeit der Reſtauration vorgebracht hatte: Le roi règne, mais ne gouverne pas. Die drei und ein halb Menſchen, die ſich damals in Deutſchland mit Polemik beſchäftigten, überſetzten dieſen Satz, wenn ich nicht irre, mit den Worten: der König herrſcht, aber er regiert nicht. Ich bin jedoch gegen das Wort „herrſchen;" es trägt nach meinen Gefühlen eine Färbung von Abſolutismus. Und doch ſollte eben dieſer Satz den Unterſchied beider Gewalten, der abſoluten und der konſtitutionellen bezeichnen.

Worin beſteht dieſer Unterſchied? Wer politiſch reinen Herzens iſt, darf auch jenſeits des Rheins dieſe Frage aufs beſtimmteſte erörtern. Durch das abſichtliche Umgehen derſelben hat man eben auf der einen Seite dem keckſten Jakobinismus, auf der andern Seite dem feigſten Knechtſinn Vorſchub geleiſtet.

Da die Theorie des Abſolutismus, von dem verächtlichen, gelehrten Salmaſius bis herunter auf den Herrn Jarke, der nicht gelehrt iſt, meiſtens von verdächtigen Schriftſtellern vertheidigt worden, ſo hat die Verrufenheit der Anwälte über alle Maßen der Sache ſelber geſchadet. Wer ſeinen ehrlichen Namen lieb hat, darf kaum wagen ſie öffentlich zu verfechten, und wäre er noch ſo ſehr von ihrer Vortrefflichkeit überzeugt. Und doch iſt die Lehre von der abſoluten Gewalt eben ſo honnet und eben ſo vertretbar wie jede andere politiſche Meinung. Nichts iſt widerſinniger, als wie jetzt ſo oft geſchieht, den Abſolutismus mit dem Despotismus zu verwechſeln. Der Despot handelt nach der Willkühr ſeiner Laune, der abſolute Fürſt handelt nach Einſicht und Pflichtgefühl. Das Charakteriſtiſche eines abſoluten Königs iſt hiebei, daß Alles im Staate durch ſeinen Selbſtwillen geſchieht. Da aber nur wenige Menſchen einen Selbſtwillen haben, da vielmehr die meiſten Menſchen, ohne es zu wiſſen, nur das wollen, was ihre Umgebung will, ſo herrſchen gewöhnlich dieſe an der Stelle der abſoluten Könige. Die Umgebung eines Königs nennen wir Hof, und Höflinge ſind es alſo, die in denjenigen abſoluten Monarchien herrſchen, wo die Fürſten nicht von allzu ſtörriger Natur und dadurch dem fremden Einfluſſe unzugänglich ſind. Die Kunſt der Höfe beſteht darin, die ſanften Fürſten ſo zu härten, daß ſie eine Keule werden in der

Hand des Höflings, und die wilden Fürſten ſo zu ſänftigen, daß ſie ſich willig zu jedem Spiele, zu allen Poſituren und Aktionen hergeben, wie die Löwen des Herrn Martin. Ach! faſt auf dieſelbe Weiſe, wie dieſer den König der Thiere zu zähmen weiß, indem er nämlich des Nachts ſeinem Käfige naht, ihn mit dunkler Hand in menſchliche Laſter einweiht, und nachher, am Tage, den Geſchwächten ganz gehorſam findet: ſo wiſſen die Höflinge manchen König der Menſchen, wenn er allzu ſträubſam und wild iſt, durch entnervende Lüſte zu zähmen, und ſie beherrſchen ihn durch Maitreſſen, Köche, Komödianten, üppige Muſik, Tanz und ſonſtigen Sinnenrauſch. Nur zu oft ſind abſolute Fürſten die abhängigſten Sklaven ihrer Umgebung, und könnte man die Stimme derjenigen vernehmen, die man in der öffentlichen Meinung am gehäſſigſten beurtheilt ſieht, ſo würde man vielleicht gerührt werden von den gerechteſten Klagen über unerhörte Verführungskünſte und trübſelige Verkehrung der menſchlich ſchönſten Gefühle. Außerdem liegt in der unumſchränkten Gewalt eine ſo ſchauerliche Macht der böſen Verſuchung, daß nur die alleredelſten Menſchen ihr widerſtehen können. Wer keinem Geſetze unterworfen iſt, der entbehrt der heilſamſten Schutzwehr; denn die Geſetze ſollen uns nicht blos gegen Andere, ſondern auch gegen uns ſelbſt ſchützen. Der Glaube, daß ihre Macht ihnen von Gott verliehen ſei, iſt daher bei den abſoluten Fürſten nicht nur verzeihlich, ſondern auch nothwendig. Ohne ſolchen Glauben wären ſie die unglücklichſten der Sterblichen, die, ohne mehr als Menſchen zu ſein, ſich der übermenſchlichſten Verſuchung und übermenſchlichſten Verantwortlichkeit ausgeſetzt hätten. Eben jener Glaube an ein göttliches Mandat gab den abſoluten Königen, die wir in der Geſchichte bewundern, eine Herrlichkeit, wozu das neuere Königthum ſich nimmermehr erheben wird. Sie waren weltliche Vermittler, ſie mußten zuweilen büßen für die Sünden ihrer Völker, ſie waren zugleich Opfer und Opferprieſter, ſie waren heilig, sacer in der antiken Bedeutung der Todesweihe. So ſehen wir Könige des Alterthums, die in Peſtzeiten mit ihrem eigenen Blute das Volk ſühnten, oder das allgemeine Unglück als eine Strafe für eigene Verſchuldung betrachteten. Noch jetzt, wenn eine Sonnenfinſterniß in China eintritt, erſchrickt der Kaiſer, und denkt darüber nach, ob er etwa durch irgend eine Sünde ſolche allgemeine Verdüſterung verſchuldet habe, und er thut Buße, damit ſich, für ſeine Unterthanen, der Himmel wieder lichte. Bei den Völkern, wo der Abſolutismus noch in ſo heiliger Strenge herrſcht, und das iſt auch bei den nordweſtlichen Nachbarn der Chineſen, bis an die Elbe, der Fall, würde es zu mißbilligen ſein, wenn man ihnen die repräſentative Verfaſſungsdoktrin predigen wollte; eben ſo tadelhaft iſt es aber, wenn man im größten Theile des übrigen Europa's, wo der Glaube an das göttliche Recht bei Fürſten und Völkern erloſchen iſt, den Abſolutismus docirt. Indem ich das Weſen des Abſolutismus

dadurch bezeichnete, daß in der abſoluten Monarchie der Selbſtwille des Königs regiert, bezeichne ich das Weſen der repräſentativen, der konſtitutionellen Monarchie um ſo leichter, wenn ich ſage: dieſe unterſcheide ſich von jener dadurch, daß an die Stelle des königlichen Selbſtwillens, die Inſtitution getreten iſt. An der Stelle eines Selbſtwillens, der leicht mißleitet werden kann, ſehen wir hier eine Inſtitution, ein Syſtem von Staatsgrundſätzen, die unveränderlich ſind. Der König iſt hier eine Art moraliſcher Perſon, im juriſtiſchen Sinne, und er gehorcht jetzt weniger den Leidenſchaften ſeiner phyſiſchen Umgebung, als vielmehr den Bedürfniſſen ſeines Volkes, er handelt nicht mehr nach den loſen Wünſchen des Hofes, ſondern nach feſten Geſetzen. Deßhalb ſind die Höflinge in allen Ländern dem konſtitutionellen Weſen heimlich oder gar öffentlich gram. Letzteres brach ihre vieltauſendjährige Macht, durch die tieferdachte, ingeniöſe Einrichtung: daß der König gleichſam nur die Idee der Gewalt repräſentirt, daß er zwar ſeine Miniſter wählen könne, jedoch nicht er, ſondern dieſe regieren, daß dieſe aber nur ſo lange regieren können, als ſie im Sinne der Majorität der Volksvertreter regieren, indem letztere die Regierungsmittel, z. B. die Steuern, verweigern können. Dadurch, daß der König nicht ſelbſt regiert, kann ihn auch, bei ſchlechter Regierung der Volksunmuth nicht unmittelbar treffen; dieſer wird in konſtitutionellen Staaten nur die Folge haben, daß der König andere, und zwar populäre Miniſter erwählt, von denen man ein beſſeres Regiment erwartet; ſtatt daß in abſoluten Staaten, wo der König ſelbſt regiert, ihn unmittelbar ſelbſt der Unmuth des Volks trifft, und dieſes, um ſich zu helfen, genöthigt iſt, den Staat umzuſtürzen. Dadurch daß der König nicht ſelbſt regiert, iſt das Heil des Staates unabhängig von ſeiner Perſönlichkeit, der Staat wird da nicht mehr durch jeden Zufall, durch jede allerhöchſte oder allerniedrigſte Leidenſchaft gefährdet, und gewinnt eine Sicherung, wovon die frühern Staatsweiſen gar keine Ahnung hatten: denn von Xenophon bis Fenelon erſchien ihnen die Erziehung eines Fürſten als die Hauptſache; ſogar der große Ariſtoteles muß in ſeiner Politik darauf hinzielen, und der größere Plato weiß nichts Beſſeres vorzuſchlagen, als die Philoſophen auf den Thron zu ſetzen, oder die Fürſten zu Philoſophen zu machen. Dadurch daß der König nicht ſelbſt regiert, iſt er auch nicht verantwortlich, iſt er unverletzlich, inviolable, und nur ſeine Miniſter können wegen ſchlechter Regierung angeklagt, verurtheilt und beſtraft werden. Der Kommentator der engliſchen Konſtitution, Blackſtone, begeht einen Mißgriff, wenn er die Unverantwortlichkeit des Königs zu deſſen Prärogativen zählt. Dieſe Anſicht ſchmeichelt einem Könige mehr, als ſie ihm nützt. In den Ländern des politiſchen Proteſtantismus, in konſtitutionellen Ländern, will man die Rechte der Fürſten vielmehr in der Vernunft begründet wiſſen, und dieſe gewährt hinlängliche Gründe für ihre

Unverletzlichkeit, wenn man annimmt, daß ſie nicht ſelbſt handeln können, und alſo deßhalb nicht zurechnungsfähig, nicht verantwortlich, nicht beſtrafbar ſind, wie Jeder, der nicht ſelbſt handelt. Der Grundſatz "the king cannot do wrong" mag alſo, in ſo fern man die Unverantwortlichkeit darauf gründet, nur dadurch ſeine Gültigkeit erlangen, daß man hinzuſetzt: because he does nothing. Aber an der Stelle des konſtitutionellen Königs handeln die Miniſter, und daher ſind dieſe verantwortlich. Sie handeln ſelbſtſtändig, dürfen jedes königliche Anſinnen, womit ſie nicht übereinſtimmen, geradezu abweiſen, und, im Fall dem Könige ihre Regierungsart mißfällt, ſich ganz zurückziehen. Ohne ſolche Freiheit des Willens wäre die Verantwortlichkeit der Miniſter, die ſie durch die Kontraſignatur bei jedem Regierungsakte ſich aufbürden, eine heilloſe Ungerechtigkeit, eine Grauſamkeit, ein Widerſinn, es wäre gleichſam die Lehre vom Sündenbocke in das Staatsrecht eingeführt. Aus demſelben Grund ſind die Miniſter eines abſoluten Fürſten ganz unverantwortlich, außer gegen dieſen ſelbſt; wie dieſer nur Gott, ſo ſind jene nur ihrem unbeſchränkten Herrn Rechenſchaft ſchuldig. Sie ſind nur ſeine untergebenen Gehülfen, ſeine getreuen Diener, und müſſen ihm unbedingt gehorchen. Ihre Kontraſignatur dient nur die Aechtheit der Ausfertigung und der fürſtlichen Unterſchrift zu beglaubigen. Man hat freilich nach dem Tode der Fürſten viele ſolcher Miniſter angeklagt und verurtheilt; aber immer mit Unrecht. Enguerrand-de-Miragny vertheidigte ſich in einem ſolchen Falle mit den rührenden Worten: „Wir als Miniſter ſind nur wie Hände und Füße, wir müſſen dem Haupte, dem Könige, gehorchen; dieſes iſt jetzt todt, und ſeine Gedanken liegen mit ihm im Grabe; wir können und dürfen nicht ſprechen."

Nach dieſen wenigen Andeutungen über den Unterſchied der beiden Gewalten, der abſoluten und der konſtitutionellen, wird es Jedem einleuchtend ſein, daß der Streit über die Präſidentur, wie er in den hieſigen Verhältniſſen zum Vorſcheine kam, minder die Frage betreffen ſollte: ob der König das Konſeil präſidiren darf? als vielmehr: in wiefern er es präſidiren darf? Es kommt nicht darauf an, daß ihm die Charte die Präſidentur nicht verbietet, oder ein Paragraph derſelben ihm ſolche ſogar zu erlauben ſcheint; ſondern es kommt darauf an, ob er nur honoris causa, zu ſeiner eigenen Belehrung, ganz paſſiv, ohne aktive Theilnahme präſidirt, oder ob er als Präſident ſeinen Selbſtwillen geltend macht in der Leitung und Ausführung der Staatsgeſchäfte? Im erſten Falle mag es immerhin erlaubt ſein, ſich täglich einige Stunden lang in der Geſellſchaft von Herrn Barthe, Louis, Sebaſtiani ꝛc. zu ennuyiren, im andern Falle muß ihm jedoch dieſes Vergnügen ſtreng verboten bleiben. In dieſem letztern Falle würde er, durch ſeinen Selbſtwillen regierend, ſich dem abſoluten Königthume nähern, wenigſtens würde er ſelbſt als ein verantwortlicher Miniſter betrachtet werden können. Ganz richtig behaupteten einige Journale,

daß es Unrecht wäre, wenn ein Mann, der auf dem Todtbette läge, wie Perier, oder der nicht einmal ſeine Geſichtsmuskeln regieren könne, wie Sebaſtiani, für die ſelbſtwilligen Regierungsakte des Königs verantwortlich ſein müſſe. Das iſt jedenfalls eine ſchlimme Streitfrage, die eine hinlänglich grelle Bedeutung hat; denn Mancher erinnert ſich dabei an das terroriſtiſche Wort: la responsabilité c'est la mort. Mit einer Inoffizioſität, die ich nicht billigen darf, wird bei dieſer Gelegenheit, namentlich von dem National, die Verantwortlichkeit des Königs behauptet, und in Folge deſſen ſeine Inviolabilität geläugnet. Dieſes iſt immer für Ludwig Philipp eine mißbehagliche Mahnung, und dürfte wohl einiges Nachſinnen in ſeinem Haupte hervorbringen. Seine Freunde meinten, es wäre wünſchenswerth, daß er gar nichts thue, wobei nur im mindeſten das Prinzip von der Inviolabilität zur Diskuſſion kommen und dadurch in der öffentlichen Meinung erſchüttert werden könnte. Aber Ludwig Philipp, wenn wir ſeine Lage billig ermeſſen, möchte doch nicht unbedingt zu tadeln ſein, daß er beim Regieren ein bischen nachzuhelfen ſucht. Er weiß, ſeine Miniſter ſind keine Genies; das Fleiſch iſt willig, aber der Geiſt iſt ſchwach. Die faktiſche Erhaltung ſeiner Macht ſcheint ihm die Hauptſache. Das Prinzip von der Inviolabilität muß für ihn nur ein ſekundaires Intereſſe haben. Er weiß, daß Ludwig XVI., kopfloſen Andenkens, ebenfalls inviolable geweſen. Es hat überhaupt in Frankreich mit der Inviolabilität eine eigene Bewandtniß. Das Prinzip der Inviolabilität iſt durchaus unverletzlich. Es gleicht dem Edelſtein in dem Ringe des Don Louis Fernando Perez Akaiba, welcher Stein die wunderbare Eigenſchaft hatte: wenn ein Mann, der ihn am Finger trug, vom höchſten Kirchthurme herabfiel, ſo blieb der Stein unverletzt.

Um jedoch dem fatalen Mißſtand einigermaßen abzuhelfen, hat Ludwig Philipp eine Interimspräſidentur geſtiftet und den Herrn Montalivet damit bekleidet. Dieſer wurde jetzt auch Miniſter des Innern, und an ſeiner Stelle wurde Herr Girod-de-l'Ain Miniſter des Cultus. Man braucht dieſe beiden Leute nur anzuſehen, um mit Sicherheit behaupten zu können, daß ſie keiner Selbſtſtändigkeit ſich erfreuen, und daß ſie nur als kontraſignirende Hampelmänner agiren. Der eine, Monsieur le comte de Montalivet, iſt ein wohlgeformter junger Mann, faſt ausſehend wie ein hübſcher Schuljunge, den man durch ein Vergrößerungsglas ſieht. Der andere, Herr Girod-de-l'Ain, zur Genüge bekannt als Präſident der Deputirtenkammer, wo er jederzeit, durch Verlängerung oder Abkürzung der Sitzungen, die Intereſſen des Königs zu fördern gewußt, iſt das Devouement ſelbſt. Er iſt ein untergeſetzter Mann von weichem Fleiſche, gehäbigem Bäuchlein, ſteiſſamen Beinchen, einem Herzen von Papiermaché, und er ſieht aus wie ein Braunſchweiger, der auf den Märkten mit Pfeifenköpfen handelt, oder auch wie ein Hausfreund, der den Kindern Brezeln mitbringt, und die Hunde ſtreichelt.

Vom Marſchall Soult, dem Kriegsminiſter, will man wiſſen, oder vielmehr man weiß von ihm ganz genau, daß er unterdeſſen beſtändig intriguirt, um zur Präſidentur des Konſeils zu gelangen. Letztere iſt überhaupt das Ziel vieler Beſtrebniſſe im Miniſterium ſelbſt, und die Ränke, die ſich dabei durchkreuzen, vereiteln nicht ſelten die beſten Anordnungen, und es entſtehen Gegnerſchaft, Zwiſt und Zerwürfniſſe, die ſcheinbar in der verſchiedenen Meinung, eigentlich aber in der übereinſtimmenden Eitelkeit ihren Grund haben. Jeder ehrgeizt nach der Präſidentur. Präſident des Konſeils iſt ein beſtimmter Titel, der von den übrigen Miniſtern etwas allzu ſcharf ſcheidet. So z. B. bei der Frage von der Verantwortlichkeit der Miniſter gilt hier die Anſicht: daß der Präſident für Fehler in der Tendenz des Miniſteriums, jeder andere Miniſter aber nur für die Fehler ſeines Departements verantwortlich ſei. — Dieſe Unterſcheidung und überhaupt die offizielle Ernennung eines Präſidenten des Konſeils iſt ein hemmendes und verwirrendes Gebrechen. Wir finden dieſes nicht bei den Engländern, deren konſtitutionelle Formen doch immer als Muſter dienen; die Präſidentur, wenn ich nicht irre, exiſtirt bei ihnen keineswegs als offizieller Titel. „Der erſte Lord des Schatzes" iſt zwar gewöhnlich Präſident, aber nicht als ſolcher. Der natürliche, wenn auch durch kein Geſetz beſtimmte Präſident iſt immer derjenige Miniſter, dem der König den Auftrag gegeben, ein Miniſterium zu bilden, d. h. unter ſeinen Freunden und Bekannten diejenigen als Miniſter zu wählen, die mit ihm in politiſcher Meinung übereinſtimmen und zugleich die Majorität im Parlamente haben würden. — Solchen Auftrag hat jetzt der Herzog von Wellington erhalten; Lord Grey und ſeine Whigs unterliegen — für den Augenblick.

Achter Artikel.

Paris, den 27. Mai 1832.

Caſimir Perier hat Frankreich erniedrigt, um die Börſenkurſe zu heben. Er wollte die Freiheit von Europa verkaufen um den Preis eines kurzen ſchmählichen Friedens für Frankreich. Er hat den Sbirren der Knechtſchaft und dem Schlechteſten in uns ſelber, dem Eigennutze, Vorſchub geleiſtet, ſo daß Tauſende der edelſten Menſchen zu Grunde gingen, durch Kummer und Elend und Schimpf und Selbſtentwürdigung. Er hat die Todten in den Juliusgräbern lächerlich gemacht, und er hat den Lebenden ſo entſetzlich das Leben verleidet, daß ſie ſelbſt dieſe Todten beneiden mußten. Er hat das heilige Feuer gelöſcht, die Tempel geſchloſſen, die Götter gekränkt, die Herzen gebrochen. Und dennoch würde ich dafür ſtimmen, daß Caſimir Perier beigeſetzt werde in das Pantheon,

in das große Haus der Ehre, welches die goldne Aufschrift führt: den großen Männern das dankbare Vaterland. Denn Casimir Perier war ein großer Mann; er besaß seltene Talente und seltene Willenskraft, und was er that, that er in gutem Glauben, daß es dem Vaterlande nutze, und er that es mit Aufopferung seiner Ruhe, seines Glücks und seines Lebens. Das ist es eben, nicht für den Nutzen und den Erfolg ihrer Thaten muß das Vaterland seinen großen Männern danken, sondern für den Willen und die Aufopferung, die sie dabei bekunden. Selbst wenn sie gar nichts gewollt und gethan hätten für das Vaterland, müßte dieses seine großen Männer nach ihrem Tode ehren; denn sie haben es durch ihre Größe verherrlicht. Wie die Sterne eine Zierde des Himmels sind, so zieren große Menschen ihre Heimath, ja die ganze Erde. Die Herzen großer Menschen sind aber die Sterne der Erde, und ich glaube, wenn man von oben herabsähe auf unsern Planeten, würden uns diese Herzen wie klare Lichter, gleich den Sternen des Himmels, entgegenstrahlen. Vielleicht von so hohem Standpunkte würde man erkennen, wie viel herrliche Sterne auf dieser Erde zerstreut sind, wie viele derselben in obscuren Wüsten unbekannt und einsam leuchten, wie schöngestirnt unser deutsches Vaterland, wie glänzend, wie strahlend Frankreich ist, diese Milchstraße großer Menschenherzen!

Frankreich hat in der letzten Zeit viele Sterne erster Größe verloren. Viele Helden aus der Revolutions- und Kaiser-Zeit hat die Cholera hingerafft. Viele bedeutende Staatsmänner, worunter Martignac der ausgezeichnetste, sind durch andere Krankheiten gestorben. Die Freunde der Wissenschaft betrauerten besonders den Tod Champollions, der so viele ägyptische Könige erfunden hat, und den Tod Cuviers, der so viele andere große Thiere entdeckt, die gar nicht mehr existiren, und unserer alten Mutter Erde aufs Ungalanteste nachgewiesen hat, daß sie viele tausend Jahre älter ist, als wofür sie sich bisher ausgegeben. „Läh tähte sanne won! (les têtes s'en vont) quäkte Herr Sebastiani, als er den Tod Periers erfuhr, und auch er werde bald sterben, quäkte er hinzu.

Der Tod Periers hat hier geringere Sensation erregt, als zu erwarten stand. Nicht einmal auf der Börse. Ich konnte nicht umhin, an dem Tage, wo Perier gestorben, nach der Place de la bourse zu gehen. Da stand der große Marmortempel, wo Perier wie ein Gott und sein Wort wie ein Orakel verehrt worden, und ich fühlte an die Säulen, die hundert kolossalen Säulen, die draußen ragen, und sie waren alle unbewegt und kalt, wie die Herzen jener Menschen, für welche Perier so viel gethan hat. O der trübseligen Zwerge! Nie wird wieder ein Riese sich für sie aufopfern, und um ihre Zwergintereſſen zu fördern, seine großen Brüder verlassen. Diese Kleinen mögen immerhin spotten über die Riesen, die, arm und ungeschlacht, auf den Bergen sitzen, wäh-

rend ſie, die Kleinen, begünſtigt durch ihre Statur, in die engen Gruben der Berge hineinkriechen, und dort die edlen Metalle hervorklopfen, oder den noch kleineren Gnomen, den Metallariis, abgewinnen können. Steigt nur immer hinab in eure Gruben, haltet euch nur feſt an der Leiter, und kümmert euch nicht darum, daß die Sproſſen immer ſchmutziger werden, je tiefer ihr hinabſteigt zu den koſtbarſten Stollen des Reichthums!

Ich ärgere mich jedesmal, wenn ich die Börſe betrete, das ſchöne Marmorhaus, erbaut im edelſten griechiſchen Style, und geweiht dem nichtswürdigſten Geſchäfte, dem Staatspapierenſchacher. Es iſt das ſchönſte Gebäude von Paris; Napoleon hat es bauen laſſen. In demſelben Style und Maaßſtabe ließ er einen Tempel des Ruhms bauen. Ach, der Tempel des Ruhms iſt nicht fertig geworden; die Bourbonen verwandelten ihn in eine Kirche, und weihten dieſe der reuigen Magdalene; aber die Börſe ſteht fertig in ihrem vollendetſten Glanze und ihrem Einfluſſe iſt es wohl zuzuſchreiben, daß ihre edlere Nebenbuhlerin, der Tempel des Ruhms, noch immer unvollendet und noch immer, in ſchmählichſter Verhöhnung, der reuigen Magdalene geweiht bleibt. Hier, in dem ungeheuren Raume der hochgewölbten Börſenhalle, hier iſt es, wo der Staatspapierenſchacher, mit all ſeinen grellen Geſtalten und Mißtönen, wogend und brauſend ſich bewegt, wie ein Meer des Eigennutzes, wo aus den wüſten Menſchenwellen die großen Banquiers gleich Haifiſchen hervorſchnappen, wo ein Ungethüm das andere verſchlingt, und wo oben auf der Gallerie, gleich lauernden Raubvögeln auf einer Meerklippe, ſogar ſpeculirende Damen bemerkbar ſind. Hier iſt es jedoch, wo die Intereſſen wohnen, die in dieſer Zeit über Krieg und Frieden entſcheiden.

Daher iſt die Börſe auch für uns Publiziſten ſo wichtig. Es iſt aber nicht leicht, die Natur jener Intereſſen, nach jedem einwirkenden Ereigniſſe, genau zu begreifen, und die Folgen danach würdigen zu können. Der Kurs der Staatspapiere und des Diskonto's iſt freilich ein politiſcher Thermometer, aber man würde ſich irren, wenn man glaubte, dieſer Thermometer zeige den Siegesgrad der einen oder der anderen großen Fragen, die jetzt die Menſchheit bewegen. Das Steigen oder Fallen der Kurſe beweiſt nicht das Steigen oder Fallen der liberalen oder ſervilen Partei, ſondern die größere oder geringere Hoffnung, die man hegt für die Pazifikation Europa's, für die Erhaltung des Beſtehenden, oder vielmehr für die Sicherung der Verhältniſſe, wovon die Auszahlung der Staatsſchuldzinſen abhängt.

In dieſer beſchränkten Auffaſſung, bei allen möglichen Vorkommenheiten, ſind die Börſenſpekulanten bewunderungswürdig. Ungeſtört von allen geiſtigen Aufregungen haben ſie ihren Sinn allein auf alles Faktiſche gewendet, und faſt mit thieriſchem Gefühle, wie Wetterfröſche, erkennen ſie, ob irgend ein Ereigniß, das ſcheinbar beruhigend ausſieht, nicht eine Quelle künftiger Stürme

ſein wird, oder ob ein großes Mißgeſchick nicht am Ende dazu diene, die Ruhe zu konſolidiren. Bei dem Falle Warſchau's frug man nicht: Wie viel Unheil wird für die Menſchheit dadurch entſtehen? ſondern: Wird der Sieg des Kantſchu's die Unruheſtifter, d. h. die Freunde der Freiheit, entmuthigen? Durch die Bejahung dieſer Frage ſtieg der Kurs. Erhielte man heute an der Börſe plötzlich die telegraphiſche Nachricht, daß Hr. Talleyrand an eine Vergeltung nach dem Tode glaube, ſo würden die franzöſiſchen Staatspapiere gleich um zehn Procent fallen; denn man könnte fürchten, er werde ſich mit Gott zu verſöhnen ſuchen, und dem Ludwig Philipp und dem ganzen Juste-milieu entſagen, und ſie fakrifiziren, und die ſchöne Ruhe, deren wir jetzt genießen, aufs Spiel ſetzen. Weder Sein noch Nichtſein, ſondern Ruhe oder Unruhe, iſt die große Frage der Börſe. Danach richtet ſich auch der Diskonto. In unruhiger Zeit iſt das Geld ängſtlich, zieht ſich in die Kiſten der Reichen, wie in eine Feſtung, zurück, hält ſich eingezogen; der Diskonto ſteigt. In ruhiger Zeit wird das Geld wieder ſorglos, bietet ſich preis, zeigt ſich öffentlich, iſt ſehr herablaſſend; der Diskonto iſt niedrig. So ein alter Louisd'or hat mehr Verſtand als ein Menſch, und weiß am beſten, ob es Krieg oder Frieden giebt. Vielleicht durch den guten Umgang mit Geld haben die Leute der Börſe ebenfalls eine Art von politiſchem Inſtinkte bekommen, und während in der letzten Zeit die tiefſten Denker nur Krieg erwarteten, blieben ſie ganz ruhig und glaubten an die Erhaltung des Friedens. Frug man einen derſelben nach ſeinen Gründen, ſo ließ er ſich, wie Sir John, keine Gründe abzwingen, ſondern behauptete immer: Das iſt meine Idee.

In dieſer Idee iſt die Börſe ſeitdem ſehr erſtarkt, und nicht einmal der Tod Periers konnte ſie auf eine andere Idee bringen. Freilich, ſie war längſt auf dieſen Fall vorbereitet, und zudem bildet man ſich ein, ſein Friedensſyſtem überlebe ihn und ſtehe feſt durch den Willen des Königs. Aber dieſe gänzliche Indifferenz bei der Todesnachricht Periers hat mich widerwärtig berührt. Anſtandshalber hätte die Börſe doch wenigſtens durch eine kleine Baiſſe ihre Betrübniß an den Tag legen müſſen. Aber nein, nicht einmal ein Achtel Prozent, nicht einmal ein Achtel Trauerprozent ſind die Staatspapiere gefallen bei dem Tode Caſimir Periers, des großen Banquierminiſters!

Bei Periers Begräbniß zeigte ſich wie bei ſeinem Tode die kühlſte Indifferenz. Es war ein Schauſpiel wie jedes andere; das Wetter war ſchön, und Hunderttauſende von Menſchen waren auf den Beinen, um den Leichenzug zu ſehen, der ſich lang und gleichgültig, über die Boulevards, nach Pere-La-Chaiſe dahinzog. Auf vielen Geſichtern ein Lächeln, auf andern die laueſte Werkeltagſtimmung, auf den meiſten nur Ennui. Unzählig viel Militair, wie es ſich kaum ziemte für den Friedensheld des Entwaffnungsſyſtems. Viel Nationalgarden und Gendarmen. Dabei auch die Kanoniere mit ihren Kanonen,

welche letztere mit Recht trauern konnten, denn sie hatten gute Tage unter Perier, gleichsam eine Sinekur. Das Volk betrachtete Alles mit einer seltsamen Apathie; es zeigte weder Haß noch Liebe; der Feind der Begeisterung wurde begraben, und Gleichgültigkeit bildete den Leichenzug. Die einzigen wahrhaft Betrübten unter den Leidtragenden waren die beiden Söhne des Verstorbenen, die in langen Trauermänteln und mit blassen Gesichtern hinter dem Leichenwagen gingen. Es sind zwei junge Menschen, etwa in den Zwanzigen, untersetzt, etwas ründlich, von einem Aeußern, das vielmehr Wohlhabenheit als Geist verräth; ich sah sie diesen Winter auf allen Bällen, lustig und frischbäckig. Auf dem Sarge lagen dreifarbige Fahnen, mit schwarzem Krepp umflort. Die dreifarbige Fahne hätte just nicht zu trauern brauchen bei Casimir Periers Tod. Wie ein schweigender Vorwurf lag sie trauernd auf seinem Sarg, die Fahne der Freiheit, die durch seine Schuld so viele Beleidigungen erlitten. Wie der Anblick dieser Fahne, so rührte mich auch der Anblick des alten Lafayette bei dem Leichenzuge Periers, des abtrünnigen Mannes, der doch einst so glorreich mit ihm gekämpft unter jener Fahne.

Meine Nachbarn, die dem Zuge zuschauten, sprachen von dem Leichenbegängnisse Benjamin Constants. Da ich erst ein Jahr in Paris bin, so kenne ich die Betrübniß, die damals das Volk an den Tag legte, nur aus der Beschreibung. Ich kann mir jedoch von solchem Volksschmerz eine Vorstellung machen, da ich kurz nachher dem Begräbnisse des ehemaligen Bischofs von Blois, des Conventionnel Grégoire, zugesehen. Da waren keine hohen Beamten, keine Infanterie und Kavallerie, keine leeren Trauerwagen voll Hoflakaien, keine Kanonen, keine Gesandten mit bunten Livreen, kein offizieller Pomp. Aber das Volk weinte, Schmerz lag auf den Gesichtern, und obgleich ein starker Regen wie mit Eimern vom Himmel herabgoß, waren doch alle Häupter unbedeckt, und das Volk spannte sich vor den Leichenwagen, und zog ihn eigenhändig nach dem Mont-Parnaß. Grégoire, ein wahrer Priester, stritt sein ganzes Leben hindurch für die Freiheit und Gleichheit der Menschen jeder Farbe und jedes Bekenntnisses; er ward immer gehaßt und verfolgt von den Feinden des Volks, und das Volk liebte ihn und weinte, als er starb.

Zwischen zwei bis drei Uhr ging der Leichenzug Periers über die Boulevards; als ich um halb acht von Tische kam, begegnete ich den Soldaten und Wagen, die vom Kirchhofe zurückkehrten. Die Wagen rollten jetzt rasch und heiter; die Trauerflöre waren von der dreifarbigen Fahne abgenommen; diese und die Harnische der Kuirassire glänzten im lustigsten Sonnenschein; die rothen Trompeter, auf weißen Rossen dahintrabend, bliesen lustig die Marseillaise; das Volk, bunt geputzt und lachend, tänzelte nach den Theatern; der Himmel, der lange umwölkt gewesen, war jetzt so lieblich blau, so sonnen-

duftig; die Bäume glänzten ſo grünvergnügt; die Cholera und Caſimir Perier waren vergeſſen, und es war Frühling.

Nun iſt der Leib begraben, aber das Syſtem lebt noch. Oder iſt es wirklich wahr, daß jenes Syſtem nicht eine Schöpfung Periers iſt, ſondern des Königs? Einige Philippiſten haben dieſe Meinung zuerſt geäußert, damit man der ſelbſtſtändigen Kraft des Königs vertraue; damit man nicht wähne, er ſtehe rathlos an dem Grabe ſeines Beſchützers; damit man an der Aufrechthaltung des bisherigen Syſtems nicht zweifle. Viele Feinde des Königs bemächtigen ſich jetzt dieſer Meinung; es kommt ihnen ganz erwünſcht, daß man jenes unpopulaire Syſtem früher als den 13. März datirt, und ihm einen allerhöchſten Stifter zuſchreibt, dem dadurch die allerhöchſte Verantwortlichkeit erwächſt. Freunde und Feinde vereinigen ſich hier manchmal, um die Wahrheit zu verſtümmeln. Entweder ſchneiden ſie ihr die Beine ab, oder ziehen ſie ſo in die Länge, daß ſie ſo dünn wird wie eine Lüge. Der Parteigeiſt iſt ein Prokruſtes, der die Wahrheit ſchlecht bettet. Ich glaube nicht, daß Perier bei dem ſogenannten Syſteme vom 13. März nur ſeinen ehrlichen Namen hergeopfert, und daß Ludwig Philipp der eigentliche Vater ſei. Er läugnet vielleicht die Vaterſchaft bei dieſem bedenklichen Kinde, eben ſo wie jener Bauerburſche, der naiv hinzuſetzte: mais pour dire la vérité, je n'y ai pas nui. Alle Beleidigungen, die Frankreich bisher erdulden mußte, kommen jetzt auf Rechnung des Königs. Der Fußtritt, den der kranke Löwe noch zuletzt in Rom, von der Eſelin des Herrn, erhalten hat, erbittert die Franzoſen aufs unleidlichſte. Man thut ihm aber Unrecht; Ludwig Philipp läßt ungern eine Beleidigung hingehen, und möchte ſich gerne ſchlagen, nur nicht mit jedem; z. B. er würde ſich nicht gern mit Rußland ſchlagen aber ſehr gern mit den Preußen, mit denen er ſich ſchon bei Valmy geſchlagen, und die er daher nicht ſehr zu fürchten ſcheint. Man will nämlich nie Furcht an ihm bemerkt haben, wenn von Preußen und deſſen bedrohlicher Ritterthümlichkeit die Rede iſt. Ludwig Philipp Orleans, der Enkel des heiligen Ludwig, der Sprößling des älteſten Königſtammes, der größte Edelmann der Chriſtenheit, pflegt dann jovial bürgerlich zu ſcherzen, wie es doch betrübend ſei, daß die Uckermärk'ſche Camarilla ſo gar vornehm und adelſtolz auf ihn, den armen Bürgerkönig, herabſehe.

Ich kann nicht umhin, hier zu erwähnen, daß man niemals an Ludwig Philipp den Grand Seigneur merkt, und daß in der That das franzöſiſche Volk keinen bürgerlicheren Mann zum Könige wählen konnte. Eben ſo wenig liegt ihm daran, ein legitimer König zu ſein, und, wie man ſagt, die Guizotſche Erfindung der Quaſilegitimität war gar nicht nach ſeinem Geſchmack. Er beneidet Heinrich V. nicht im mindeſten ob des Vorzugs der Legitimität, und iſt durchaus nicht geneigt, deßhalb mit ihm zu unterhandeln oder gar ihm

Geld dafür zu bieten; aber Ludwig Philipp iſt nun einmal der Meinung, daß er das Bürgerkönigthum erfunden habe, er hat ein Patent auf dieſe Erfindung bekommen; er verdient damit jährlich achtzehn Millionen, eine Summe, die das Einkommen der Pariſer Spielhäuſer faſt übertrifft, und er möchte ſolch einträgliches Geſchäft als ein Monopol für ſich und ſeine Nachkommen behalten. Schon im vorigen Artikel habe ich angedeutet, wie die Erhaltung jenes Königmonopols dem Ludwig Philipp über Alles am Herzen liegt, und wie, in Berückſichtigung ſolcher menſchlichen Denkweiſe, ſeine Uſurpation der Präſidentur im Konſeil zu entſchuldigen iſt. Noch immer hat er ſich, der That nach, nicht in die gebührenden Grenzen ſeiner konſtitutionellen Befugniß zurückgezogen, obgleich er, der Form nach, nicht mehr zu präſidiren wagt. Die eigentliche Streitfrage iſt noch immer nicht geſchlichtet, und wird ſich wohl bis zur Bildung eines neuen Miniſteriums hinzerren. Was aber die Schwäche der Regierung am meiſten offenbart, das iſt eben, daß nicht das innere Landesbedürfniß, ſondern ausländiſche Ereigniſſe die Erhaltung, Erneuerung oder Umgeſtaltung des franzöſiſchen Miniſteriums bedingen. Solche Abhängigkeit von fremdländiſchen Intereſſen zeigte ſich betrübſam und offenkundig genug während der letzten Vorfallenheiten in England. Jedes Gerücht, das uns in dieſer letzten Zeit von dort zuwehte, brachte hier eine neue Miniſterkombination in Vorſchlag und Berathung. Man dachte viel an Odilon-Barrot, und man war auf gutem Wege ſogar an Mauguin zu denken. Als man das brittiſche Staatsſteuer in Wellingtons Händen ſah, verlor man ganz den Kopf, und man war ſchon im Begriff, des militairiſchen Gleichgewichts halber, den Marſchall Soult zum erſten Miniſter zu machen.

Die Freiheit von England und Frankreich wäre alsdann unter das Kommando zweier alten Soldaten gekommen, die, allem ſelbſtſtändigen Bürgerthume fremd oder gar feindlich, nie etwas andres gelernt haben, als ſklaviſch zu gehorchen oder despotiſch zu befehlen. Soult und Wellington ſind ihrem Charakter nach bloße Condottieri, nur daß erſterer in einer edlern Schule das Waffenhandwerk gelernt hat und eben ſo ſehr nach Ruhm wie nach Sold dürſtet. Nichts Geringeres als eine Krone ſollte ihm einſt als Beute zufallen, und, wie man mir verſichert, Soult war einige Tage lang König von Portugal, unter dem Namen Nikolo I. König der Algarven. Die Laune ſeines ſtrengen Oberherrn erlaubte ihm nicht, dieſen königlichen Spaß länger zu treiben. Aber er kann es gewiß nicht vergeſſen; er hatte einſt mit vollen Ohren den ſüßen Majeſtätstitel eingeſogen, mit berauſchten Augen hat er die Menſchen, in unterthänigſter Huldigung, vor ſich knien ſehen, auf ſeinen gnädigen Händen fühlt er noch die brennenden, portugieſiſchen Lippen — und ihm ſollte die Freiheit Frankreichs anvertraut werden! Ueber den Andern, über Mylord Wellington, brauche ich wohl nichts zu ſagen. Die letzten Be-

gebenheiten haben bewieſen, daß ich in meinen frühern Schriften noch immer zu milde von ihm geſprochen. Man hat, verblendet durch ſeine täppiſchen Siege, nie geglaubt, daß er eigentlich einfältig ſei; aber auch das haben die jüngſten Ereigniſſe bewieſen. Er iſt dumm wie alle Menſchen, die kein Herz haben. Denn die Gedanken kommen nicht aus dem Kopfe, ſondern aus dem Herzen. Lobt ihn immerhin, feile Hofpoeten und reimende Schmeichler des torieſchen Hochmuths! Beſinge ihn immerhin, kaledoniſcher Barde, bankerottes Geſpenſt mit der bleiernen Harfe, deren Saiten von Spinnweb! Beſingt ihn, fromme Laureaten, bezahlte Heldenſänger, und zumal beſingt ſeine letzten Heldenthaten! Nie hat ein Sterblicher vor aller Welt Augen ſich in ſo kläglicher Blöße gezeigt. Faſt einſtimmig hat ganz England, eine Jury von zwanzig Millionen freier Bürger, ſein Schuldig ausgeſprochen über den armen Sünder, der, wie ein gemeiner Dieb, nächtlicher Weile und mit Hülfe liſtiger Hehlerinnen, die Kronjuwelen des ſouverainen Volks, ſeine Freiheit und ſeine Rechte, einſtecken wollte. Leſet den Morning-Chronicle, die Times, und ſogar jene Sprecher, die ſonſt ſo gemäßigt ſind, und ſtaunt ob der ſcharfrichterlichen Worte, womit ſie den Sieger von Waterloo geſtäupt und gebrandmarkt. Sein Name iſt ein Schimpf geworden. Durch die feigſten Höflingskünſte ſoll es gelungen ſein, ihm auf einige Tage die Gewalt in Händen zu ſpielen, die er doch nicht auszuüben wagte. Leigh Hunt vergleicht ihn deßhalb mit einem greiſen Lüſtling, der ein Mädchen verführen wollte, welches, in ſolcher Bedrängniß eine Freundin um Rath frug und zur Antwort erhielt: laß ihn nur gewähren, und er wird außer der Sünde ſeines böſen Willens auch noch die Schande der Ohnmacht auf ſich laden.

Ich habe immer dieſen Mann gehaßt, aber ich dachte nie, daß er ſo verächtlich ſei. Ich habe überhaupt von denen, die ich haſſe, immer größer gedacht, als ſie es verdienten. Und ich geſtehe, daß ich den Tories von England mehr Muth und Kraft und großſinnige Aufopferung zutraute, als ſie jetzt, wo es Noth that, bewieſen haben. Ja, ich habe mich geirrt in dieſem hohen Adel von England, ich glaubte, ſie würden, wie ſtolze Römer, die Aecker, worauf der Feind kampirt, nicht geringeren Preiſes wie ſonſt verkaufen; ſie würden auf ihren kuruliſchen Stühlen die Feinde erwarten — nein! ein paniſcher Schrecken ergriff ſie, als ſie ſahen, daß John Bull etwas ernſthaft ſich gebährdete, und die Aecker mitſammt den Rotten-boroughs werden jetzt wohlfeiler ausgeboten, und die Zahl der kuruliſchen Stühle wird vermehrt, damit auch die Feinde gefälligſt Platz nehmen. Die Tories vertrauen nicht mehr ihrer eigenen Kraft; ſie glauben nicht mehr an ſich ſelbſt — ihre Macht iſt gebrochen. Freilich, die Whigs ſind ebenfalls Ariſtokraten, Lord Grey iſt eben ſo adelſüchtig wie Lord Wellington; aber es wird der engliſchen Ariſtokratie wie der franzöſiſchen ergehen: der eine Arm ſchneidet den andern ab.

Es iſt unbegreiflich, daß die Tories, auf einen nächtlichen Streich ihrer Königin rechnend, ſo ſehr erſchracken, als dieſer gelang, und das Volk ſich überall mit lautem Proteſt dagegen erhob. Dieß war ja vorauszuſehen, wenn man den Charakter der Engländer und ihre geſetzlichen Widerſtandsmittel in Anſchlag brachte. Das Urtheil über die Reformbill ſtand feſt bei Jedem im Volke. Alles Nachdenken darüber war ein Faktum geworden. Ueberhaupt haben die Engländer, wo es Handeln gilt, den Vortheil, daß ſie, als freie Menſchen immer befugt ſich frei auszuſprechen, über jede Frage ein Urtheil in Bereitſchaft haben. Sie urtheilen gleichſam mehr, als ſie denken. Wir Deutſche hingegen, wir denken immer, vor lauter Denken kommen wir zu keinem Urtheil; auch iſt es nicht immer rathſam, ſich auszuſprechen; den Einen hält die Furcht vor dem Mißfallen des Herrn Polizeidirektors, den Andern die Beſcheidenheit oder gar die Blödigkeit davon zurück, ein Urtheil zu fällen; viele deutſche Denker ſind ins Grab geſtiegen, ohne über irgend eine große Frage ein eigenes Urtheil ausgeſprochen zu haben. Die Engländer ſind hingegen beſtimmt, praktiſch, alles Geiſtige verfeſtet ſich bei ihnen, ſo daß ihre Gedanken, ihr Leben und ſie ſelbſt eine einzige Thatſache werden, deren Rechte unabweisbar. Ja, ſie ſind „brutal wie eine Thatſache“ und widerſtehen materiell. Ein Deutſcher mit ſeinen Gedanken, ſeinen Ideen, die weich wie das Gehirn, woraus ſie hervorgegangen, iſt gleichſam ſelbſt nur eine Idee, und wenn dieſe der Regierung mißfällt, ſo ſchickt man ſie auf die Feſtung. So ſaßen ſechzig Ideen in Köpenick eingeſperrt, und Niemand vermißte ſie; die Bierbrauer brauten ihr Bier nach wie vor; die Almanachspreſſen druckten ihre Kunſtnovellen nach wie vor. Zu jener thatſächlichen Widerſtandsnatur der Engländer, jenem unbeugſamen Eigenſinn bei abgeurtheilten Fragen, kommt noch die geſetzliche Sicherheit, womit ſie handeln können. Wir vermögen uns keinen Begriff davon zu machen, wie weit die engliſche Oppoſition, die Gegnerin der Regierung innerhalb und außerhalb des Parlaments, auf legalem Wege vorwärts ſchreiten darf. Die Tage von Wilkes begreift man erſt, wenn man England ſelbſt geſehen hat. Die Reiſenden, die uns die engliſche Freiheit ſchildern wollen, geben uns in dieſer Abſicht eine Aufzählung von Geſetzen. Aber die Geſetze ſind nicht die Freiheit ſelbſt, ſondern nur die Grenzen derſelben. Man hat auf dem Kontinente keinen Begriff davon, wie viel intenſive Freiheit zuweilen in jenen Grenzen zuſammengedrängt iſt, und man hat noch viel weniger einen Begriff von der Faulheit und Schläfrigkeit der Grenzwächter. Nur wo ſie Schutz geben ſollen gegen Willkühr der Gewalthaber ſind jene Grenzen feſt und wachſam gehütet. Wenn ſie überſchritten werden von den Gewalthabern, dann ſteht ganz England auf, wie ein einziger Mann, und die Willkühr wird zurückgetrieben. Ja, dieſe Leute warten nicht einmal, bis die Freiheit verletzt worden, ſondern wo ſie nur im geringſten bedroht iſt, erheben ſie

ſich gewaltig, mit Worten und Flinten. Die Franzoſen des Julius ſind nicht früher aufgeſtanden, als bis die erſten Keulenſchläge der Willkühr, die Ordonanzen, ihnen aufs Haupt niederfielen. Die Engländer dieſes Maimonds haben nicht den erſten Schlag abgewartet; es war ihnen ſchon genug, daß dem berühmten Scharfrichter, der ſchon in andern Ländern die Freiheit hingerichtet, das Schwert in Händen gegeben worden.

Es ſind wunderliche Käuze, dieſe Engländer. Ich kann ſie nicht leiden. Sie ſind erſtens langweilig, und dann ſind ſie ungeſellig, eigenſinnig, ſie quäken wie die Fröſche, ſie ſind geborne Feinde aller guten Muſik, ſie gehen in die Kirche mit vergoldeten Gebetbüchern, und ſie verachten uns Deutſche, weil wir Sauerkraut eſſen. Aber als es der engliſchen Ariſtokratie gelang, „das deutſche Weib" (the nasty german frow) durch die Hofbaſtardſchaft in ihr Intereſſe zu ziehen; als König Wilhelm, der noch des Abends an Lord Grey verſprach, ſo viel neue Pairs zu ernennen, als zum Durchſetzen der Reformbill nöthig ſei, umgeſtimmt durch die Königin der Nacht, des andern Morgens ſein Wort brach; als Wellington und ſeine Tories mit ihren libertieiden Händen die Staatsgewalt ergriffen: da waren jene Engländer plötzlich gar nicht mehr langweilig, ſondern ſehr intereſſant; ſie waren gar nicht mehr ungeſellig, ſondern ſie vereinigten ſich hunderttauſendweis; ſie wurden ſehr gemeinſinnig; ihre Worte waren gar nicht mehr ſo quäkend, ſondern voll des kühnſten Wohllauts; ſie ſprachen Dinge, die hinreißender klangen als die Melodien von Roſſini und Meyerbeer, und ſie ſprachen gar nicht gebetbücherlich fromm von den Prieſtern der Kirche, ſondern ſie beriethen ſich ganz freigeiſtig, „ob ſie nicht die Biſchöfe zum Henker jagen, und König Wilhelm, mitſammt ſeiner Sauerkrautſippſchaft, nach Hannover zurückſchicken ſollten?"

Ich habe, als ich früher in England war, über Vieles gelacht, aber am herzlichſten über den Lordmayor, den eigentlichen Bürgermeiſter des Weichbilds von London, der, als eine Ruine des mittelalterlichen Kommuneweſens, ſich in all ſeiner Perrückenmajeſtät und breiten Zunftwürde erhalten hat. Ich ſah ihn in der Geſellſchaft ſeiner Aldermänner; das ſind die gravitätiſchen Vorſtände der Bürgerſchaft, Gevatter Schneider und Handſchuhmacher, meiſtens dicke Krämer, rothe Beefſteakgeſichter, lebendige Porterkrüge, aber nüchtern, und ſehr reich durch Fleiß und Sparſamkeit, ſo daß viele darunter, wie man mir verſichert, über eine Million Pfund Sterling in der engliſchen Bank liegen haben. Die engliſche Bank iſt ein großes Gebäude in Thread-needle-Street; und würde in England eine Revolution ausbrechen, ſo kann die Bank in die größte Gefahr gerathen, und die reichen Bürger von London könnten ihr Vermögen verlieren und in einer Stunde zu Bettlern werden. Nichtsdeſtoweniger, als König Wilhelm ſein Wort brach und die Freiheit von England gefährdet ſtand, da hat der Lordmayor von London ſeine große Perrücke aufge-

ſetzt, und mit ſeinen dicken Aldermännern machte er ſich auf den Weg, und ſie ſahen dabei ſo ſichermüthig, ſo amtsruhig aus, als gingen ſie zu einem feierlichen Gaſtmahl in Guildhall; ſie gingen aber nach dem Hauſe der Gemeinen, und proteſtirten dort aufs entſchloſſenſte gegen das neue Regiment, und widerſagten dem König, im Fall er es nicht widerriefe, und wollten lieber durch eine Revolution Leib und Gut aufs Spiel ſetzen, als den Untergang der engliſchen Freiheit geſtatten. Es ſind wunderliche Käuze, dieſe Engländer!

Ich werde eines Mannes, den ich auf der linken Seite des Sprechers im engliſchen Unterhauſe ſitzen ſah, nie vergeſſen; denn nie hat mir ein Menſch mehr als dieſer mißfallen. Er ſitzt dort noch immer. Es iſt eine unterſetzte, ſtämmige Figur, mit einem großen, viereckigen Kopfe, der mit unangenehm aufgeſträubten, röthlichen Haaren bedeckt iſt. Das über und über geröthete, breitbäckige Geſicht iſt ordinär, regelmäßig unedel; nüchterne, wohlfeile Augen; kargzugemeſſene Naſe; eine große Strecke von da bis zum Munde, und dieſer kann keine drei Worte ſprechen, ohne daß eine Zahl dazwiſchenläuft, oder wenigſtens von Geld die Rede iſt. Es liegt in ſeinem ganzen Weſen etwas Knickrichtes, Filziges, Schäbiges; kurz, es iſt der ächte Sohn Schottlands, Herr Joſeph Hume. Man ſollte dieſe Geſtalt vor jedem Rechenbuche in Kupfer ſtechen. Er gehörte immer zur Oppoſition; die engliſchen Miniſter haben immer beſondere Angſt vor ihm, wenn Geldſummen beſprochen werden. Sogar als Canning Miniſter wurde, blieb er auf der Oppoſitionsbank ſitzen, und wenn Canning in ſeinen Reden eine Zahl zu nennen hatte, frug er jedesmal in leiſem Tone den neben ihm ſitzenden Huskiſſon "how much?" und wenn dieſer ihm die Zahl ſouflirt hatte, ſprach er ſie laut aus indem er faſt lächelnd Joſeph Hume dabei anſah; nie hat mir ein Menſch mehr mißfallen als dieſer. Als aber König Wilhelm ſein Wort brach, da erhob ſich Joſeph Hume hoch und heldenmüthig wie ein Gott der Freiheit, und er ſprach Worte, die ſo gewaltig und ſo erhaben lauteten, wie die Glocke von Sankt Paul, und es war freilich wieder von Geld die Rede, und er erklärte, „daß man keine Steuern bezahlen ſolle," und das Parlament ſtimmte ein in den Antrag ſeines großen Bürgers.

Das war es, das entſchied; die geſetzliche Verweigerung der Abgaben ſchreckte die Feinde der Freiheit. Sie wagten nicht den Kampf mit einem einigen Volke, das Leib und Gut aufs Spiel ſetzte. Sie hatten freilich noch immer ihre Soldaten und ihre Guineen. Aber man traute nicht mehr den rothen Knechten, obgleich ſie bisher dem Wellington'ſchen Stocke ſo prügeltreu gehorcht. Man vertraute nicht mehr der Ergebenheit erkaufter Wortführer; denn ſelbſt Englands Nobility merkt jetzt, „daß nicht Alles in der Welt feil iſt, und daß man auch am Ende nicht Geld genug hat, Alles zu bezahlen." Die Tories gaben nach. Es war in der That das Feigſte, aber auch das

Klügſte. Wie kam es aber, daß ſie das einſahen? Haben ſie etwa unter den Steinen, womit man ihnen die Fenſter einwarf, zufällig den Stein der Weiſen gefunden?

Neunter Artikel.

Paris, den 16. Junius 1832.

John Bull verlangt jetzt eine wohlfeile Regierung und eine wohlfeile Religion (cheap government, cheap religion,) und will nicht mehr alle Früchte ſeiner Arbeit hergeben, damit die ganze Sippſchaft jener Herren, die ſeine Staatsintereſſen verwalten oder ihm die chriſtliche Demuth predigen, im ſtolzeſten Ueberfluß ſchwelgt. Er hat vor ihrer Macht nicht mehr ſo viel Ehrfurcht wie ſonſt, und auch John Bull hat gemerkt: la force des grands n'est que dans la tête des petits. Der Zauber iſt gebrochen, ſeitdem die engliſche Nobility ihre eigene Schwäche offenbart hat. Man fürchtet ſie nicht mehr, man ſieht ein, ſie beſteht aus ſchwachen Menſchen wie wir Andere. Als der erſte Spanier fiel, und die Mexikaner merkten, daß die weißen Götter, die ſie mit Blitz und Donner bewaffnet ſahen, ebenfalls ſterblich ſeien: wäre dieſen der Kampf ſchier ſchlecht bekommen, hätten die Feuergewehre nicht den Ausſchlag gegeben. Unſere Feinde aber haben nicht dieſen Vortheil; Barthold Schwarz hat das Pulver für uns alle erfunden. Vergebens ſcherzt die Cleriſei: gebt dem Cäſar, was des Cäſars iſt. Unſere Antwort iſt: während achtzehn Jahrhunderten haben wir dem Cäſar immer viel zu viel gegeben; was übrig geblieben, das iſt jetzt für uns. —

Seit die Reformbill zum Geſetze erhoben iſt, ſind die Ariſtokraten plötzlich ſo großmüthig geworden, daß ſie behaupten: nicht bloß wer zehn Pfund Sterling Steuer bezahlt, ſondern jeder Engländer, ſogar der ärmſte, habe das Recht, bei der Wahl eines Parlamentsdeputirten ſeine Stimme zu geben. Sie möchten lieber abhängig werden von dem niedrigſten Bettler- und Lumpengeſindel, als von jenem wohlhabenden Mittelſtand, der nicht ſo leicht zu beſtechen iſt, und der für ſie auch keine ſo tiefe Sympathie fühlt wie der Pöbel. Letzterer iſt jenen Hochgeborenen wenigſtens wahlverwandt; ſie haben beide, der Adel und der Pöbel, den größten Abſcheu vor gewerbfleißiger Thätigkeit; ſie ſtreben vielmehr nach Eroberung des fremden Eigenthums, oder nach Geſchenken und Trinkgeldern für gelegentliche Lohndienerei; Schuldenmachen iſt durchaus nicht unter ihrer Würde; der Bettler und der Lord verachten die bürgerliche Ehre; ſie haben eine gleiche Unverſchämtheit, wenn ſie hungrig ſind, und ſie ſtimmen ganz überein in ihrem Haſſe gegen den wohlhabenden Mittel-

ſtand. Die Fabel erzählt: die oberſten Sproſſen einer Leiter ſprachen einſt hochmüthig zu den unterſten: glaubt nicht, daß Ihr uns gleich ſeid, Ihr ſteckt unten im Kothe, während wir oben frei emporragen, die Hierarchie der Sproſſen iſt von der Natur eingeführt, ſie iſt von der Zeit geheiligt, ſie iſt legitim; ein Philoſoph aber, welcher vorüberging und dieſe hochadelige Sprache hörte, lächelte und drehte die Leiter herum. Sehr oft geſchieht dieſes im Leben, und dann zeigt ſich, daß die hohen und die niedrigſten Sproſſen der geſellſchaftlichen Leiter in derſelben Lage eine gleiche Geſinnung beurkunden. Die vornehmen Emigranten, die im Auslande in Miſere geriethen, wurden ganz gemeine Bettler in Gefühl und Geſinnung; während das korſikaniſche Lumpengeſindel, das ihren Platz in Frankreich einnahm, ſich ſo frech, ſo hochnaſig, ſo hoffärtig ſpreitzte, als wären ſie die älteſte Nobleſſe.

Wie ſehr den Freunden der Freiheit jenes Bündniß der Nobleſſe und des Pöbels gefährlich iſt, zeigt ſich am widerwärtigſten auf der pyrenäiſchen Halbinſel. Hier, wie auch in einigen Provinzen von Weſtfrankreich und Süddeutſchland, ſegnet die katholiſche Prieſterſchaft dieſe heilige Allianz. Auch die Prieſter der proteſtantiſchen Kirche ſind überall bemüht, das ſchöne Verhältniß zwiſchen dem Volk und den Machthabern (d. h. zwiſchen dem Pöbel und der Ariſtokratie) zu befördern, damit die Gottloſen (die Liberalen) nicht die Obergewalt gewinnen. Denn ſie urtheilen ſehr richtig: wer ſich frevelhaft ſeiner Vernunft bedient und die Vorrechte der adeligen Geburt läugnet, der zweifelt am Ende auch an den heiligſten Lehren der Religion und glaubt nicht mehr an die Erbſünde, an den Satan, an die Erlöſung, an die Himmelfahrt, er geht nicht mehr nach dem Tiſch des Herrn, und giebt dann auch den Dienern des Herrn keine Abendmahlstrinkgelder oder ſonſtige Gebühr, wovon ihre Subſiſtenz und alſo das Heil der Welt abhängt. Die Ariſtokraten aber haben ihrerſeits eingeſehen, daß das Chriſtenthum eine ſehr nützliche Religion iſt, daß derjenige, der an die Erbſünde glaubt, auch die Erbprivilegien nicht läugnen wird, daß die Hölle eine ſehr gute Anſtalt iſt, die Menſchen in Furcht zu halten, und daß jemand, der ſeinen Gott frißt, ſehr viel vertragen kann. Dieſe vornehmen Leute waren freilich einſt ſelbſt ſehr gottlos und haben durch die Auflöſung der Sitten den Umſturz des alten Regimes befördert. Aber ſie haben ſich gebeſſert, und wenigſtens ſehen ſie ein, daß man dem Volke ein gutes Beiſpiel geben muß. Nachdem die alte Orgie ein ſo ſchlechtes Ende genommen und auf den ſüßeſten Sündenrauſch die bitterſte Noth gefolgt war, haben die edlen Herren ihre ſchlüpfrigen Romane mit Erbauungsbüchern vertauſcht, und ſie ſind ſehr devot geworden, und keuſch und ſie wollen dem Volk ein gutes Beiſpiel geben. Auch die edlen Damen haben ſich, mit verwiſchter Röthe auf den Wangen, von dem Boden der Sünde wieder erhoben, und bringen ihre zerzauſten Friſuren und ihre zerknitterten

Röcke wieder in Ordnung, und predigen Tugend und Anſtändigkeit und Chriſtenthum, und wollen dem Volk ein gutes Beiſpiel geben.

(Ich habe hier einige Stücke ausſcheiden müſſen, die allzu ſehr jenem Moderantismus huldigten, der, in dieſer Zeit der Reaktion, nicht mehr rühmlich und paſſend iſt. Ich gebe dafür eine nachträglich geſchriebene Note, die ich dem Schluſſe dieſes Artikels anfüge.)

Ich liebe die Erinnerung der früheren Revolutionskämpfe und der Helden, die ſie gekämpft, ich verehre dieſe eben ſo hoch, wie es nur immer die Jugend Frankreichs vermag, ja, ich habe noch vor den Juliustagen den Robespierre und den Sankt Juſtum und den großen Berg bewundert — aber ich möchte dennoch nicht unter dem Regimente ſolcher Erhabenen leben, ich würde es nicht aushalten können, alle Tage guillotinirt zu werden, und niemand hat es aushalten können, und die franzöſiſche Republik konnte nur ſiegen und ſiegend verbluten. Es iſt keine Inkonſequenz, daß ich dieſe Republik enthuſiaſtiſch liebe, ohne im Geringſten die Wiedereinführung dieſer Regierungsform in Frankreich und noch weniger eine deutſche Ueberſetzung derſelben zu wünſchen. Ja, man könnte ſogar, ohne inkonſequent zu ſein, zu gleicher Zeit wünſchen, daß in Frankreich die Republik wieder eingeführt und daß in Deutſchland hingegen der Monarchismus erhalten bleibe. In der That, wem die Sicherung der Siege, die für das demokratiſche Prinzip erfochten worden, mehr als alle andere Intereſſen am Herzen liegt, dürfte leicht in ſolchen Fall gerathen.

Hier berühre ich die große Streitfrage, worüber jetzt in Frankreich ſo blutig und bitter geſtritten wird, und ich muß die Gründe anführen, weshalb ſo viele Freunde der Freiheit immer noch der gegenwärtigen Regierung anhängen, und warum andere den Umſturz derſelben und die Wiedereinführung der Republik verlangen. Jene, die Philippiſten, ſagen: Frankreich, welches nur monarchiſch regiert werden könne, habe an Ludwig Philipp den geeignetſten König; er ſei ein ſicherer Schützer der erlangten Freiheit und Gleichheit, da er ſelber in ſeinen Geſinnungen und Sitten vernünftig und bürgerlich iſt; er könne nicht, wie die vorige Dynaſtie, einen Groll im Herzen tragen gegen die Revolution, da ſein Vater und er ſelber daran Theil genommen; er könne das Volk nicht an die vorige Dynaſtie verrathen, da er ſie, als Verwandter, inniger als Andere haſſen muß; er könne mit den übrigen Fürſten in Frieden bleiben, da dieſe ſeiner hohen Geburt halber, ihm ſeine Illegitimität zu Gute halten, ſtatt daß ſie gleich den Krieg erklärt hätten, wenn ein bloßer Rotürier auf den franzöſiſchen Thron geſetzt oder gar die Republik proklamirt worden wäre; und doch ſei der Frieden nöthig für das Glück Frankreichs. Dagegen behaupten die Republikaner: das ſtille Glück des Friedens ſei gewiß ein ſchönes Gut, es habe jedoch keinen Werth ohne die Freiheit; in dieſer Geſinnung hätten ihre Väter die Baſtille geſtürmt und Ludwig Capet das Haupt abge-

ſchlagen, und mit der ganzen Ariſtokratie Europa's Krieg geführt; dieſer Krieg ſei noch nicht zu Ende, es ſei nur Waffenſtillſtand, die europäiſche Ariſtokratie hege noch immer den tiefſten Groll gegen Frankreich, es ſei eine Blutfeindſchaft, die nur mit der Vernichtung der einen oder der andern Macht aufhöre; Ludwig Philipp aber ſei ein König, die Erhaltung ſeiner Krone ſei ihm die Hauptſache, er verſtändige und verſchwägere ſich mit Königen, und hin und her gezerrt durch allerlei Hausverhältniſſe und zur leidigſten Halbheit verdammt, ſei er ein unzulänglicher Vertreter jener heiligſten Intereſſen, die einſt nur die Republik am kräftigſten vertreten konnte, und derenthalber die Wiedereinführung der Republik eine Nothwendigkeit ſei.

Wer in Frankreich keine theueren Güter beſitzt, die durch den Krieg zu Grunde gehen können, mag nun leicht eine Sympathie für jene Kampfluſtigen empfinden, die dem Siege des demokratiſchen Prinzips das ſtille Glück des Lebens aufopfern, Gut und Blut in die Schanze ſchlagen, und ſo lange fechten wollen, bis die Ariſtokratie in ganz Europa vernichtet iſt. Da zu Europa auch Deutſchland gehört, ſo hegen viele Deutſche jene Sympathie für die franzöſiſchen Republikaner; aber, wie man oft zu weit geht, ſo geſtaltet ſie ſich bei manchen zu einer Vorliebe für die republikaniſche Form ſelbſt, und da ſehen wir eine Erſcheinung, die kaum begreifbar, nämlich deutſche Republikaner. Daß Polen und Italiener, die, eben ſo wie die deutſchen Freiheitsfreunde, von den franzöſiſchen Republikanern mehr Heil erwarten als von dem Juſtemilieu, und ſie daher mehr lieben, jetzt auch für die republikaniſche Regierungsform, die ihnen nicht ganz fremd iſt, eine Vorliebe empfinden, das iſt ſehr natürlich. Aber deutſche Republikaner! man traut ſeinen Ohren kaum und ſeinen Augen, und doch ſehen wir deren hier und in Deutſchland.

Noch immer, wenn ich meine deutſchen Republikaner betrachte, reibe ich mir die Augen und ſage zu mir ſelber: träumſt du etwa? Leſe ich gar die deutſche Tribüne und ähnliche Blätter, ſo frage ich mich: wer iſt denn der große Dichter, der dies alles erfindet? Exiſtirt der Doktor Wirth mit ſeinem blanken Ehrenſchwert? Oder iſt er nur ein Phantaſiegebilde von Tieck oder Immermann? Dann aber fühle ich wohl, daß die Poeſie ſich nicht ſo hoch verſteigt, daß unſere großen Poeten dennoch keine ſo bedeutende Charaktere darſtellen können, und daß der Doktor Wirth wirklich leibt und lebt, ein zwar irrender aber tapferer Ritter der Freiheit, wie Deutſchland deren wenige geſehen, ſeit den Tagen Ulrichs von Hutten.

Iſt es wirklich wahr, daß das ſtille Traumland in lebendige Bewegung gerathen? Wer hätte das vor dem Julius 1830 denken können! Goethe mit ſeinem Cyapopeya, die Pietiſten mit ihrem langweiligen Gebetbücherton, die Myſtiker mit ihrem Magnetismus, hatten Deutſchland völlig eingeſchläfert, und weit und breit, regungslos, lag alles und ſchlief. Aber nur die

Leiber waren ſchlafgebunden; die Seelen, die darin eingekerkert, behielten ein ſonderbares Bewußtſein. Der Schreiber dieſer Blätter wandelte damals als junger Menſch durch die deutſchen Lande und betrachtete die ſchlafenden Menſchen; ich ſah den Schmerz auf ihren Geſichtern, ich ſtudirte ihre Phyſiognomien, ich legte ihnen die Hand aufs Herz und ſie fingen an nachtwandlerhaft im Schlafe zu ſprechen, ſeltſam abgebrochene Reden, ihre geheimſten Gedanken enthüllend. Die Wächter des Volks, ihre goldenen Nachtmützen tief über die Ohren gezogen, und tief eingehüllt in Schlafröcken von Hermelin, ſaßen auf rothen Polſterſtühlen, und ſchliefen ebenfalls, und ſchnarchten ſogar. Wie ich ſo dahin wanderte, mit Ränzel und Stock, ſprach ich oder ſang ich laut vor mich hin, was ich den ſchlafenden Menſchen auf den Geſichtern erſpäht oder aus den ſeufzenden Herzen erlauſcht hatte; — es war ſehr ſtill um mich her, und ich hörte nichts als das Echo meiner eigenen Worte. Seitdem, geweckt von den Kanonen der großen Woche, iſt Deutſchland erwacht, und jeder, der bisher geſchwiegen, will das Verſäumte ſchnell wieder einholen, und das iſt ein redſeliger Lärm, und ein Gepolter, und dabei wird Tabak geraucht und aus den dunklen Dampfwolken droht ein ſchreckliches Gewitter. Das iſt wie ein aufgeregtes Meer, und auf den hervorragenden Klippen ſtehen die Wortführer; die Einen blaſen mit vollen Backen in die Wellen hinein, und ſie meinen, ſie hätten dieſen Sturm erregt und je mehr ſie bliesen deſto wüthender heule die Windsbraut; die Anderen ſind ängſtlich, ſie hören die Staatsſchiffe krachen, ſie betrachten mit Schrecken das wilde Gewoge, und da ſie aus ihren Schulbüchern wiſſen, daß man mit Oel das Meer beſänftigen könne, ſo gießen ſie ihre Studierlämpchen in die empörte Menſchenfluth, oder proſaiſch zu ſprechen, ſie ſchreiben ein verſöhnendes Broſchürchen, und wundern ſich, wenn das Mittel nicht hilft und ſeufzen: oleam perdidi!

Es iſt leicht vorauszuſehen, daß die Idee einer Republik, wie ſie jetzt viele deutſche Geiſter erfaßt, keineswegs eine vorübergehende Grille iſt. Den Doktor Wirth und den Siebenpfeifer und Herrn Scharpf und Georg Fein aus Braunſchweig und Groſſe, und Schüler und Savoye, man kann ſie feſtſetzen, und man wird ſie feſtſetzen; aber ihre Gedanken bleiben frei und ſchweben frei, wie Vögel in den Lüften. Wie Vögel niſten ſie in den Wipfeln deutſcher Eichen, und vielleicht ein halb Jahrhundert lang ſieht man und hört man nichts von ihnen, bis ſie eines ſchönen Sommermorgens auf dem öffentlichen Markte zum Vorſchein kommen, großgewachſen, gleich dem Adler des oberſten Gottes, und mit Blitzen in den Krallen. Was iſt denn ein halb oder gar ein ganzes Jahrhundert? Die Völker haben Zeit genug, ſie ſind ewig; nur die Könige ſind ſterblich.

Ich glaube nicht ſobald an eine deutſche Revolution, und noch viel weniger an eine deutſche Republik; letztere erlebe ich auf keinen Fall; aber ich bin über-

zeugt, wenn wir längſt ruhig in unſeren Gräbern vermodert ſind, kämpft man in Deutſchland mit Wort und Schwert für die Republik. Denn die Republik iſt eine Idee, und noch nie haben die Deutſchen eine Idee aufgegeben, ohne ſie bis in allen ihren Conſequenzen durchgefochten zu haben. Wir Deutſchen, die wir in unſerer Kunſtzeit die kleinſte äſthetiſche Streitfrage, z. B. über das Sonett, gründlichſt ausgeſtritten, wir ſollten jetzt, wo unſere politiſche Periode beginnt, jene wichtigere Frage unerörtert laſſen?

Zu ſolcher Polemik haben uns die Franzoſen noch ganz beſondere Waffen geliefert; denn wir haben beide, Franzoſen und Deutſche, in der jüngſten Zeit viel von einander gelernt; jene haben viel deutſche Philoſophie und Poeſie angenommen, wir dagegen die politiſchen Erfahrungen und den praktiſchen Sinn der Franzoſen; beide Völker gleichen jenen homeriſchen Heroen, die auf dem Schlachtfelde Waffen und Rüſtungen wechſeln als Zeichen der Freundſchaft. Daher überhaupt dieſe große Veränderung, die jetzt mit den deutſchen Schriftſtellern vorgeht. In früheren Zeiten waren ſie entweder Fakultätsgelehrte oder Poeten, ſie kümmerten ſich wenig um das Volk, für dieſes ſchrieb keiner von beiden, und in dem philoſophiſchen poetiſchen Deutſchland blieb das Volk von der plumpſten Denkweiſe befangen, und wenn es etwa einmal mit ſeinen Obrigkeiten haderte, ſo war nur die Rede von rohen Thatſächlichkeiten, materiellen Nöthen, Steuerlaſt, Mauth, Wildſchaden, Thorſperre u. ſ. w.; — während im praktiſchen Frankreich das Volk, welches von den Schriftſtellern erzogen und geleitet wurde, viel mehr um ideelle Intereſſen, um philoſophiſche Grundſätze, ſtritt. Im Freiheitskriege (lucus a non lucendo) benutzten die Regierungen eine Koppel Fakultätsgelehrte und Poeten, um für ihre Kronintereſſen auf das Volk zu wirken, und dieſes zeigte viel Empfänglichkeit, las den Merkur von Joſeph Görres, ſang die Lieder von E. M. Arndt, ſchmückte ſich mit dem Laube ſeiner vaterländiſchen Eichen, bewaffnete ſich, ſtellte ſich begeiſtert in Reih und Glied, ließ ſich „Sie" tituliren, landſtürmte und focht und beſiegte den Napoleon; — denn gegen die Dummheit kämpfen die Götter ſelbſt vergebens. Jetzt wollen die deutſchen Regierungen jene Koppel wieder benutzen. Aber dieſe hat unterdeſſen immer im dunklen Loch angekettet gelegen und iſt ſehr räudig geworden, in übeln Geruch gekommen, und hat nichts neues gelernt, und bellt noch immer in der alten Weiſe; das Volk hingegen hat unterdeſſen ganz andere Töne gehört, hohe, herrliche Töne von bürgerlicher Gleichheit, von Menſchenrechten, unveräußerlichen Menſchenrechten, und mit lächelndem Mitleiden, wo nicht gar mit Verachtung, ſchaut es hinab auf die bekannten Kläffer, die mittelalterlichen Rüden, die getreuen Pudel, und die frommen Möpſe von 1814.

Nun freilich die Töne von 1832 möchte ich nicht ſammt und ſonders vertreten. Ich habe mich ſchon oben geäußert in Betreff der befremdlichſten dieſer

Töne, nämlich über unſere deutſchen Republikaner. Ich habe den zufälligen Umſtand gezeigt, woraus ihre ganze Erſcheinung hervorgegangen. Ich will hier durchaus nicht ihre Meinungen bekämpfen; das iſt nicht meines Amtes, und dafür haben ja die Regierungen ihre beſonderen Leute, die ſie dafür beſonders bezahlen. Aber ich kann nicht umhin, hier die Bemerkung auszuſprechen: der Hauptirrthum der deutſchen Republikaner entſteht dadurch, daß ſie den Unterſchied beider Länder nicht genau in Anſchlag bringen, wenn ſie auch für Deutſchland jene republikaniſche Regierungsart wünſchen, die vielleicht für Frankreich ganz paſſend ſein möchte. Nicht wegen ſeiner geographiſchen Lage und des bewaffneten Einſpruchs der Nachbarfürſten, kann Deutſchland keine Republik werden, wie jüngſt der Großherzog von Baden behauptet hat. Vielmehr ſind es eben jene geographiſchen Verhältniſſe, die den deutſchen Republikanern bei ihrer Argumentation zu Gute kämen, und was ausländiſche Gefahr betrifft, ſo wäre das vereinigte Deutſchland die furchtbarſte Macht der Welt, und ein Volk, welches ſich unter ſervilſten Verhältniſſen immer ſo vortrefflich ſchlug, würde, wenn es erſt aus lauter Republikanern beſtünde, ſehr leicht die angedrohten Baſchkiren und Kalmücken an Tapferkeit übertreffen. Aber Deutſchland kann keine Republik ſein, weil es ſeinem Weſen nach royaliſtiſch iſt. Frankreich iſt, im Gegentheil, ſeinem Weſen nach republikaniſch. Ich ſage hiermit nicht, daß die Franzoſen mehr republikaniſche Tugenden hätten als wir; nein, dieſe ſind auch bei den Franzoſen nicht im Ueberfluß vorhanden. Ich ſpreche nur von dem Weſen, von dem Charakter, wodurch der Republikanismus und der Royalismus ſich nicht blos von einander unterſcheiden, ſondern ſich auch als grundverſchiedene Erſcheinungen kundgeben und geltend machen.

Der Royalismus eines Volkes beſteht, dem Weſen nach, darin: daß es Autoritäten achtet, daß es an die Perſonen glaubt, die jene Autoritäten repräſentiren, daß es in dieſer Zuverſicht auch der Perſon ſelbſt anhängt. Der Republikanismus eines Volkes beſteht, dem Weſen nach, darin: daß der Republikaner an keine Autorität glaubt, daß er nur die Geſetze hochachtet, daß er von den Vertretern derſelben beſtändig Rechenſchaft verlangt, ſie mit Mißtrauen beobachtet, ſie kontrolirt, daß er alſo nie den Perſonen anhängt, und dieſe vielmehr, je höher ſie aus dem Volke hervorragen, deſto emſiger mit Widerſpruch, Argwohn, Spott und Verfolgung niederzuhalten ſucht.

Der Oſtrazismus war in dieſer Hinſicht die republikaniſche Einrichtung, und jener Athener, welcher für die Verbannung des Ariſtides ſtimmte, „weil man ihn immer den Gerechten nenne,“ war der ächteſte Republikaner. Er wollte nicht, daß die Tugend durch eine Perſon repräſentirt werde, daß die Perſon am Ende mehr gelte als die Geſetze, er fürchtete die Autorität eines Namens; — dieſer Mann war der größte Bürger von Athen, und daß die Geſchichte

ſeinen eigenen Namen verſchweigt, charakteriſirt ihn am meiſten. Ja, ſeitdem ich die franzöſiſchen Republikaner, ſowohl in Schriften als im Leben ſtudiere, erkenne ich überall, als charakteriſtiſche Zeichen, jenes Mißtrauen gegen die Perſon, jenen Haß gegen die Autorität eines Namens. Es iſt nicht kleinliche Gleichheitsſucht, weßhalb jene Menſchen die großen Namen haſſen, nein, ſie fürchten, daß die Träger ſolcher Namen ihn gegen die Freiheit mißbrauchen möchten, oder vielleicht durch Schwäche und Nachgiebigkeit ihren Namen zum Schaden der Freiheit mißbrauchen laſſen. Deßhalb wurden in der Revolutionszeit ſo viele große populaire Freiheits-Männer hingerichtet, eben weil man, in gefährlichen Zuſtänden, einen ſchädlichen Einfluß ihrer Autorität befürchtete. Deßhalb höre ich noch jetzt aus manchem Munde die republikaniſche Lehre: daß man alle liberalen Reputationen zu Grunde richten müſſe, denn dieſe übten, im entſcheidenden Augenblick, den ſchädlichſten Einfluß, wie man es zuletzt beim Lafayette geſehen, dem man „die beſte Republik" verdanke.

Vielleicht habe ich hier beiläufig die Urſache angedeutet, weßhalb jetzt ſo wenig große Reputationen in Frankreich hervorragen; ſie ſind zum größten Theil ſchon zu Grunde gerichtet. Von den allerhöchſten Perſonen bis zu den allerniedrigſten giebt es hier keine Autoritäten mehr. Von Ludwig Philipp I. bis zu Alexander, Chef des claqueurs, vom großen Talleyrand bis zu Vidoque, von Gaspar Debüreau, dem berühmten Pierrot des Fünembülen-Theaters, bis hinab auf Hyazinth de Quelen, Erzbiſchof von Paris, von Monſieur Staub, maitre tailleur, bis zu De-la-Martine, dem frommen Böcklein, von Guizot bis Paul de Kock, von Cherubini bis Biſſi, von Roſſini bis zum kleinſten Maulaffi—keiner, von welchem Gewerbe er auch ſei, hat hier ein unbeſtrittenes Anſehen. Aber nicht blos der Glaube an Perſonen iſt hier vernichtet, ſondern auch der Glaube an alles was exiſtirt. Ja, in den meiſten Fällen zweifelt man nicht einmal; denn der Zweifel ſelbſt ſetzt ja einen Glauben voraus. Es giebt hier keine Atheiſten; man hat für den lieben Gott nicht einmal ſo viel Achtung übrig, daß man ſich die Mühe gäbe, ihn zu läugnen. Die alte Religion iſt gründlich todt, ſie iſt bereits in Verweſung übergegangen, „die Mehrheit der Franzoſen" will von dieſem Leichnam nichts mehr wiſſen und hält das Schnupftuch vor der Naſe, wenn vom Catholizismus die Rede iſt. Die alte Moral iſt ebenfalls todt, oder vielmehr ſie iſt nur noch ein Geſpenſt, das nicht einmal des Nachts erſcheint. Wahrlich, wenn ich dieſes Volk betrachte, wie es zuweilen hervorſtürmt, und auf dem Tiſche, den man Altar nennt, die heiligen Puppen zerſchlägt, und von dem Stuhl, den man Thron nennt, den rothen Sammet abreißt, und neues Brod und neue Spiele verlangt, und ſeine Luſt daran hat, aus den eigenen Herzwunden das freche Lebensblut ſprudeln zu ſehen: dann will es mich bedünken, dieſes Volk glaube nicht einmal an den Tod.

Bei ſolchen Ungläubigen wurzelt das Königthum nur noch in den kleinen Bedürfniſſen der Eitelkeit, eine größere Gewalt aber treibt ſie wider ihren Willen zur Republik. Dieſe Menſchen, deren Bedürfniſſen von Auszeichnung und Prunk nur die monarchiſche Regierungsform entſpricht, ſind dennoch, durch die Unvereinbarkeit ihres Weſens mit den Bedingniſſen des Royalismus, zur Republik verdammt. Die Deutſchen aber ſind noch nicht in dieſem Falle, der Glaube an Autoritäten iſt noch nicht bei ihnen erloſchen, und nichts Weſentliches drängt ſie zur republikaniſchen Regierungsform. Sie ſind dem Royalismus nicht entwachſen, die Ehrfurcht vor den Fürſten iſt bei ihnen nicht gewaltſam geſtört, ſie haben nicht das Unglück eines 21. Januarii erlebt, ſie glauben noch an Perſonen, ſie glauben an Autoritäten, an eine hohe Obrigkeit, an die Polizei, an die heilige Dreifaltigkeit, an die halleſche Literaturzeitung, an Löſchpapier und Packpapier, am meiſten aber an Pergament. Armer Wirth! du haſt die Rechnung ohne die Gäſte gemacht!

Der Schriftſteller, welcher eine ſociale Revolution bewirken will, darf immerhin ſeiner Zeit um ein Jahrhundert vorauseilen; der Tribun hingegen, welcher eine politiſche Revolution beabſichtigt, darf ſich nicht allzuweit von den Maſſen entfernen. Ueberhaupt, in der Politik, wie im Leben, muß man nur das Erreichbare wünſchen.

Wenn ich oben von dem Republikanismus der Franzoſen ſprach, ſo hatte ich, wie ſchon erwähnt, mehr die unwillkührliche Richtung als den ausgeſprochenen Willen des Volks im Sinne. Wie wenig, für den Augenblick, der ausgeſprochene Wille des Volks den Republikanern günſtig iſt, hat ſich den 5. und 6. Junius kund gegeben. Ich habe über dieſe denkwürdigen Tage ſchon hinlänglich kummervolle Berichte mitgetheilt, als daß ich mich einer ausführlichen Beſprechung derſelben nicht überheben dürfte. Auch ſind die Akten darüber noch nicht geſchloſſen, und vielleicht geben uns die kriegsgerichtlichen Verhöre mehr Aufſchluß über jene Tage als wir bisher zu erlangen vermochten. Noch kennt man nicht die eigentlichen Anfänge des Streites, noch viel weniger die Zahl der Kämpfer. Die Philippiſten ſind dabei intereſſirt, die Sache als eine lang vorbereitete Verſchwörung darzuſtellen und die Zahl ihrer Feinde zu übertreiben. Dadurch entſchuldigen ſie die jetzigen Gewaltmaßregeln der Regierung und gewinnen dadurch den Ruhm einer großen Kriegsthat. Die Oppoſition hingegen behauptet, daß bei jenem Aufruhr nicht die mindeſte Vorbereitung ſtatt gefunden, daß die Republikaner ganz ohne Führer und ihre Zahl ganz gering geweſen. Dieſes ſcheint die Wahrheit zu ſein. Jedenfalls iſt es jedoch für die Oppoſition ein großes Mißgeſchick, daß während ſie in Corpore verſammelt war und gleichſam in Reih und Glied ſtand, jener mißlungene Revolutionsverſuch ſtatt gefunden. Hat aber die Oppoſition hierdurch an Anſehen verloren, ſo hat die Regierung deſſen noch

mehr eingebüßt durch die unbeſonnene Erklärung des Etat-de-Siège. Es iſt, als habe ſie zeigen wollen, daß ſie, wenn es darauf ankomme, ſich noch grandioſer zu blamiren wiſſe, als die Oppoſition. Ich glaube wirklich, daß die Tage vom 5. und 6. Junius als ein bloßes Ereigniß zu betrachten ſind, das nicht beſonders vorbereitet war. Jener Lamarqueſche Leichenzug ſollte nur eine große Heerſchau der Oppoſition ſein. Aber die Verſammlung ſo vieler ſtreitbarer und ſtreitſüchtiger Menſchen gerieth plötzlich in unwiderſtehlichen Enthuſiasmus, der heilige Geiſt kam über ſie zur unrechten Zeit, ſie fingen an zur unrechten Zeit zu weiſſagen, und der Anblick der rothen Fahne ſoll, wie ein Zauber, die Sinne verwirrt haben.

Es hat eine myſtiſche Bewandtniß mit dieſer rothen ſchwarz umfranzten Fahne, worauf die ſchwarzen Worte "la liberté ou la mort!" geſchrieben ſtanden, und die, wie ein Banner der Todesweihe, über alle Köpfe am Pont-d'Auſterlitz, hervorragte. Mehrere Leute, die den geheimnißvollen Fahnenträger ſelbſt geſehen haben, behaupten: es ſei ein langer, magerer Menſch geweſen, mit einem langen Leichengeſichte, ſtarren Augen, geſchloſſenem Munde, über welchem ein ſchwarzer altſpaniſcher Schnurrbart mit ſeinen Spitzen an jeder Seite weit hervorſtach, eine unheimliche Figur, die auf einem großen ſchwarzen Klepper geſpenſtiſch unbeweglich ſaß, während rings umher der Kampf am leidenſchaftlichſten wüthete.

Den Gerüchten in Betreff Lafayette's, die mit dieſer Fahne in Verbindung ſtehen, wird jetzt von deſſen Freunden aufs ängſtlichſte widerſprochen. Er ſoll weder die rothe Fahne noch die rothe Mütze bekränzt haben. Der arme General ſitzt zu Hauſe und weint über den ſchmerzlichen Ausgang jener Feier, wobei er wieder, wie bei den meiſten Volksaufſtänden ſeit Beginn der Revolution eine Rolle geſpielt — immer ſonderbarer mit fortgezogen durch die allgemeine Bewegung und in der guten Abſicht, durch ſeine perſönliche Gegenwart das Volk vor allzugroßen Exceſſen zu bewahren. Er gleicht dem Hofmeiſter, der ſeinem Zögling in die Frauenhäuſer folgte, damit er ſich dort nicht betrinke, und mit ihm ins Weinhaus ging, damit er wenigſtens dort nicht ſpiele, und ihn ſogar in die Spielhäuſer begleitete, damit er ihn dort vor Duellen bewahre; — kam es aber zu einem ordentlichen Duell, dann hat der Alte ſelber ſecundirt.

Wenn man auch vorausſehen konnte, daß bei dem Lamarqueſchen Begräbniſſe, wo ein Heer von Unzufriedenen ſich verſammelte, einige Unruhen ſtatt finden würden, ſo glaubte doch niemand an den Ausbruch einer eigentlichen Inſurrektion. Es wär vielleicht der Gedanke, daß man jetzt ſo hübſch beiſammen ſei, was einige Republikaner veranlaßte, eine Inſurrektion zu improviſiren. Der Augenblick war keineswegs ungünſtig gewählt, eine allgemeine Begeiſterung hervorzubringen und ſelbſt die Zagenden zu entflammen.

Es war ein Augenblick, der wenigſtens das Gemüth gewaltſam aufregte und die gewöhnliche Werkeltagsſtimmung und alle kleinen Beſorgniſſe und Bedenklichkeiten daraus verſcheuchte. Schon auf den ruhigen Zuſchauer mußte dieſer Leichenzug einen großen Eindruck machen, ſowohl durch die Zahl der Leidtragenden, die über hunderttauſend betrug, als auch durch den dunkelmuthigen Geiſt, der ſich in ihren Mienen und Gebährden ausſprach. Erhebend und doch zugleich beängſtigend wirkte beſonders der Anblick der Jugend aller hohen Schulen von Paris, der Amis du Peuple, und ſo vieler anderer Republikaner aus allen Ständen, die, mit furchtbarem Jubel die Luft erfüllend, gleich Bachanten der Freiheit, vorüberzogen, in den Händen belaubte Stäbe, die ſie als ihre Thyrſen ſchwangen, grüne Weidenkränze um die kleinen Hüte, die Tracht brüderlich einfach, die Augen wie trunken von Thatenluſt, Hals und Wangen rothflammend — ach! auf manchem dieſer Geſichter bemerkte ich auch den melancholiſchen Schatten eines nahen Todes, wie er jungen Helden ſehr leicht geweiſſagt werden kann. Wer dieſe Jünglinge ſah in ihrem übermüthigen Freiheitsrauſch, der fühlte wohl, daß viele derſelben nicht lange leben würden. Es war auch ein trübes Vorbedeutniß daß der Siegeswagen, dem jene bacchantiſche Jugend nachjubelte, keinen lebenden, ſondern einen todten Triumphator trug.

Unglückſeliger Lamarque! wie viel Blut hat deine Leichenfeier gekoſtet! Und es waren nicht gezwungene oder gedungene Gladiatoren, die ſich niedermetzelten, um ein eitel Trauergepränge durch Kampfſpiel zu erhöhen. Es war die blühend begeiſterte Jugend die ihr Blut hingab für die heiligſten Gefühle, für den großmüthigſten Traum ihrer Seele. Es war das beſte Blut Frankreichs, welches in der Rüe-Saint-Martin gefloſſen, und ich glaube nicht, daß man bei den Thermopylen tapferer gefochten, als am Eingange der Gäßchen Saint Mery und Aubry-des-Bouchers, wo ſich endlich eine Hand voll von einigen Sechzig Republikanern gegen 60,000 Linientruppen und Nationalgarden vertheidigten und ſie zweimal zurückſchlugen. Die alten Soldaten des Napoleon, welche ſich auf Waffenthaten ſo gut verſtehen wie wir etwa auf chriſtliche Dogmatik, Vermittlung der Extreme, oder Kunſtleiſtungen einer Mimin, behaupten, daß der Kampf auf der Rüe-Saint-Martin zu den größten Heldenthaten der neueren Geſchichte gehört. Die Republikaner thaten Wunder der Tapferkeit, und die wenigen, die am Leben blieben, baten keineswegs um Schonung. Dieſes beſtätigen alle meine Nachforſchungen, die ich, wie mein Amt es erheiſcht, gewiſſenhaft angeſtellt. Sie wurden größtentheils mit den Bayonetten erſtochen von den Nationalgardiſten. Einige Republikaner traten, als aller Widerſtand vergebens war, mit entblößter Bruſt ihren Feinden entgegen und ließen ſich erſchießen. Als das Eckhaus der Rüe-Saint-Mery eingenommen wurde, ſtieg ein Schüler der Ekole

d'Alfort mit der Fahne aufs Dach, rief ſein Vive la République, und ſtürzte nieder von Kugeln durchbohrt. In ein Haus, deſſen erſte Etage noch von den Republikanern behauptet wurde, drangen die Soldaten und brachen die Treppe ab; jene aber, die ihren Feinden nicht lebend in die Hände fallen wollten, haben ſich ſelber umgebracht und man eroberte nur ein Zimmer voll Leichen. In der Kirche Saint-Mery hat man mir dieſe Geſchichte erzählt, und ich mußte mich dort an die Bildſäule des heiligen Sebaſtian anlehnen, um nicht vor innerer Bewegung umzuſinken, und ich weinte wie ein Knabe. Alle Heldengeſchichten, worüber ich als Knabe ſchon ſo viel geweint, traten mir dabei ins Gedächtniß, fürnehmlich aber dacht' ich an Kleomenes, König von Sparta, und ſeine zwölf Gefährten, die durch die Straßen von Alexandrien rannten, und das Volk zur Erkämpfung der Freiheit aufriefen, und keine gleichgeſinnten Herzen fanden, und um den Tyrannenknechten zu entgehen, ſich ſelber tödteten; der ſchöne Anteos war der letzte, noch einmal beugte er ſich über den todten Kleomenes, den geliebten Freund, und küßte die geliebten Lippen, und ſtürzte ſich dann in ſein Schwert.

Ueber die Zahl derer, die auf der Rüe-Saint-Martin gefochten, iſt noch nichts beſtimmtes ermittelt. Ich glaube, daß anfangs gegen zweihundert Republikaner dort verſammelt geweſen, die aber endlich, wie oben angedeutet, während des Tages vom 6. Juni auf ſechszig zuſammengeſchmolzen waren. Kein einziger war dabei, der einen bekannten Namen trug, oder den man früher als einen ausgezeichneten Kämpen des Republikanismus gekannt hätte. Es iſt das wieder ein Zeichen, daß, wenn jetzt nicht viele Heldennamen in Frankreich beſonders laut erklingen, keineswegs der Mangel an Helden daran Schuld iſt. Ueberhaupt ſcheint die Weltperiode vorbei zu ſein, wo die Thaten der Einzelnen hervorragen; die Völker, die Partheien, die Maſſen ſelber ſind die Helden der neuern Zeit; die moderne Tragödie unterſcheidet ſich von der antiquen dadurch, daß jetzt die Chöre agiren und die eigentlichen Hauptrollen ſpielen, während die Götter, Heroen und Tyrannen, die früherhin die handelnden Perſonen waren, jetzt zu mäßigen Repräſentanten des Partheiwillens und der Volksthat herabſinken, und zur ſchwatzenden Betrachtung hingeſtellt ſind, als Thronredner, als Gaſtmahlpräſidenten, Landtagsabgeordnete, Miniſter, Tribune u. ſ. w. Die Tafelrunde des großen Ludwig Philipp, die ganze Oppoſition mit ihren comptes rendus, mit ihren Deputationen, die Herren Odilon-Barrot, Laſitte und Arago, wie paſſiv und geringfelig erſcheinen dieſe abgedroſchenen renommirten Leute, dieſe ſcheinbaren Notabilitäten, wenn man ſie mit den Helden der Rüe-Saint-Martin vergleicht, deren Namen niemand kennt, die gleichſam anonym geſtorben ſind.

Der beſcheidene Ton dieſer großen Unbekannten vermag nicht blos uns eine wehmüthige Rührung einzuflößen, ſondern er ermuthigt auch unſere Seele,

als Zeugniß, daß viele tauſend Menſchen, die wir gar nicht kennen, bereit ſtehen für die heilige Sache der Menſchheit ihr Leben zu opfern. Die Despoten aber müſſen von heimlichem Grauen erfaßt werden, bei dem Gedanken, daß ſie eine ſolche, unbekannte Schaar von Todesſüchtigen immer umringt gleich den vermummten Dienern einer heiligen Vehme. Mit Recht fürchten ſie Frankreich, die rothe Erde der Freiheit!

Es iſt ein Irrthum, wenn man etwa glaubt, daß die Helden der Rüe-Saint-Martin zu den unteren Volksklaſſen gehört, oder gar zum Pöbel, wie man ſich ausdrückt; nein, es waren meiſtens Studenten, ſchöne Jünglinge, von der Ecole-d'Alfort, Künſtler, Journaliſten, überhaupt Strebende, darunter auch einige Ouvriers, die unter der groben Jacke ſehr feine Herzen trugen. Bei dem Kloſter Saint-Mery ſcheinen nur junge Menſchen gefochten zu haben; an andern Orten kämpften auch alte Leute. Unter den Gefangenen, die ich durch die Stadt führen ſehen, befanden ſich auch Greiſe, und beſonders auffallend war mir die Miene eines alten Mannes, der, nebſt einigen Schülern der Ecole-Polytechnique nach der Conzſergerie gebracht wurde. Letztere gingen gebeugten Hauptes, düſter und wüſt, das Gemüth zerriſſen, wie ihre Kleider; der Alte hingegen ging zwar ärmlich und altfränkiſch, aber ſorgfältig angezogen, mit abgeſchabt ſtrohgelbem Frack, und dito Weſte und Hoſe, zugeſchnitten nach der neueſten Mode von 1793, mit einem großen dreieckigen Hut auf dem alten gepuderten Köpfchen, und das Geſicht ſo ſorglos, ſo vergnügt faſt, als gings zu einer Hochzeit; eine alte Frau lief hinter ihm drein, in der Hand einen Regenſchirm, den ſie ihm nachzubringen ſchien, und in jeder Falte ihres Geſichtes eine Todesangſt, wie man ſie wohl empfinden kann, wenn es heißt, irgend einer unſerer Lieben ſoll vor ein Kriegsgericht geſtellt und binnen 24 Stunden erſchoſſen werden. Ich kann das Geſicht jenes alten Mannes gar nicht vergeſſen. Auf der Morgue ſah ich den 8. Junius ebenfalls einen alten Mann, der mit Wunden bedeckt war, und, wie ein neben mir ſtehender Nationalgarde mir verſichert, ebenfalls als Republikaner ſehr kompromittirt ſei. Er lag aber auf den Bänken der Morgue. Letztere iſt nämlich ein Gebäude, wo man die Leichen, die man auf der Straße oder in der Seine findet, hinbringt und ausſtellt, und wo man alſo die Angehörigen, die man vermißt, aufzuſuchen pflegt.

An oben erwähntem Tage, den 8. Juni, begaben ſich ſo viele Menſchen nach der Morgue, daß man dort Queue machen mußte, wie vor der großen Oper, wenn Robert-le-Diable gegeben wird. Ich mußte dort faſt eine Stunde lang warten bis ich Einlaß fand, und hatte Zeit genug, jenes trübſinnige Haus, das vielmehr einem großen Steinklumpen gleicht, ausführlich zu betrachten. Ich weiß nicht was es bedeutet, daß eine gelbe Holzſcheibe mit blauem Mittelgrund, wie eine große braſilianiſche Kokarde, vor dem Eingang

hängt. Die Hausnummer iſt 21, vingt-un. Drinnen war es melancholiſch anzuſehen, wie ängſtlich einige Menſchen die ausgeſtellten Todten betrachteten, immer fürchtend, denjenigen zu finden, den ſie ſuchten. Es gab dort zwei entſetzliche Erkennungsſcenen. Ein kleiner Junge erblickte ſeinen todten Bruder, und blieb ſchweigend, wie angewurzelt ſtehen. Ein junges Mädchen fand dort ihren todten Geliebten und fiel ſchreiend in Ohnmacht. Da ich ſie kannte hatte ich das traurige Geſchäft, die Troſtloſe nach Hauſe zu führen. Sie gehörte zu einem Putzladen in meiner Nachbarſchaft, wo acht junge Damen arbeiten, welche ſämmtlich Republikanerinnen ſind. Ihre Liebhaber ſind lauter junge Republikaner. Ich bin in dieſem Hauſe immer der einzige Royaliſt.

Zwiſchennote zum neunten Artikel.

(Geſchrieben den 1. Oktober 1832.)

Die im vorſtehenden Artikel unterdrückte Stelle bezog ſich zunächſt auf den deutſchen Adel. Je mehr ich aber die neueſten Tageserſcheinungen überdenke, deſto wichtiger dünkt mir dies Thema, und ich muß mich nächſtens zu einer gründlichen Beſprechung deſſelben entſchließen. Wahrlich, es geſchieht nicht aus Privatgefühlen; ich glaube es in der jüngſten Zeit bewieſen zu haben, daß meine Befehdung nur die Prinzipien und nicht leiblich unmittelbar die Perſon der Gegner betrifft. Die Enragés des Tages haben mich deßhalb in der letzten Zeit als einen geheimen Bundesgenoſſen der Ariſtokraten verſchrien, und wenn die Inſurrektion vom 5. Junius nicht ſcheiterte, wäre es ihnen leicht gelungen, mir den Tod zu bereiten, den ſie mir zugedacht. Ich verzeihte ihnen gern dieſe Narrheit, und nur in meinem Tagesbericht vom 7. Junius iſt mir ein Wort darüber entſchlüpft. — Der Partheigeiſt iſt ein eben ſo blindes wie raſendes Thier.

Es iſt aber mit dem deutſchen Adel eine ſehr ſchlimme Sache. Alle Conſtitutionen, ſelbſt die beſte, können uns nichts helfen, ſo lange nicht das ganze Adelthum bis zur letzten Wurzel zerſtört iſt. Die armen Fürſten ſind ſelbſt in der größten Noth, ihr ſchönſter Wille iſt fruchtlos, ſie müſſen ihren heiligſten Eiden zuwider handeln, ſie ſind gezwungen der Sache des Volks entgegen zu wirken, mit einem Worte: ſie können den beſchworenen Conſtitutionen nicht treu bleiben, ſo lange ſie nicht von jenen älteren Conſtitutionen befreit ſind, die ihnen der Adel, als er ſeine waffenherrliche Unabhängigkeit einbüßte, durch die ſeidenen Künſte der Courtiſanerie abzugewinnen wußte; Conſtitutionen, die als ungeſchriebene Gewohnheitsrechte tiefer begründet ſind als

die gedruckteſten Löſchpapierverfaſſungen; Conſtitutionen, deren Codex jeder Krautjunker auswendig weiß, und deren Aufrechthaltung unter die beſondere Obhut jeder alten Hofkatze geſtellt iſt; Conſtitutionen, wovon auch der abſoluteſte König nicht das geringſte Titelchen zu verletzen wagt — ich ſpreche von der Etiquette.

Durch die Etiquette liegen die Fürſten ganz in der Gewalt des Adels, ſie ſind unfrei, ſie ſind unzurechnungsfähig, und die Treuloſigkeit, die einige derſelben bei den letzten Ordonnanzen des Bundestags beurkundet, iſt, wenn man ſie billig beurtheilt, nicht ihrem Willen, ſondern ihren Verhältniſſen beizumeſſen. Keine Conſtitution ſichert die Rechte des Volks; ſo lange die Fürſten gefangen liegen in den Etiquetten des Adels, der, ſobald die Caſtenintereſſen ins Spiel kommen, alle Privatfeindſchaften bei Seite ſetzt und als Corps verbündet iſt. Was vermag der Einzelne, der Fürſt, gegen jenes Corps, das in Intriguen geübt iſt, das alle fürſtlichen Schwächen kennt, das unter ſeinen Mitgliedern auch die nächſten Verwandten des Fürſten zählt, das ausſchließlich um deſſen Perſon ſein darf, dergeſtalt, daß der Fürſt ſeine Edelleute, ſelbſt wenn er ſie haßt, durchaus nicht von ſich weiſen kann, daß er ihren holden Anblick ertragen muß, daß er ſich von ihnen ankleiden, die Hände waſchen und lecken laſſen muß, daß er mit ihnen eſſen, trinken und ſprechen muß — denn ſie ſind hoffähig, durch Erbrang zu jenen Hofchargen bevorzugt, und alle Hofdamen würden ſich empören und dem armen Fürſten ſein eigenes Haus verleiden, wenn er nach ſeines Herzens Gefühlen handelte und nicht nach den Vorſchriften der Etiquette. So geſchah es, daß König Wilhelm von England, ein wackerer, guter Fürſt, durch die Ränke ſeiner noblen Umgebung, aufs kläglichſte gezwungen ward, ſein Wort zu brechen und ſeinen ehrlichen Namen zu opfern und der Achtung und des Vertrauens ſeines Volkes auf immer verluſtig zu werden. So geſchah es, daß einer der edelſten und geiſtreichſten Fürſten, die je einen Thron geziert, Ludwig von Bayern, der noch vor drei Jahren der Sache des Volkes ſo eifrig zugethan war, und allen Unterjochungsverſuchen ſeiner Nobleſſe ſo feſt widerſtand, und ihre frondirende Inſolenz und Verläumdungen ſo heldenmüthig ertrug: daß dieſer jetzt, müd und entkräftet, in ihre verrätheriſchen Arme ſinkt und ſich ſelber untreu wird! Armes Herz, das einſt ſo ruhmſüchtig und ſtolz war, wie ſehr muß dein Muth gebrochen ſein, daß du, um von einigen ſtörrigen Unterthanen nicht mehr durch Widerrede inkomodirt zu werden, deine eigne unabhängige Oberherrſchaft aufgabeſt, und ſelbſt ein unterthäniger Vaſall wurdeſt, Vaſall deiner natürlichen Feinde, Vaſall deiner Schwäger!

Ich wiederhole, alle geſchriebene Conſtitutionen können uns nichts helfen, ſo lange wir das Adelthum nicht von Grund aus vernichten. Es iſt nicht damit abgethan, daß man durch diskutirte, votirte und ſanktionirte und pro-

mulgirte Geſetze die Privilegien des Adels annullirt; dieſes iſt an mehreren Orten geſchehen, und dennoch herrſchen dort noch immer die Adelsintereſſen. Wir müſſen die herkömmlichen Mißbräuche im fürſtlichen Haushalt vertilgen, auch für das Hofgeſinde eine neue Geſindeordnung einführen, die Etiquetten zerbrechen, und um ſelbſt frei zu werden, mit der Fürſtenbefreiung, mit der Emanzipation der Könige, das Werk beginnen. Die alten Drachen müſſen verſcheucht werden von dem Quell der Macht. Wenn Ihr dieſes gethan habt, ſeid wachſam, damit ſie nicht nächtlicherweile wieder herankriechen und den Quell vergiften. Einſt gehörten wir den Königen, jetzt gehören die Könige uns. Daher müſſen wir ſie auch ſelbſt erziehen, und nicht mehr jenen hochgeborenen Prinzenhofmeiſtern überlaſſen, die ſie zu den Zwecken ihrer Caſte erziehen und an Leib und Seele verſtümmeln. Nichts iſt den Völkern gefährlicher, als jene frühe Umfunkerung der Kronprinzen. Der beſte Bürger werde Prinzenerzieher, durch die Wahl des Volks, und wer verrufenen Leumunds iſt, oder nur im geringſten beſcholten, werde geſetzlich entfernt von der Perſon des jungen Fürſten. Drängt er ſich dennoch hinzu, mit jener unverſchämten Zudringlichkeit, die dem Adel in ſolchen Fällen eigen iſt, ſo werde er geſtäubt, auf dem Marktplatz, nach den ſchönſten Rythmen, und mit rothem Eiſen werde ihm das Metrum aufs Schulterblatt gedruckt. Wenn er etwa behauptet, er habe ſich an die Perſon des jungen Fürſten gedrängt, um für geiſtreich und witzig gehalten zu werden, und wenn er einen dicken Bauch hat wie Sir John, ſo ſetze man ihn blos ins Zuchthaus; aber wo die Weiber ſitzen.

Indeſſen, es gibt auch weiße Raben.

Ich werde, wie ich ſchon in der Vorrede zu Kahldorfs Briefen an den Grafen Moltke angedeutet, dieſen Gegenſtand ausführlicher beſprechen; eine Statiſtik des diplomatiſchen Corps, dem die Intereſſen der Völker anvertraut ſind, wird dabei am intereſſanteſten ſein. Es werden Tabellen beigefügt werden, Verzeichniſſe der verſchiedenen Tugenden deſſelben, in den verſchiedenen Hauptſtädten. Man wird z. B. daraus erſehen, wie in einer der letztern, immer der dritte Mann unter der edlen Genoſſenſchaft entweder ein Spieler iſt, oder ein heimathloſer Lohndiener, oder ein Eskrok, oder der Ruffiano ſeiner eigenen Gattin, oder der Gemahl ſeines Jokeys, oder ein Allerweltsſpion, oder ſonſt ein adeliger Taugenichts. Ich habe Behufs dieſer Statiſtik ein ſehr gründliches Quellenſtudium getrieben, und zwar an Tiſchen des Königs Pharo und anderer Könige des Morgenlands, in den Soireen der ſchönſten Göttinen des Tanzes und des Geſanges, in den Tempeln der Gourmandiſe und der Galanterie, kurz in den vornehmſten Häuſern Europas.

Ich muß in Betreff des Grafen Moltke hier nachträglich erwähnen, daß derſelbe Juli vorigen Jahres hier in Paris war, und mich in einen Federkrieg

über den Adel verwickeln wollte, um dem Publikum zu zeigen, daß ich ſeine Prinzipien mißverſtanden, oder willkührlich entſtellt hätte. Es ſchien mir aber grade damals bedenklich, in meiner gewöhnlichen Weiſe, ein Thema öffentlich zu erörtern, das die Tagesleidenſchaften ſo furchtbar anſprechen mußte. Ich habe dieſe Beſorgniſſe dem Grafen mitgetheilt, und er war verſtändig genug, nichts gegen mich zu ſchreiben. Da ich ihn zuerſt angegriffen, hätte ich ſeine Antwort nicht ignoriren dürfen, und eine Replik hätte wieder von meiner Seite erfolgen müſſen. Wegen jener Einſicht verdient der Graf das beſte Lob, das ich ihm hiermit zolle, und zwar um ſo bereitwilliger, da ich in ihm perſönlich einen geiſtreichen und, was noch mehr ſagen will, einen wohldenkenden Mann gefunden, der es wohl verdient hätte in der Vorrede zu den Kahldorfſchen Briefen nicht wie ein gewöhnlicher Adliger behandelt zu werden. Seitdem habe ich ſeine Schrift über Gewerbefreiheit geleſen, worin er, wie bei vielen anderen Fragen, den liberalſten Grundſätzen huldigt.

Es iſt eine ſonderbare Sache mit dieſen Adligen! Die Beſten unter ihnen können ſich von ihren Geburtsintereſſen nicht losſagen. Sie können in den meiſten Fällen liberal denken, vielleicht noch unabhängig liberaler als Rotüriers, ſie können vielleicht mehr als dieſe die Freiheit lieben und Opfer dafür bringen — aber für bürgerliche Gleichheit ſind ſie ſehr unempfänglich. Im Grunde iſt kein Menſch ganz liberal, nur die Menſchheit iſt es ganz, da der Eine das Stück Liberalismus beſitzt, das dem Anderen mangelt, und die Leute ſich alſo in ihrer Geſammtheit aufs Beſte ergänzen. Der Graf Moltke iſt gewiß der feſteſten Meinung, daß der Sklavenhandel etwas Widerrechtliches und Schändliches iſt, und er ſtimmt gewiß für deſſen Abſchaffung. Myn Heer van der Null hingegen, ein Sklavenhändler, den ich unter den Bohmchen zu Rotterdam kennen gelernt, iſt durchaus überzeugt: der Sklavenhandel ſei etwas ganz Natürliches und Anſtändiges, das Vorrecht der Geburt aber, das Erbprivilegium, der Adel, ſei etwas Ungerechtes und Widerſinniges, welches jeder honette Staat ganz abſchaffen müſſe.

Daß ich im Julius 1831 mit dem Grafen Moltke, dem Champion des Adels, keinen Federkrieg führen wollte, wird jeder vernünftig fühlende Menſch zu würdigen wiſſen, wenn er die Natur der Bedrohniſſe erwägt, die damals in Deutſchland laut geworden.

Die Leidenſchaften tobten wilder als je, und es galt damals dem Jakobinismus eben ſo kühn die Stirne zu bieten wie einſt dem Abſolutismus. Unbeweglich in meinen Grundſätzen, haben ſelbſt die Ränke des Jakobinismus nicht vermocht, mich hier, zu Paris, in den dunkeln Strudel hineinzureißen, wo deutſcher Unverſtand mit franzöſiſchem Leichtſinn rivaliſirte. Ich habe keinen Theil genommen an der hieſigen deutſchen Aſſociation, außer daß ich ihr bei einer Collekte für die Unterſtützung der freien Preſſe, einige Franks zollte;

lange vor den Juniustagen habe ich den Vorſtehern jener Aſſociation aufs beſtimmteſte notifizirt, daß ich nicht mit derſelben in weiterer Verbindung ſtehe. Ich kann daher nur mitleidig die Achſel zucken, wenn ich höre, daß die jeſuitiſch ariſtokratiſche Partei in Deutſchland ſich zu jener Zeit die größte Mühe gab, mich als einen der Enragés des Tages darzuſtellen, um mir bei deren Exceſſen eine kompromittirende Solidarität aufzubürden.

Es war eine tolle Zeit, und ich hatte meine große Noth mit meinen beſten Freunden, und ich war ſehr beſorgt für meine ſchlimmſten Feinde. Ja, Ihr theuern Feinde, Ihr wißt nicht wie viel Angſt ich um Euch ausgeſtanden habe. Es war ſchon die Rede davon, alle verrätheriſche Junker, verläumderiſche Pfaffen und ſonſtige Schurken in Deutſchland aufzuknüpfen. Wie durfte ich das leiden! Galt es nur, Euch ein bischen zu züchtigen, Euch auf dem Schloßplatz zu Berlin oder auf dem Schrannenmarkt zu München, in einem gelinden Versmaße, mit Ruthen zu ſtreichen, oder Euch die trikolore Kokarde auf die Tonſur zu nageln, oder ſonſt ein Späßchen mit Euch zu treiben, das hätte ich ſchon hingehen laſſen. Aber daß man Euch geradezu umbringen wollte, das litt ich nicht. Euer Tod wäre ja für mich der größte Verluſt geweſen. Ich hätte mir neue Feinde erwerben müſſen, vielleicht unter honetten Leuten, welches einem Schriftſteller in den Augen des Publikums ſehr ſchädlich iſt. Nichts iſt uns erſprießlicher, als wenn wir lauter ſchlechte Kerle zu Feinden haben. Der HERR hat mich unüberſehbar reichlich mit dieſer Sorte geſegnet und ich bin froh, daß ſie jetzt in Sicherheit ſind. Ja, laßt uns ein Te Metternich laudamus ſingen, Ihr theuern Feinde! Ihr waret in der größten Gefahr, gehenkt zu werden, und ich hätte Euch dann auf immer verloren! Jetzt iſt wieder alles ſtill, alles wird beigelegt, oder feſtgeſetzt, die Bundesakte wird losgelaſſen und die Patrioten werden eingeſperrt und wir ſehen einer langen, ſüßen, ſicheren Ruhe entgegen. Jetzt können wir uns wieder ungeſtört des alten ſchönen Verhältniſſes erfreuen: ich geißle Euch wieder nach wie vor, und Ihr verläumdet mich wieder nach wie vor. Wie froh bin ich, Euch noch ſo ungehenkt zu ſehen! Euer Leben iſt mir theurer, als jemals. Ich kann mich bei Eurem Anblick einer gewiſſen Rührung nicht erwehren. Ich bitte Euch, ſchont Eure Geſundheit; verſchluckt nicht Euer eigenes Gift, lügt und verläumdet lieber wo möglich noch mehr als Ihr zu thun pflegt, das erleichtert das fromme Herz; geht nicht ſo gebückt und gekrümmt, das ſchadet der Bruſt; geht mal ins Theater, wenn eine Raupachſche Tragödie gegeben wird, das heitert auf; verſucht eine Abwechſelung in Euren Privatvergnügungen, beſucht auch einmal ein ſchönes Mädchen; hütet Euch aber vor des Seilers Töchterlein!

Ihr flattert jetzt wieder an einem langen Faden; aber wer weiß, an einem frühen Morgen hängt Ihr an einem kurzen Strick.

Tagesberichte.

Vorbemerkung.

Ueber die mißlungene Inſurrektion vom 5. und 6. Junius, über dieſe ſo bedeutende und folgereiche Erſcheinung, wird man nie viel Wahres und Richtiges erfahren, ſintemalen beide Partheien gleich intereſſirt waren, die bekannten Thatſachen zu entſtellen und die unbekannten zu verhüllen. Die folgenden Tagesberichte, geſchrieben Angeſichts der Begebenheiten, im Geräuſch des Partheikampfs und zwar immer kurz vor Abgang der Poſt, ſo ſchleunig als möglich, damit die Correſpondenten des ſiegenden Juſte-milieu nicht den Vorſprung gewönnen — dieſe flüchtigen Blätter theile ich hier mit, unverändert, in ſo weit ſie auf die Inſurrektion vom 5. Junius Bezug haben. Der Geſchichtsſchreiber mag ſie vielleicht einſt um ſo gewiſſenhafter benutzen können, da er wenigſtens ſicher iſt, daß ſie nicht nach ſpäteren Intereſſen verfertigt worden.

Wenn es auch für manche irrige Suppoſitionen, wie man ſie in dieſen Blättern findet, keines beſondern Widerrufs bedarf, ſo kann ich doch nicht umhin, eine einzige derſelben zu berichtigen. Der General Lafayette hat nämlich ſeitdem öffentlich erklärt, daß er es nicht war, welcher am 5. Junius die rothe Fahne und die Jakobinermütze bekränzt hat. Unſer alter General hat ſich, wie ich erſt ſpäter erfahren, an jenem Tage ganz ſeiner würdig gezeigt. Eine leichtbegreifliche Diskretion erlaubt mir nicht, in dieſem Augenblick, einige hierauf bezügliche Umſtände zu berichten, die ſelbſt den eingefleiſchteſten Jakobiner mit Rührung und Ehrfurcht vor Lafayette erfüllen mußten.

Man wird in dieſen Blättern, wie im ganzen Buche, vielen widerſprechenden Aeußerungen begegnen, aber ſie betreffen nie die Dinge, ſondern immer die Perſonen. Ueber erſtere muß unſer Urtheil feſtſtehen, über letztere darf es täglich wechſeln. So habe ich über das ſchlechte Syſtem, worin Ludwig Philipp wie in einem Sumpfe ſteckt, immer dieſelbe Meinung ausgeſprochen, aber über ſeine Perſon urtheilte ich nicht immer in derſelben Tonart. Im Beginn war ich gegen ihn geſtimmt, weil ich ihn für einen Ariſtokraten hielt; ſpäter, als ich mich von ſeiner ächten Bürgerlichkeit überzeugte, ſprach ich ſchon

von ihm viel beſſer; als er uns durch den Etat-de-Siège erſchreckte, ward ich wieder ſehr aufgebracht gegen ihn; dies legte ſich wieder nach den erſten Tagen, als wir ſahen, daß der arme Ludwig Philipp nur in der Betäubung der eignen Angſt jenen Mißgriff begangen; aber ſeitdem haben mir die Carliſten, durch ihre Schmähungen, eine wahre Vorliebe für die Perſon dieſes Königs eingeflößt und ich könnte dieſe noch in meinem Herzen ſteigern, wenn ich ihn mit — — — — — — — vergleichen wollte.

Beilage zum ſechſten Artikel.

—

„Siehe zu, die Grundſuppe des Wuchers, der Dieberei und der Räuberei ſind unſere Großen und Herren, nehmen alle Creaturen zum Eigenthum, die Fiſche im Waſſer, die Vögel in der Luft, das Gewächs auf Erden, alles muß ihr ſein. (Jeſ. V.) Darüber laſſen ſie denn Gottes Geboth ausgehen unter die Armen und ſprechen: Gott hat geboten, du ſollt nicht ſtehlen; es dienet aber ihnen nicht. So ſie nun alle Menſchen verurſachen, den armen Ackermann, Handwerkmann, und alles was da lebet, ſchinden und ſchaben, (Mich. III.) ſo er ſich dann vergreift an dem Allerheiligſten, ſo muß er henken. Da ſagt dann der Doktor Lügner Amen. Die Herren machen das ſelber, daß ihnen der arme Mann feind wird. Die Urſach des Aufruhrs wollen ſie nicht wegthun, wie kann es in der Länge gut werden. So ich das ſage werde ich aufrühriſch ſein, wohl hin.“

So ſprach vor 300 Jahren Thomas Münzer, einer der heldenmüthigſten und unglücklichſten Söhne des deutſchen Vaterlandes, ein Prediger des Evangeliums, das, nach ſeiner Meinung nicht blos die Seligkeit im Himmel verhieß, ſondern auch die Gleichheit und Brüderſchaft der Menſchen auf Erden befehle. Der Doktor Martinus Luther war anderer Meinung, und verdammte ſolche aufrühreriſche Lehren, wodurch ſein eigenes Werk, die Losreißung von Rom und die Begründung des neuen Bekenntniſſes gefährdet wurde; und vielleicht mehr aus Weltklugheit, denn aus böſem Eifer, ſchrieb er das unrühmliche Buch gegen die unglücklichen Bauern. Pietiſten und ſervile Duckmäuſer haben in jüngſter Zeit dieſes Buch wieder ins Leben gerufen und die neuen Abdrücke ins Land herum verbreitet, einerſeits um den hohen Protektoren zu zeigen, wie die reine lutheriſche Lehre den Abſolutismus unterſtütze, anderer Seits um durch Luthers Autorität den Freiheitsenthuſiasmus in Deutſchland niederzudrücken. Aber ein heiligeres Zeugniß, das aus dem Evangelium hervorblutet, widerſpricht der knechtiſchen Ausdeutung

und vernichtet die irrige Autorität; Chriſtus, der für die Gleichheit und Brüderſchaft der Menſchen geſtorben iſt, hat ſein Wort nicht als Werkzeug des Abſolutismus offenbart, und Luther hatte Unrecht und Thomas Münzer hatte Recht. Er wurde enthauptet zu Möblin. Seine Gefährten hatten ebenfalls Recht, und ſie wurden theils mit dem Schwerte hingerichtet, theils mit dem Stricke gehenkt, je nachdem ſie adeliger oder bürgerlicher Abkunft waren. Markgraf Caſimir von Anſpach hat, noch außer ſolchen Hinrichtungen, auch fünf und achtzig Bauern die Augen ausſtechen laſſen, die nachher im Lande herumbettelten und ebenfalls Recht hatten. Wie es in Oberöſtreich und Schwaben den armen Bauern erging, wie überhaupt in Deutſchland viele hunderttauſend Bauern, die nichts als Menſchenrechte und chriſtliche Milde verlangten, abgeſchlachtet und gewürgt wurden von ihren geiſtlichen und weltlichen Herren, iſt männiglich bekannt. Aber auch letztere hatten Recht, denn ſie waren noch in der Fülle ihrer Kraft, und die Bauern wurden manchmal irre an ſich ſelber, durch die Autoritäten eines Luthers und anderer Geiſtlichen, die es mit den Weltlichen hielten, und durch unzeitige Controverſe über zweideutige Bibelſtellen, und weil ſie manchmal Pſalmen ſangen ſtatt zu fechten.

Im Jahr der Gnade 1789 begann in Frankreich derſelbe Kampf um Gleichheit und Brüderſchaft, aus denſelben Gründen, gegen dieſelben Gewalthaber, nur daß dieſe durch die Zeit ihre Kraft verloren und das Volk an Kraft gewonnen und nicht mehr aus dem Evangelium, ſondern aus der Philoſophie ſeine Rechtsanſprüche geſchöpft hatte. Die feudaliſtiſchen und hierarchiſchen Inſtitutionen, die Carl der Große in ſeinem großen Reiche begründet und die ſich in den daraus hervorgegangenen Ländern mannigfaltig entwickelt, dieſe hatten in Frankreich ihre mächtigen Wurzeln geſchlagen, Jahrhunderte lang kräftig geblüht, und, wie alles in der Welt, endlich ihre Kraft verloren. Die Könige von Frankreich, verdrießlich ob ihrer Abhängigkeit von dem Adel und von der Geiſtlichkeit, welcher erſtere ſich ihnen gleich dünkte und welche letztere mehr als ſie ſelbſt das Volk beherrſchte: hatten allmählig die Selbſtſtändigkeit jener beiden Mächte zu vernichten gewußt, und unter Ludwig XIV. war dieſes ſtolze Werk vollendet. Statt eines kriegeriſchen Feudaladels, der die Könige einſt beherrſchte und ſchützte: kroch jetzt um die Stufen des Thrones, ein ſchwächlicher Hofadel, dem nur die Zahl ſeiner Ahnen, nicht ſeiner Burgen und Mannen, Bedeutung verlieh; ſtatt ſtarrer, ultramontaniſcher Prieſter, die mit Beicht und Bann die Könige ſchreckten, aber auch das Volk im Zaume hielten: gab es jetzt eine gallikaniſche, ſo zu ſagen mediatiſirte Kirche, deren Aemter man im Oeul de boeuf von Verſaille, oder im Boudoir der Maitreſſen erſchlich, und deren Oberhäupter zu denſelben Adligen gehörten, die als Hofdomeſtiken paradirten, ſo daß Abt- und Biſchofskoſtum, Pallium und Mitra, als eine andre Art von Hoflivree betrachtet werden konnte; — und

ohngeachtet dieſer Umwandlung, behielt der Adel die Vorrechte, die er einſt über das Volk ausgeübt; ja ſein Hochmuth gegen letzteres ſtieg, je mehr er gegen ſeinen königlichen Herrn in Demuth verſank; er uſurpirte, nach wie vor, alle Genüſſe, drückte und beleidigte, nach wie vor; und daſſelbe that jene Geiſtlichkeit, die ihre Macht über die Geiſter längſt verloren, aber ihre Zehnten, ihr Dreigöttermonopol, ihre Privilegien der Geiſtesunterdrückung und der kirchlichen Tücken noch bewahrt hatte. Was einſt, im Bauernkrieg, die Lehrer des Evangeliums verſucht, das thaten die Philoſophen jetzt in Frankreich, und mit beſſerem Erfolg; ſie demonſtrirten dem Volke die Uſurpationen des Adels und der Kirche; ſie zeigten ihm, daß beide kraftlos geworden; — und das Volk jubelte auf, und als am 14. Junius 1789 das Wetter ſehr günſtig war, begann das Volk das Werk ſeiner Befreiung, und wer am 14. Junius 1790 den Platz beſuchte, wo die alte, dumpfe, mürriſch unangenehme Baſtille geſtanden hatte, fand dort, ſtatt dieſer, ein luftig luſtiges Gebäude, mit der lachenden Aufſchrift: ici on danse.

Seit ſiebzehn Jahren ſind die Schriftſteller in Europa unabläſſig bemüht, die Gelehrten Frankreichs von dem Vorwurf zu befreien, als hätten ſie den Ausbruch der franzöſiſchen Revolution ganz beſonders verurſacht. Die jetzigen Gelehrten wollten wieder bei den Großen zu Gnaden aufgenommen werden, ſie ſuchten wieder ihr weiches Plätzchen zu den Füßen der Macht, und gebehrdeten ſich dabei ſo ſervil unſchuldig, daß man ſie nicht mehr für Schlangen anſah, ſondern für gewöhnliches Gewürme. Ich kann aber nicht umhin, der Wahrheit wegen zu geſtehen, daß eben die Gelehrten des vorigen Jahrhunderts den Ausbruch der Revolution am meiſten befördert und deren Charakter beſtimmt haben. Ich rühme ſie deßhalb, wie man den Arzt rühmt, der eine ſchnelle Criſis herbeigeführt und die Natur der Krankheit, die tödtlich werden konnte, durch ſeine Kunſt gemildert hat. Ohne das Wort der Gelehrten hätte der hinſiechende Zuſtand Frankreichs noch unerquicklich länger gedauert; und die Revolution, die doch am Ende ausbrechen mußte, hätte ſich minder edel geſtaltet; ſie wäre gemein und grauſam geworden, ſtatt daß ſie jetzt nur tragiſch und blutig ward; ja, was noch ſchlimmer iſt, ſie wäre vielleicht ins Lächerliche und Dumme ausgeartet, wenn nicht die materiellen Nöthen einen idealen Ausdruck gewonnen hätten; — wie es leider nicht der Fall iſt in jenen Ländern, wo nicht die Schriftſteller das Volk verleitet haben, eine Erklärung der Menſchenrechte zu verlangen, und wo man eine Revolution macht, um keine Thorſperre zu bezahlen, oder um eine fürſtliche Maitreſſe los zu werden u. ſ. w. Voltaire und Rouſſeau ſind zwei Schriftſteller, die mehr als alle andre der Revolution vorgearbeitet, die ſpäteren Bahnen derſelben beſtimmt haben, und noch jetzt das franzöſiſche Volk geiſtig leiten und beherrſchen. Sogar die Feindſchaft dieſer beiden Schriftſteller hat wunderbar nachgewirkt;

vielleicht war der Parteikampf unter den Revolutionsmännern ſelbſt, bis auf dieſe Stunde, nur eine Fortſetzung eben dieſer Feindſchaft.

(Vergl. die Note a. am Schluß.)

Dem Voltaire geſchieht jedoch Unrecht, wenn man behauptet, er ſei nicht ſo begeiſtert geweſen wie Rouſſeau; er war nur etwas klüger und gewandter. Die Unbeholfenheit flüchtet ſich immer in den Stoizismus und grollt lakoniſch beim Anblick fremder Geſchmeidigkeit. Alfieri macht dem Voltaire den Vorwurf, er habe als Philoſoph gegen die Großen geſchrieben, während er ihnen als Kammerherr die Fackel vortrug. Der düſtere Piemonteſer bemerkte nicht, daß Voltaire, indem er dienſtbar den Großen die Fackel vortrug, auch damit zugleich ihre Blöße beleuchtete. Ich will aber Voltaire durchaus nicht von dem Vorwurf der Schmeichelei freiſprechen, er und die meiſten franzöſiſchen Gelehrten krochen wie kleine Hunde zu den Füßen des Adels, und leckten die goldenen Sporen, und lächelten, wenn ſie ſich daran die Zunge zerriſſen, und ließen ſich mit Füßen treten. Wenn man aber die kleinen Hunde mit Füßen tritt, ſo thut das ihnen eben ſo weh wie den großen Hunden. Der heimliche Haß der franzöſiſchen Gelehrten gegen die Großen muß um ſo entſetzlicher geweſen ſein, da ſie, außer den gelegentlichen Fußtritten, auch viele wirkliche Wohlthaten von ihnen genoſſen hatten. Garat erzählt von Champfort, daß er tauſend Thaler, die Erſparniſſe eines ganzen arbeitſamen Lebens, aus einem alten Lederbeutel hervorzog und freudig hingab, als, im Anfang der Revolution, zu einem revolutionairen Zwecke Geld geſammelt wurde. Und Champfort war geizig und war immer von den Großen protegirt worden.

Mehr aber noch als die Männer der Wiſſenſchaft, haben die Männer der Gewerbe den Sturz des alten Regimes befördert. Glaubten jene, die Gelehrten, daß an deſſen Stelle das Regime der geiſtigen Capazitäten beginne, ſo glaubten jene, die Induſtriellen, daß ihnen, dem faktiſch mächtigſten und kräftigſten Theil des Volks, auch geſetzlich die Anerkenntniß ihrer hohen Bedeutung, und alſo gewiß jede bürgerliche Gleichſtellung und Mitwirkung bei den Staatsgeſchäften, gebühre. Und in der That, da die bisherigen Inſtitutionen auf dem alten Kriegsweſen und dem Kirchenglauben beruhten, welche beide kein wahres Leben mehr in ſich trugen: ſo mußte die Geſellſchaft auf die beiden neuen Gewalten baſirt werden, worin eben die meiſte Lebenskraft quoll, nämlich auf die Wiſſenſchaft und die Induſtrie. Die Geiſtlichkeit, die geiſtig zurückgeblieben war ſeit Erfindung der Buchdruckerei, und der Adel, der durch die Erfindung des Pulvers zu Grunde gerichtet worden, hätten jetzt einſehen müſſen: daß die Macht, die ſie ſeit einem Jahrtauſend ausgeübt,

ihren ſtolzen, aber ſchwachen Händen entſchwinde und in die verachteten, aber ſtarken Hände der Gelehrten und Gewerbfleißigen übergehe; ſie hätten einſehen müſſen, daß ſie die verlorene Macht nur in Gemeinſchaft mit eben jenen Gelehrten und Gewerbfleißigen wiedergewinnen könnten; — ſie hatten aber nicht dieſe Einſicht, ſie wehrten ſich thöricht gegen das Unvermeidliche, ein ſchmerzlicher, widerſinniger Kampf begann, die ſchleichende, windige Lüge und der morſche, kranke Stolz fochten gegen die eiſerne Nothwendigkeit, gegen Fallbeil und Wahrheit, gegen Leben und Begeiſterung, und wir ſtehen jetzt noch auf der Wahlſtätte.

Da war ein trübſeliger Miniſter, reſpektabeler Banquier, guter Hausvater, guter Chriſt, guter Rechner, der Pantalon der Revolution, der glaubte ſteif und feſt, das Defizit des Budjets ſei der eigentliche Grund des Uebels und des Streites; und er rechnete Tag und Nacht, um das Defizit zu heben, und vor lauter Zahlen ſah er weder die Menſchen noch ihre drohenden Mienen; doch hatte er in ſeiner Dummheit einen ſehr guten Einfall, nämlich die Zuſammenberufung der Notabeln. Ich ſage einen ſehr guten Einfall, weil er der Freiheit zu Gute kam; ohne jenes Defizit hätte Frankreich ſich noch länger im Zuſtande des mißbehaglichſten Siechthums hingeſchleppt; jenes Defizit war in der That nicht mit Geld zu bezahlen, nämlich weil es die Krankheit zum Ausbruch trieb; jene Zuſammenberufung der Notabeln beſchleunigte die Criſis und alſo auch die künftige Geneſung; und wenn einſt die Büſte Neckers im Pantheon der Freiheit aufgeſtellt wird, wollen wir ihm eine Narrenkappe, bekränzt mit patriotiſchem Eichenlaub, aufs Haupt ſetzen. Wahrlich, iſt es thöricht, wenn man nur die Perſonen ſieht in den Dingen, ſo iſt es noch thörichter, wenn man in den Dingen nur die Zahlen ſieht. Es giebt aber Kleingeiſter, die aufs pfiffigſte beide Irrthümer zu verſchmelzen ſuchen, die ſogar in den Perſonen die Zahlen ſuchen, womit ſie uns die Dinge erklären wollen. Sie ſind nicht damit zufrieden, den Julius Cäſar für die Urſache des Untergangs römiſcher Freiheit zu halten, ſondern ſie behaupten: der geniale Julius ſei ſo verſchuldet geweſen, daß er, um nicht ſelber eingeſteckt zu werden, genöthigt war, die ganze Welt mitſammt ſeinen Gläubigern einzuſtecken. Wenn ich nicht irre, ſo dient eine Stelle Plutarchs, wo dieſer von Cäſars Schulden ſpricht, zur Baſis einer ſolchen Argumentation. Bourienne, der kleine ſchmuckelnde Bourienne, der beſtechliche Croupier beim Glückſpiel des Kaiſerreichs, die armſelige arme Seele, hat irgendwo in ſeinen Memoiren angedeutet, daß es wohl Geldverlegenheit geweſen ſein mag, was den Napoleon Bonaparte, im Anfange ſeiner Laufbahn, zu großen Unternehmungen angetrieben habe. In dieſer Weiſe ſind manche Tiefdenker nicht damit zufrieden, den Grafen Mirabeau für die Urſache des Untergangs der franzöſiſchen Monarchie zu halten, ſondern ſie behaupten ſogar, jener ſei ſo ſehr durch Geldnoth

und Schulden bedrängt geweſen, daß er ſich nur durch den Umſturz des Vorhandenen habe helfen können. Ich will ſolche Abſurdität nicht weiter beſprechen; doch mußte ich ſie erwähnen, weil ſie eben in der letzten Zeit ſich am blühendſten entfalten konnte, Mirabeau betrachtet man nämlich jetzt als den eigentlichen Repräſentanten jener erſten Phaſis der Revolution, die mit der Nationalverſammlung beginnt und ſchließt. Er iſt als ſolcher ein Volksheld geworden, man beſpricht ihn täglich, man erblickt ihn überall, gemalt und gemeißelt, man ſieht ihn dargeſtellt auf allen franzöſiſchen Theatern, in allen ſeinen Geſtalten: arm und wild; liebend und haſſend; lachend und knirſchend; ein ſorglos verſchuldeter Gott, dem Himmel und Erde gehörte und der kapabel war, ſeinen letzten Fixſtern und letzten Louisd'or im Faro zu verſpielen; ein Simſon, der die Staatsſäulen niederreißt, um im ſtürzenden Gebäude ſeine mahnenden Philiſter zu verſchütten; ein Herkules, der am Scheidewege ſich mit beiden Damen verſtändigt und in den Armen des Laſters ſich von den Anſtrengungen der Tugend zu erholen weiß; „ein von Genie und Häßlichkeit ſtrahlender Ariel-Kaliban," den die Proſa der Liebe ernüchterte, wenn ihn die Proſa der Vernunft berauſcht hatte; ein verklärter, anbetungswürdiger Wüſtling der Freiheit; ein Zwitterweſen, das nur Jüles Janin ſchildern konnte.

Eben durch die moraliſchen Widerſprüche ſeines Charakters und Lebens iſt Mirabeau der eigentliche Repräſentant ſeiner Zeit, die ebenfalls ſo liederlich und erhaben, ſo verſchuldet und reich war, die ebenfalls im Kerker ſitzend die ſchlüpfrigſten Romane, aber auch die edelſten Befreiungsbücher geſchrieben, und die nachher obgleich belaſtet mit der alten Puderperücke und mit einem Stück von der alten, infamen Kette, als Herold des neuen Weltfrühlings auftrat, und dem erblaſſenden Ceremonienmeiſter der Vergangenheit die kühnen Worte zurief: allez dire à votre maître que nous sommes ici par la puissance du peuple, et qu'on ne nous en arrachera que par la force des bajonnettes. Mit dieſen Worten beginnt die franzöſiſche Revolution; kein Bürgerlicher hätte den Muth gehabt, ſie auszuſprechen, die Zunge der Rotüriers und Vilains war noch gebunden von dem ſtummen Zauber des alten Gehorſams, und eben nur im Adel, in jener überfrechen Kaſte, die niemals wahre Ehrfurcht vor den Königen fühlte, fand die neue Zeit ihr erſtes Organ.

Ich kann nicht umhin zu erwähnen, daß man mir jüngſt verſichert, jene weltberühmten Worte Mirabeaus gehörten eigentlich dem Grafen Volney, der neben ihm ſitzend, ſie ihm ſoufflirt habe. Ich glaube nicht, daß dieſe Sage ganz grundlos erfunden ſei, ſie widerſpricht durchaus nicht dem Charakter Mirabeaus, der die Ideen ſeiner Freunde eben ſo gern wie ihr Geld borgte, und der deßwegen in vielen Memoiren, namentlich in den Briſſoteſchen und in

den jüngſt erſchienenen Memoiren von Dümont, entſetzlich verſchrieen wird. Manche ſeiner Zeitgenoſſen haben deßhalb an der Größe ſeines Rednertalentes gezweifelt und ihm nur wirkſame Saillies, Theatercoups der Tribune zugeſtanden. Es iſt jetzt ſchwer, ihn in dieſer Hinſicht zu beurtheilen. Nach dem Zeugniß der Mitlebenden, die man noch über ihn befragen kann, lag der Zauber ſeiner Rede mehr in ſeiner perſönlichen Erſcheinung als in ſeinen Worten. Beſonders wenn er leiſe ſprach, ward man durchſchauert von dem wunderbaren Laut ſeiner Stimme; man hörte die Schlangen ziſchen, die heimlich unter den oratoriſchen Blumen krochen. Kam er in Leidenſchaft, war er unwiderſtehlich. Von Frau von Staël erzählt man, daß ſie auf der Gallerie der Nationalverſammlung ſaß, als Mirabeau die Tribune beſtieg, um gegen Necker zu ſprechen. Es verſteht ſich, daß eine Tochter wie ſie, die ihren Vater anbetete, mit Wuth und Grimm gegen Mirabeau erfüllt war; aber dieſe feindlichen Gefühle ſchwanden, je länger ſie ihn anhörte, und endlich, als das Gewitter ſeiner Rede mit ſchrecklichſter Herrlichkeit aufſtieg, als die vergifteten Blitze aus ſeinen Augen ſchoſſen, als die weltzerſchmetternden Donner aus ſeiner Seele hervorgrollten — da lag Frau von Staël weit hinausgelehnt über der Balluſtrade der Gallerie und applaudirte wie toll.

Aber bedeutſamer noch als das Rednertalent des Mannes, war das was er ſagte. Dieſes können wir jetzt am unpartheiiſchſten beurtheilen, und da ſehen wir, daß Mirabeau ſeine Zeit am tiefſten begriffen hat, daß er nicht ſowohl niederzureißen als auch aufzubauen wußte, und daß er letzteres beſſer verſtand als die großen Meiſter, die ſich bis auf heutigen Tag an dem großen Werke abmühen. In den Schriften Mirabeaus finden wir die Hauptideen einer konſtitutionellen Monarchie, wie ſie Frankreich bedurfte; wir entdecken den Grundriß, obgleich nur flüchtig und mit blaſſen Linien entworfen; und wahrlich, allen weiſen und bangen Regenten Europas empfehle ich das Studium dieſer Linien, dieſer Staatshülfslinien, die das größte politiſche Genie unſerer Zeit, mit prophetiſcher Einſicht und mathematiſcher Sicherheit, vorgezeichnet hat. Es wäre wichtig genug, wenn man Mirabeaus Schriften in dieſer Hinſicht, auch für Deutſchland, ganz beſonders zu exploitiren ſuchte. Seine revolutionären, negierenden Gedanken haben leichtes Verſtändniß und ſchnelle Wirkung gefunden. Seine eben ſo gewaltigen poſitiven, konſtituirenden Gedanken ſind weniger verſtanden und wirkſam geworden.

Am wenigſten verſtand man Mirabeaus Vorliebe für das Königthum. Was er dieſem an abſoluter Gewalt abgewinnen wollte, das gedachte er ihm durch konſtitutionelle Sicherung zu vergüten; ja, er gedachte, die königliche Macht noch zu vermehren und zu verſtärken, indem er den König aus den Händen der hohen Stände, die ihn, durch Hofintriguen und Beichtſtuhl, faktiſch beherrſchten, gewaltſam riß, und vielmehr in die Arme des dritten Standes

hinein drängte. Mirabeau eben war der Verkünder jenes konſtitutionellen Königthums, das, nach meinem Bedünken der Wunſch jener Zeit war, und das, mehr oder minder demokratiſch formulirt, auch von der Gegenwart, von Uns in Deutſchland, verlangt wird.

Dieſer konſtitutionelle Royalismus war es, was dem Leumund des Grafen am meiſten geſchadet; denn die Revolutionäre, die ihn nicht begriffen, ſahen darin einen Abfall und meinten, er habe die Revolution verkauft. Sie ſchmähten ihn alsdann um die Wette mit den Ariſtokraten, die ihn haßten, eben weil ſie ihn begriffen, weil ſie wußten, daß Mirabeau, durch die Vernichtung der Privilegienwirthſchaft, das Königthum auf ihre Koſten retten und verjüngen wollte. Wie ihn aber die Miſere der Privilegirten anwiderte, ſo mußte ihm auch die Rohheit der meiſten Demagogen fatal ſein, um ſo mehr, da ſie, in jener wahnwitzig debordirenden Weiſe, die wir wohl kennen, ſchon die Republik predigten. Es iſt intereſſant, in den damaligen Blättern zu ſehen, zu welchen ſonderbaren Mitteln jene Demagogen, die gegen die Popularität des Mirabeau noch nicht öffentlich anzukämpfen wagten, ihre Zuflucht nahmen, um die monarchiſche Tendenz des großen Tribuns unwirkſam zu machen. So z. B. als Mirabeau ſich einmal ganz beſtimmt royaliſtiſch ausgeſprochen hatte, wußten ſich dieſe Leute nicht anders zu helfen, als indem ſie ausſprengten: da Mirabeau ſeine Reden öfters nicht ſelbſt mache, ſei es ihm paſſirt, daß er die Rede, die er von einem Freunde erhalten, vorher zu leſen vergeſſen, und erſt auf der Tribune bemerkt habe, daß dieſer ihm perfiderweiſe eine ganz royaliſtiſche Rede untergeſchoben.

Ob es Mirabeau gelungen wäre, die Monarchie zu retten und neu zu begründen, darüber wird noch immer geſtritten. Die Einen ſagen, er ſtarb zu früh; die Anderen ſagen, er ſtarb eben zur rechten Zeit. Er ſtarb nicht an Gift; denn die Ariſtokratie hatte ihn eben damals nöthig. Volksmänner vergiften nicht; der Giftbecher gehört zu der alten Tragödie der Paläſte. Mirabeau ſtarb, weil er zwei Tänzerinnen, Mesdemoiſelles Helisberg und Colomb, und eine Stunde vorher eine Trüffelpaſtete genoſſen hatte. — — — —

Note 2.

Der Kampf unter den Revolutionsmännern des Convents war nichts anders als der geheime Groll des rouſſeauiſchen Rigourismus gegen die voltairſche Legèrte. Die ächten Montagnards hegten ganz die Denk- und Gefühlsweiſe Rouſſeaus, und als ſie die Dantoniſten und Hebertiſten zu gleicher Zeit guillotinirten, geſchah es nicht ſowohl weil jene zu ſehr den erſchlaffenden Moderantismus predigten und dieſe hingegen im zügelloſeſten Sanculotismus ausarte-

ten; wie mir jüngſt ein alter Bergmann ſagte: parcequ'ils étaient tous des hommes pourris, frivoles, sans croyance et sans vertu. Beim Umſtürzen des Alten waren die Revolutionsmänner ziemlich einig, als aber etwas Neues gebaut werden ſollte, als das Poſitivſte zur Sprache kam, da erwachten die natürlichen Antipathien. Der rouſſeauiſch ernſte Schwärmer St. Juſt haßte alsdann den heiteren, geiſtreichen Fanfaron Desmoulin. Der ſittenreine, unbeſtechliche Robespierre haßte den ſinnlichen, geldbefleckten Danton. Maximilian Robespierre heiligen Andenkens war die Incarnation Rouſſeaus; er war tief religiös, er glaubte an Gott und Unſterblichkeit, er haßte die voltaireſchen Religionsſpöttereien, die unwürdigen Poſſen eines Gobels, die Orgien der Atheiſten, und das laxe Treiben der Esprits, und er haßte vielleicht jeden, der witzig war und gern lachte.

Am 19. Thermidor ſiegte die kurz vorher unterdrückte voltaireſche Parthei; unter dem Direktorium übte ſie ihre Reaktionen gegen den Berg; ſpäterhin, während dem Heldenſpiel der Kaiſerzeit und während der frommen chriſtlichen Comödie der Reſtauration konnte ſie nur in untergeordneten Rollen ſich geltend machen; aber wir ſahen ſie doch, bis auf dieſe Stunde, mehr oder minder thätig, am Staatsruder ſtehen, und zwar repräſentirt von dem ehemaligen Biſchof von Autün, Charles Maurice Talleyrand. Rouſſeaus Parthei, unterdrückt ſeit jenem unglückſeligen Tage des Thermidor, lebt arm, aber geiſtig und leiblich geſund, in den Faurbourgs St. Antoine und St. Marceau, ſie lebt in der Geſtalt eines Garnier Pagès, eines Cavaignac, und ſo vieler andern edlen Republikaner, die von Zeit zu Zeit als Blutzeugen auftreten, für das Evangelium der Freiheit. Ich bin nicht tugendhaft genug, um jemals dieſer Parthei mich anſchließen zu können; ich haſſe aber zu ſehr das Laſter, als daß ich ſie jemals bekämpfen würde.

Paris, den 5. Juni.

Der Leichenzug von General Lamarque, un convoi d'opposition, wie die Philippiſten ſagen, iſt eben von der Madelaine nach dem Baſtillenplatze gezogen; es waren mehr Leidtragende und Zuſchauer als bei Caſimir Periers Begräbniß. Das Volk zog ſelbſt den Leichenwagen. Beſonders auffallend in dem Zuge waren die fremden Patrioten, deren Nationalfahnen in einer Reihe getragen wurden. Ich bemerkte darunter auch eine Fahne, deren Farben aus Schwarz, Karmoſinroth und Gold beſtanden. Um ein Uhr fiel ein ſtarker Regen, der über eine halbe Stunde dauerte; trotzdem blieb eine unabſehbare Volksmenge auf den Boulevards, die Meiſten baarhaupt. Als der Zug bis gegen das Variétés-Theater gelangt war, und eben die Kolonne der Amis du peuple vorüberzog, und mehrere derſelben vive la République riefen, fiel es

einem Polizeiſergeanten ein zu interveniren; aber man ſtürzte über ihn her, zerbrach ſeinen Degen, und ein gräßlicher Tumult entſtand; er iſt nur mit Noth geſtillt worden. Der Anblick einer ſolchen Störniß, die einige hunderttauſend Menſchen in Bewegung geſetzt, war jedoch merkwürdig und bedenklich genug.

Paris, den 6. Juni.

Ich weiß nicht, ob ich in meinem geſtrigen Briefe erwähnt habe, daß auf den Abend eine Emeute angeſagt war. Als Lamarque's Leichenzug über die Boulevards kam und der Auftritt beim Theater des Variétés ſtatt fand, konnte man ſchon Schlimmes ahnen. Auf weſſen Seite die Schuld, daß die Leidenſchaft ſo fürchterlich ausbrach, iſt ſchwer zu ermitteln. Die widerſprechendſten Gerüchte herrſchen noch immer über den Anfang der Feindſeligkeiten, über die Ereigniſſe dieſer Nacht und über die ganze Lage der Dinge. Nur ein Begebniß, welches mir von mehreren Seiten und aufs glaubwürdigſte beſtätigt wird, will ich hier erwähnen. Als Lafayette, deſſen Anweſenheit bei dem Leichenzug überall Enthuſiasmus erregt hatte, auf dem Platze, bei dem Pont d'Auſterlitz, wo die Todtenfeier ſtatt fand, ſeine Leichenrede geendet hatte, drückte man ihm eine Immortellenkrone aufs Haupt. Zu gleicher Zeit ward auf eine ganz rothe Fahne, welche ſchon vorher viel Aufmerkſamkeit erregt, eine rothe phrygiſche Mütze geſteckt, und ein Schüler der Ecole Polytechnique erhob ſich auf den Schultern der Nebenſtehenden, ſchwenkte ſeinen blanken Degen über jene rothe Mütze und rief: vive la liberté, nach anderer Ausſage vive la République. Lafayette ſoll alsdann ſeinen Immortellenkranz auf die rothe Freiheitsmütze geſetzt haben; viele glaubwürdige Leute behaupten, ſie hätten es mit eigenen Augen geſehen. Es iſt möglich, daß er durch Zwang oder Ueberraſchung dieſe ſymboliſche Handlung gethan; es iſt aber auch möglich, daß eine dritte Hand dabei im Spiele war, ohne daß man es in dem großen Menſchengedränge bemerken konnte. Nach dieſer Manifeſtation, ſagen Einige, wollte man die bekränzte rothe Mütze im Triumphe durch die Stadt tragen, und als die Munizipalgarden und Sergeants de Ville bewaffneten Widerſtand leiſteten, habe der Kampf begonnen. So viel iſt gewiß, als Lafayette, ermüdet von dem vierſtündigen Wege, ſich in einen Fiaker ſetzte, hat das Volk die Pferde deſſelben ausgeſpannt und ſeinen alten treueſten Freund, mit eigenen Händen, unter ungeheurem Beifallruf, über die Boulevards gezogen. Viele Ouvriers hatten junge Bäume aus der Erde geriſſen und liefen damit, wie Wilde, neben dem Wagen, der in jedem Augenblicke bedroht ſchien, durch das ungefüge Menſchengedränge umgeſtürzt zu werden. Es ſollen zwei Schüſſe den Wagen getroffen haben; ich kann jedoch über dieſen ſonderbaren Umſtand nichts Beſtimmtes angeben.

Viele, die ich ob des Beginns der Feindſeligkeiten befragt habe, behaupten, es habe bei dem Pont d'Auſterlitz wegen der Leiche des todten Helden der blutige Hader begonnen, indem ein Theil der „Patrioten" den Sarg nach dem Pantheon bringen, ein anderer Theil ihn weiter nach dem nächſten Dorfe begleiten wollte, und die Sergeants de Ville und Munizipalgarden ſich dergleichen Vorhaben widerſetzten. So ſchlug man ſich nun mit großer Erbitterung, wie einſt vor dem ſkäiſchen Thore um die Leiche des Patroklus. Auf der Place de la Baſtille iſt viel Blut gefloſſen. Um halb ſieben Uhr kämpfte man ſchon an der Porte St. Denis, wo das Volk ſich barrikadirte. Mehrere bedeutende Poſten wurden genommen; die Nationalgarden, die ſolche beſetzt hatten, widerſtanden nur ſchwach, und übergaben ihre Waffen. So bekam das Volk viele Gewehre. Auf der Place Notre Dame des Victoires fand ich großen Kampflärm; die „Patrioten" hatten drei Poſten an der Bank beſetzt. Als ich mich nach den Boulevards wandte, fand ich dort alle Boutiquen geſchloſſen, wenig Volk, darunter gar wenige Weiber, die doch ſonſt bei Emeuten ſehr furchtlos ihre Schauluſt befriedigen; es ſah Alles ſehr ernſthaft aus. Linientruppen und Kuiraſſiere zogen hin und her, Ordonnanzen mit beſorgten Geſichtern ſprengten vorüber, in der Ferne Schüſſe und Pulverdampf. Das Wetter war nicht mehr trübe, und gegen Abend ſehr günſtig. Die Sache ſchien für die Regierung ſehr gefährlich, als es hieß, die Nationalgarden hätten ſich für das Volk erklärt. Der Irrthum entſtand dadurch, daß Viele der „Patrioten" geſtern die Uniform der Nationalgardiſten trugen, und die Nationalgarde wirklich einige Zeit unſchlüſſig war, welche Partei ſie unterſtützen ſollte. Während dieſer Nacht haben die Weiber wahrſcheinlich ihren Männern demonſtrirt, daß man nur die Partei unterſtützen müſſe, die am meiſten Sicherheit für Leib und Gut gewährt, und deſſen gewähre Ludwig Philipp viel mehr als die Republikaner, die ſehr arm und überhaupt für Handel und Gewerbe ſehr ſchädlich ſeien; die Nationalgarde iſt alſo heute ganz gegen die Republikaner; die Sache iſt entſchieden. C'est un coup manqué, ſagt das Volk. Von allen Seiten kommen Linientruppen nach Paris. Auf der Place de la Concorde ſtehen ſehr viele geladene Kanonen, ebenfalls auf der andern Seite der Tuillerien, auf dem Karrouſſelplatz. Der Bürgerkönig iſt von Bürgerkanonen umringt: où peut-on être mieux qu'au sein de sa famille. Es iſt jetzt vier Uhr, und es regnet ſtark. Dieſes iſt den „Patrioten" ſehr ungünſtig, die ſich großentheils im Quartier St. Martin barrikadirt haben, und wenig Zuhülfe erhalten. Sie ſind von allen Seiten cernirt, und ich höre in dieſem Augenblick den ſtärkſten Kanonendonner. Ich vernahm, vor zwei Stunden hätte das Volk noch viele Siegeshoffnung gehabt, jetzt aber gelte es nur heroiſch zu ſterben. Das werden viele. Da ich bei der Porte St. Denis wohne, habe ich die ganze Nacht ſchlaflos zugebracht; faſt ununterbrochen

dauerte das Schießen. Der Kanonendonner findet jetzt in meinem Herzen den kummervollſten Widerhall. Es iſt eine unglückſelige Begebenheit, die noch unglückſeligere Folgen haben wird.

Paris, den 7. Juni.

Als ich geſtern nach der Börſe ging, um meinen Brief in den Poſtkaſten zu werfen, ſtand das ganze Spekulantenvolk unter den Kolonnen, vor der breiten Börſentreppe. Da eben die Nachricht anlangte, daß die Niederlage der Patrioten gewiß ſei, zog ſich die ſüßeſte Zufriedenheit über ſämmtliche Geſichter; man konnte ſagen, die ganze Börſe lächelte. Unter Kanonendonner gingen die Fonds um zehn Sous in die Höhe. Man ſchoß nämlich noch bis fünf Uhr; um 6 Uhr war der ganze Revolutionsverſuch unterdrückt. Die Journale konnten alſo darüber ſchon heute ſo viel Belehrung mittheilen, als ihnen rathſam ſchien. Der Conſtitutionnel und die Debats ſcheinen die Hauptzüge der Ereigniſſe einigermaßen richtig getroffen zu haben. Nur das Kolorit und der Maßſtab iſt falſch. Ich komme eben von dem Schauplatze des geſtrigen Kampfes, wo ich mich überzeugt habe, wie ſchwer es wäre, die ganze Wahrheit zu ermitteln. Dieſer Schauplatz iſt nämlich eine der größten und volkreichſten Straßen von Paris, die Rue St. Martin, die an der Pforte dieſes Namens auf dem Boulevard beginnt und erſt an der Seine, an dem Pont-de-Notre-Dame, aufhört. An beiden Enden der Straße hörte ich die Anzahl der „Patrioten," oder wie ſie heute heißen, der „Rebellen," die ſich dort geſchlagen, auf fünfhundert bis tauſend angeben; jedoch, gegen die Mitte der Straße ward dieſe Angabe immer kleiner, und ſchmolz endlich bis auf fünfzig. Was iſt Wahrheit! ſagt Pontius Pilatus.

Die Anzahl der Linientruppen iſt leichter zu ermitteln; es ſollen geſtern (ſelbſt dem Journal des Debats zufolge) 40,000 Mann ſchlagfertig in Paris geſtanden haben. Rechnet man dazu wenigſtens 20,000 Nationalgarden, ſo ſchlug ſich jene Handvoll Menſchen gegen 60,000 Mann. Einſtimmig wird der Heldenmuth dieſer Tollkühnen gerühmt; ſie ſollen Wunder der Tapferkeit vollbracht haben. Sie riefen beſtändig: Vive la Republique! und ſie fanden kein Echo in der Bruſt des Volks. Hätten ſie, ſtatt deſſen: Vive Napoleon! gerufen, ſo würde, wie man heute in allen Volksgruppen behauptet, die Linie ſchwerlich auf ſie geſchoſſen haben, und die große Menge der Ouvriers wäre ihnen zu Hülfe gekommen. Aber ſie verſchmähten die Lüge. Es waren die reinſten, jedoch keineswegs die klügſten Freunde der Freiheit. Und doch iſt man heute albern genug, ſie des Einverſtändniſſes mit den Karliſten zu beſchuldigen! Wahrlich, wer ſo todesmuthig für den heiligen Irrthum ſeines Herzens ſtirbt, für den ſchönen Wahn einer idealiſchen Zukunft, der verbindet

ſich nicht mit jenem feigen Koth, den uns die Vergangenheit, unter dem Namen: Karliſten, hinterlaſſen hat. Ich bin, bei Gott! kein Republikaner, ich weiß, wenn die Republikaner ſiegen, ſo ſchneiden ſie mir die Kehle ab, und zwar weil ich nicht auch alles bewundere, was ſie bewundern; — aber dennoch, die nackten Thränen traten mir heute in die Augen, als ich die Orte betrat, die noch von ihrem Blute geröthet ſind. Es wäre mir lieber geweſen, ich und alle meine Mitgemäßigten wären, ſtatt jener Republikaner, geſtorben.

Die Nationalgardiſten freuen ſich ſehr ihres Sieges. In ihrer Siegestrunkenheit hätten ſie geſtern Abend faſt mir ſelber, der ich doch zu ihrer Partei gehöre, eine ganz ungeſunde Kugel in den Leib gejagt; ſie ſchoſſen nämlich heldenmüthig auf jeden, der ihren Poſten zu nahe kam. — Es war ein regnichter, ſternloſer, widerwärtiger Abend. Wenig Licht auf den Straßen, da faſt alle Läden, eben ſo wie den Tag über, geſchloſſen waren. Heute iſt wieder Alles in bunter Bewegung, und man ſollte glauben, nichts wäre vorgegangen. Sogar auf der Straße St. Martin ſind alle Läden geöffnet. Trotz dem, daß man, wegen des aufgeriſſenen Pflaſters und der Reſte der Barrikaden, dort ſchwer paſſirt, wälzt ſich jetzt, aus Neugier, eine ungeheure Menſchenmaſſe durch die Straße, die ſehr lang und ziemlich eng iſt, und deren Häuſer ungeheuer hoch gebaut. Faſt überall hat dort der Kanonendonner die Fenſterſcheiben zerbrochen und überall ſieht man die friſchen Spuren der Kugeln; denn von beiden Seiten wurde mit Kanonen in die Straße hineingeſchoſſen, bis die Republikaner ſich in die Mitte derſelben zuſammengedrängt ſahen. Geſtern ſagte man, in der Kirche St. Mery ſeien ſie endlich von allen Seiten eingeſchloſſen geweſen. Dieſem aber hörte ich am Orte ſelbſt widerſprechen. Ein etwas hervorragendes Haus, Café Leclerque geheißen und an der Ecke des Gäßchens St. Mery gelegen, ſcheint das Hauptquartier der Republikaner geweſen zu ſein. Hier hielten ſie ſich am längſten; hier leiſteten ſie den letzten Widerſtand. Sie verlangten keine Gnade und wurden meiſtens durch die Bajonnette gejagt. Hier fielen die Schüler der Alfortſchen Schule. Hier floß das glühendſte Blut Frankreichs. — Man irrt jedoch, wenn man glaubt, daß die Republikaner aus lauter jungen Brauſeköpfen beſtanden. Viele alte Leute kämpften mit ihnen. Eine junge Frau, die ich bei der Kirche St. Mery ſprach, klagte über den Tod ihres Großvaters; dieſer habe ſonſt ſo friedlich gelebt, aber, als er die rothe Fahne geſehen und vive la Republique rufen hörte, ſei er, mit einer alten Pike, zu den jungen Leuten gelaufen und mit ihnen geſtorben. Armer Greis! er hörte den Kuhreigen „des Berges" und die Erinnerung ſeiner erſten Freiheitsliebe erwachte, und er wollte noch einmal mitträumen den Traum der Jugend! Schlafe wohl!

Die Nachfolgen dieſer geſcheiterten Revolution ſind vorauszuſehen. Ueber tauſend Menſchen ſind arretirt, darunter auch, wie man ſagt, ein Deputirter,

Garnier-Pagès. Die liberalen Journale werden unterdrückt. Das Krämerthum frohlockt, der Egoismus gedeiht, und viele der beſten Menſchen müſſen Trauer anlegen. Die Abſchreckungstheorie wird noch mehr Opfer verlangen. Schon iſt der Nationalgarde Angſt ob ihrer eignen Force; dieſe Helden erſchrecken, wenn ſie ſich ſelbſt in einem Spiegel ſehen. Der König, der große, ſtarke, mächtige Ludwig Philipp wird viele Ehrenkreuze austheilen. Der bezahlte Witzbold wird die Freunde der Freiheit auch im Grabe ſchmähen, und letztere heißen jetzt Feinde der öffentlichen Ruhe, Mörder u. ſ. w.

Ein Schneider, der heute Morgen auf dem Vendomeplatze es wagte, die gute Abſicht der Republikaner zu erwähnen, bekam Prügel von einer ſtarken Frau, die wahrſcheinlich ſeine eigne war. Das iſt die Kontrerevolution.

Paris, den 8. Juni.

Es ſcheint keine ganz rothe, ſondern eine roth-ſchwarz-goldene Fahne geweſen zu ſein, die Lafayette, bei Lamarque's Todtenfeier, mit Immortellen bekränzt hat. Dieſe fabelhafte Fahne, die Niemand kannte, hatten viele für eine republikaniſche gehalten. Ach, ich kannte ſie ſehr gut, ich dachte gleich: du lieber Himmel! das ſind ja unſre alten Burſchenſchaftsfarben, heute geſchieht ein Unglück oder eine Dummheit. Leider geſchah beides. Als die Dragoner, beim Beginn der Feindſeligkeiten, auch auf die Deutſchen einſprengten, die jener Fahne folgten, barrikadirten ſich dieſe hinter die großen Holzbalken eines Schreinerhofs. Später retirirten ſie ſich nach dem Jardin des Plantes, und die Fahne, obgleich in ſehr beſchädigtem Zuſtand, iſt gerettet. Den Franzoſen, die mich über die Bedeutung dieſer roth-ſchwarz-goldenen Fahne befragt, habe ich gewiſſenhaft geantwortet: der Kaiſer Rothbart, der ſeit vielen Jahrhunderten im Kiffhäuſer wohnt, habe uns dieſes Banner geſchickt, als ein Zeichen, daß das alte große Traumreich noch exiſtirt, und daß er ſelbſt kommen werde, mit Scepter und Schwert. Was mich betrifft, ſo glaube ich nicht, daß letzteres ſo bald geſchieht; es flattern noch gar zu viele ſchwarze Raben um den Berg.

Hier, in Paris, geſtalten ſich die Verhältniſſe minder traumhaft; auf allen Straßen Bajonnette und wachſame Militärgeſichter. Ich habe es Anfangs nur für einen unbedeutenden Schreckſchuß gehalten, daß man Paris in Belagerungsſtand erklärt; es hieß, man würde dieſe Erklärung gleich wieder zurücknehmen. Aber als ich geſtern Nachmittags immer mehr und mehr Kanonen über die Rue Richelieu fahren ſah, merkte ich, daß man die Niederlage der Republikaner benützen möchte, um andern Gegnern der Regierung, namentlich den Journaliſten, an den Leib zu kommen. Es iſt nun die Frage, ob der „gute Wille" auch mit hinlänglicher Kraft gepaart iſt. Man exploidirt jetzt

die Siegesbetäubung der Nationalgardiſten, die in Betreff der Republikaner an gewaltſamen Maaßregeln Theil genommen, und denen jetzt Louis Philipp wieder kameradlich wie ſonſt die Hand drückt. Da man die Karliſten haßt und die Republikaner mißbilligt, ſo unterſtützt das Volk den König als den Erhalter der Ordnung, und er iſt ſo populär wie die liebe Nothwendigkeit. Ja, ich habe Vive le Roi! rufen hören, als der König über die Boulevards ritt; aber ich habe auch eine hohe Geſtalt geſehen, die unfern des Faubourg-Mont-Martre ihm kühn entgegentrat und à bas Louis Philippe! rief. Mehrere Reiter des königl. Gefolges ſtiegen gleich von ihren Pferden, ergriffen jenen Proteſtanten und ſchleppten ihn mit ſich fort.

Ich habe Paris nie ſo ſonderbar ſchwül geſehen wie geſtern Abend. Trotz des ſchlechten Wetters waren die öffentlichen Orte mit Menſchen gefüllt. In dem Garten des Palais-royal drängten ſich die Gruppen der Politiker, und ſprachen leiſe, in der That ſehr leiſe; denn man kann jetzt auf der Stelle vor ein Kriegsgericht geſtellt und in vierundzwanzig Stunden erſchoſſen werden. Ich fange an, mich nach dem Gerichtsſchlendrian meines Deutſchlands zurückzuſehnen. Der geſetzloſe Zuſtand, worin man ſich jetzt hier befindet, iſt widerwärtig; das iſt ein fataleres Uebel als die Cholera. Wie man früher, als letztere graſſirte, durch die übertriebenen Angaben der Todtenzahl geängſtet wurde, ſo ängſtigte man ſich jetzt, wenn man von den ungeheuer vielen Arreſtationen, wenn man von geheimen Füſilladen hört, wenn tauſenderlei ſchwarze Gerüchte ſich, wie geſtern Abend der Fall war, im Dunkeln bewegen. Heute, bei Tageslicht, iſt man beruhigter. Man geſteht, daß man ſich geſtern geängſtigt, und man iſt vielmehr verdrießlich als furchtſam. Es herrſcht jetzt ein Juſtemilieu-Terreur!

Die Journale ſind gemäßigt in ihren Proteſtationen, jedoch keineswegs kleinlaut. Der National und der Temps ſprechen furchtlos, wie freien Männern ziemt. Mehr als heute in den Blättern ſteht, weiß ich über die neueſten Ereigniſſe nicht mitzutheilen. Man iſt ruhig und läßt die Dinge ruhig herankommen. Die Regierung iſt vielleicht erſchrocken über die ungeheure Macht, die ſie in ihren eigenen Händen ſieht. Sie hat ſich über die Geſetze erhoben; eine bedenkliche Stellung. Denn es heißt mit Recht: Qui est au-dessus de la loi, est hors de la loi. Das Einzige, womit viele wahre Freiheitsfreunde die jetzigen gewaltſamen Maßregeln entſchuldigen, iſt die Nothwendigkeit, daß die royauté démocratique im Innern erſtarken müſſe, um nach Außen kräftiger zu handeln.

Paris, den 10. Juni.

Geſtern war Paris ganz ruhig. Den Gerüchten von den vielen Füſilladen, noch vorgeſtern Abend von den glaubwürdigſten Leuten verbreitet, wurde von

denen, die der Regierung am nächſten ſtehen, aufs beruhigendſte widerſprochen. Nur eine große Anzahl von Verhaftungen wurde eingeſtanden. Deſſen konnte man ſich aber auch mit eignen Augen überzeugen; geſtern, noch mehr aber vorgeſtern, ſah man überall arretirte Perſonen von Linienſoldaten oder Kommunalgarden vorbeiführen. Das war zuweilen wie eine Prozeſſion; alte und junge Menſchen, in den kläglichſten Koſtümen, und begleitet von jammernden Angehörigen. Hieß es doch, jeder werde gleich vor ein Kriegsgericht geſtellt und binnen 24 Stunden erſchoſſen, zu Vincennes. Ueberall ſah man Volksgruppen vor den Häuſern, wo Nachſuchungen geſchahen. Dies war hauptſächlich der Fall in den Straßen, die der Schauplatz des Kampfes geweſen, und wo ſich viele der Kämpfer, als ſie an ihrer Sache verzweifelten, verborgen hielten, bis irgend ein Verräther ſie aufſpürte. Längs den Quais ſah man das meiſte Volksgewimmel, gaffend und ſchwatzend, beſonders in der Nähe der Rue St. Martin, die noch immer mit Schauluſtigen gefüllt iſt, und um das Palais de Juſtice, wohin man viele Gefangene führte. Auch an der Morgue drängte man ſich, um die dort ausgeſtellten Todten zu ſehen; dort gab es die ſchmerzlichſten Erkennungsſcenen. Die Stadt gewährte wirklich einen kummervollen Anblick; überall Volksgruppen mit Unglück auf den Geſichtern, patrouillirende Soldaten und Leichenzüge gefallener Nationalgardiſten.

In der Societät iſt man jedoch ſeit vorgeſtern nicht im mindeſten bekümmert; man kennt ſeine Leute, und man weiß, daß das Juſte-Milieu ſich ſelbſt ſehr unbehaglich fühlt in der jetzigen Fülle ſeiner Gewalt. Es beſitzt jetzt das große Richtſchwert, aber es fehlt ihm die ſtarke Hand, die dazu gehört. Bei dem mindeſten Streich fürchtet es, ſich ſelbſt zu verletzen. Berauſcht von dem Siege, den man zunächſt dem Marſchall Soult verdankte, ließ man ſich zu militairiſchen Maßregeln verleiten, die jener alte Soldat, der noch voll von den Velleitäten der Kaiſerzeit, vorgeſchlagen haben ſoll. Nun ſteht dieſer Mann auch faktiſch an der Spitze des Miniſterraths, und ſeine Kollegen und die übrigen Juſte-Milieuleute fürchten, daß ihm jetzt auch die ſo eifrig ambitionnirte Präſidentur anheimfalle. Man ſucht daher ganz leiſe einzulenken und ſich wieder aus dem Heroismus herauszuziehen; und dahin zielen die nachträglichen milden Definitionen, die man der Ordonnanz über die Erklärung des Belagerungszuſtandes jetzt nachſchickt. Man kann es dem Juſte-Milieu anſehen, wie es ſich vor ſeiner eigenen Macht jetzt ängſtigt und aus Angſt ſie krampfhaft in Händen hält, und ſie vielleicht nicht wieder losgiebt, bis man ihm Pardon verſpricht. Es wird vielleicht, in der Verzweiflung, einige unbedeutende Opfer fallen laſſen; es wird ſich vielleicht in den lächerlichſten Grimm hineinlügen, um ſeine Feinde zu erſchrecken; es wird grauenhafte Dummheiten begehen; es wird — es iſt unmöglich vorauszuſehen, was

nicht Alles die Furcht vermag, wenn ſie ſich in den Herzen der Gewalthaber barrikadirt hat und ſich rings von Tod und Spott cernirt ſieht. Die Handlungen eines Furchtſamen, wie die eines Genie's, liegen außerhalb aller Berechnung. Indeſſen, das höhere Publikum fühlt hier, daß der außergeſetzliche Zuſtand, worein man es verſetzt, nur eine Formel iſt. Wo die Geſetze im Bewußtſein des Volks leben, kann die Regierung ſie nicht durch eine plötzliche Ordonnanz vernichten. Man iſt hier de facto ſeines Leibes und ſeines Eigenthums immer noch ſicherer als im übrigen Europa, mit Ausnahme Englands und Hollands. Obgleich Kriegsgerichte inſtituirt ſind, herrſcht hier noch immer mehr faktiſche Preßfreiheit, und die Journaliſten ſchreiben hier über die Maßregeln der Regierung noch immer viel freier, als in manchen Staaten des Kontinents, wo die Preßfreiheit durch papierne Geſetze ſanktionirt iſt.

Da die Poſt heute, Sonntag, ſchon dieſen Mittag abgeht, kann ich über heute nichts mittheilen. Auf die Journale muß ich blos verweiſen. Ihr Ton iſt weit wichtiger als das, was ſie ſagen. Uebrigens ſind ſie gewiß wieder voll von Lügen. — Seit früheſtem Morgen wird unaufhörlich getrommelt. Es iſt heute große Revue. Mein Bedienter ſagt mir, daß die Boulevards, überhaupt die ganze Strecke von der Barrière du Trone bis an die Barrière de l'Etoile, mit Linientruppen und Nationalgarden bedeckt ſind. Ludwig Philipp, der Vater des Vaterlandes, der Beſieger der Catilinas vom 5. Junius, Cicero zu Pferde, der Feind der Guillotine und des Papiergeldes, der Erhalter des Lebens und der Boutiquen, der Bürgerkönig wird ſich in einigen Stunden ſeinem Volke zeigen; ein lautes Lebehoch wird ihn begrüßen; er wird ſehr gerührt ſein; er wird Vielen die Hand drücken, und die Polizei wird es an beſonderen Sicherheitsmaßregeln und an Extra-Enthuſiasmus nicht fehlen laſſen.

Paris, den 11. Juni.

Ein wunderſchönes Wetter begünſtigte die geſtrige Heerſchau. Auf den Boulevards, von der Barrière du Trone bis zur Barrière de l'Etoile ſtanden vielleicht 50,000 Nationalgarden und Linientruppen, und eine unzählige Menge von Zuſchauern war auf den Beinen oder an den Fenſtern, neugierig erwartend, wie der König ausſehen und das Volk ihn empfangen werde, nach ſo außerordentlichen Ereigniſſen. Um Ein Uhr gelangten Se. Majeſtät mit Ihrem Generalſtab in die Nähe der Porte-Saint-Denis, wo ich auf einer umgeſtürzten Therme ſtand, um genauer beobachten zu können. Der König ritt nicht in der Mitte, ſondern an der rechten Seite, wo Nationalgarden ſtanden, und den ganzen Weg entlang lag er ſeitwärts vom Pferde herabgebeugt, um überall den Nationalgarden die Hand zu drücken; als er zwei

Stunden ſpäter deſſelben Wegs zurückkehrte, ritt er an der linken Seite, wo er daſſelbe Manoeuvre fortſetzte, ſo daß ich mich nicht wundern würde, wenn er, in Folge dieſer ſchiefen Haltung, heute die größten Bruſtſchmerzen empfindet, oder ſich gar eine Rippe verrenkt hat. Jene außerordentliche Geduld des Königs war wirklich unbegreifbar. Dabei mußte er beſtändig lächeln. Aber unter der dicken Freundlichkeit jenes Geſichtes, glaube ich, lag viel Kummer und Sorge. Der Anblick des Mannes hat mir tiefes Mitleid eingeflößt. Er hat ſich ſehr verändert, ſeit ich ihn dieſen Winter auf einem Ball in den Tuillerien geſehen. Das Fleiſch ſeines Geſichtes, damals roth und ſchwellend, war geſtern ſchlaff und gelb, ſein ſchwarzer Backenbart war jetzt ganz ergraut, ſo daß er ausſieht, als wenn ſogar ſeine Wangen ſich ſeitdem geängſtigt ob gegenwärtiger und künftiger Schläge des Schickſals; wenigſtens war es ein Zeichen des Kummers, daß er nicht daran gedacht hat, ſeinen Backenbart ſchwarz zu färben. Der dreieckige Hut, der, mit ganzer Vorderbreite, ihm tief in die Stirne gedrückt ſaß, gab ihm außerdem ein ſehr unglückliches Anſehen. Er bat gleichſam mit den Augen um Wohlwollen und Verzeihung. Wahrlich, dieſem Manne war es nicht anzuſehen, daß er uns Alle in Belagerungszuſtand erklärt hat. Es regte ſich daher auch nicht der mindeſte Unwille gegen ihn, und ich muß bezeugen, daß großer Beifallruf ihn überall begrüßte; beſonders haben ihm diejenigen, denen er die Hand gedrückt, ein raſendes Lebehoch nachgeſchrien und aus tauſend Weibermäulern erſcholl ein gellendes: Vive le roi! Ich ſah eine alte Frau, die ihren Mann in die Rippen ſtieß, weil er nicht laut genug geſchrien. Ein bitteres Gefühl ergriff mich, wenn ich dachte, daß das Volk, welches jetzt den armen händedrückenden Ludwig Philipp umjubelt, dieſelben Franzoſen ſind, die ſo oft den Napoleon Bonaparte vorbeireiten ſahen mit ſeinem marmornen Cäſargeſicht und ſeinen unbewegten Augen und „unnahbaren" Händen.

Nachdem Ludwig Philipp die Heerſchau gehalten, oder vielmehr das Heer betaſtet hatte, um ſich zu überzeugen, daß es wirklich exiſtirt, dauerte der militairiſche Lärm noch mehrere Stunden. Die verſchiedenen Korps ſchrien ſich beſtändig Komplimente zu, wenn ſie an einander vorübermarſchirten. Vive la ligne! rief die Nationalgarde, und jene ſchrie dagegen Vive la Garde nationale! Sie fraterniſirten. Man ſah einzelne Linienſoldaten und Nationalgarden in ſymboliſcher Umarmung; eben ſo, als ſymboliſche Handlung, theilten ſie mit einander ihre Würſte, ihr Brod und ihren Wein. Es ereignete ſich nicht die geringſte Unordnung.

Ich kann nicht umhin, zu erwähnen, daß der Ruf: Vive la liberté! der häufigſte war, und wenn dieſe Worte von ſo vielen tauſend bewaffneten Leuten aus voller Bruſt hervorgejauchzt wurden, fühlte man ſich ganz heiter beruhigt, trotz des Belagerungsſtandes und der inſtituirten Kriegsgerichte. Aber

das iſt es eben, Ludwig Philipp wird ſich nie ſelbſtwillig der öffentlichen Meinung entgegenſtellen, er wird immer ihre dringendſten Gebote zu erlauſchen ſuchen und immer darnach handeln. Das iſt die wichtigſte Bedeutung der geſtrigen Revue. Ludwig Philipp fühlte das Bedürfniß, das Volk in Maſſe zu ſehen, um ſich zu überzeugen, daß es ihm ſeine Kanonenſchüſſe und Ordonnanzen nicht übelgenommen und ihn nicht für einen argen Gewaltkönig hält, und kein ſonſtiges Mißverſtändniß ſtatt findet. Das Volk wollte ſich aber auch ſeinen Ludwig Philipp genau betrachten, um ſich zu überzeugen, daß er noch immer der unterthänige Höfling ſeines ſouverainen Willens iſt, und ihm noch immer gehorſam und ergeben geblieben. Man konnte deßhalb ebenfalls ſagen, das Volk habe den König die Revue paſſiren laſſen, es habe Königſchau gehalten, und habe bei deſſen Manöuvre ſeine allerhöchſte Zufriedenheit geäußert.

Paris, den 12. Juni.

Die große Revue war geſtern das allemeine Tagesgeſpräch. Die Gemäßigten ſahen darin das beſte Einverſtändniß zwiſchen dem König und den Bürgern. Viele erfahrne Leute wollen jedoch dieſem ſchönen Bunde nicht trauen, und weiſſagen ein Zerwürfniß, das leicht ſtattfinden kann, ſobald einmal die Intereſſen des Thrones mit den Intereſſen der Boutique in Konflikt gerathen. Jetzt freilich ſtützen ſie ſich wechſelſeitig, und König und Bürger ſind mit einander zufrieden. Wie man mir erzählt, war die Place Vendome vorgeſtern Nachmittag der Schauplatz, wo man jene ſchöne Uebereinſtimmung am beſten bemerken konnte; der König war erheitert durch den Jubel, womit er auf den Boulevards empfangen worden; und als die Kolonnen der Nationalgarden ihm vorbei defilirten, traten einzelne derſelben, ohne Umſtände, aus der Reihe hervor, reichten auch ihm die Hand, ſagten ihm dabei ein freundliches Wort, oder ſagten ihm bündigſt ihre Meinung über die letzten Ereigniſſe, oder erklärten ihm unumwunden, daß ſie ihn unterſtützen werden, ſo lange er ſeine Macht nicht mißbrauche. Daß dieſes nie geſchehe, daß er nur die Unruheſtifter unterdrücken wolle, daß er die Freiheit und Gleichheit der Franzoſen um ſo kräftiger verfechten werde, betheuerte Ludwig Philipp aufs heiligſte, und ſein Wort begründete vieles Vertrauen. Ich habe der Unparteilichkeit wegen dieſe Umſtände nachträglich erwähnen müſſen. Ja, ich geſtehe es, das mißtrauende Herz ward mir dadurch etwas beſänftigt.

Die Oppoſitionsjournale ſcheinen faſt die vorgeſtrigen Vorgänge ignoriren zu wollen. Ueberhaupt iſt ihr Ton ſehr merkwürdig. Es iſt eine Art des Anſichhaltens, wie es furchtbaren Ausbrüchen vorherzugehen pflegt. Sie ſcheinen nur die Aufhebung der Ordonnanz über den Belagerungsſtand abwarten zu wollen. Der Ton jedes Journals bekundet, in welchem Grade es

bei den letzten Ereigniſſen kompromittirt iſt. Die Tribune muß ganz ſchweigen, denn dieſe iſt am meiſten bloßgeſtellt. Der National iſt es ebenfalls, aber nicht in ſo hohem Grade, und er darf ſchon mehr und freier ſprechen. Der Temps, der am ſtärkſten und kühnſten ſich gegen die Ordonnanz des Belagerungsſtandes erhoben hat, ſteht gar nicht ſchlecht mit einigen Rädelsführern des Juſte-Milieu, und iſt viel mehr geſchützt als Sarrut und Carrel; aber wir wollen uns durch ſolche Berückſichtigung nicht abhalten laſſen, den Herrn Coſte als einen der beſten Bürger Frankreichs zu loben, ob der männlichen großen Worte, womit er ſich in bedrängteſter Zeit gegen die Ungeſetzlichkeit und die Willkühr der Regierung ausgeſprochen hat. — Herr Sarrut iſt arretirt; Herrn Carrel ſucht man überall. Gegen Carrel iſt man wohl am meiſten aufgebracht. Man glaubt nämlich allgemein, Herr Carrel ſtände an der Spitze der Volksbewegung vom 5. Juni. Das große Gebäude in der Rue du Croiſſant, wo die Druckerei und die Bureaux des National, hielt man für das Hauptquartier, und gegen zweitauſend Perſonen, worunter viele von hoher Bedeutung, ſind dorthin gegangen, um ſich und ihren Anhang zu jeder Mithülfe anzubieten. Es iſt aber ganz gewiß, daß Carrel alle ſolche Anträge abgelehnt, und vorausgeſagt, daß die beabſichtigte Revolution mißlinge, weil man ſie nicht gehörig vorbereitet; weil man ſich der Sympathie des Volks nicht verſichert; weil man der nöthigen Hülfsmittel entbehre; weil man nicht einmal die agirenden Perſonen kenne u. ſ. w. Und in der That, nie gab es wohl eine Empörung, die ſchlechter eingeleitet worden, und bis auf dieſe Stunde weiß man noch nicht, wie ſie entſtanden iſt und ſich geſtaltet hat. Jemand, der in der Rue St. Martin mitgefochten, verſichert: als die Republikaner, die ſich dort eingeſchloſſen fanden, einander betrachteten, hat keiner den andern gekannt, und nur Zufall hat alle dieſe Menſchen, die ſich ganz fremd waren, zuſammen gebracht. Sie lernten ſich jedoch ſchnell kennen, als ſie ſich gemeinſchaftlich ſchlugen, und die meiſten ſtarben als herzinnig vertraute Waffenbrüder. So hat man auch bis auf dieſe Stunde noch nicht ermitteln können, wie es mit der Heimführung Lafayette's eigentlich zugegangen iſt. Ein Wohlunterrichteter hat mir geſtern verſichert, die Regierung, die dem Lamarque'ſchen Leichenbegängniſſe mißtraute, und deßhalb auch ihre Dragoner in Bereitſchaft hielt, habe der Polizei Ordre gegeben, bei etwanigem Ausbruche von Revolte ſich immer gleich des Lafayette's zu bemächtigen, damit dieſer nicht in die Hände der Empörer gerathe, und durch das Anſehen ſeines Namens ſie unterſtützen könne; als nun die erſten Schüſſe fielen, haben einige Polizei-Agenten, als Ouvriers verkleidet, den armen Lafayette gewaltſam in eine Kutſche geſchoben, und andere ebenfalls verkleidete Polizei-Agenten haben ſich davor geſpannt, und ihn unter lautem vive Lafayette! im Triumphe davon geſchleppt.

Wenn man jetzt die Republikaner ſprechen hört, ſo geſtehen ſie, daß am 6. Juni das Unglück ihrer Freunde ihnen viel geſchadet, daß aber Tags darauf die Thorheit ihrer Feinde, nämlich die Ordonnanz über den Belagerungsſtand der Stadt Paris, ihnen deſto mehr genutzt hat. Sie behaupteten, daß der 5. und 6. Juni nur als Vorpoſtengefecht zu betrachten ſei, daß keine von den Notabilitäten der republikaniſchen Partei dabei geweſen, und daß ihnen aus dem vergoſſenen Blute viele neue Mitkämpfer erwüchſen. Was ich oben erwähnt, ſcheint dieſe Behauptung einigermaßen zu unterſtützen. Die Partei, die der National repräſentirt, und die von der perſiden Gazette de France als doktrinaire Republikaner bezeichnet wird, nahm an jenen Begebenheiten keinen Theil, und die Häuptlinge der Partei der Tribune, die Montagnards, ſind ebenfalls nicht dabei zum Vorſchein gekommen.

Paris, den 17. Juni.

Man macht ſich jetzt in der Ferne gewiß die ſonderbarſten Vorſtellungen von dem hieſigen Zuſtande, wenn man die letzten Vorfälle, den noch unaufgehobenen Etat de Siège und die ſchroffe Gegeneinanderſtellung der Parteien bedenkt. Und doch ſehen wir dieſen Augenblick hier ſo wenig Veränderung, daß wir uns eben über dieſen Mangel an ungewöhnlichen Erſcheinungen am meiſten wundern müſſen. Dieſe Bemerkung iſt die Hauptſache, die ich mitzutheilen habe, und dieſer negative Inhalt meines Briefes wird gewiß manche irrige Vorausſetzungen berichtigen.

Es iſt hier ganz ſtill. Die Kriegsgerichte inſtruiren mit grimmiger Miene. Bis jetzt iſt noch keine Katze erſchoſſen. Man lacht, man ſpöttelt, man witzelt über den Belagerungszuſtand, über die Tapferkeit der Nationalgarde, über die Weisheit der Regierung. Was ich gleich vorausgeſagt habe, iſt richtig eingetroffen: das Juſte-Milieu weiß nicht, wie es ſich wieder aus dem Heroismus herausziehen ſoll, und die Belagerten betrachten mit Schadenfreude dieſen verzweifelten Zuſtand der Belagerer. Dieſe möchten gern ſo barbariſch als möglich ausſehen; ſie wühlen im Archiv der barbariſchen Zeiten, um Gräuelgeſetze wieder ins Leben zu rufen, und es gelingt ihnen nur, ſich lächerlich zu machen.

Die geputzten Menſchengruppen, die in den Gärten des Palais-royal, der Tuillerien, und des Luxembourg ſpazieren gehen, und die ſtille Sommerkühle einathmen oder den idylliſchen Spielen der kleinen Kinder zuſchauen oder in ſonſtig umfriedeter Ruhe ſich erluſtigen, dieſe bilden, ohne es zu wiſſen, die heiterſte Satyre auf jenen Belagerungszuſtand, welcher geſetzlich exiſtirt. Damit das Publikum nur einigermaßen daran glaube, werden mit dem größten Ernſt überall Hausſuchungen gehalten, Kranke werden aus ihren Betten aufgeſtört,

und man wühlt nach, ob nicht etwa eine Flinte darin verſteckt liegt oder gar eine Tüte mit Pulver. — Am meiſten werden die armen Fremden beläſtigt, die des Belagerungszuſtandes wegen ſich nach der Préfecture de Police begeben müſſen, um neue Aufenthalts-Erlaubniſſe nachzuſuchen. Sie müſſen dort pro forma allerlei Interrogationen ausſtehen. Viele Franzoſen aus der Provinz, beſonders Studenten, müſſen auf der Polizei einen Revers unterſchreiben, daß ſie während ihres Aufenthalts in Paris nichts gegen die Regierung von Ludwig Philipp unternehmen wollten. Viele haben lieber die Stadt verlaſſen, als daß ſie dieſe Unterſchrift gaben. Andere unterſchrieben nur, nachdem man ihnen erlaubte hinzuzuſetzen, daß ſie ihrer Geſinnung nach Republikaner ſeien. Jene polizeiliche Vorſichtsmaßregel haben gewiß die Doktrinaire nach dem Beiſpiele deutſcher Univerſitäten eingeführt.

Man arretirt noch immer, zuweilen die heterogenſten Leute und unter den heterogenſten Vorwänden; die Einen wegen Theilnahme an der republikaniſchen Revolte, Andere wegen einer neu entdeckten bonapartiſtiſchen Verſchwörung; geſtern arretirte man ſogar drei karliſtiſche Pairs, worunter Don Chateaubriand, der Ritter von der traurigen Geſtalt, der beſte Schriftſteller und größte Narr von Frankreich. Die Gefängniſſe ſind überfüllt. In Saint Pelagie allein ſitzen politiſcher Anklagen halber über 600 Gefangene. Von einem meiner Freunde, der wegen Schulden ſich dort befindet, und ein großes Werk ſchreibt, in welchem er beweiſt, daß Saint Pelagie von den Pelasgern geſtiftet worden, erhielt ich geſtern einen Brief, worin er ſehr klagt über den Lärm, der ihn jetzt umgebe und in ſeinen gelehrten Unterſuchungen geſtört habe. Der größte Uebermuth herrſcht unter den Gefangenen von Saint Pelagie. Auf die Mauer des Hofes haben ſie eine ungeheuer große Birne gezeichnet und darüber ein Beil.

Ich kann bei Erwähnung der Birne nicht umhin, zu bemerken, daß die Bilderläden durchaus keine Notiz genommen von unſerem Belagerungszuſtande. Die Birne, und wieder die Birne, iſt dort auf allen Karrikaturen zu ſchauen. Die auffallendſte iſt wohl die Darſtellung der Place-de-la-Concorde mit dem Monument, das der Charte gewidmet iſt; auf letzterm, welches die Geſtalt eines Altars hat, liegt eine ungeheure Birne mit den Geſichtszügen des Königs. — Dem Gemüth eines Deutſchen wird dergleichen auf die Länge läſtig und widrig. Jene ewigen Spöttereien, gemalt und gedruckt, erregen vielmehr bei mir eine gewiſſe Sympathie für Ludwig Philipp. Er iſt wahrhaft zu bedauern, jetzt mehr als je. Er iſt gütig und milde von Natur, und wird jetzt gewiß von den Kriegsgerichten dazu verurtheilt, ſtrenge zu ſein. Dabei fühlt er, daß Exekutionen weder helfen noch abſchrecken, beſonders nachdem die Cholera vor einigen Wochen über 35,000 Menſchen durch die ſchrecklichſten Martern hingerichtet. Grauſamkeiten werden aber den Gewalthabern eher ver-

ziehen, als die Verletzung hergebrachter Rechtsbegriffe, wie ſie namentlich in der rückwirkenden Kraft der Belagerungs-Erklärung liegt. Deßhalb hat jene Androhung von kriegsgerichtlicher Strenge den Republikanern einen ſo ſuperieuren Ton eingeflößt und ihre Gegner erſcheinen dadurch jetzt ſo klein.

Paris, den 7. Juli.

Eine Abſpannung, wie ſie nach großen Aufregungen einzutreten pflegt, iſt hier in dieſem Augenblicke bemerkbar. Ueberall graue Mißlaune, Vergrämniß, Müdigkeit, aufgeſperrte Mäuler, die theils gähnen, theils ohnmächtig die Zähne weiſen. Der Beſchluß des Kaſſationshofes hat unſerem ſonderbaren Belagerungszuſtande faſt luſtſpielartig ein Ende gemacht. Es iſt über dieſe unvorhergeſehene Kataſtrophe ſo viel gelacht worden, daß man der Regierung ihren vefehlten Coup d'Etat faſt verzieh. Mit welchem Ergötzen laſen wir an den Straßenecken die Proklamation des Herrn Montalivet, worin er ſich gleichſam bei den Pariſern bedankt, daß ſie von dem Etat-de-Siège ſo wenig Notiz genommen und ſich unterdeſſen durchaus nicht in ihren Vergnügungen ſtören laſſen! Ich glaube nicht, daß Beaumarchais dieſe Aktenſtücke beſſer geſchrieben hätte. Wahrlich, die jetzige Regierung thut viel für die Aufheiterung des Volks!

Zu gleicher Zeit amüſirten ſich die Franzoſen mit einem ſonderbaren Puzzelſpiel. Letzteres iſt bekanntlich ein chineſiſcher Zeitvertreib, und man hat dabei die Aufgabe zu löſen, daß man mit einigen ſchiefen und eckigen Stückchen Holz eine beſtimmte Figur zuſammenſetzen könne. Nach den Regeln dieſes Spiels beſchäftigte man ſich nun in den hieſigen Salons, ein neues Miniſterium zuſammenzuſetzen, und man hat keine Idee davon, welche ſchiefe und eckige Perſonagen neben einander geſtellt wurden, und wie alle dieſe hölzernen Kombinationeu dennoch keine honette Geſammtfigur bildeten. —

Ueber Dupins Mißlichkeiten, in Betreff einer Miniſterwahl, haben die Journale viel Sonderbares geſchwatzt, doch immer ohne Grund. Es iſt wahr, daß er mit dem König etwas hart zuſammengerathen, und ſie ſich beide, einmal mit wechſelſeitigem Unmuthe getrennt. Auch iſt es wahr, daß Lord Granville die Veranlaſſung geweſen. Aber die Sache verhält ſich folgendermaßen: Herr Dupin hatte früher dem König Ludwig Philipp ſein Wort gegeben, daß er, ſobald dieſer es verlange, die Präſidentur des Konſeils annehmen werde. Lord Granville, dem es nicht genehm iſt, einen ſolchen bürgerlichen Mann an der Spitze der Regierung zu ſehen, und der ſich, im Geiſte ſeiner Kaſte, einen noblern Premierminiſter wünſcht, ſoll gegen Ludwig Philipp einige ernſthafte Bedenklichkeiten über die Kapazität des Herrn Dupin geäußert haben. Als der König ſolche Reden dem Herrn Dupin wieder erzählte, wurde dieſer ſo unwirſch, gerieth in ſo unziemliche Aeußerungen, daß zwiſchen ihm und dem König ein

Zerwürfniß entſtand. Eine Menge kleiner Intriguen durchkreuzt dieſe Begebenheit. Indeſſen die Macht der Dinge wird viele Mißhelligkeiten löſen; Dupin iſt, ſobald die Kammer wieder ihre Debatten beginnt, der einzig mögliche Miniſter des Juſte-Milieu; nur er vermag der Oppoſition parlamentariſchen Widerſtand zu leiſten, und wahrlich, die Regierung wird genugſam Rede ſtehen müſſen.

Bis jetzt iſt Ludwig Philipp noch immer ſein eigener Premierminiſter. Dieſes bekundet ſich ſchon dadurch, daß man alle Regierungsakte ihm ſelber zuſchreibt, und nicht Herrn Montalivet, von welchem kaum die Rede iſt, ja welcher nicht einmal gehaßt wird. Merkwürdig iſt die Umwandlung, die ſich ſeit der Revolte vom 5. und 6. Juni in den Anſichten des Königs gebildet zu haben ſcheint. Er hält ſich nemlich jetzt für ganz ſtark; er glaubt auf die große Maſſe der Nation ganz beſtimmt rechnen zu können; er glaubt der Mann der Nothwendigkeit zu ſein, dem ſich, bei ausländiſchen Anfeindungen, die Nation unbedingt anſchließen werde, und er ſcheint deßhalb den Krieg nicht mehr ſo ängſtlich wie ſonſt zu fürchten. Die patriotiſche Partei bildet freilich die Minorität, und dieſe mißtraut ihm; ſie fürchtet mit Recht, daß er gegen die Fremden minder feindlich geſtimmt ſei, als gegen die Einheimiſchen. Jene bedrohen nur ſeine Krone, dieſe ſein Leben. Daß letzteres wirklich geſchieht, weiß der König. In der That, wenn man berückſichtigt, daß Ludwig Philipp von der blutigſten Böswilligkeit ſeiner Gegner in tiefſter Seele überzeugt iſt, ſo muß man über ſeine Mäßigung erſtaunen. Er hat freilich durch die Erklärung des Etat de Siège eine unverantwortliche Illegalität ſich zu Schulden kommen laſſen; aber man kann doch nicht ſagen, daß er ſeine Macht unwürdigerweiſe mißbraucht habe. Er hat vielmehr alle, die ihn perſönlich beleidigt hatten, großmüthigſt verſchont, während er nur diejenigen, die ſeiner Regierung ſich feindlich entgegengeſetzt, niederzuhalten oder zu entwaffnen ſuchte. Trotz alles Mißmuths, den man gegen den König Ludwig Philipp hegen mag, will ſich mir doch die Ueberzeugung aufdrängen, als ſei der Menſch Ludwig Philipp ungewöhnlich edelherzig und großſinnig. Seine Hauptleidenſchaft ſcheint die Bauſucht zu ſein. Ich war geſtern in den Tuillerien; überall wird dort gebaut, über und unter der Erde; Zimmerwände werden eingeriſſen, große Keller werden ausgegraben, und das iſt ein beſtändiger Klipp-Klapp. Der König, welcher mit ſeiner ganzen Familie in St. Cloud wohnt, kommt täglich nach Paris und betrachtet dann zuerſt die Fortſchritte der Bauten in den Tuillerien. Dieſe ſtehen jetzt faſt ganz leer; nur das Miniſterkonſeil wird dort gehalten. O, wenn alte Blutstropfen ſprechen könnten, wie es in den Kindermährchen geſchieht, ſo würde man dort manchmal guten Rath vernehmen; denn in jedem Zimmer dieſes tragiſchen Hauſes iſt belehrendes Blut gefloſſen.

Paris, den 15. Juli.

Der vierzehnte Julius iſt ruhig vorüber gegangen, ohne daß die von der Polizei angekündigte Emeute irgendwo zum Vorſcheine kam. Es war aber auch ein ſo heißer Tag, es lag eine ſo drückende Schwüle auf ganz Paris, daß jene Ankündigung nicht einmal die gehörige Anzahl Neugieriger nach den gewöhnlichen Tummelorten der Emeuten locken konnte. Nur auf dem großen Inauguralplatze der Revolution, wo einſt an dieſem Tage die Baſtille zerſtört wurde, zeigten ſich viele Gruppen von Menſchen, die in der grellſten Mittagshitze ruhig ausharrten, und ſich gleichſam aus Patriotismus von der Juliusſonne braten ließen. Es hieß früherhin, daß man am 14. Juli die alten Baſtillenſtürmer, die noch am Leben ſind und die jetzt eine Penſion bekommen, auf dieſem Platze öffentlich belorbeeren wollte. Dem Lafayette war bei dieſer Feier eine Hauptrolle zugedacht. Aber durch die Affairen vom 5. und 6. Juni mag dieſes Projekt rückgängig geworden ſein; auch ſcheint Lafayette in dieſem Jahre nach keinen neuen Triumphzügen zu verlangen. Vielleicht gab's unter den Gruppen auf dem Baſtillenplatze mehr Polizei als Menſchen; denn es wurden bitterböſe Bemerkungen ſo laut geäußert, wie nur verkleidete Mouchards ſie auszuſprechen pflegen. Ludwig Philipp, hieß es, ſei ein Verräther, die Nationalgarden ſeien Verräther, die Deputirten ſeien Verräther, nur die Juliusſonne meine es noch ehrlich. Und in der That, ſie that das Ihrige, und durchglühte uns mit ihren Strahlen, daß es faſt nicht zum Aushalten war. Was mich betrifft, ich machte in der ſtarken Hitze die Bemerkung: daß die Baſtille ein ſehr kühles Gebäude geweſen ſein muß, und gewiß im Sommer einen ſehr angenehmen Schatten gegeben hat. Als ſie zerſtört wurde, ſaßen dort fünf Perſonen gefangen. Jetzt gibt's aber zehn Staatsgefängniſſe, und in St. Pelagie allein ſitzen über 600 Staatsgefangene. Saint Pelagie ſoll ſehr ungeſund ſein und iſt ſehr eng gebaut. Es geht aber luſtig dort zu; die Republikaner und die Karliſten halten ſich zwar von einander getrennt, rufen ſich jedoch beſtändig luſtige Witze zu und lachen und jubeln. Jene, die Republikaner tragen rothe Jakobinermützen; dieſe, die Karliſten, tragen grüne Mützen mit einer weißen Lilienquaſte; jene ſchreien beſtändig Vive la Republique dieſe ſchreien Vive Henri V! Gemeinſchaftlicher Beifallsruf erſchallt, wenn Jemand mit wilder Wuth auf Ludwig Philipp losſchimpft. Dieſes geſchieht um ſo unumwundener, da in Saint Pelagie kein Gefangener weder arretirt noch feſtgeſetzt werden kann. Die meiſten Hitzköpfe, die ſonſt bei jedem Anlaſſe gleich tumultuiren, ſitzen jetzt dort in Gewahrſam, und der Polizei konnte es daher ſeitdem nicht gelingen, eine etwas ergiebige Emeute hervorzubringen. Die Republikaner werden ſich vor der Hand ſehr hüten, Gewaltſames zu verſuchen. Auch haben ſie keine Waffen; die Desarmirung iſt ſehr gründlich betrieben worden. —

Heute iſt der Namenstag des jungen Heinrich, und man erwartet einige karliſtiſche Exceſſe. Eine Proklamation zu Gunſten Heinrichs V. wurde geſtern Abend durch Chiffoniers und verkleidete Prieſter verbreitet. Es heißt darin, er werde Frankreich glücklich machen und vor der fremden Invaſion beſchützen; nächſtes Jahr iſt er mündig, indem nämlich die franzöſiſchen Könige ſchon mit 13 Jahren mündig werden und ihre höchſte Ausbildung erlangt haben. Auf jener Proklamation iſt der junge Heinrich zum erſtenmal dargeſtellt mit Scepter und Krone; bisher ſah man ihn immer in der Tracht eines Pilgers oder eines Bergſchotten, der Felſen erklimmt oder einer armen Bettelfrau ſeine Börſe in die Hand drückt u. ſ. w. Es iſt jedoch von dieſer Miſere wenig Bedrohliches zu erwarten. Die Karliſten ſind auch ſehr niedergeſchlagenen Muthes. Die Tollkühnheit der Herzogin von Berry hat ihnen viel geſchadet. Vergebens hatten die Häupter der Pariſer Karliſten den Herrn Berryer an die Herzogin abgeſchickt, um ſie zur Heimkehr nach Holyrood zu vermögen. Vergebens hat Ludwig Philipp durch ſeine Agenten daſſelbe zu bewirken geſucht. Vergebens wurde ſie von fremden Geſandten um Gottes willen beſchworen, ihr Treiben für den Augenblick aufzugeben. Alle Vernunftgründe, Drohungen und Bitten haben dieſe halsſtarrige Frau nicht zur Abreiſe bewegen können. Sie iſt noch immer in der Vendée. Obgleich aller Mittel entblößt und nirgends mehr Unterſtützung findend, will ſie nicht weichen. Der Schlüſſel des Räthſels iſt: daß dumme oder kluge Prieſter ſie fanatiſirt und ihr eingeredet haben, es werde ihrem Kinde Segen bringen, wenn ſie jetzt für deſſen Sache ſtürbe. Und nun ſucht ſie den Tod mit religiöſer Martyrſucht und ſchwärmeriſcher Mutterliebe.

Wenn ſich hier auf den öffentlichen Plätzen keine Bewegungen zeigen, ſo bekundet ſich deſto mehr Unruhe in der Geſellſchaft. Zunächſt ſind es die deutſchen Angelegenheiten, die Beſchlüſſe des Bundestags, welche alle Geiſter aufgeregt. Da werden nun über Deutſchland die unſinnigſten Urtheile gefällt. Die Franzoſen in ihrem leichtfertigen Irrthume meinen, die Fürſten unterdrückten die Freiheit und ſie ſehen nicht ein, daß nur der Anarchie unter den deutſchen Liberalen ein Ende gemacht werden ſoll, und daß überhaupt die Einigkeit und das Heil des deutſchen Volks befördert wird. Schon den zweiten Junius hat der Temps von den ſechs Artikeln des Bundestagsbeſchluſſes eine Inhaltsanzeige geliefert. Ein bekannter Pietiſt hatte hier noch früher Auszüge jenes Beſchluſſes in der Taſche herumgetragen, und durch die Mittheilung derſelben viele Herzen erbaut.

Ludwig Philipp iſt noch immer der Meinung, daß er ſtark ſei. Seht wie ſtark wir ſind! iſt in den Tuillerien der Refrain jeder Rede. Wie ein Kranker immer von Geſundheit ſpricht, und nicht genug zu rühmen weiß, daß er gut verdaue, daß er ohne Krämpfe auf den Beinen ſtehen könne, daß er ganz

bequem Athem ſchöpfe u. ſ. w., ſo ſprechen jene Leute unaufhörlich von Stärke und von der Kraft, die ſie bei den verſchiedenen Bedrohniſſen ſchon entwickelt und noch zu entwickeln vermögen. Da kommen nun täglich die Diplomaten aufs Schloß und fühlen ihnen den Puls, und laſſen ſich die Zunge zeigen, betrachten ſorgfältig den Urin und ſchicken dann ihren Höfen das politiſche Sanitätsbulletin. Bei den fremden Bevollmächtigten iſt es ja ebenfalls eine ewige Frage: Iſt Ludwig Philipp ſtark oder ſchwach? Im erſtern Falle können ihre Herren daheim jede Maßregel ruhig beſchließen und ausführen; im andern Falle, wo ein Umſturz der franzöſiſchen Regierung und Krieg zu befürchten ſtände, dürften ſie nichts Unmildes zu Hauſe unternehmen. — Jene große Frage, ob Ludwig Philipp ſchwach oder ſtark iſt, mag ſchwer zu entſcheiden ſein. Aber leicht iſt es einzuſehen, daß die Franzoſen ſelbſt in dieſem Augenblicke durchaus nicht ſchwach ſind. Im Herzen der Völker haben ſie neue Alliirte gefunden, während ihre Gegner jetzt eben nicht auf der Höhe der Popularität ſtehen. Sie haben unſichtbare Geiſterheere zum Kampfgenoſſen, und dabei ſind ihre eigenen leiblichen Armeen im blühendſten Zuſtande. Die franzöſiſche Jugend iſt ſo kriegsluſtig und begeiſtert wie 1792. Mit luſtiger Muſik ziehen die jungen Konſcribirten durch die Stadt, und tragen auf den Hüten flatternde Bänder und Blumen, und die Nummer, die ſie gezogen, welche gleichſam ihr großes Loos. Und dabei werden Freiheitslieder geſungen und Märſche getrommelt vom Jahre 90.

Aus der Normandie.

Havre, den 1. Auguſt.

Ob Ludwig Philipp ſtark oder ſchwach iſt, ſcheint wirklich die Hauptfrage zu ſein, deren Löſung eben ſo ſehr die Völker wie die Machthaber intereſſirt. Ich hielt ſie daher beſtändig im Sinne während meiner Exkurſion durch die nördlichen Provinzen Frankreichs. Dennoch erfuhr ich, die öffentliche Stimmung betreffend, ſo viel Widerſprechendes, daß ich über jene Frage nicht viel Gründlicheres mittheilen kann, als diejenigen, die in den Tuillerien, oder vielmehr in St. Cloud, ihre Weisheit holen. Die Nordfranzoſen, namentlich die ſchlauen Normannen, ſind überhaupt nicht ſo leicht geneigt, ſich unverholen auszuſprechen, wie die Leute im Lande Oc. Oder iſt es ſchon ein Zeichen von Mißvergnügen, daß jener Theil der Bürger im Lande Oui, die nur für das Landesintereſſe beſorgt ſind, meiſtens ein ernſtes Stillſchweigen beobachten, ſobald man ſie über letzteres befragt? Nur die Jugend, welche für Ideen-

intereſſen begeiſtert iſt, äußert ſich unverſchleiert über das, wie ſie glaubt, unvermeidliche Nahen einer Republik; und die Karliſten, welche einem Perſonenintereſſe zugethan ſind, inſinuiren auf alle mögliche Weiſe ihren Haß gegen die jetzigen Gewalthaber, die ſie mit den übertriebenſten Farben ſchildern, und deren Sturz ſie als ganz gewiß, faſt bis auf Tag und Stunde, vorausſagen. Die Karliſten ſind in hieſiger Gegend ziemlich zahlreich. Dieſes erklärt ſich dadurch, daß hier noch ein beſonderes Intereſſe vorhanden iſt, nämlich eine Vorliebe für einige Glieder der gefallenen Dynaſtie, die in dieſer Gegend den Sommer zuzubringen pflegten und ſich hie und da beliebt zu machen wußten. Namentlich that dieſes die Herzogin von Berry. Die Abenteuer derſelben ſind daher das Tagsgeſpräch in dieſer Provinz, und die Prieſter der katholiſchen Kirche erfinden noch obendrein die gottſeligſten Legenden zur Verherrlichung der politiſchen Madonna und der gebenedeiten Frucht ihres Leibes. In frühern Zeiten waren die Prieſter keineswegs ſo beſonders mit dem kirchlichen Eifer der Herzogin zufrieden, und eben indem letztere manchmal das prieſterliche Mißfallen erregte, erwarb ſie ſich die Gunſt des Volkes. „Die kleine nette Frau iſt durchaus nicht ſo bigott wie die Andern" — hieß es damals — „ſeht wie weltlich kokett ſie bei der Prozeſſion einherſchlendert, und das Gebetbuch ganz gleichgültig in der Hand trägt, und die Kerze ſo ſpielend niedrig hält, daß das Wachs auf die Atlasſchleppe ihrer Schwägerin, der brummig devoten Angoulême, niederträufelt!" Dieſe Zeiten ſind vorbei, die roſige Heiterkeit iſt erblichen auf den Wangen der armen Karoline, ſie iſt fromm geworden wie die Andern, und trägt die Kerze ganz ſo gläubig, wie die Prieſter es begehren, und ſie entzündet damit den Bürgerkrieg im ſchönen Frankreich, wie die Prieſter es begehren.

Ich kann jetzt nicht umhin zu bemerken, daß der Einfluß der katholiſchen Geiſtlichen in dieſer Provinz größer iſt, als man es in Paris glaubt. Bei Leichenzügen ſieht man ſie hier in ihren Kirchentrachten, mit Kreuzen und Fahnen, und melancholiſch ſingend, durch die Straßen wandeln, ein Anblick, der ſchier befremdlich, wenn man aus der Hauptſtadt kommt, wo dergleichen von der Polizei oder vielmehr von dem Volke, ſtreng unterſagt iſt. So lang ich in Paris war, habe ich nie einen Geiſtlichen in ſeiner Amtstracht auf der Straße geſehen; bei keinem einzigen von den vielen tauſend Leichenbegängniſſen, die in der Cholerazeit mir vorüberzogen, ſah ich die Kirche weder durch ihre Diener noch durch ihre Symbole repräſentirt. Viele wollen jedoch behaupten, daß auch in Paris die Religion wieder ſtill auflebe. Es iſt wahr, wenigſtens die franzöſiſch katholiſche Gemeinde des Abbé Chatel nimmt täglich zu; der Saal deſſelben auf der Rue Clichy iſt ſchon zu eng geworden für die Menge der Gläubigen, und ſeit einiger Zeit hält er den katholiſchen Gottesdienſt in dem großen Gebäude auf dem Boulevard Bonne-Nouvelle, worin

früherhin Herr Martin die Thiere der Menagerie ſehen laſſen, und worauf jetzt mit großen Buchſtaben die Aufſchrift ſteht: Eglise catholique et apostolique.

Diejenigen Nordfranzoſen, die weder von der Republik noch von dem Mirakelknaben etwas wiſſen wollen, ſondern nur den Wohlſtand Frankreichs wünſchen, ſind juſt keine allzueifrige Anhänger von Ludwig Philipp, rühmen ihn auch eben nicht wegen ſeiner Offenherzigkeit und Gradheit, aber ſie ſind durchdrungen von der Ueberzeugung, daß er der Mann der Nothwendigkeit ſei; daß man ſein Anſehen unterſtützen müſſe, in ſo fern die öffentliche Ruhe dadurch erhalten werde; daß die Unterdrückung aller Emeuten für den Handel heilſam ſei, und daß man überhaupt, damit der Handel nicht ganz ſtocke, jede neue Revolution und gar den Krieg vermeiden müſſe. Letztern fürchten ſie nur wegen des Handels, der ſchon jetzt in einem kläglichen Zuſtande. Sie fürchten den Krieg nicht des Krieges wegen; denn ſie ſind Franzoſen, alſo ruhmſüchtig und kampfluſtig von Geblüt, und obendrein ſind ſie von größerem und ſtärkerem Gliederbau als die Südfranzoſen, und übertreffen dieſe vielleicht, wo Feſtigkeit und hartnäckige Ausdauer verlangt wird. Iſt das eine Folge der Beimiſchung von germaniſcher Race? Sie gleichen ihren großen gewaltigen Pferden, die eben ſo tüchtig zum muthigen Trab, wie zum Laſttragen und Ueberwinden aller Mühſeligkeiten der Witterung und des Weges. Dieſe Menſchen fürchten weder Oeſterreicher noch Ruſſen, weder Preußen noch Baſchkiren. Sie ſind weder Anhänger noch Gegner von Ludwig Philipp. Sobald es Krieg giebt, folgen ſie der dreifarbigen Fahne, gleichviel, wer dieſe trägt.

Ich glaube wirklich, ſobald Krieg erklärt würde, ſind die innern Zwiſtigkeiten der Franzoſen, auf eine oder die andere Art, durch Nachgiebigkeit oder Gewalt, ſchnell geſchlichtet, und Frankreich iſt eine gewaltige, einige Macht, die aller Welt die Spitze bieten kann. Die Stärke oder Schwäche von Ludwig Philipp iſt alsdann kein Gegenſtand der Kontroverſe. Er iſt alsdann entweder ſtark oder gar nichts mehr. Die Frage, ob er ſtark oder ſchwach, gilt nur für die Erhaltung des Friedenszuſtandes, und nur in dieſer Hinſicht iſt ſie wichtig für auswärtige Mächte. Ich erhielt von mehreren Seiten die Antwort: le parti du roi est très nombreux, mais il n'est pas fort. Ich glaube dieſe Worte geben viel Stoff zum Nachdenken. Zunächſt liegt darin die ſchmerzliche Andeutung, daß die Regierung ſelbſt nur einer Partei und allen Partei-Intereſſen unterworfen ſei. Der König iſt hier nicht mehr die erhabene Obergewalt, die von der Höhe des Thrones dem Kampfe der Parteien ruhig zuſchaut und ſie im heilſamen Gleichgewichte zu halten weiß; nein, er iſt ſelbſt herabgeſtiegen in die Arena. Odilon-Barrot, Mauguin, Carrel, Pagès, Cavaignac dünken ſich vielleicht nur durch die Zufälligkeit der mo-

mentanen Gewalt von ihm unterſchieden. Das iſt die trübſelige Folge davon, daß der König die Präſidentur des Konſeils ſich ſelbſt zutheilte. Jetzt kann Ludwig Philipp nicht das vorhandene Regierungsſyſtem ändern, ohne daß er alsdann in Widerſpruch mit ſeiner Partei und ſich ſelbſt fiele. So kam es, daß ihn die Preſſe gleich dem erſten Chef einer Partei behandelt, in ihm ſelber alle Regierungsfehler rügt, jedes miniſterielle Wort ſeiner eigenen Zunge zuſchreibt und in dem Bürgerkönig nur den Königminiſter ſieht. Wenn die Götterbilder von ihren erhabenen Poſtamenten herabſteigen, dann entweicht die heilige Ehrfurcht, die wir ihnen zollten, und wir richten ſie nach ihren Thaten und Worten, als wären ſie unſeres Gleichen.

Was die Andeutung betrifft, daß die Partei des Königs zwar zahlreich, aber nicht ſtark ſei, ſo iſt damit freilich nichts Neues geſagt, es iſt dieſes eine längſt bekannte Wahrheit; aber bemerkenswerth iſt es, daß auch das Volk dieſe Entdeckung gemacht, daß es nicht wie gewöhnlich die Köpfe zählt, ſondern die Hände, und daß es genau unterſcheidet, die, welche Beifall klatſchen, und die, welche zum Schwerte greifen. Das Volk hat ſich ſeine Leute genau betrachtet, und weiß ſehr gut, daß die Partei des Königs aus folgenden drei Klaſſen beſteht: nämlich aus Handels- und Beſitz-Leuten, welche für ihre Buden und Güter beſorgt ſind, aus Kampfmüden, welche überhaupt Ruhe haben möchten, und aus Bangherzigen, welche die Herrſchaft des Schreckens befürchten. Dieſe königliche Partei, mit Eigenthum bepackt, verdrießlich ob jeder Störniß in ihrer Behaglichkeit, dieſe Majorität ſteht einer Minorität gegenüber, die wenig Bagage zu ſchleppen hat, und dabei unruhſüchtig über alle Maaßen iſt, ohne in ihrem wilden ſchrankenloſen Ideengange den Schrecken anders als wie einen Bundesgenoſſen zu betrachten.

Trotz der großen Kopfzahl, trotz des Triumphes vom 6. Junius, zweifelt das Volk an der Stärke des Juſtemilieu. Es iſt aber immer bedenklich, wenn eine Regierung nicht ſtark ſcheint in den Augen des Volks. Es lockt dann Jeden, ſeine Kraft daran zu verſuchen; ein dämoniſch dunkler Drang treibt die Menſchen, daran zu rütteln. Das iſt das Geheimniß der Revolution.

Dieppe, den 20. Auguſt.

Man hat keinen Begriff davon, welchen Eindruck der Tod des jungen Napoleon bei den untern Klaſſen des franzöſiſchen Volks hervorgebracht. Schon das ſentimentale Bulletin, welches der Temps über ſein allmähliges Dahinſterben vor etwa ſechs Wochen geliefert und welches beſonders abgedruckt in Paris für einen Sou herumverkauft wurde, hat dort in allen Carrefours die äußerſte Betrübniß erregt. Sogar junge Republikaner ſah ich weinen; die

alten jedoch ſchienen nicht ſehr gerührt, und von einem derſelben hörte ich mit Befremdung die verdrießliche Aeußerung: ne pleurez pas, c'était le fils de l'homme qui a fait mitrailler le peuple le 13 Vendémiaire. Es iſt ſonderbar, wenn Jemanden ein Mißgeſchick trifft, ſo erinnern wir uns unwillkührlich irgend einer alten Unbill, die uns von ſeiner Seite widerfahren, und woran wir vielleicht ſeit undenklicher Zeit nicht gedacht haben. — Ganz unbedingt verehrt man den Kaiſer auf dem Lande; da hängt in jeder Hütte das Portrait „des Mannes," und zwar, wie die Quotidienne bemerkt, an derſelben Wand, wo das Portrait des Hausſohnes hängen würde, wäre er nicht von jenem Manne auf einem ſeiner hundert Schlachtfelder hingeopfert worden. Der Aerger entlockt zuweilen der Quotidienne die ehrlichſten Bemerkungen, und darüber ärgert ſich dann die jeſuitiſch feinere Gazette; das iſt ihre hauptſächliche politiſche Verſchiedenheit.

Ich bereiſte den größten Theil der nordfranzöſiſchen Küſtengegenden, während die Nachricht von dem Tode des jungen Napoleon ſich dort verbreitete. Ich fand deßhalb überall, wohin ich kam, eine wunderbare Trauer unter den Leuten. Sie fühlten einen reinen Schmerz, der nicht in dem Eigennutze des Tages wurzelte, ſondern in den liebſten Erinnerungen einer glorreichen Vergangenheit. Beſonders unter den ſchönen Normanninnen war großes Klagen um den frühen Tod des jungen Heldenſohnes.

Ja, in allen Hütten hängt das Bild des Kaiſers. Ueberall fand ich es mit Trauerblumen bekränzt, wie Heilandsbilder in der Charwoche. Viele Soldaten trugen Flor. Ein alter Stelzfuß reichte mir wehmüthig die Hand mit den Worten: à présent tout est fini.

Freilich, für jene Bonapartiſten, die an eine kaiſerliche Auferſtehung des Fleiſches glaubten, iſt Alles zu Ende. Napoleon iſt ihnen nur noch ein Name, wie etwa Alexander von Macedonien, deſſen Leibeserbe in gleicher Weiſe früh verblichen. Aber für die Bonapartiſten, die an eine Auferſtehung des Geiſtes geglaubt, erblüht jetzt die beſte Hoffnung. Der Bonapartismus iſt für dieſe nicht eine Ueberlieferung der Macht durch Zeugung und Erſtgeburt; nein ihr Bonapartismus iſt jetzt gleichſam von aller thieriſchen Beimiſchung gereinigt, er iſt ihnen die Idee einer Alleinherrſchaft der höchſten Kraft, angewendet zum Beſten des Volks, und wer dieſe Kraft hat und ſie ſo anwendet, den nennen ſie Napoleon II. Wie Cäſar der bloßen Herrſchergewalt ſeinen Namen gab, ſo giebt Napoleon ſeinen Namen einem neuen Cäſarthume, wozu nur derjenige berechtigt iſt, der die höchſte Fähigkeit und den beſten Willen beſitzt.

In gewiſſer Hinſicht war Napoleon ein ſaint-ſimoniſtiſcher Kaiſer; wie er ſelbſt vermöge ſeiner geiſtigen Superiorität zur Obergewalt befugt war, ſo beförderte er nur die Herrſchaft der Kapazitäten, und erzielte die phyſiſche und moraliſche Wohlfahrt der zahlreichern und ärmern Klaſſen. Er herrſchte

weniger zum Beſten des dritten Standes, des Mittelſtandes, des Juſtemilieu, als vielmehr zum Beſten der Männer, deren Vermögen nur in Herz und Hand beſteht; und gar ſeine Armee war eine Hierarchie, deren Ehrenſtufen nur durch Eigenwerth und Fähigkeit erſtiegen wurden. Der geringſte Bauernſohn konnte dort, eben ſo gut wie der Junker aus dem älteſten Hauſe, die höchſten Würden erlangen und Gold und Sterne erwerben. Darum hängt des Kaiſers Bild in der Hütte jedes Landmannes, an derſelben Wand, wo das Bild des eigenen Sohnes hängen würde, wenn dieſer nicht auf irgend einem Schlachtfelde gefallen wäre, ehe er zum General avancirt, oder gar zum Herzog oder zum König, wie ſo mancher arme Burſche, der durch Muth und Talent ſich ſo hoch emporſchwingen konnte — als der Kaiſer noch regierte. In dem Bilde deſſelben verehrt vielleicht Mancher nur die verblichene Hoffnung ſeiner eigenen Herrlichkeit.

Am öfterſten fand ich in den Bauerhäuſern das Bild des Kaiſers, wie er zu Jaffa das Lazareth beſucht, und wie er zu St. Helena auf dem Todbette liegt. Beide Darſtellungen tragen auffallende Aehnlichkeit mit den Heiligenbildern jener chriſtlichen Religion, die jetzt in Frankreich erloſchen iſt. Auf dem einen Bilde gleicht Napoleon einem Heilande, von deſſen Berührung die Peſtkranken zu geneſen ſcheinen; auf dem andern Bilde ſtirbt er gleichſam den Tod der Sühne.

Wir, die wir von einer andern Symbolik befangen ſind, wir ſehen in Napoleons Martyrtod auf St. Helena keine Verſöhnung in dem angedeuteten Sinne, der Kaiſer büßte dort für den ſchlimmſten ſeiner Irrthümer, für die Treuloſigkeit, die er gegen die Revolution, ſeine Mutter, begangen. Die Geſchichte hatte längſt gezeigt, wie die Vermählung zwiſchen dem Sohne der Revolution und der Tochter der Vergangenheit nimmermehr gedeihen konnte,— und jetzt ſehen wir auch, wie die einzige Frucht ſolcher Ehe nicht lange zu leben vermochte und kläglich dahinſtarb.

In Betreff der Erbſchaft des Verſtorbenen ſind die Meinungen ſehr getheilt. Die Freunde von Ludwig Philipp glauben, daß jetzt die verwaiſten Bonapartiſten ſich ihnen anſchließen werden; doch zweifle ich, ob die Männer des Krieges und des Ruhmes ſo ſchnell ins friedliche Juſtemilieu übergehen können. Die Karliſten glauben, daß die Bonapartiſten jetzt dem alleinigen Prätendenten, Heinrich V., huldigen werden; ich weiß wahrlich nicht, ob ich in den Hoffnungen dieſer Menſchen mehr ihre Thorheit oder ihre Inſolenz bewundern ſoll. Die Republikaner ſcheinen noch am meiſten im Stande zu ſein, die Bonapartiſten an ſich zu ziehen; aber wenn es einſt leicht war, aus den ungekämmteſten Sanskülotten die brillanteſten Imperialiſten zu machen, ſo mag es jetzt ſchwer ſein, die entgegengeſetzte Umwandlung zu bewerkſtelligen.

Man bedauert, daß die theuern Reliquien, wie das Schwert des Kaiſers, der Mantel von Marengo, der welthiſtoriſche dreieckige Hut u. dgl. m., welche gemäß dem Teſtamente von St. Helena, dem jungen Reichſtadt überliefert worden, nicht Frankreich anheimfallen. Jede der franzöſiſchen Partheien könnte ein Stück aus dieſem Nachlaſſe ſehr gut brauchen. Und wahrlich, wenn ich darüber zu verfügen hätte, ſo ſollte die Vertheilung folgendermaßen ſtatt finden: den Republikanern würde ich das Schwert des Kaiſers überliefern, dieweil ſie noch die einzigen ſind, die es zu gebrauchen verſtänden. Den Herren vom Juſtemilieu würde ich den Mantel von Marengo zukommen laſſen; und, in der That, ſie bedürfen eines ſolchen Mantels, um ihre ruhmloſe Blöße damit zu bedecken. Den Karliſten gebe ich des Kaiſers Hut, der freilich für ſolche Köpfe nicht ſehr paſſend iſt, aber ihnen doch zu Gute kommen kann, wenn ſie nächſtens wieder aufs Haupt geſchlagen werden; ja, ich gebe ihnen auch die kaiſerlichen Stiefel, die ſie ebenfalls brauchen können, wenn ſie nächſtens wieder davon laufen müſſen. Was aber den Stock betrifft, womit der Kaiſer bei Jena ſpazieren gegangen, ſo zweifle ich, ob derſelbe ſich unter der herzoglich Reichſtädtiſchen Verlaſſenſchaft befindet, und ich glaube, die Franzoſen haben ihn noch immer in Händen.

Nächſt dem Tode des jungen Napoleon hörte ich die Fahrten der Herzogin von Berry in dieſen Provinzen am meiſten beſprechen. Die Abenteuer dieſer Frau werden hier ſo poetiſch erzählt, daß man glaubt, die Enkel der Fabliauxdichter hätten ſie in müßiger Laune erſonnen. Dann gab auch die Hochzeit von Compiègne ſehr viel Stoff zur Unterhaltung; ich könnte eine Inſektenſammlung von ſchlechten Witzen mittheilen, die ich in einem karliſtiſchen Schloſſe darüber debitiren hörte. Z. B. Einer der Feſtredner in Compiègne ſoll bemerkt haben: in Compiègne ſei die Jungfrau von Orleans gefangen worden, und es füge ſich jetzt, daß wieder in Compiègne einer Jungfrau von Orleans Feſſeln angelegt würden. — Obgleich in allen franzöſiſchen Blättern aufs prunkhafteſte erzählt wird, daß der Zuſammenfluß von Fremden hier ſehr groß und überhaupt das Badeleben in Dieppe dieſes Jahr ſehr brillant ſei, ſo habe ich doch an Ort und Stelle das Gegentheil gefunden. Es ſind hier vielleicht keine fünfzig eigentliche Badegäſte, Alles iſt triſt und betrübt, und das Bad, das durch die Herzogin von Berry, die alle Sommer hieher kam, einſt ſo mächtig emporblühte, iſt auf immer zu Grunde gegangen. Da viele Menſchen dieſer Stadt hiedurch in bitterſte Armuth verſinken, und den Sturz der Bourbone als die Quelle ihres Unglücks betrachten, ſo iſt es begreißlich, daß man hier viele enragirte Karliſten findet. Dennoch würde man Dieppe verläumden, wenn man annähme, daß mehr als ein Viertheil ſeiner Bewohner aus Anhängern der vorigen Dynaſtie beſtände. Nirgends zeigen die Nationalgarden mehr Patriotismus als hier, alle ſind hier gleich beim

erſten Trommelſchlage verſammelt, wenn exercirt werden ſoll; alle ſind hier ganz uniformirt, welches letztere von beſonderem Eifer zeigt. Das Napoleonsfeſt wurde dieſer Tage mit auffallendem Enthuſiasmus gefeiert.

Ludwig Philipp wird hier im allgemeinen weder geliebt noch gehaßt. Man betrachtet ſeine Erhaltung als nothwendig für das Glück Frankreichs; für ſein Regiment iſt man nicht ſonderlich begeiſtert. Die Franzoſen ſind allgemein durch die freie Preſſe ſo wohlunterrichtet über die wahre Lage der Dinge, ſie ſind ſo politiſch aufgeklärt, daß ſie kleine Uebel mit Geduld ertragen, um größeren nicht anheimzufallen. Gegen den perſönlichen Charakter des Königs hat man wenig einzuwenden; man hält ihn für einen ehrenwerthen Mann.

Rouen, den 17. Sept.

Ich ſchreibe dieſe Zeilen in der ehemaligen Reſidenz der Herzoge von der Normandie, in der alterthümlichen Stadt, wo noch ſo viele ſteinerne Urkunden uns an die Geſchichte jenes Volkes erinnern, das wegen ſeiner ehemaligen Heldenfahrten und Abenteuerlichkeit und wegen ſeiner jetzigen Prozeßſucht und Erwerbliſt ſo berühmt iſt. In jener Burg dort hauſte Robert der Teufel, den Meyerbeer in Muſik geſetzt; auf jenem Marktplatze verbrannte man die Pucelle, das großmüthige Mädchen, das Schiller und Voltaire beſungen; in jenem Dome liegt das Herz des Richard, des tapfern Königs, den man ſelber Löwenherz, Coeur de lion, genannt hat; dieſem Boden entſproßten die Sieger von Haſtings, die Söhne Tankreds, und ſo viele andere Blumen normaniſcher Ritterſchaft — aber dieſe gehen uns heute alle nichts an, wir beſchäftigen uns hier vielmehr mit der Frage: Hat Ludwig Philipps friedſames Syſtem Wurzel geſchlagen in dem kriegeriſchen Boden der Normandie? Iſt das neue Bürgerkönigthum gut oder ſchlecht gebettet in der alten Heldenwiege der engliſchen und italieniſchen Ariſtokratie, in dem Lande der Normannen? Dieſe Frage glaube ich heute aufs kürzeſte beantworten zu können: Die großen Gutsbeſitzer, meiſtens Adel, ſind Karliſtiſch geſinnt, die wohlhabenden Gewerbsleute und Landbauer ſind Philippiſtiſch, und die untere Volksmenge verachtet und haßt die Bourbonen, und liebt, geringern Theils, die gigantiſchen Erinnerungen der Republik, größern Theils, den glänzenden Heroismus der Kaiſerzeit. Die Karliſten, wie jede unterdrückte Partei, ſind thätiger als die Philippiſten, die ſich geſichert fühlen, und zu ihrem Lobe mag es geſagt ſein, daß ſie auch größere Opfer bringen, nämlich Geldopfer. Die Karliſten, die nie an ihrem einſtigen Siege zweifeln und überzeugt ſind, daß ihnen die Zukunft alle Opfer der Gegenwart tauſendfach vergütet, geben ihren letzten Sou her, wenn ihr Parteiintereſſe dadurch gefördert ſcheint; es liegt überhaupt im Charakter dieſer Klaſſe, daß ſie des eignen Gutes weniger achtet,

als ſie nach fremdem Eigenthum lüſtern iſt (sui prokusus, alieni appetens.) Habſucht und Verſchwendung ſind Geſchwiſter. Der Rotürier, der nicht durch Hofdienſt, Maitreſſengunſt, ſüße Rede und leichtes Spiel, ſondern durch ſchwere ſaure Arbeit ſeine irdiſchen Güter zu erwerben pflegt, hält feſter an dem Erworbenen.

Indeſſen, die guten Bürger der Normandie haben die Einſicht gewonnen, daß die Journale, womit die Karliſten auf die öffentliche Meinung zu wirken ſuchen, der Sicherheit des Staats und ihrer eignen Beſitzthümer ſehr gefährlich ſeien, und ſie ſind der Meinung, daß man durch daſſelbe Mittel, durch die Preſſe, jene Umtriebe vereiteln müſſe. In dieſem Sinne hat man unlängſt die Eſtafette du Havre geſtiftet, eine ſanftmüthige Juſtemilieu-Zeitung, die der ehrſamen Kaufmannſchaft in Havre ſehr viel Geld koſtet und woran auch mehrere Pariſer arbeiten, namentlich Monſieur de Salvandy, ein kleiner, geſchmeidiger, wäßrichter Geiſt, in einem langen, ſteifen, trockenen Körper (Goethe hat ihn gelobt). Bis jetzt iſt jenes Journal die einzige Gegenmine, die den Karliſten in der Normandie gegraben worden; letztere hingegen ſind unermüdlich, und errichten überall ihre Zeitſchriften, ihre Feſtungen der Lüge, woran der Freiheitsgeiſt ſeine Kräfte zerſplittern ſoll, bis Entſatz kommt von Oſten. Dieſe Zeitſchriften ſind mehr oder minder im Geiſte der Gazette de France und der Quotidienne abgefaßt; letztere werden außerdem aufs thätigſte unter das Volk verbreitet. Beide Blätter ſind ſchön und geiſtreich und anziehend geſchrieben, dabei ſind ſie tief boshaft, perfid, voll nützlicher Belehrung, voll ergötzlicher Schadenfreude, und ihre adeligen Colporteurs, die ſie oft gratis austheilen, ja vielleicht den Leſern manchmal noch Geld dazu geben, finden natürlicherweiſe größeren Abſatz als ſanftmüthige Juſtemilieu-Zeitungen. Ich kann dieſe beiden Blätter nicht genug empfehlen, da ich, von einem höhern Standpunkte, ſie durchaus nicht ſchädlich achte für die Sache der Wahrheit; ſie fördern dieſe vielmehr dadurch, daß ſie die Kämpfer, die im Kampfe zuweilen ermüden, zu neuer Thatkraft anſtacheln. Jene zwei Journale ſind die wahren Repräſentanten jener Leute, die, wenn ihre Sache unterliegt, ſich an den Perſonen rächen; es iſt ein uraltes Verhältniß, wir treten ihnen auf den Kopf und ſie ſtechen uns in die Ferſe. Nur muß man zum Lobe der Quotidienne erwähnen, daß ſie zwar ebenſowohl wie die Gazette eine Schlange iſt, daß ſie aber ihre Böswilligkeit minder verbirgt; daß ihr Erbgroll ſich in jedem Worte verräth; daß ſie eine Art Klapperſchlange iſt, die, wenn ſie herankriecht, mit ihrer Klapper vor ſich ſelber warnt. Die Gazette hat leider keine ſolche Klapper. Die Gazette ſpricht zuweilen gegen ihre eigenen Prinzipien, um den Sieg derſelben indirekt zu bewirken; die Quotidienne, in ihrer Hitze, opfert lieber den Sieg, als daß ſie ſich ſolcher kalten Selbſtverläugnung unterwürfe. Die Gazette hat die Ruhe des Jeſuitismus, der ſich nicht von Meinungswuth verwir-

ren läßt, welches um ſo leichter iſt, da der Jeſuitismus eigentlich keine Geſinnung, ſondern nur ein Metier iſt; in der Quotidienne hingegen brüten und wüthen hochfahrende Junker und grimmige Mönche, ſchlecht vermummt in ritterlicher Loyalität und chriſtlicher Liebe. Dieſen letztern Charakter trägt auch die Karliſtiſche Zeitſchrift, die unter dem Titel: Gazette de la Normandie, hier in Rouen erſcheint. Es iſt darin ein ſüßliches Geklage über die gute alte Zeit, die leider verſchwunden mit ihren chevalereſken Geſtalten, mit ihren Kreuzzügen, Turnieren, Wappenherolden, ehrſamen Bürgern, frommen Nonnen, minniglichen Damen, Troubadouren und ſonſtigen Gemüthlichkeiten, ſo daß man ſonderbar erinnert wird an die feudaliſtiſchen Romane eines berühmten deutſchen Dichters, in deſſen Kopf mehr Blumen als Gedanken blühten, deſſen Herz aber voller Liebe war; bei dem Redakteur der Gazette de la Normandie iſt hingegen der Kopf voll von kraſſem Obſkurantismus, und ſein Herz iſt voll Gift und Galle. Dieſer Redakteur iſt ein gewiſſer Vicomte Walſh, ein langer gräulicher Blondin, von etwa 60 Jahren. Ich ſah ihn in Dieppe, wo er zu einem Karliſtenkonzilium eingeladen war, und von der ganzen nobeln Sippſchaft ſehr fetirt wurde. Geſchwätzig, wie ſie ſind, hat jedoch ein kleines Karliſtchen mir zugeflüſtert: "c'est un fameux compère;" er iſt eigentlich nicht von gutem franzöſiſchen Adel; ſein Vater, ein Irländer von Geburt, war in franzöſiſchem Kriegsdienſte beim Ausbruche der Revolution, und als er emigrirte und die Konfiskation ſeiner Güter verhindern wollte, verkaufte er ſie zum Scheine ſeinem Sohne; als aber der alte Mann ſpäter nach Frankreich zurückkehrte und von dem Sohne ſeine Güter zurückverlangte, läugnete dieſer den Scheinkauf, behauptete, der Verkauf der Güter habe in vollgültigem Ernſte ſtatt gefunden, und behielt ſomit das Vermögen ſeines geprellten Vaters und ſeiner armen Schweſter; dieſe wurde Hofdame bei Madame (der Herzogin von Berry) und ihres Bruders Begeiſterung für Madame hat ſeinen Grund ſowohl in der Eitelkeit als im Eigennutze; denn, — „Ich wußte genug."

Man kann ſich ſchwerlich einen Begriff davon machen, mit welcher perfiden Konſequenz die Regierung der jetzigen Gewalthaber von den Karliſten untergraben wird. Ob mit Erfolg, muß die Zeit lehren. Wie ihnen kein Menſch zu ſchlecht, wenn ſie ihn zu ihren Zwecken gebrauchen können, ſo iſt ihnen auch kein Mittel zu ſchlecht. Neben jenen kanoniſchen Journalen, die ich oben bezeichnet, wirken die Karliſten auch durch die mündliche Ueberlieferung aller möglichen Verläumdung, durch die Tradition. Dieſe ſchwarze Propaganda ſucht den guten Leumund der jetzigen Gewalthaber, namentlich des Königs, aufs gründlichſte zu verderben. Die Lügen, die in dieſer Abſicht geſchmiedet werden, ſind zuweilen eben ſo abſcheulich, wie abſurd. „Immer verläumden, immer verläumden, es bleibt was kleben!" war ſchon der Wahlſpruch der ſaubern Lehrer.

In einer Karliſtiſchen Geſellſchaft zu Dieppe ſagte mir ein junger Prieſter:

„Wenn Sie Ihren Landsleuten Bericht abstatten, müssen Sie der Wahrheit noch etwas nachhelfen, damit, wenn der Krieg ausbricht und Ludwig Philipp vielleicht noch immer an der Spitze der französischen Regierung stehen geblieben, die Deutschen ihn desto stärker hassen und mit desto größerer Begeisterung gegen ihn fechten." Auf meine Frage, ob uns der Sieg auch ganz gewiß sei, lächelte jener fast mitleidig und versicherte mir: „die Deutschen seien das tapferste Volk, und man werde ihnen nur einen geringen Scheinwiderstand leisten; der Norden, so wie der Süden, sei der rechtmäßigen Dynastie ganz ergeben; Heinrich V. und Madame seien, gleich einem kleinen Heiland und einer Mutter Gottes, allgemein verehrt; das sei die Religion des Volks; über kurz oder lang komme dieser legitime Glaubenseifer besonders in der Normandie zum öffentlichen Ausbruche." — Während der Mann Gottes sich solchermaßen aussprach, erhob sich plötzlich vor dem Hause, worin wir uns befanden, ein ungeheurer Lärm; es wirbelten die Trommeln, Trompeten erklangen, die Marseiller Hymne erscholl, so laut, daß die Fensterscheiben zitterten, und aus vollen Kehlen drang der Jubelruf: "Vive Louis Philippe! A bas les carlistes! Les carlistes à la lanterne!" Das geschah um 1 Uhr in der Nacht, und die ganze Gesellschaft erschrak sehr. Auch ich war erschrocken, denn ich dachte an das Sprichwort: Mitgefangen, mitgehangen. Aber es war nur ein Spaß der Dieppe Nationalgarden. Diese hatten erfahren, daß Ludwig Philipp im Schlosse Eu angekommen sei, und sie faßten auf der Stelle den Beschluß, dorthin zu marschiren, um den König zu begrüßen; vor ihrer Abreise wollten sie aber die armen Karlisten in Schrecken setzen, und sie machten den entsetzlichsten Lärm vor den Häusern derselben, und sangen dort wie wahnsinnig die Marseiller Hymne, jenes dies irae, dies illa der neuen Kirche, das zunächst den Karlisten ihren jüngsten Gerichtstag verkündet.

Da ich mich bald darauf ebenfalls nach Eu begab, so kann ich als Augenzeuge berichten, daß es keine angeordnete Begeisterung war, womit die Nationalgarden dort den König umjubelten. Er ließ sie die Revüe passiren, war sehr vergnügt über die unverhohlene Freude, womit sie ihn anlachten, und ich kann nicht läugnen, daß in dieser Zeit des Zwiespalts und des Mißtrauens solches Bild der Eintracht sehr erbaulich war. Es waren freie, bewehrte Bürger, die ohne Scheu ihrem Könige ins Auge sahen, mit den Waffen in der Hand ihm ihre Ehrfurcht bezeugten, und zuweilen mit männlichem Handschlage ihm Treue und Gehorsam zusagten. Ludwig Philipp nämlich, wie sich von selbst versteht, gab jedem die Hand. — Ueber dieses Händedrücken mokiren sich die Karlisten noch am meisten, und ich gestehe gern, der Haß macht sie zuweilen witzig, wenn sie jene, "messéante popularité des poignées de main," persifflíren. So sah ich in dem Schlosse, dessen ich schon früher erwähnt, en petit comité eine Posse aufführen, wo aufs ergötzlichste dargestellt

ward, wie Fip L., König der Philiſter (Epiciers), ſeinem Sohne Großkuken (grand poulot) Unterricht in der Staatswiſſenſchaft giebt, und ihn väterlich belehrt: „er ſolle ſich nicht von den Theoretikern verleiten laſſen, das Bürgerkönigthum in der Volksſouverainetät zu ſehen, noch viel weniger in der Aufrechthaltung der Charte; er ſolle ſich weder an das Geſchwätz der Rechten, noch der Linken kehren; es komme nicht darauf an, ob Frankreich im Innern frei und im Auslande geehrt ſei, noch viel weniger, ob der Thron mit republikaniſchen Inſtitutionen barrikadirt oder von erblichen Pairs geſtützt werde; weder die oktroyirten Worte noch die heroiſchen Thaten ſeien von großer Wichtigkeit; das Bürgerkönigthum und die ganze Regierungskunſt beſtehe darin, daß man jedem Lump die Hand drücke.“ Und nun zeigt er die verſchiedenen Handgriffe, wie man den Leuten die Hand drückt, in allen Poſitionen, zu Fuß, zu Pferd, wenn man durch ihre Reihen gallopirt, wenn ſie vorbeidefiliren u. ſ. w. Großkuken iſt gelehrig, macht dieſe Regierungskunſtſtücke aufs beſte nach; ja er ſagt, er wolle die Erfindung des Bürgerkönigthums noch verbeſſern, und jedesmal, wenn er einem Bürger die Hand drücke, ihn auch fragen: „Wie geht's, mon vieux cochon?“ oder, was ſynonym ſei: „Wie geht's, citoyen?“ „Ja, das iſt ſynonym,“ ſagt dann der König ganz trocken, und die Karliſten lachen. Hernach will ſich Großkuken im Händedrücken üben, zuerſt an einer Griſette, nachher am Baron Louis; er macht aber jetzt Alles zu plump, zerdrückt den Leuten die Finger; dabei fehlt es aber nicht an Verhöhnung und Verläumdung jener wohlbekannten Leute, die wir einſt vor der Julusrevolution, als Lichter des Liberalismus feierten, und die wir ſeitdem ſo gern als Servile herabwürdigen. Bin ich aber ſonſt dem Juſtemilieu nicht ſehr gewogen, ſo regte ſich doch in meinem Gemüthe eine gewiſſe Pietät gegen die einſt Hochverehrten; es regte ſich wieder die alte Neigung, als ich ſie geſchmäht ſah von jenen ſchlechten Menſchen. Ja, wie derjenige, der ſich in der Tiefe eines dunkeln Brunnens befindet, am hellen lichten Tage die Sterne des Himmels ſchauen kann, ſo habe ich, als ich in eine obſkure Karliſtengeſellſchaft hinabgeſtiegen war, wieder klar und rein die Verdienſte der Juſtemilieu-Leute anerkennen können; ich fühle wieder die ehemalige Verehrung für den ehemaligen Herzog von Orleans, für die Doktrinaire, für einen Guizot, einen Thiers, einen Royer-Callard und für einen Dupin und andre Sterne, die durch das überflammende Tageslicht der Juliusſonne ihren Glanz verloren haben.

Es iſt dann und wann nützlich, die Dinge von ſolch einem tiefen, ſtatt von einem hohen Standpunkte zu betrachten. Zunächſt lernen wir die Perſonen unpartheiiſcher beurtheilen, wenn wir auch die Sache haſſen, deren Repräſentanten ſie ſind; wir lernen die Menſchen des Juſtemilieu von dem Syſteme deſſelben unterſcheiden. Dieſes letztere iſt ſchlecht, nach unſerer Anſicht, aber

die Perſonen verdienen noch immer unſere Achtung, namentlich der Mann, deſſen Stellung die ſchwierigſte in Europa iſt, und der jetzt nur in dem Gedanken vom 13. März die Möglichkeit ſeiner Exiſtenz ſieht; dieſer Erhaltungstrieb iſt ſehr menſchlich. Sind wir gar unter Karliſten gerathen, und hören wir dieſen Mann beſtändig ſchmähen, ſo ſteigt er in unſerer Achtung, indem wir bemerken, daß jene an Ludwig Philipp eben dasjenige tadeln, was wir noch am liebſten an ihm ſehen, und daß ſie eben dasjenige, was uns an ihm mißfällt, noch am liebſten goutiren. Wenn er in den Augen der Karliſten das Verdienſt hat, ein Bourbon zu ſein, ſo erſcheint uns dieſes Verdienſt im Gegentheil als eine levis nota. Aber es wäre Unrecht, wenn wir ihn und ſeine Familie nicht von der ältern Linie der Bourbonen aufs rühmendſte unterſchieden. Das Haus Orleans hat ſich dem franzöſiſchen Volke ſo beſtimmt angeſchloſſen, daß es gemeinſchaftlich mit demſelben regenerirt wurde; daß es aus dem ſchrecklichen Reinigungsbade der Revolution, eben ſo wie das franzöſiſche Volk, geſäubert und gebeſſert, geheilt und verbürgerlicht hervorging; — während die ältern Bourbonen, die an jener Verjüngung nicht Theil nahmen, noch ganz zu jener ältern, kranken Generation gehören, die Crebillon, Laclos und Louveſt uns in ihrem heiterſten Sündenglanze und in ihrer blühenden Verweſung ſo gut geſchildert haben. Das wieder jung gewordene Frankreich konnte dieſer Dynaſtie, dieſen Revenants der Vergangenheit, nimmer angehören; das erheuchelte Leben wurde täglich unheimlicher; die Bekehrung nach dem Tode war ein widerwärtiger Anblick; die parfümirte Fäulniß beleidigte jede honnete Naſe; und eines ſchönen Juliusmorgens, als der galliſche Hahn krähte, mußten dieſe Geſpenſter wieder entfliehen. Ludwig Philipp aber und die Seinigen ſind geſund und lebendig, es ſind blühende Kinder des jungen Frankreichs, keuſchen Geiſtes, friſchen Leibes, und von bürgerlich guten Sitten. Eben jene Bürgerlichkeit, die den Karliſten an Ludwig Philipp ſo ſehr mißfällt, hebt ihn in unſerer Achtung. Ich kann mich, trotz des beſten Willens, nicht ſo ganz des Partheigeiſtes entäußern, um richtig zu beurtheilen, wie weit es ihm mit dem Bürgerkönigthume Ernſt iſt. Die große Jury der Geſchichte wird entſcheiden, ob er es ehrlich gemeint hat. In dieſem Falle ſind die Poignées de main gar nicht lächerlich, und der männliche Handſchlag wird vielleicht ein Symbol des neuen Bürgerkönigthums, wie das knechtiſche Knien ein Symbol der feudaliſtiſchen Souverainetät geworden war. Ludwig Philipp, wenn er Thron und ehrliche Geſinnung bewahrt und ſeinen Kindern überliefert, kann in der Geſchichte einen großen Namen hinterlaſſen, nicht blos als Stifter einer neuen Dynaſtie, ſondern ſogar als Stifter eines neuen Herrſcherthums, das der Welt eine andere Geſtalt giebt, — als der erſte Bürgerkönig, Ludwig Philipp, wenn er Thron und ehrliche Geſinnung bewahrt, — aber das iſt ja eben die große Frage.

Lutezia.

Berichte

über

Politik, Kunſt und Volksleben.

Erſter Theil.

Zueignungsbrief.

An Seine Durchlaucht,

den Fürſten Pückler-Muskau.

Die Reiſenden, welche irgend einen durch Kunſt oder hiſtoriſche Erinnerung denkwürdigen Ort beſuchen, pflegen hier an Mauern und Wänden ihre reſpektiven Namen zu inſcribiren, mehr oder minder leſerlich, jenachdem das Schreibmaterial war, das ihnen zu Gebote ſtand. Sentimentale Seelen ſudeln hinzu auch einige pathetiſche Zeilen gereimter oder ungereimter Gefühle. In dieſem Wuſt von Inſchriften wird unſre Aufmerkſamkeit plötzlich in Anſpruch genommen von zwei Namen, die neben einander eingegraben ſind; Jahrzahl und Monatstag ſteht darunter und um Namen und Datum ſchlängelt ſich ein ovaler Kreis, der einen Kranz von Eichen oder Lorbeerblättern vorſtellen ſoll. Sind den ſpätern Beſuchern des Ortes die Perſonen bekannt, denen jene zwei Namen angehören, ſo rufen ſie ein heiteres: Sieh da! und ſie machen dabei die tiefſinnige Bemerkung, daß jene Beiden alſo einander nicht fremd geweſen, daß ſie wenigſtens einmal auf derſelben Stelle einander nahe geſtanden, daß ſie ſich im Raum wie in der Zeit zuſammengefunden, ſie, die ſo gut zuſammen paßten. — Und nun werden über Beide Gloſſen gemacht, die wir leicht errathen, aber hier nicht mittheilen wollen.

Indem ich, mein hochgefeierter und wahlverwandter Zeitgenoſſe, durch die Widmung dieſes Buches gleichſam auf die Façade deſſelben unſre beiden Namen inſcribire, folge ich nur einer heiter gaukelnden Laune des Gemüthes, und wenn meinem Sinne irgend ein beſtimmter Beweggrund vorſchwebt, ſo iſt es allenfalls der oberwähnte Brauch der Reiſenden. — Ja, Reiſende waren wir beide auf dieſem Erdball, das war unſre irdiſche Specialität, und diejenigen, welche nach uns kommen, und in dieſem Buche den Kranz ſehen, womit ich unſre beiden Namen umſchlungen, gewinnen wenigſtens ein authentiſches Datum unſres zeitlichen Zuſammentreffens, und ſie mögen nach Belieben darüber gloſſiren, in wie weit der Verfaſſer der Briefe eines Verſtorbenen und der Berichterſtatter der Lutezia zuſammen paßten. —

Der Meiſter, dem ich dieſes Buch zueigne, verſteht das Handwerk, und kennt die ungünſtigen Umſtände, unter welchen der Autor ſchrieb. Er kennt das Bett, in welchem meine Geiſteskinder das Licht erblickten, das Augsburgiſche Prokruſtesbett, wo man ihnen manchmal die allzulangen Beine und nicht ſelten ſogar den Kopf abſchnitt. Um unbildlich zu ſprechen, das vorliegende Buch beſteht zum größten Theil aus Tagesberichten, welche ich vor geraumer Zeit in der Augsburgiſchen Allgemeinen Zeitung drucken ließ. Von vielen hatte ich Brouillons zurückbehalten, wonach ich jetzt, bei dem neuen Abdruck, die unterdrückten oder veränderten Stellen reſtaurirte. Leider erlaubt mir nicht der Zuſtand meiner Augen, mich mit vielen ſolcher Reſtaurationen zu befaſſen; ich konnte mich aus dem verwitterten Papierwuſt nicht mehr herausfinden. Hier nun, ſo wie auch bei Berichten, die ich ohne vorläufigen Entwurf abgeſchickt hatte, erſetzte ich die Lacunen und verbeſſerte ich die Alterationen ſo viel als möglich aus dem Gedächtniſſe, und bei Stellen, wo mir der Stil fremdartig und der Sinn noch fremdartiger vorkam, ſuchte ich wenigſtens die artiſtiſche Ehre, die ſchöne Form, zu retten, indem ich jene verdächtigen Stellen gänzlich vertilgte. Aber dieſes Ausmerzen an Orten, wo der wahnwitzige Rothſtift allzuſehr geraſt zu haben ſchien, traf nur Unweſentliches, keineswegs die Urtheile über Dinge und Menſchen, die oft irrig ſein mochten, aber immer treu wiedergegeben werden mußten, damit die urſprüngliche Zeitfarbe nicht verloren ging. Indem ich eine gute Anzahl von ungedruckt gebliebenen Berichten, die keine Cenſur paſſirt hatten, ohne die geringſte Veränderung hinzufügte, lieferte ich durch eine künſtleriſche Zuſammenſtellung aller dieſer Monographien ein Ganzes, welches das getreue Gemälde einer Periode bildet, die eben ſo wichtig wie intereſſant war.

Ich ſpreche von jener Periode, welche man zur Zeit der Regierung Ludwig Philipps die „parlamentariſche" nannte, ein Name, der ſehr bezeichnend war und deſſen Bedeutſamkeit mir gleich im Beginn auffiel. Wie im erſten Theil dieſes Buches zu leſen, ſchrieb ich am 9. April 1840 folgende Worte: „Es iſt ſehr charakteriſtiſch, daß ſeit einiger Zeit die franzöſiſche Staatsregierung nicht mehr ein conſtitutionelles, ſondern ein parlamentariſches Gouvernement genannt wird. Das Miniſterium vom erſten März erhielt gleich in der Taufe dieſen Namen." — Das Parlament, nämlich die Kammer, hatte damals ſchon die bedeutendſten Prärogative der Krone an ſich geriſſen, und die ganze Staatsmacht fiel in ſeine Hände. Seinerſeits war der König, es iſt nicht zu läugnen, ebenfalls von uſurpatoriſchen Begierden geſtachelt, er wollte ſelbſt regieren, unabhängig von Kammer- und Miniſterlaune, und in dieſem Streben nach unbeſchränkter Souverainetät ſuchte er immer die legale Form zu bewahren. Ludwig Philipp kann daher mit Fug behaupten, daß er nie die Legalität verletzt, und vor den Aſſiſen der Geſchichte wird man ihn gewiß von

jedem Vorwurf, eine ungeſetzliche Handlung begangen zu haben, ganz freiſprechen, und ihn allenfalls nur der allzugroßen Schlauheit ſchuldig erklären können. Die Kammer, welche ihre Eingriffe in die königlichen Vorrechte weniger klug durch legale Form bemäntelte, träfe gewiß ein weit herberes Verdict, wenn nicht etwa als Milderungsgrund angeführt werden dürfte, daß ſie provozirt worden ſei durch die abſoluten Gewaltsgelüſte des Königs; ſie kann ſagen, ſie habe denſelben befehdet, um ihn zu entwaffnen und ſelber die Dictatur zu übernehmen, die in ſeinen Händen ſtaats- und freiheitsverderblich werden konnte. Der Zweikampf zwiſchen dem König und der Kammer bildet den Inhalt der parlamentariſchen Periode und beide Parteien hatten ſich zu Ende derſelben ſo ſehr abgemüdet und geſchwächt, daß ſie kraftlos zu Boden ſanken, als ein neuer Prätendent auf dem Schauplatz erſchien. Am 24. Februar 1848 fielen ſie faſt gleichzeitig zu Boden, das Königthum in den Tuillerien und einige Stunden ſpäter das Parlament in dem nachbarlichen Palais Bourbon. Die Sieger, das glorreiche Lumpengeſindel jener Februartage, brauchten wahrhaftig keinen Aufwand von Heldenmuth zu machen, und ſie können ſich kaum rühmen, ihrer Feinde anſichtig geworden zu ſein. Sie haben das alte Regiment nicht getödtet, ſondern ſie haben nur ſeinem Scheinleben ein Ende gemacht: König und Kammer ſtarben, weil ſie längſt todt waren. Dieſe beiden Kämpen der parlamentariſchen Periode mahnen mich an ein Bildwerk, das ich einſt zu Münſter in dem großen Saale des Rathhauſes ſah, wo der weſtphäliſche Frieden geſchloſſen worden. Dort ſtehen nämlich längs den Wänden, wie Chorſtühle, eine Reihe hölzerner Sitze, auf deren Lehne allerlei humoriſtiſche Sculpturen zu ſchauen ſind. Auf einem dieſer Holzſtühle ſind zwei Figuren dargeſtellt, welche in einem Zweikampf begriffen; ſie ſind ritterlich geharniſcht, und haben eben ihre ungeheuer großen Schwerter erhoben, um auf einander einzuhauen — doch ſonderbar! jedem von ihnen fehlt die Hauptſache, nämlich der Kopf, und es ſcheint, daß ſie ſich in der Hitze des Kampfes einander die Köpfe abgeſchlagen haben und jetzt, ohne ihre beiderſeitige Kopfloſigkeit zu bemerken, weiter fechten. —

Die Blüthezeit der parlamentariſchen Periode waren das Miniſterium vom 1. März 1840 und die erſten Jahre des Miniſteriums vom 29. November 1840. Erſteres mag für den Deutſchen noch ein beſonderes Intereſſe bewahren, weil damals Thiers unſer Vaterland in die große Bewegung hineintrommelte, welche das politiſche Leben Deutſchlands weckte; Thiers brachte uns wieder als Volk auf die Beine, und dieſes Verdienſt wird ihm die deutſche Geſchichte hoch anrechnen. Auch der Erisapfel der orientaliſchen Frage kommt unter jenem Miniſterium bereits zum Vorſchein, und wir ſehen im grellſten Lichte den Egoismus jener britiſchen Oligarchie, die uns damals gegen die Franzoſen verhetzte. Daß das aufrichtige und großmüthige, bis zur Fanfa-

ronde großmüthige Frankreich unſer natürlicher und wahrhaft ſicherſter Alliirter iſt, war die Ueberzeugung meines ganzen Lebens, und das patriotiſche Bedürfniß, meine verblendeten Landsleute über den treuloſen Blödſinn der Franzoſenfreſſer und Rheinliedbarden aufzuklären, hat vielleicht meinen Berichten über das Miniſterium Thiers manchmal, namentlich in Bezug auf die Engländer, ein allzuleidenſchaftliches Colorit ertheilt; aber die Zeit war eine höchſt gefährliche, und Schweigen war ein halber Verrath.

Bis zur Kataſtrophe vom 24. Februar gehen nicht meine Pariſer Berichte, aber man ſieht ſchon auf jeder Seite ihre Nothwendigkeit, und ſie wird beſtändig vorausgeſagt mit jenem prophetiſchen Schmerz, den wir in dem alten Heldenliede finden, wo Trojas Brand nicht den Schluß bildet, aber in jedem Verſe geheimnißvoll kniſtert. Ich habe nicht das Gewitter, ſondern die Wetterwolken beſchrieben, die es in ihrem Schooße trugen und ſchauerlich düſter heranzogen. Ich berichtete oft und beſtimmt über die Dämonen, welche in den untern Schichten der Geſellſchaft lauerten, und aus ihrer Dunkelheit heraufbrechen würden, wenn der rechte Tag gekommen. Dieſe Ungethüme, denen die Zukunft gehört, betrachtete man damals nur durch ein Verkleinerungsglas, und da ſahen ſie wirklich aus wie wahnſinnige Flöhe — aber ich zeigte ſie in ihrer wahren Lebensgröße, und da glichen ſie vielmehr den furchtbarſten Krokodillen, welche jemals aus dem Schlamm geſtiegen. —

Um die betrübſamen Berichterſtattungen zu erheitern, verwob ich ſie mit Schilderungen aus dem Gebiete der Kunſt und der Wiſſenſchaft, aus den Tanzſälen der guten und der ſchlechten Societät, und wenn ich unter ſolchen Arabesken manche allzunärriſche Virtuoſenfratze gezeichnet, ſo geſchah es nicht, um irgend einem längſt verſchollenen Biedermann des Pianoforte oder der Maultrommel ein Herzeleid zuzufügen, ſondern um das Bild der Zeit ſelbſt in ſeinen kleinſten Nüancen zu liefern. Ein ehrliches Daguerreotyp muß eine Fliege eben ſo gut wie das ſtolzeſte Pferd treu wiedergeben, und meine Berichte ſind ein daguerreotypiſches Geſchichtsbuch, worin jeder Tag ſich ſelber abconterfeite, und durch die Zuſammenſtellung ſolcher Bilder hat der ordnende Geiſt des Künſtlers ein Werk geliefert, worin das Dargeſtellte ſeine Treue authentiſch durch ſich ſelbſt documentirt. Mein Buch iſt daher zugleich ein Product der Natur und der Kunſt, und während es jetzt vielleicht den populären Bedürfniſſen der Leſerwelt genügt, kann es auf jeden Fall dem ſpäteren Hiſtoriographen als eine Geſchichtsquelle dienen, die, wie geſagt, die Bürgſchaft ihrer Tageswahrheit in ſich trägt. Man hat in ſolcher Beziehung bereits meinen „Franzöſiſchen Zuſtänden," welche denſelben Charakter tragen, die größte Anerkennung gezollt, und die franzöſiſche Ueberſetzung wurde von hiſtorienſchreibenden Franzoſen vielfach benutzt. Ich erwähne dieſes Alles, damit ich für mein Werk ein ſolides Verdienſt vindicire, und der Leſer um ſo

nachſichtiger ſein möge, wenn er darin wieder jenen frivolen Esprit bemerkt, den unſre kerndeutſchen, ich möchte ſagen eichendeutſchen Landsleute auch dem Verfaſſer der „Briefe eines Verſtorbenen" vorgeworfen haben. Indem ich Demſelben mein Buch zueigne, kann ich wohl, in Bezug auf den darin enthaltenen Esprit, heute von mir ſagen, daß ich Eulen nach Athen bringe.

Aber wo befindet ſich in dieſem Augenblick der vielverehrte und viel theure Verſtorbene? Wohin adreſſire ich mein Buch? Wo iſt er? Wo weilt er, oder vielmehr wo galoppirt er, wo trottirt er? er, der romantiſche Anacharſis, der faſhionabelſte aller Sonderlinge, Diogenes zu Pferde, dem ein eleganter Groom die Laterne vorträgt, womit er einen Menſchen ſucht. — Sucht er ihn in Sandomir, oder in Sandomich, wo ihm der große Wind, der durch das Brandenburger Thor weht, die Laterne ausbläſt? Oder trabt er jetzt auf dem höckerichten Rücken eines Kameels durch die arabiſche Sandwüſte, wo der langbeinigte Hut-Hut, den die deutſchen Dragomanen den Legationsſecretair von Wiedehopf nennen, an ihm vorüberläuft, um ſeiner Gebieterin, der Königin von Saba, die Ankunft des hohen Gaſtes zu verkünden — denn die alte fabelhafte Perſon erwartet den weltberühmten Touriſten auf einer ſchönen Oaſe in Aethiopien, wo ſie mit ihm unter wehenden Fächerpalmen und plätſchernden Springbrunnen frühſtücken und kokettiren will, wie einſt auch die verſtorbene Lady Eſther Stanhope gethan, die ebenfalls viele kluge Räthſelſprüche wußte — Apropos: aus den Memoiren, welche ein Engländer nach dem Tode dieſer berühmten Sultanin der Wüſte herausgegeben, habe ich nicht ohne Verwunderung geleſen, daß die hohe Dame, als Ew. Durchlaucht ſie auf dem Libanon beſuchten, auch von mir ſprach, und der Meinung geweſen, ich ſei der Stifter einer neuen Religion. Du lieber Himmel! da ſehe ich, wie ſchlecht man in Aſien über mich unterrichtet iſt! —

Ja, wo iſt jetzt der wanderſüchtige Ueberall und Nirgends? Correſpondenten einer mongoliſchen Zeitung behaupten, er ſei auf dem Wege nach China, um die Chineſen zu ſehen, ehe es zu ſpät iſt und dieſes Volk von Porcellan in den plumpen Händen der rothhaarigten Barbaren ganz zerbricht — ach! ſeinem armen wackelköpfigen Porcellan-Kaiſer iſt ſchon vor Gram das Herz gebrochen! — Der Calcutta advertiser ſcheint der obenerwähnten mongoliſchen Zeitungsnachricht keinen Glauben zu ſchenken, und behauptet vielmehr, daß Engländer, welche jüngſt den Himalaja beſtiegen, den Fürſten Piukler Miuskau auf den Flügeln eines Greifen durch die Lüfte fliegen ſahen. Jenes Journal bemerkt, daß der erlauchte Reiſende ſich wahrſcheinlich nach dem Berge Kaf begab, um dem Vogel Simurgh, der dort hauſt, ſeinen Beſuch abzuſtatten und mit ihm über antediluvianiſche Politik zu plaudern. — Aber der alte Simurgh, der Decan der Diplomaten, der Ex-Weſir ſo vieler präadamitiſchen Sultane, die Alle weiße Röcke und rothe Hoſen getragen, reſidirt er

nicht während den Sommermonaten auf seinem Schloß Johannisberg am Rhein? Ich habe den Wein der dort wächst, immer für den besten gehalten, und für einen gar klugen Vogel hielt ich immer den Herrn des Johannisbergs; aber mein Respect hat sich noch vermehrt, seitdem ich weiß, in welchem hohen Grade er meine Gedichte liebt, und daß er einst Ew. Durchlaucht erzählte, wie er bei der Lectüre derselben zuweilen Thränen vergossen habe. Ich wollte, er läse auch einmal zur Abwechslung die Gedichte meiner Parnaßgenossen, der heutigen Gesinnungspoeten; er wird freilich bei dieser Lectüre nicht weinen, aber desto herzlicher lachen. —

Jedoch noch immer weiß ich nicht ganz bestimmt den Aufenthaltsort des Verstorbenen, des lebendigsten aller Verstorbenen, der so viel Titularlebendige überlebt hat. — Wo ist er jetzt? Im Abendland oder im Morgenland? In China oder in England? In Hosen von Nanking oder von Manchester? In Vorderasien oder in Hinterpommern? Muß ich mein Buch nach Kyritz adressiren oder nach Tombuktu, poste-restante? — Gleichviel wo er auch sei, überall verfolgen ihn die heiter treuherzigsten und wehmüthig tollsten Grüße seines ergebenen

Heinrich Heine.

Paris, den 23. August 1854.

1.

Paris, den 25. Februar 1840.

Je näher man der Perſon des Königs ſteht und mit eigenen Augen das Treiben deſſelben beobachtet, deſto leichter wird man getäuſcht über die Motive ſeiner Handlungen, über ſeine geheimen Abſichten, über ſein Wollen und Streben. In der Schule der Revolutionsmänner hat er jene moderne Schlauheit erlernt, jenen politiſchen Jeſuitismus, worin die Jakobiner manchmal die Jünger Loyola's übertrafen. Zu dieſen Errungenſchaften kommt noch ein Schatz angeerbter Verſtellungskunſt, die Tradition ſeiner Vorfahren, der franzöſiſchen Könige, jener älteſten Söhne der Kirche, die immer weit mehr als andere Fürſten durch das heilige Oel von Rheims geſchmeidig worden, immer mehr Fuchs als Löwe waren, und einen mehr oder minder prieſterlichen Charakter offenbarten. Zu der angelernten und überlieferten simulatio und dissimulatio geſellt ſich noch eine natürliche Anlage bei Ludwig Philipp, ſo daß es faſt unmöglich iſt, durch die wohlwollende dicke Hülle, durch das lächelnde Fleiſch, die geheimen Gedanken zu erſpähen. Aber gelänge es auch, bis in die Tiefe des königlichen Herzens einen Blick zu werfen, ſo ſind wir dadurch noch nicht weit gefördert, denn am Ende iſt eine Antipathie oder Sympathie in Bezug auf Perſonen nie der beſtimmende Grund der Handlungen Ludwig Philipp's, er gehorcht nur der Macht der Dinge (la force des choses), der Nothwendigkeit. Alle ſubjektive Anregung weiſt er faſt grauſam zurück, er iſt hart gegen ſich ſelbſt, und iſt er auch kein Selbſtherrſcher, ſo iſt er doch ein Beherrſcher ſeiner ſelbſt; er iſt ein ſehr objektiver König. Es hat daher wenig politiſche Bedeutung, ob er etwa den Guizot mehr liebt oder weniger als den Thiers; er wird ſich des einen oder des andern bedienen, je nachdem er den einen oder andern nöthig hat, nicht früher, nicht ſpäter. Ich kann daher wirklich nicht mit Gewißheit ſagen, wer von dieſen zwei Männern dem König am angenehmſten oder am unangenehmſten ſei. Ich glaube, ihm mißfallen ſie alle beide, und zwar aus Metierneid, weil er ebenfalls Miniſter iſt, in ihnen ſeine beſtändigen Nebenbuhler ſieht, und am Ende fürchtet, man könnte ihnen eine größere politiſche Capacität zutrauen als ihm ſelber. Man ſagt, Guizot ſage ihm mehr zu, als Thiers, weil jener eine gewiſſe Unpopularität genießt, die dem Könige gefällt. Aber der puritaniſche Zuſchnitt, der lauernde Hochmuth, der doctrinäre Belehrungston, das eckig-calviniſtiſche Weſen Guizot's kann nicht anziehend auf den König wirken. Bei Thiers ſtößt er auf die entgegengeſetzten

Eigenſchaften, auf einen ungezügelten Leichtſinn, auf eine kecke Laune, auf eine Freimüthigkeit, die mit ſeinem eigenen verſteckten, krummlinigten, eingeſchachtelten Charakter faſt beleidigend contraſtirt und ihm alſo ebenfalls wenig behagen kann. Hierzu kommt, daß der König gern ſpricht, ja ſogar ſich gern in ein unendliches Schwatzen verliert, was ſehr merkwürdig, da verſtellungsſüchtige Naturen gewöhnlich wortkarg ſind. Gar bedeutend muß ihm deßhalb ein Guizot mißfallen, der nie discurirt, ſondern immer docirt und endlich, wenn er ſeine Theſis bewieſen hat, die Gegenrede des Königs mit Strenge anhört, und wohl gar dem König Beifall nickt, als habe er einen Schulknaben vor ſich, der ſeine Lection gut herſagt. Bei Thiers gehts dem Könige noch ſchlimmer, der läßt ihn gar nicht zu Worte kommen, verloren in die Strömung ſeiner eigenen Rede. Das rieſelt unaufhörlich, wie ein Faß, deſſen Hahn ohne Zapfen, aber immer koſtbarer Wein. Kein Anderer kommt da zu Worte, und nur während er ſich raſirt, iſt man im Stande, bei Herrn Thiers ruhiges Gehör zu finden. Nur ſo lange ihm das Meſſer an der Kehle iſt, ſchweigt er und ſchenkt fremder Rede Gehör.

Es iſt keinem Zweifel unterworfen, daß der König ſich endlich entſchließt, den Begehrniſſen der Kammer nachgebend, Herrn Thiers mit der Bildung eines neuen Miniſteriums zu beauftragen und ihm als Präſidenten des Conſeils auch das Portefeuille der äußern Angelegenheiten anzuvertrauen. Das iſt leicht vorauszuſehen. Man dürfte aber mit großer Gewißheit prophezeien, daß das neue Miniſterium nicht von langer Dauer ſein wird, und daß Herr Thiers ſelber eines frühen Morgens dem Könige eine gute Gelegenheit giebt, ihn wieder zu entfernen und Herrn Guizot an ſeine Stelle zu berufen. Herr Thiers, bei ſeiner Behendigkeit und Geſchmeidigkeit, zeigt immer ein großes Talent, wenn es gilt den mât de Cocagne der Herrſchaft zu erklettern, hinauf zu rutſchen, aber er bekundet ein noch größeres Talent des Wiederheruntergleitens, und wenn wir ihn ganz ſicher auf dem Gipfel ſeiner Macht glauben, glitſcht er unverſehens wieder herab, ſo geſchickt, ſo artig, ſo lächelnd, ſo genial, daß wir dieſem neuen Kunſtſtück ſchier applaudiren möchten. Herr Guizot iſt nicht ſo geſchickt im Erklimmen des glatten Maſtes. Mit ſchwerfälliger Mühe zottelt er ſich hinauf, aber wenn er oben einmal angelangt, klammert er ſich feſt mit der gewaltigen Tatze; er wird auf der Höhe der Gewalt immer länger verweilen, als ſein gelenkiger Nebenbuhler, ja wir möchten ſagen, daß er aus Unbeholfenheit nicht mehr herunterkommen kann und ein ſtarkes Schütteln nöthig ſein wird, ihm das Herabpurzeln zu erleichtern. In dieſem Augenblick ſind vielleicht ſchon die Depeſchen unterwegs, worin Ludwig Philipp den auswärtigen Cabinetten auseinanderſetzt, wie er, durch die Gewalt der Dinge gezwungen, den ihm fatalen Thiers zum Miniſter nehmen muß, anſtatt des Guizot, der ihm viel angenehmer geweſen wäre.

Der König wird jetzt seine große Noth haben, die Antipathie, welche die fremden Mächte gegen Thiers hegen, zu beschwichtigen. Dieses Buhlen nach dem Beifall der letztern ist eine thörichte Idiosyncrasie. Er meint, daß von dem äußern Frieden auch die Ruhe seines Inlands abhänge, und er schenkt diesem nur geringe Aufmerksamkeit. Er, vor dessen Augenzwinkern alle Trajane, Titusse, Mark-Aurele und Antonine dieser Erde, den Großmogul mit eingerechnet, zittern müßten, Er demüthigt sich vor ihnen wie ein Schulbub und jammert: „schonet meiner! verzeiht mir, daß ich so zu sagen den französischen Thron bestiegen, daß das tapferste und intelligenteste Volk, ich will sagen 36 Millionen Unruhestifter und Gotteslängner mich zu ihrem König gewählt haben. — Verzeiht mir, daß ich mich verleiten ließ, aus den verruchten Händen der Rebellen die Krone und die dazu gehörigen Kronjuwelen in Empfang zu nehmen — ich war ein unerfahrenes Gemüth, ich hatte eine schlechte Erziehung genossen von Kind an, wo Frau von Genlis mich die Menschenrechte buchstabiren ließ — bei den Jakobinern, die mir den Ehrenposten eines Thürstehers anvertrauten, habe ich auch nicht viel Gutes lernen können — ich wurde durch schlechte Gesellschaft verführt, besonders durch den Marquis de Lafayette, der aus mir die beste Republik machen wollte — ich habe mich aber seitdem gebessert, ich bereue meine jugendlichen Verirrungen, und ich bitte Euch, verzeiht mir aus christlicher Barmherzigkeit — und schenket mir den Frieden!" Nein, so hat sich Ludwig Philipp nicht ausgedrückt, denn er ist stolz und edel und klug, aber das war doch immer der kurze Sinn seiner langen Reden und noch längern Briefe, deren Schriftzüge, als ich sie jüngst sah, mir höchst originell erschienen. Wie man gewisse Schriftzüge „Fliegenpfötchen" (pattes de mouche) nennt, so könnte man die Handschrift Ludwig Philipp's „Spinnenbeine" benamsen; sie ähneln nemlich den hagerdünnen und schattenartig langen Beinen der sogenannten Schneiderspinnen, und die hochgestreckten und zugleich äußerst magern Buchstaben machen einen fabelhaft drolligen Eindruck.

Selbst in der nächsten Umgebung des Königs wird seine Nachgiebigkeit gegen das Ausland getadelt; aber niemand wagt, irgend eine Rüge laut werden zu lassen. Dieser milde, gutmüthige und hausväterliche Ludwig Philipp fordert im Kreise der Seinen einen eben so blinden Gehorsam, wie ihn der wüthendste Tyrann jemals durch die größten Grausamkeiten erlangen mochte. Ehrfurcht und Liebe fesselt die Zunge seiner Familie und Freunde; das ist ein Mißgeschick, und es könnten wohl Fälle eintreten, wo dem königlichen Einzelwillen irgend ein Einspruch und sogar offener Widerspruch heilsam sein dürfte. Selbst der Kronprinz, der verständige Herzog von Orleans, beugt schweigend das Haupt vor dem Vater, obgleich er seine Fehler einsieht und traurige Conflicte, ja eine entsetzliche Katastrophe zu ahnen scheint. Er soll einst zu einem Vertrauten gesagt haben, er sehne sich nach einem Kriege, weil er lieber in den

Wogen des Rheines als in einer ſchmutzigen Goſſe von Paris ſein Leben verlieren wolle. Der edle ritterliche Held hat melancholiſche Augenblicke, und erzählt dann, wie ſeine Muhme, Madame d'Angoulême, die unguillotinirte Tochter Ludwig's des XVI., mit ihrer heiſeren Rabenſtimme ihm ein frühes Verderben prophezeit, als ſie auf ihrer letzten Flucht während den Julitagen dem heimkehrenden Prinzen in der Nähe von Paris begegnete. Sonderbar iſt es, daß der Prinz einige Stunden ſpäter in Gefahr gerieth, von den Republikanern, die ihn gefangen nahmen, füſillirt zu werden und nur wie durch ein Wunder ſolchem Schickſal entging. Der Erbprinz iſt allgemein geliebt, er hat alle Herzen gewonnen, und ſein Verluſt wäre der jetzigen Dynaſtie mehr als verderblich. Seine Popularität iſt vielleicht ihre einzige Garantie. Aber er iſt auch eine der edelſten und koſtbarſten Blüthen, die dem Boden Frankreichs, dieſem „ſchönen Menſchengarten," entſproſſen ſind.

2.

Paris, den 1. März 1840.

Thiers ſteht heute im vollen Lichte ſeines Tages. Ich ſage heute, ich verbürge mich nicht für morgen. — Daß Thiers jetzt Miniſter iſt, alleiniger, wahrhaftiger Gewaltminiſter, unterliegt keinem Zweifel, obgleich viele Perſonen, mehr aus Schelmerei denn aus Ueberzeugung, daran nicht glauben wollen, ehe ſie die Ordonnanzen unterzeichnet ſähen, ſchwarz auf weiß im Moniteur. Sie ſagen, bei der zögernden Weiſe des Fabius Cunctator des Königthums ſei alles möglich; vorigen Mai habe ſich der Handel zerſchlagen, als Thiers bereits zur Unterzeichnung die Feder in die Hand genommen. Aber diesmal, bin ich überzeugt, iſt Thiers Miniſter — „ſchwören will ich darauf, aber nicht wetten," ſagte einſt Fox bei einer ähnlichen Gelegenheit. Ich bin nun neugierig, in wie viel Zeit ſeine Popularität wieder demolirt ſein wird. Die Republikaner ſehen jetzt in ihm ein neues Bollwerk des Königthums, und ſie werden ihn gewiß nicht ſchonen. Großmuth iſt nicht ihre Art, und die republikaniſche Tugend verſchmäht nicht die Allianz mit der Lüge. Morgen ſchon werden die alten Verleumdungen aus den modrigſten Schlupfwinkeln ihre Schlangenköpfchen hervorrecken und freundlich züngeln. Die armen Collegen werden ebenfalls ſtark herhalten. „Ein Carnevalsminiſterium," rief man ſchon geſtern Abend, als der Name des Miniſters des Unterrichts genannt wurde. Das Wort hat dennoch eine gewiſſe Wahrheit. Ohne die Beſorgniß vor den drei Carnevalstagen hätte man ſich mit der Bildung des Miniſteriums vielleicht nicht ſo ſehr geeilt. Aber heute iſt ſchon Faſching-

ſonntag, in dieſem Augenblick wälzt ſich bereits der Zug des boeuf gras durch die Straßen von Paris, und morgen und übermorgen ſind die gefährlichſten Tage für die öffentliche Ruhe. Das Volk überläßt ſich dann einer wahnſinnigen, faſt verzweiflungsvollen Luſt, alle Tollheit iſt grauenhaft entzügelt, und der Freiheitsrauſch trinkt dann leicht Brüderſchaft mit der Trunkenheit des gewöhnlichen Weins. — Mummerei gegen Mummerei, und das neue Miniſterium iſt vielleicht eine Maske des Königs für den Carneval.

3.

Paris, den 9. April 1840.

Nachdem die Leidenſchaften ſich etwas abgekühlt und denkende Beſonnenheit ſich allmählich geltend macht, geſteht Jeder, daß die Ruhe Frankreichs aufs gefährlichſte bedroht war, wenn es den ſogenannten Conſervativen gelang, das jetzige Miniſterium zu ſtürzen. Die Glieder deſſelben ſind gewiß in dieſem Augenblick die geeignetſten Lenker des Staatswagens. Der König und Thiers, der eine im Innern des Wagens, der andere auf dem Bocke, ſie müſſen jetzt einig bleiben, denn trotz der verſchiedenen Situation ſind ſie denſelben Gefahren des Umſturzes ausgeſetzt. Der König und Thiers hegen durchaus keinen geheimen Hader, wie man allgemein glaubt. Perſönlich hatten ſich beide ſchon vor geraumer Zeit ausgeſöhnt. Die Differenz bleibt nur eine politiſche. Bei aller jetzigen Einigkeit, bei dem beſten Willen des Königs für die Erhaltung des Miniſteriums, kann doch in ſeinem Geiſte jene politiſche Differenz nie ganz ſchwinden; denn der König iſt ja der Repräſentant der Krone, deren Intereſſen und Rechte in beſtändigem Conflict mit den uſurpirten Gelüſten der Kammer. In der That, wir müſſen der Wahrheit gemäß das ganze Streben der Kammer mit dem Ausdruck Uſurpationsluſt bezeichnen; ſie war auch immer der angreifende Theil, ſie ſuchte bei jeder Veranlaſſung die Rechte der Krone zu ſchmälern, die Intereſſen derſelben zu untergraben, und der König übte nur eine natürliche Nothwehr. Z. B. die Charte verlieh dem König das Recht, ſeine Miniſter zu wählen, und jetzt iſt dieſes Prärogativ nur ein leerer Schein, eine ironiſche, das Königthum verhöhnende Formel, denn in der Wirklichkeit iſt es die Kammer, welche die Miniſter wählt und verabſchiedet. Auch iſt es ſehr charakteriſtiſch, daß ſeit einiger Zeit die franzöſiſche Staatsregierung nicht mehr ein conſtitutionelles, ſondern ein parlamentariſches Gouvernement genannt wird. Das Miniſterium vom 1. April erhielt gleich in der Taufe dieſen Namen, und durch die That wie durch das Wort ward eine Rechtsberaubung der Krone zu Gunſten der Kammer öffentlich proclamirt und ſanctionirt.

Thiers iſt der Repräſentant der Kammer, er iſt ihr gewählter Miniſter, und in dieſer Beziehung kann er dem König nie ganz behagen. Die allerhöchſte Mißhuld trifft alſo, wie geſagt, nicht die Perſon des Miniſters, ſondern das Princip, das ſich durch ſeine Wahl geltend gemacht hat. — Wir glauben, daß die Kammer den Sieg jenes Princips nicht weiter verfolgen wird; denn es iſt im Grunde daſſelbe Electionsprincip, als deſſen letzte Conſequenz die Republik ſich darbietet. Wohin ſie führen, dieſe gewonnenen Kammerſchlachten, merken die dynaſtiſchen Oppoſitionshelden jetzt eben ſo gut wie jene Conſervativen, die aus perſönlicher Leidenſchaft, bei Gelegenheit der Dotationsfrage, ſich die lächerlichſten Mißgriffe zu Schulden kommen ließen.

Das Verwerfen der Dotation, und gar der ſchweigende Hohn, womit man ſie verwarf, war nicht blos eine Beleidigung des Königthums, ſondern auch eine ungerechte Thorheit; — denn indem man der Krone alle wirkliche Macht allmählich abkämpfte, mußte man ſie wenigſtens entſchädigen durch äußern Glanz, und ihr moraliſches Anſehen in den Augen des Volks vielmehr erhöhen als herabwürdigen. Welche Inkonſequenz! Ihr wollt einen Monarchen haben, und knickert bei den Koſten für Hermelin und Goldprunk! Ihr ſchreckt zurück vor der Republik und inſultirt Euren König öffentlich, wie Ihr gethan bei der Abſtimmung der Dotationsfrage! Und ſie wollen wahrlich keine Republik, dieſe edlen Geldritter, dieſe Barone der Induſtrie, dieſe Auserwählten des Eigenthums, dieſe Enthuſiaſten des ruhigen Beſitzes, welche die Majorität in der franzöſiſchen Kammer bilden. Sie hegen vor der Republik ein noch weit entſetzlicheres Grauen als der König ſelbſt, ſie zittern davor noch weit mehr als Ludwig Philipp, welcher ſich in ſeiner Jugend ſchon daran gewöhnt hat.

Wird ſich das Miniſterium Thiers lange halten? Das iſt jetzt die Frage. Dieſer Mann ſpielt eine ſchauerliche Rolle. Er verfügt nicht blos über alle Streitkräfte des mächtigſten Reiches, ſondern auch über alle Heeresmacht der Revolution, über alles Feuer und allen Wahnſinn der Zeit. Reizt ihn nicht aus ſeiner weiſen Jovialität hinaus in die fataliſtiſchen Irrgänge der Leidenſchaft, legt ihm nichts in den Weg, weder goldene Aepfel noch rohe Klötze!... Die ganze Partei der Krone ſollte ſich Glück wünſchen, daß die Kammer eben den Thiers gewählt, den Staatsmann, der in den jüngſten Debatten ſeine ganze politiſche Größe offenbart hat. Ja, während die andern nur Redner ſind, oder Adminiſtratoren, oder Gelehrte, oder Diplomaten, oder Tugendhelden, ſo iſt Thiers alles dieſes zuſammen, ſogar letzteres, nur daß ſich bei ihm dieſe Fähigkeiten nicht als ſchroffe Specialitäten hervorſtellen, ſondern von ſeinem ſtaatsmänniſchen Genie überragt und abſorbirt werden. Thiers iſt Staatsmann; er iſt einer von jenen Geiſtern, denen das Talent des Regierens angeboren iſt. Die Natur ſchafft Staatsmänner wie ſie Dichter

ſchafft, zwei ſehr heterogene Arten von Geſchöpfen, die aber von gleicher Unentbehrlichkeit; denn die Menſchheit muß begeiſtert werden und regiert. Die Männer, denen die Poeſie oder die Staatskunſt angeboren iſt, werden auch von der Natur getrieben, ihr Talent geltend zu machen, und wir dürfen dieſen Trieb keineswegs mit jener kleinen Eitelkeit verwechſeln, welche die Minderbegabten anſtachelt, die Welt mit ihren elegiſchen Reimereien oder mit ihren proſaiſchen Declamationen zu langweilen.

Ich habe angedeutet, daß Thiers eben durch ſeine letzte Rede ſeine ſtaatsmänniſche Größe bekundete. Berryer hat vielleicht mit ſeinen ſonoren Phraſen auf die Ohren der großen Menge eine pomphaftere Wirkung ausgeübt; aber dieſer Orator verhält ſich zu jenem Staatsmann wie Cicero zu Demoſthenes. Wenn Cicero auf dem Forum plaidirte, dann ſagten die Zuhörer, daß Niemand ſchöner zu reden verſtehe als der Marcus Tullius; ſprach aber Demoſthenes, ſo riefen die Athener: Krieg gegen Philipp! Statt aller Lobſprüche, nachdem Thiers geredet hatte, öffneten die Deputirten ihren Seckel und gaben ihm das verlangte Geld.

Culminirend in jener Rede des Thiers war das Wort „Transaction" — ein Wort, das unſere Tagespolitiker ſehr wenig begriffen, das aber nach meiner Anſicht die tiefſinnigſte Bedeutung enthält. War denn von jeher die Aufgabe der großen Staatsmänner etwas Anderes als eine Transaction, eine Vermittlung zwiſchen Principien und Parteien? Wenn man regieren ſoll, und ſich zwiſchen zwei Factionen, die ſich befehden, befindet, ſo muß man eine Transaction verſuchen. Wie könnte die Welt fortſchreiten, wie könnte ſie nur ruhig ſtehen bleiben, wenn nicht nach wilden Umwälzungen die gebietenden Männer kämen, die unter den ermüdeten und leidenden Kämpfern den Gottesfrieden wieder herſtellten, im Reiche des Gedankens wie im Reiche der Erſcheinung? Ja, auch im Reiche des Gedankens ſind Transactionen nothwendig. Was war es anders als Transaction zwiſchen der römiſch-katholiſchen Ueberlieferung und der menſchlich-göttlichen Vernunft, was vor drei Jahrhunderten in Deutſchland als Reformation und proteſtantiſche Kirche ins Leben trat? Was war es anders als Transaction, was Napoleon in Frankreich verſuchte, als er die Menſchen und die Intereſſen des alten Regimes mit den neuen Menſchen und neuen Intereſſen der Revolution zu verſöhnen ſuchte? Er gab dieſer Transaction den Namen „Fuſion" — ebenfalls ein ſehr bedeutungsvolles Wort, welches ein ganzes Syſtem offenbart. — Zwei Jahrtauſende vor Napoleon hatte ein anderer großer Staatsmann, Alexander von Macedonien, ein ähnliches Fuſionsſyſtem erſonnen, als er den Occident mit dem Orient vermitteln wollte, durch Wechſelheirathen zwiſchen Siegern und Beſiegten, Sittentauſch, Gedankenverſchmelzung. — Nein, zu ſolcher Höhe des Fuſionsſyſtems konnte ſich Napoleon nicht erheben, nur die Perſonen

und die Intereſſen wußte er zu vermitteln, nicht die Ideen, und das war ſein großer Fehler und auch der Grund ſeines Sturzes. Wird Herr Thiers denſelben Mißgriff begehen? Wir fürchten es faſt. Herr Thiers kann ſprechen vom Morgen bis Mitternacht, unermüdet, immer neue glänzende Gedanken, immer neue Geiſtesblitze hervorſprühend, den Zuhörer ergötzend, belehrend, blendend, man möchte ſagen, ein geſprochenes Feuerwerk. Und dennoch begreift er mehr die materiellen als die idealen Bedürfniſſe der Menſchheit: er kennt den letzten Ring nicht, womit die irdiſchen Erſcheinungen an den Himmel gekettet ſind: er hat keinen Sinn für große ſociale Inſtitutionen.

4.

Paris, den 30. April 1840.

„Erzähle mir, was du heute geſäet haſt, und ich will dir vorausſagen, was du morgen ernten wirſt!" An dieſes Sprichwort des kernichten Sancho dachte ich dieſer Tage, als ich im Faubourg Saint-Marceau einige Ateliers beſuchte und dort entdeckte, welche Lectüre unter den Ouvriers, dem kräftigſten Theile der untern Claſſe, verbreitet wird. Dort fand ich nämlich mehre neue Ausgaben von den Reden des alten Robespierre, auch von Marat's Pamphleten, in Lieferungen zu zwei Sous, die Revolutionsgeſchichte des Cabet, Cormenin's giftige Libelle, Baboeuf's Lehre und Verſchwörung von Buonarotti, Schriften, die wie nach Blut rochen; — und Lieder hörte ich ſingen, die in der Hölle gedichtet zu ſein ſchienen, und deren Refrains von der wildeſten Aufregung zeugten. Nein, von den dämoniſchen Tönen, die in jenen Liedern walten, kann man ſich in unſerer zarten Sphäre gar keinen Begriff machen; man muß dergleichen mit eigenen Ohren angehört haben, z. B. in jenen ungeheuern Werkſtätten, wo Metalle verarbeitet werden, und die halbnackten trotzigen Geſtalten während des Singens mit dem großen eiſernen Hammer den Tact ſchlagen auf dem dröhnenden Amboß. Solches Accompagnement iſt vom größten Effect, ſo wie auch die Beleuchtung, wenn die zornigen Funken aus der Eſſe hervorſprühen. Nichts als Leidenſchaft und Flamme!

Eine Frucht dieſer Saat, droht aus Frankreichs Boden früh oder ſpät die Republik hervorzubrechen. Wir müſſen, in der That, ſolcher Befürchtung Raum geben; aber wir ſind zugleich überzeugt, daß jenes republikaniſche Regiment nimmermehr von langer Dauer ſein kann in der Heimath der Coquetterie und der Eitelkeit. Und geſetzt auch, der Nationalcharakter der Franzoſen wäre mit dem Republikanismus ganz vereinbar, ſo könnte doch die Republik, wie unſere Radicalen ſie träumen, ſich nicht lange halten. In dem Lebensprincip einer ſolchen Republik liegt ſchon der Keim ihres frühen Todes;

in ihrer Blüthe muß ſie ſterben. Gleichviel von welcher Verfaſſung ein Staat ſei, er erhält ſich nicht blos und allein durch den Gemeinſinn und den Patriotismus der Volksmaſſe, wie man gewöhnlich glaubt, ſondern er erhält ſich durch die Geiſtesmacht der großen Individualitäten, die ihn lenken. Nun aber wiſſen wir, daß in einer Republik der angedeuteten Art ein eiferſüchtiger Gleichheitsſinn herrſcht, der alle ausgezeichneten Individualitäten immer zurückſtößt, ja unmöglich macht, und daß alſo in Zeiten der Noth nur Gevatter Gerber und Wurſthändler ſich an die Spitze des Gemeinweſens ſtellen werden. Durch dieſes Grundübel ihrer Natur müſſen jene Republiken nothwendigerweiſe zu Grunde gehen, ſobald ſie mit energiſchen und von großen Individualitäten vertretenen Oligarchien und Autokratien in einen entſcheidenden Kampf gerathen. Daß dieſes aber ſtattfinden muß, ſobald in Frankreich die Republik proklamirt würde, unterliegt keinem Zweifel.

Während die Friedenszeit, die wir jetzt genießen, ſehr günſtig iſt für die Verbreitung der republikaniſchen Lehren, löſt ſie unter den Republikanern ſelbſt alle Bande der Einigkeit; der argwöhniſche Geiſt dieſer Leute muß durch die That beſchäftigt werden, ſonſt geräth er in ſpitzfindige Discuſſionen und Zwiſtreden, die in bittere Feindſchaften ausarten. Sie haben wenig Liebe für ihre Freunde und ſehr viel Haß für diejenigen, die durch Gewalt des fortſchreitenden Nachdenkens ſich einer entgegengeſetzten Anſicht zuneigen. Mit einer Beſchuldigung des Ehrgeizes, wo nicht gar der Beſtechlichkeit ſind ſie alsdann ſehr freigebig. In ihrer Beſchränktheit pflegen ſie nie zu begreifen, daß ihre früheren Bundesgenoſſen manchmal durch Meinungsverſchiedenheit gezwungen werden, ſich von ihnen zu entfernen. Unfähig, die rationellen Gründe ſolcher Entfernung zu ahnen, ſchreien ſie gleich über pecuniäre Motive. Dieſes Geſchrei iſt charakteriſtiſch. Die Republikaner haben ſich nun einmal mit dem Gelde aufs feindlichſte überworfen, Alles was ihnen Schlimmes begegnet, wird dem Einfluß des Geldes zugeſchrieben; und in der That, das Geld dient ihren Gegnern als Barricade, als Schutz und Wehr, ja das Geld iſt vielleicht ihr eigentlicher Gegner, der heutige Pitt, der heutige Coburg, und ſie ſchimpfen darauf in altſansculottiſcher Weiſe. Im Grunde leitet ſie ein richtiger Inſtinct. Von jener neuen Doctrin, die alle ſocialen Fragen von einem höheren Geſichtspunkt betrachtet, und von dem banalen Republikanismus ſich eben ſo glänzend unterſcheidet, wie ein kaiſerliches Purpurgewand von einem grauen Gleichheitskittel, davon haben unſere Republikaner wenig zu fürchten; denn wie ſie ſelber iſt auch die große Menge noch entfernt von jeder Doctrin. Die große Menge, der hohe und niedere Plebs, der edle Bürgerſtand, der bürgerliche Adel, ſämmtliche Honoratioren der lieben Mittelmäßigkeit, begreifen ganz gut den Republikanismus — eine Lehre, wozu nicht viel Vorkenntniſſe gehören, die zugleich allen ihren Kleingefühlen

und Verſtachungsgedanken zuſagt, und die ſie auch öffentlich bekennen würden, geriethen ſie nicht dadurch in einen Conflict — mit dem Gelde. Jeder Thaler iſt ein tapferer Bekämpfer des Republikanismus, und jeder Ducaten ein Achilles. Ein Republikaner haßt daher das Geld mit großem Recht, und wird er dieſes Feindes habhaft, ach! ſo iſt der Sieg noch ſchlimmer als eine Niederlage: der Republikaner, der ſich des Geldes bemächtigte, hat aufgehört, ein Republikaner zu ſein!

Wie die Sympathie, die der Republikanismus erregt, dennoch durch die Geldintereſſen beſtändig niedergehalten wird, bemerkte ich dieſer Tage im Geſpräche mit einem ſehr aufgeklärten Banquier, der im größten Eifer zu mir ſagte: „Wer beſtreitet denn die Vorzüge der republikaniſchen Verfaſſung? Ich ſelber bin manchmal ganz Republikaner. Sehen Sie, ſtecke ich die Hand in die rechte Hoſentaſche, worin mein Geld iſt, ſo macht die Berührung mit dem kalten Metall mich zittern, ich fürchte für mein Eigenthum, und ich fühle mich monarchiſch geſinnt; ſtecke ich hingegen die Hand in die linke Hoſentaſche, welche leer iſt, dann ſchwindet gleich alle Furcht, und ich pfeife luſtig die Marſeillaiſe und ich ſtimme für die Republik!“

Wie die Republikaner ſind auch die Legitimiſten beſchäftigt, die jetzige Friedenszeit zur Ausſaat zu benutzen, und beſonders in den ſtillen Boden der Provinz ſtreuen ſie den Samen, woraus ihr Heil erblühen ſoll. Das Meiſte erwarten ſie von der Propaganda, die, durch Erziehungsanſtalten und Bearbeitung des Landvolks, die Autorität der Kirche wieder herzuſtellen trachtet. Mit dem Glauben der Väter ſollen auch die Rechte der Väter wieder zu Anſehen kommen. Man ſieht daher Frauen von der adeligſten Geburt, die, gleichſam als Ladies patronesses der Religion, ihre devoten Geſinnungen zur Schau tragen, überall Seelen für den Himmel anwerben, und durch ihr elegantes Beiſpiel die ganze vornehme Welt in die Kirchen locken. Auch waren die Kirchen nie voller als letzte Oſtern. Beſonders nach Saint-Roch und Notre-Dame-de-Lorette drängte ſich die geputzte Andacht; hier glänzten die ſchwärmeriſch ſchönſten Toiletten, hier reichte der fromme Dandy das Weihwaſſer mit weißen Glacéhandſchuhen, hier beteten die Grazien. Wird dies lange währen? Wird dieſe Religioſität, wenn ſie die Vogue der Mode gewinnt, nicht auch dem ſchnellen Wechſel der Mode unterworfen ſein? Iſt dieſe Röthe ein Zeichen der Geſundheit? ... Der liebe Gott hat heute viel Beſuche, ſagte ich vorigen Sonntag zu einem Freunde, als ich den Zudrang nach den Kirchen bemerkte. Es ſind Abſchiedsviſiten — erwiederte der Ungläubige.

Die Drachenzähne, welche von Republikanern und Legitimiſten geſäet werden, kennen wir jetzt, und es wird uns nicht überraſchen, wenn ſie einſt als geharniſchte Kämpen aus dem Boden hervorſtürmen und ſich unter einander würgen, oder auch mit einander fraterniſiren. Ja, letzteres iſt möglich,

giebt es doch hier einen entſetzlichen Prieſter, der, durch ſeine blutdürſtigen Glaubensworte, die Männer des Scheiterhaufens mit den Männern der Guillotine zu verbinden hofft.

Unterdeſſen ſind alle Augen auf das Schauſpiel gerichtet, das auf Frankreichs Oberfläche, durch mehr oder minder oberflächliche Acteure, tragirt wird. Ich ſpreche von der Kammer und dem Miniſterium. Die Stimmung der erſteren, ſo wie die Erhaltung des letzteren, iſt gewiß von der größten Wichtigkeit, denn der Hader in der Kammer könnte eine Kataſtrophe beſchleunigen, die bald näher, bald ferner zu treten ſcheint. Einem ſolchen Ausbruch ſo lange als möglich vorzubeugen, iſt die Aufgabe unſerer jetzigen Staatslenker. Daß ſie nichts anders wollen, nichts anders hoffen, daß ſie die endliche „Götterdämmerung" vorausſehen, verräth ſich in allen ihren Handlungen, in allen ihren Worten. Mit faſt naiver Ehrlichkeit geſtand Thiers in einer ſeiner letzten Reden, wie wenig er der nächſten Zukunft traue und wie man von Tag zu Tag ſich hinfriſten müſſe; er hat ein feines Ohr, und hört ſchon das Geheul des Wolfes Fenris, der das Reich der Hela verkündigt. Wird ihn die Verzweiflung über das Unabwendbare nicht mal plötzlich zu einer allzu heftigen Handlung hinreißen?

5.

Paris, den 30. April 1840.

Geſtern Abend, nach langem Erwarten von Tag zu Tag, nach einem faſt zweimonatlichen Hinzögern, wodurch die Neugier, aber auch die Geduld des Publicums überreizt wurde — endlich geſtern Abend ward „Coſima," das Drama von George Sand, im Théâtre français aufgeführt. Man hat keinen Begriff davon, wie ſeit einigen Wochen alle Notabilitäten der Hauptſtadt, alles was hier hervorragt durch Rang, Geburt, Talent, Laſter, Reichthum, kurz durch Auszeichnung jeder Art, ſich Mühe gab, dieſer Vorſtellung beiwohnen zu können. Der Ruhm des Autors iſt ſo groß, daß die Schauluſt aufs Höchſte geſpannt war; aber nicht blos die Schauluſt, ſondern noch ganz andere Intereſſen und Leidenſchaften kamen ins Spiel. Man kannte im Voraus die Kabalen, die Intriguen, die Böswilligkeiten, die ſich gegen das Stück verſchworen und mit dem niedrigſten Metierneid gemeinſchaftliche Sache machten. Der kühne Autor, der durch ſeine Romane bei der Ariſtokratie und bei dem Bürgerſtand gleich großes Mißfallen erregte, ſollte für ſeine „irreligiöſen und immoraliſchen Grundſätze" bei Gelegenheit eines dramatiſchen Debüts öffentlich büßen; denn, wie ich Ihnen dieſer Tage ſchrieb, die franzöſiſche Nobleſſe betrachtet die Religion als eine Abwehr gegen die herandrohenden Schreckniſſe des Republikanismus und protegirt ſie, um ihr Anſehen zu beför-

dern und ihre Köpfe zu ſchützen, während die Bourgeoiſie durch die antimatrimonialen Doctrinen eines George Sand ebenfalls ihre Köpfe bedroht ſieht, nämlich bedroht durch einen gewiſſen Hornſchmuck, den ein verheiratheter Bürgergardiſt eben ſo gern entbehrt, wie er gern mit dem Kreuze der Ehrenlegion geziert zu werden wünſcht.

Der Autor hatte ſehr gut ſeine mißliche Stellung begriffen, und in ſeinem Stück alles vermieden, was die adeligen Ritter der Religion und die bürgerlichen Schildknappen der Moral, die Legitimiſten der Politik und der Ehe, in Harniſch bringen konnte; und der Vorfechter der ſocialen Revolution, der in ſeinen Schriften das Wildeſte wagte, hatte ſich auf der Bühne die zahmſten Schranken geſetzt, und ſein nächſter Zweck war, nicht auf dem Theater ſeine Prinzipien zu proclamiren, ſondern vom Theater Beſitz zu nehmen. Daß ihm dieß gelingen könne, erregte aber eine große Furcht unter gewiſſen kleinen Leuten, denen die angedeuteten religiöſen, politiſchen und moraliſchen Differenzen ganz fremd ſind, und die nur den gemeinſten Handwerks-Intereſſen huldigen. Das ſind die ſogenannten Bühnendichter, die in Frankreich eben ſo wie bei uns in Deuſchland eine ganz abgeſonderte Claſſe bilden, und wie mit der eigentlichen Literatur ſelbſt, ſo auch mit den ausgezeichneten Schriftſtellern, deren die Nation ſich rühmt, nichts gemein haben. Letztere, mit wenigen Ausnahmen, ſtehen dem Theater ganz fern, nur daß bei uns die großen Schriftſteller mit vornehmer Geringſchätzung ſich eigenwillig von der Bretterwelt abwenden, während ſie in Frankreich ſich herzlich gern darauf produciren möchten, aber durch die Machinationen der erwähnten Bühnendichter von dieſem Terrain zurückgetrieben werden. Und im Grunde kann man es den kleinen Leuten nicht verdenken, daß ſie ſich gegen die Invaſion der Großen ſo viel als möglich wehren. Was wollt ihr bei uns, rufen ſie, bleibt in eurer Literatur und drängt euch nicht zu unſern Suppentöpfen! Für euch der Ruhm, für uns das Geld! Für euch die langen Artikel der Bewunderung, die Anerkenntniß der Geiſter, die höhere Kritik, die uns arme Schelme ganz ignorirt! Für euch der Lorbeer, für uns der Braten! Für euch der Rauſch der Poeſie, für uns der Schaum des Champagners, den wir vergnüglich ſchlürfen in Geſellſchaft des Chefs der Claqueure und der anſtändigſten Damen. Wir eſſen, trinken, werden applaudirt, ausgepfiffen und vergeſſen, während ihr in den Revüen „beider Welten“ gefeiert werdet nad der erhabenſten Unſterblichkeit entgegenhungert!

In der That, das Theater gewährt jenen Bühnendichtern den glänzendſten Wohlſtand; die meiſten von ihnen werden reich, leben in Hülle und Fülle, ſtatt daß die größten Schriftſteller Frankreichs, ruinirt durch den belgiſchen Nachdruck und den bankerotten Zuſtand des Buchhandels, in troſtloſer Armuth dahindarben. Was iſt natürlicher, als daß ſie manchmal nach den goldenen

Früchten ſchmachten, die hinter den Lampen der Bretterwelt reifen, und die Hand darnach ausſtrecken, wie jüngſt Balzac that, dem ſolches Gelüſt ſo ſchlecht bekam! Herrſcht ſchon in Deutſchland ein geheimes Schutz- und Trutzbündniß zwiſchen den Mittelmäßigkeiten, die das Theater ausbeuten, ſo iſt das in weit ſchnöderer Weiſe der Fall zu Paris, wo all dieſe Miſere centraliſirt iſt. Und dabei ſind hier die kleinen Leute ſo activ, ſo geſchickt, ſo unermüdlich in ihrem Kampf gegen die Großen und ganz beſonders in ihrem Kampf gegen das Genie, das immer iſolirt ſteht, auch etwas ungeſchickt iſt und, im Vertrauen geſagt, auch gar zu träumeriſch träge iſt.

Welche Aufnahme fand nun das Drama von George Sand, des größten Schriftſtellers, den das neue Frankreich hervorgebracht, des unheimlich einſamen Genius, der auch bei uns in Deutſchland gewürdigt worden? War die Aufnahme eine entſchieden ſchlechte oder eine zweifelhaft gute? Ehrlich geſtanden, ich kann dieſe Frage nicht beantworten. Die Achtung vor dem großen Namen lähmte vielleicht manches böſe Vorhaben. Ich erwartete das Schlimmſte. Alle Antagoniſten des Autors hatten ſich ein Rendezvous gegeben in dem ungeheuren Saale des Théâtre français, der über zweitauſend Perſonen faßt. Etwa einhundert vierzig Billete hatte die Adminiſtration zur Verfügung des Autors geſtellt, um ſie an die Freunde zu vertheilen; ich glaube aber, verzettelt durch weibliche Laune, ſind davon nur wenige in die rechten, applaudirenden Hände gerathen. Von einer organiſirten Claque war gar nicht die Rede; der gewöhnliche Chef derſelben hat ſeine Dienſte angeboten, fand aber kein Gehör bei dem ſtolzen Verfaſſer der Lelia. Die ſogenannten Römer, die in der Mitte des Parterres unter dem großen Leuchter ſo tapfer zu applaudiren pflegen, wenn ein Stück von Scribe oder Ancelot aufgeführt wird, waren geſtern im Théâtre français nicht ſichtbar.

Ueber die Darſtellung des beſtrittenen Dramas kann ich leider nur das Schlimmſte berichten. Außer der berühmten Dorval, die geſtern nicht ſchlechter, aber auch nicht beſſer als gewöhnlich ſpielte, trugen alle Acteure ihre monotone Mittelmäßigkeit zur Schau. Der Haupthelb des Stücks, ein Monſieur Beauvallet, ſpielte, um bibliſch zu reden, „wie ein Schwein mit einem goldenen Naſenring.“ George Sand ſcheint vorausgeſehn zu haben, wie wenig ſein Drama, trotz aller Zugeſtändniſſe, die er den Capricen der Schauſpieler machte, von den mimiſchen Leiſtungen derſelben zu erwarten hatte, und im Geſpräch mit einem deutſchen Freunde ſagte er ſcherzhaft: „Sehen Sie, die Franzoſen ſind alle geborne Komödianten, und jeder ſpielt in der Welt mehr oder minder brillant ſeine Rolle; diejenigen aber unter meinen Landsleuten, die am wenigſten Talent für die edle Schauſpielkunſt beſitzen, widmen ſich dem Theater und werden Acteure.“

Ich habe ſelbſt früher bemerkt, daß das öffentliche Leben in Frankreich, das

Er beſchreibt ſie, wie ein Naturforſcher irgend eine Thierart oder ein Pathologe eine Krankheit beſchreibt, ohne moraliſirenden Zweck, ohne Vorliebe noch Abſcheu. Es iſt ihm gewiß nie eingefallen, ſolche Phänomena zu verſchönern oder gar zu rehabilitiren, was die Kunſt eben ſo ſehr verböte als die Sittlichkeit.

Spätere Notiz.

Berichterſtattungen über die erſte Vorſtellung eines Dramas, wo ſchon der gefeierte Name des Autors die Neugier reizt, müſſen mit großer Eilfertigkeit abgefaßt und abgeſchickt werden, damit nicht böswillige Mißurtheile oder verunglimpfender Klatſch einen bedenklichen Vorſprung gewinnen. In den vorſtehenden Blättern fehlt daher jede nähere Beſprechung des Dichters oder vielmehr der Dichterin, die hier ihren erſten Bühnenverſuch wagte; ein Verſuch, der gänzlich mißglückte, ſo daß die Stirn, die an Lorbeerkränze gewöhnt, diesmal mit ſehr fatalen Dornen gekrönt worden. Für die angedeutete Entbehrniß in obigem Berichte bieten wir heute einen nothdürftigen Erſatz, indem wir aus einer vor etlichen Jahren geſchriebenen Monographie etwelche Bemerkungen über die Perſon oder vielmehr die perſönliche Erſcheinung George Sands hier mittheilen. Sie lauten wie folgt:

„Wie männiglich bekannt, iſt George Sand ein Pſeudonym, der nom de guerre einer ſchönen Amazone. Bei der Wahl dieſes Namens leitete ſie keineswegs die Erinnerung an den unglückſeligen Sand, den Meuchelmörder Kotzebue's, des einzigen Luſtſpieldichters der Deutſchen. Unſere Heldin wählte jenen Namen, weil er die erſte Silbe von Sandeau; ſo hieß nämlich ihr Liebhaber, der ein achtungswerther Schriftſteller, aber dennoch mit ſeinem ganzen Namen nicht ſo berühmt werden konnte, wie ſeine Geliebte mit der Hälfte deſſelben, die ſie lachend mitnahm, als ſie ihn verließ. Der wirkliche Name von George Sand iſt Aurora Dudevant, wie ihr legitimer Gatte geheißen, der kein Mythos iſt, wie man glauben ſollte, ſondern ein leiblicher Edelmann aus der Provinz Berry, und den ich ſelbſt einmal das Vergnügen hatte, mit eigenen Augen zu ſehen. Ich ſah ihn ſogar bei ſeiner, damals ſchon de facto geſchiedenen Gattin, in ihrer kleinen Wohnung auf dem quai Voltaire, und daß ich ihn eben dort ſah, war an und für ſich eine Merkwürdigkeit, ob welcher, wie Chamiſſo ſagen würde, ich ſelbſt mich für Geld ſehen laſſen könnte. Er trug ein nichtsſagendes Philiſtergeſicht und ſchien weder böſe noch roh zu ſein, doch begriff ich ſehr leicht, daß dieſe feuchtkühle Tagtäglichkeit, dieſer porzellanhafte Blick, dieſe monotonen, chineſiſchen Pagodenbewegungen für ein banales Weibzimmer ſehr amüſant ſein konnten, jedoch

einem tieferen Frauengemüthe auf die Länge ſehr unheimlich werden und daſſelbe endlich mit Schauder und Entſetzen, bis zum Davonlaufen, erfüllen mußten.

Der Familienname der Sand iſt Dupin. Sie iſt die Tochter eines Mannes von geringem Stande, deſſen Mutter die berühmte, aber jetzt vergeſſene Tänzerin Dupin geweſen. Dieſe Dupin ſoll eine natürliche Tochter des Marſchalls Moritz von Sachſen geweſen ſein, welcher ſelber zu den vielen hundert Hurenkindern gehörte, die der Kurfürſt Auguſt der Starke hinterließ. Die Mutter des Moritz von Sachſen war Aurora von Königsmark, und Aurora Dudevant, welche nach ihrer Ahnin genannt wurde, gab ihrem Sohne ebenfalls den Namen Moritz. Dieſer und ihre Tochter, Solange geheißen und an den Bildhauer Cleſinger vermählt, ſind die zwei einzigen Kinder von George Sand. Sie war immer eine vortreffliche Mutter, und ich habe oft ſtundenlang dem franzöſiſchen Sprachunterricht beigewohnt, den ſie ihren Kindern ertheilte, und es iſt ſchade, daß die ſämmtliche Académie française dieſen Lektionen nicht beiwohnte, da ſie gewiß davon viel profitiren konnte.

George Sand, die größte Schriftſtellerin, iſt zugleich eine ſchöne Frau. Sie iſt ſogar eine ausgezeichnete Schönheit. Wie der Genius, der ſich in ihren Werken ausſpricht, iſt ihr Geſicht eher ſchön als intereſſant zu nennen; das Intereſſanteſte iſt immer eine graziöſe oder geiſtreiche Abweichung vom Typus des Schönen, und die Züge von George Sand tragen eben das Gepräge einer griechiſchen Regelmäßigkeit. Der Schnitt derſelben iſt jedoch nicht ſchroff und wird gemildert durch die Sentimentalität, die darüber wie ein ſchmerzlicher Schleier ausgegoſſen. Die Stirn iſt nicht hoch, und geſcheitelt fällt bis zur Schulter das köſtliche kaſtanienbraune Lockenhaar. Ihre Augen ſind etwas matt, wenigſtens ſind ſie nicht glänzend, und ihr Feuer mag wohl durch viele Thränen erloſchen oder in ihre Werke übergegangen ſein, die ihre Flammenbrände über die ganze Welt verbreitet, manchen troſtloſen Kerker erleuchtet, vielleicht aber auch manchen ſtillen Unſchuldstempel verderblich entzündet haben. Der Autor von Lelia hat ſtille ſanfte Augen, die weder an Sodom noch an Gomorrha erinnern. Sie hat weder eine emancipirte Adlernaſe, noch ein witziges Stumpfnäschen; es iſt eben eine ordinaire gerade Naſe. Ihren Mund umſpielt gewöhnlich ein gutmüthiges Lächeln, es iſt aber nicht ſehr anziehend; die etwas hängende Unterlippe verräth ermüdete Sinnlichkeit. Das Kinn iſt vollfleiſchig, aber doch ſchön gemeſſen. Auch ihre Schultern ſind ſchön, ja prächtig. Ebenfalls die Arme und Hände, die ſehr klein, wie ihre Füße. Die Reize des Buſens mögen andere Zeitgenoſſen beſchreiben; ich geſtehe meine Incompetenz. Ihr übriger Körperbau ſcheint etwas zu dick, wenigſtens zu kurz zu ſein. Nur der Kopf trägt den Stempel der Idealität, erinnert an die edelſten Ueberbleibſel der griechiſchen Kunſt, und

in dieſer Beziehung konnte immerhin einer unſerer Freunde die ſchöne Frau mit der Marmorſtatue der Venus von Milo vergleichen, die in den untern Sälen des Louvres aufgeſtellt. Ja, George Sand iſt ſchön wie die Venus von Milo; ſie übertrifft dieſe ſogar durch manche Eigenſchaften: ſie iſt z. B. ſehr viel jünger. Die Phyſiognomen welche behaupten, daß die Stimme des Menſchen ſeinen Charakter am untrüglichſten ausſpreche, würden ſehr verlegen ſein, wenn ſie die außerordentliche Innigkeit einer George Sand aus ihrer Stimme herauslauſchen ſollten. Letztere iſt matt und welk, ohne Metall, jedoch ſanft und angenehm. Die Natürlichkeit ihres Sprechens verleiht ihr einigen Reiz. Von Geſangsbegabniß iſt bei ihr keine Spur; George Sand ſingt höchſtens mit der Bravour einer ſchönen Griſette, die noch nicht gefrühſtückt hat oder ſonſt nicht eben bei Stimme iſt. Das Organ von George Sand iſt eben ſo wenig glänzend wie das was ſie ſagt. Sie hat durchaus nichts von dem ſprudelnden Esprit ihrer Landsmänninnen, aber auch nichts von ihrer Geſchwätzigkeit. Dieſer Schweigſamkeit liegt aber weder Beſcheidenheit noch ſympathetiſches Verſenken in die Rede eines Andern zum Grunde. Sie iſt einſilbig vielmehr aus Hochmuth, weil ſie dich nicht werth hält, ihren Geiſt an dir zu vergeuden, oder gar aus Selbſtſucht, weil ſie das Beſte deiner Rede in ſich aufzunehmen trachtet, um es ſpäter in ihren Büchern zu verarbeiten. Daß George Sand aus Geiz im Geſpräche nichts zu geben und immer etwas zu nehmen verſteht, iſt ein Zug, worauf mich Alfred de Muſſet einſt aufmerkſam machte. Sie hat dadurch einen großen Vortheil vor uns Andern, ſagte Muſſet, der in ſeiner Stellung als langjähriger Cavaliere ſervente jener Dame die beſte Gelegenheit hatte, ſie gründlich kennen zu lernen.

Nie ſagt George Sand etwas Witziges, wie ſie überhaupt eine der unwitzigſten Franzöſinnen iſt, die ich kenne. Mit einem liebenswürdigen, oft ſonderbaren Lächeln hört ſie zu, wenn Andere reden, und die fremden Gedanken, die ſie in ſich aufgenommen und verarbeitet hat, gehen aus dem Alambik ihres Geiſtes weit koſtbarer hervor. Sie iſt eine ſehr feine Horcherin. Sie hört auch gern auf den Rath ihrer Freunde. Bei ihrer unkanoniſchen Geiſtesrichtung hat ſie, wie begreiflich, keinen Beichtvater, doch da die Weiber, ſelbſt die emancipationsſüchtigſten, immer eines männlichen Lenkers, einer männlichen Autorität bedürfen, ſo hat George Sand gleichſam einen literariſchen directeur de conscience, den philoſophiſchen Kapuziner Pierre Leroux. Dieſer wirkt leider ſehr verderblich auf ihr Talent, denn er verleitet ſie, ſich in unklare Faſeleien und halbausgebrütete Ideen einzulaſſen, ſtatt ſich der heitern Luſt farbenreicher und beſtimmter Geſtaltungen hinzugeben, die Kunſt der Kunſt wegen übend. Mit weit weltlicheren Functionen hatte George Sand unſern vielgeliebten Frederic Chopin betraut. Dieſer große Muſiker und

einem tieferen Frauengemüthe auf die Länge ſehr unheimlich werden und daſſelbe endlich mit Schauder und Entſetzen, bis zum Davonlaufen, erfüllen mußten.

Der Familienname der Sand iſt Dupin. Sie iſt die Tochter eines Mannes von geringem Stande, deſſen Mutter die berühmte, aber jetzt vergeſſene Tänzerin Dupin geweſen. Dieſe Dupin ſoll eine natürliche Tochter des Marſchalls Moritz von Sachſen geweſen ſein, welcher ſelber zu den vielen hundert Hurenkindern gehörte, die der Kurfürſt Auguſt der Starke hinterließ. Die Mutter des Moritz von Sachſen war Aurora von Königsmark, und Aurora Dudevant, welche nach ihrer Ahnin genannt wurde, gab ihrem Sohne ebenfalls den Namen Moritz. Dieſer und ihre Tochter, Solange geheißen und an den Bildhauer Cleſinger vermählt, ſind die zwei einzigen Kinder von George Sand. Sie war immer eine vortreffliche Mutter, und ich habe oft ſtundenlang dem franzöſiſchen Sprachunterricht beigewohnt, den ſie ihren Kindern ertheilte, und es iſt ſchade, daß die ſämmtliche Académie française dieſen Lektionen nicht beiwohnte, da ſie gewiß davon viel profitiren konnte.

George Sand, die größte Schriftſtellerin, iſt zugleich eine ſchöne Frau. Sie iſt ſogar eine ausgezeichnete Schönheit. Wie der Genius, der ſich in ihren Werken ausſpricht, iſt ihr Geſicht eher ſchön als intereſſant zu nennen; das Intereſſanteſte iſt immer eine graziöſe oder geiſtreiche Abweichung vom Typus des Schönen, und die Züge von George Sand tragen eben das Gepräge einer griechiſchen Regelmäßigkeit. Der Schnitt derſelben iſt jedoch nicht ſchroff und wird gemildert durch die Sentimentalität, die darüber wie ein ſchmerzlicher Schleier ausgegoſſen. Die Stirn iſt nicht hoch, und geſcheitelt fällt bis zur Schulter das köſtliche kaſtanienbraune Lockenhaar. Ihre Augen ſind etwas matt, wenigſtens ſind ſie nicht glänzend, und ihr Feuer mag wohl durch viele Thränen erloſchen oder in ihre Werke übergegangen ſein, die ihre Flammenbrände über die ganze Welt verbreitet, manchen troſtloſen Kerker erleuchtet, vielleicht aber auch manchen ſtillen Unſchuldstempel verderblich entzündet haben. Der Autor von Lelia hat ſtille ſanfte Augen, die weder an Sodom noch an Gomorrha erinnern. Sie hat weder eine emancipirte Adlernaſe, noch ein witziges Stumpfnäschen; es iſt eben eine ordinaire gerade Naſe. Ihren Mund umſpielt gewöhnlich ein gutmüthiges Lächeln, es iſt aber nicht ſehr anziehend; die etwas hängende Unterlippe verräth ermüdete Sinnlichkeit. Das Kinn iſt vollfleiſchig, aber doch ſchön gemeſſen. Auch ihre Schultern ſind ſchön, ja prächtig. Ebenfalls die Arme und Hände, die ſehr klein, wie ihre Füße. Die Reize des Buſens mögen andere Zeitgenoſſen beſchreiben; ich geſtehe meine Incompetenz. Ihr übriger Körperbau ſcheint etwas zu dick, wenigſtens zu kurz zu ſein. Nur der Kopf trägt den Stempel der Idealität, erinnert an die edelſten Ueberbleibſel der griechiſchen Kunſt, und

in dieſer Beziehung konnte immerhin einer unſerer Freunde die ſchöne Frau mit der Marmorſtatue der Venus von Milo vergleichen, die in den untern Sälen des Louvres aufgeſtellt. Ja, George Sand iſt ſchön wie die Venus von Milo; ſie übertrifft dieſe ſogar durch manche Eigenſchaften: ſie iſt z. B. ſehr viel jünger. Die Phyſiognomen welche behaupten, daß die Stimme des Menſchen ſeinen Charakter am untrüglichſten ausſpreche, würden ſehr verlegen ſein, wenn ſie die außerordentliche Innigkeit einer George Sand aus ihrer Stimme herauslauſchen ſollten. Letztere iſt matt und welk, ohne Metall, jedoch ſanft und angenehm. Die Natürlichkeit ihres Sprechens verleiht ihr einigen Reiz. Von Geſangsbegabniß iſt bei ihr keine Spur; George Sand ſingt höchſtens mit der Bravour einer ſchönen Griſette, die noch nicht gefrühſtückt hat oder ſonſt nicht eben bei Stimme iſt. Das Organ von George Sand iſt eben ſo wenig glänzend wie das was ſie ſagt. Sie hat durchaus nichts von dem ſprudelnden Esprit ihrer Landsmänninnen, aber auch nichts von ihrer Geſchwätzigkeit. Dieſer Schweigſamkeit liegt aber weder Beſcheidenheit noch ſympathetiſches Verſenken in die Rede eines Andern zum Grunde. Sie iſt einſilbig vielmehr aus Hochmuth, weil ſie dich nicht werth hält, ihren Geiſt an dir zu vergeuden, oder gar aus Selbſtſucht, weil ſie das Beſte deiner Rede in ſich aufzunehmen trachtet, um es ſpäter in ihren Büchern zu verarbeiten. Daß George Sand aus Geiz im Geſpräche nichts zu geben und immer etwas zu nehmen verſteht, iſt ein Zug, worauf mich Alfred de Muſſet einſt aufmerkſam machte. Sie hat dadurch einen großen Vortheil vor uns Andern, ſagte Muſſet, der in ſeiner Stellung als langjähriger Cavaliere ſervente jener Dame die beſte Gelegenheit hatte, ſie gründlich kennen zu lernen.

Nie ſagt George Sand etwas Witziges, wie ſie überhaupt eine der unwitzigſten Franzöſinnen iſt, die ich kenne. Mit einem liebenswürdigen, oft ſonderbaren Lächeln hört ſie zu, wenn Andere reden, und die fremden Gedanken, die ſie in ſich aufgenommen und verarbeitet hat, gehen aus dem Alambik ihres Geiſtes weit koſtbarer hervor. Sie iſt eine ſehr feine Horcherin. Sie hört auch gern auf den Rath ihrer Freunde. Bei ihrer unkanoniſchen Geiſtesrichtung hat ſie, wie begreiflich, keinen Beichtvater, doch da die Weiber, ſelbſt die emancipationsſüchtigſten, immer eines männlichen Lenkers, einer männlichen Autorität bedürfen, ſo hat George Sand gleichſam einen literariſchen directeur de conscience, den philoſophiſchen Kapuziner Pierre Leroux. Dieſer wirkt leider ſehr verderblich auf ihr Talent, denn er verleitet ſie, ſich in unklare Faſeleien und halbausgebrütete Ideen einzulaſſen, ſtatt ſich der heitern Luſt farbenreicher und beſtimmter Geſtaltungen hinzugeben, die Kunſt der Kunſt wegen übend. Mit weit weltlicheren Functionen hatte George Sand unſern vielgeliebten Frederic Chopin betraut. Dieſer große Muſiker und

Pianiſt war während langer Zeit ihr Cavaliere ſervente; vor ſeinem Tode entließ ſie ihn; ſein Amt war freilich in der letzten Zeit eine Sinecure geworden.

Ich weiß nicht, wie mein Freund Heinrich Laube einſt in der Allgemeinen Zeitung mir eine Aeußerung in den Mund legen konnte, die dahin lautete, als ſei der damalige Liebhaber von George Sand der geniale Franz Liſzt geweſen. Laube's Irrthum entſtand gewiß durch Ideen-Aſſociationen, indem er die Namen zweier gleichberühmten Pianiſten verwechſelte. Ich benutze dieſe Gelegenheit, dem guten oder vielmehr dem äſthetiſchen Leumund der Dame einen wirklichen Dienſt zu erweiſen, indem ich meinen deutſchen Landsleuten zu Wien und Prag die Verſicherung ertheile, daß es eine der miſerabelſten Verleumdungen iſt, wenn dort einer der miſerabelſten Liedercompoſiteurs vom mundfaulſten Dialekte, ein namenloſes, kriechendes Inſect, ſich rühmt, mit George Sand in intimem Umgange geſtanden zu haben. Die Weiber haben allerlei Idioſynkraſien, und es giebt deren ſogar, welche Spinnen verſpeiſen; aber ich bin noch keiner Frau begegnet, welche Wanzen verſchluckt hätte. Nein, an dieſer prahleriſchen Wanze hat Lelia nie Geſchmack gefunden, und ſie tolerirte dieſelbe manchmal in ihrer Nähe, weil ſie gar zu zudringlich war.

Lange Zeit, wie ich oben bemerkt, war Alfred de Muſſet der Herzensfreund von George Sand. Sonderbarer Zufall, daß einſt der größte Dichter in Proſa, den die Franzoſen beſitzen, und der größte ihrer jetzt lebenden Dichter in Verſen (jedenfalls der größte nach Beranger), lange Zeit in leidenſchaftlicher Liebe für einander entbrannt, ein lorbeergekröntes Paar bildeten. George Sand in Proſa und Alfred de Muſſet in Verſen überragen in der That den ſo geprieſenen Victor Hugo, der mit ſeiner grauenhaft hartnäckigen, faſt blödſinnigen Beharrlichkeit den Franzoſen und endlich ſich ſelber weiß machte, daß er der größte Dichter Frankreichs ſei. Iſt dieſes wirklich ſeine eigene fixe Idee? Jedenfalls iſt es nicht die unſrige. Sonderbar! die Eigenſchaft, die ihm ſo viel fehlt, iſt eben diejenige, die bei den Franzoſen am meiſten gilt, und zu ihren ſchönſten Eigenthümlichkeiten gehört. Es iſt dieſes der Geſchmack. Da ſie den Geſchmack bei allen franzöſiſchen Schriftſtellern antrafen, mochte der gänzliche Mangel deſſelben bei Victor Hugo ihnen vielleicht eben als eine Originalität erſcheinen. Was wir bei ihm am unleidlichſten vermiſſen, iſt das, was wir Deutſche Natur nennen; er iſt gemacht, verlogen, und oft im ſelben Verſe ſucht die eine Hälfte die andere zu belügen; er iſt durch und durch kalt, wie nach Ausſagen der Hexen der Teufel iſt, eiskalt ſogar in ſeinen leidenſchaftlichſten Ergüſſen ſeine Begeiſterung iſt nur eine Phantasmagorie, ein Calcül ohne Liebe, oder vielmehr, er liebt nur ſich; er iſt ein Egoiſt, und damit ich noch ſchlimmeres ſage, er iſt ein Hugoiſt. Wir ſehn hier mehr Härte als Kraft, eine freche eiſerne Stirn und bei allem Reichthum der Phantaſie und des Witzes, dennoch die Unbeholfenheit eines

Parvenüs oder eines Wilden, der ſich durch Ueberladung und unpaſſende Anwendung von Gold und Edelſteinen lächerlich macht: kurz, barocke Barbarei, gellende Diſſonanz und die ſchauderhafteſte Difformität! Es ſagte Jemand von dem Genius des Victor Hugo: c'est un beau bossu. Das Wort iſt tiefſinniger, als diejenigen ahnen, welche Hugo's Vortrefflichkeit rühmen.

Ich will hier nicht blos darauf hindeuten, daß in ſeinen Romanen und Dramen die Haupthelden mit einem Höcker belaſtet ſind, ſondern daß er ſelbſt im Geiſte höckericht iſt. Nach unſerer modernen Identitätslehre iſt es ein Naturgeſetz, daß der inneren, der geiſtigen Signatur eines Menſchen auch ſeine äußere, die körperliche Signatur entſpricht — dieſe Idee trug ich noch im Kopfe, als ich nach Frankreich kam, und ich geſtand einſt meinem Buchhändler Eugène Renduel, welcher auch der Verleger Hugo's war, daß ich, nach der Vorſtellung, die ich mir von letzterem gemacht hatte, nicht wenig verwundert geweſen ſei, in Herrn Hugo einen Mann zu finden, der nicht mit einem Höcker behaftet ſei. Ja, man kann ihm ſeine Difformität nicht anſehen, bemerkte Herr Renduel zerſtreut. Wie, rief ich, er iſt alſo nicht ganz frei davon? Nicht ſo ganz und gar, war die verlegene Antwort, und nach vielem Drängen geſtand mir Freund Renduel, er habe eines Morgens Herrn Hugo in dem Momente überraſcht, wo er das Hemd wechſelte, und da habe er bemerkt, daß eine ſeiner Hüften, ich glaube die rechte, ſo mißwüchſig hervortretend ſei, wie man es bei Leuten findet, von denen das Volk zu ſagen pflegt, ſie hätten einen Buckel, nur wiſſe man nicht, wo er ſitze. Das Volk in ſeiner ſcharfſinnigen Naivetät nennt ſolche Leute auch verſehlte Bucklichte, falſche Buckelmenſchen, ſo wie es die Albinos weiße Mohren nennt. Es iſt bedeutſam, daß es eben der Verleger des Dichters war, dem jene Difformität nicht verborgen blieb. Niemand iſt ein Held vor ſeinem Kammerdiener, ſagt das Sprüchwort, und vor ſeinem Verleger, dem lauernden Kammerdiener ſeines Geiſtes, wird auch der größte Schriftſteller nicht immer als ein Heros erſcheinen; ſie ſehen uns zu oft in unſerm menſchlichen Negligé. Jedenfalls ergötzte ich mich ſehr an der Entdeckung Renduel's, denn ſie rettet die Idee meiner deutſchen Philoſophie, daß nämlich der Leib der ſichtbare Geiſt iſt und die geiſtigen Gebreſten auch in der Körperlichkeit ſich offenbaren. Ich muß mich ausdrücklich gegen die Annahme verwahren, als ob auch das Umgekehrte der Fall ſein müſſe, als ob der Leib eines Menſchen ebenfalls immer ſein ſichtbarer Geiſt wäre, und die äußerliche Mißgeſtalt auch auf eine innere ſchließen laſſe. Nein, wir haben in verkrüppelten Hüllen ſehr oft die geradgewachſen ſchönſten Seelen gefunden, was um ſo erklärlicher, da die körperlichen Difformitäten gewöhnlich durch irgend ein phyſiſches Ereigniß entſtanden ſind, und nicht ſelten auch eine Folge von Vernachläſſigung oder Krankheit nach der Geburt. Die Difformität der Seele hingegen wird mit zur Welt ge-

bracht, und ſo hat der franzöſiſche Poet, an welchem alles falſch iſt, auch einen falſchen Buckel.

Wir erleichtern uns die Beurtheilung der Werke George Sands, indem wir ſagen, daß ſie den beſtimmteſten Gegenſatz zu denen des Victor Hugo bilden. Jener Autor hat Alles, was dieſem fehlt: George Sand hat Wahrheit, Natur, Geſchmack, Schönheit und die Begeiſterung, und alle dieſe Eigenſchaften verbindet die ſtrengſte Harmonie. George Sand's Genius hat die wohlgegründet ſchönſten Hüften, und alles was ſie fühlt und denkt, haucht Tiefſinn und Anmuth. Ihr Stil iſt eine Offenbarung von Wohllaut und Reinheit der Form. Was aber den Stoff ihrer Darſtellungen betrifft, ihre Süjets, die nicht ſelten ſchlechte Süjets genannt werden dürfen, ſo enthalte ich mich hier jeder Bemerkung, und ich überlaſſe dieſes Thema ihren Feinden——"

6.

Paris, den 7. Mai 1840.

Die heutigen Pariſer Blätter bringen einen Bericht des k. k. öſterreichiſchen Conſuls zu Damascus an den k. k. öſterreichiſchen Generalconſul in Alexandria, in Bezug der Damascener Juden, deren Martyrthum an die dunkelſten Zeiten des Mittelalters erinnert. Während wir in Europa die Mährchen deſſelben als poetiſchen Stoff bearbeiten und uns an jenen ſchauerlich naiven Sagen ergötzen, womit unſere Vorfahren ſich nicht wenig ängſtigten; während bei uns nur noch in Gedichten und Romanen von jenen Heren, Wehrwölfen und Juden die Rede iſt, die zu ihrem Satansdienſt das Blut frommer Chriſtenkinder nöthig haben; während wir lachen und vergeſſen, fängt man an im Morgenlande ſich ſehr betrübſam des alten Aberglaubens zu erinnern und gar ernſthafte Geſichter zu ſchneiden, Geſichter des düſterſten Grimms und der verzweifelnden Todesqual! Unterdeſſen foltert der Henker, und auf der Marterbank geſteht der Jude, daß er bei dem herrannahenden Paſchafeſte etwas Chriſtenblut brauchte zum Eintunken für ſeine trockenen Oſterbröde, und daß er zu dieſem Behufe einen alten Capuziner abgeſchlachtet habe! Der Türke iſt dumm und ſchnöde, und ſtellt gern ſeine Baſtonaden- und Torturapparate zur Verfügung der Chriſten gegen die angeklagten Juden; denn beide Sekten ſind ihm verhaßt, er betrachtet ſie beide wie Hunde, er nennt ſie auch mit dieſem Ehrennamen, und er freut ſich gewiß, wenn der chriſtliche Giaur ihm Gelegenheit giebt, mit einigem Anſchein von Recht den jüdiſchen Giaur zu mißhandeln. Wartet nur, wenn es mal des Paſchas Vortheil ſein wird und er nicht mehr den bewaffneten Einfluß der Europäer

zu fürchten braucht, wird er auch dem beſchnittenen Hunde Gehör ſchenken, und dieſer wird unſere chriſtlichen Brüder anklagen, Gott weiß weſſen! Heute Amboß, morgen Hammer! —

Aber für den Freund der Menſchheit wird dergleichen immer ein Herzeleid ſein. Erſcheinungen dieſer Art ſind ein Unglück, deſſen Folgen unberechenbar. Der Fanatismus iſt ein anſteckendes Uebel, das ſich unter den verſchiedenſten Formen verbreitet, und am Ende gegen uns alle wüthet. Der franzöſiſche Conſul in Damascus, der Graf Ratti-Menton, hat ſich Dinge zu Schulden kommen laſſen, die hier einen allgemeinen Schrei des Entſetzens erregten. Er iſt es, welcher den occidentaliſchen Aberglauben dem Orient einimpfte, und unter dem Pöbel von Damascus eine Schrift austheilte, worin die Juden des Chriſtenmords bezüchtigt werden. Dieſe haßſchnaufende Schrift, die der Graf Menton von ſeinen geiſtlichen Freunden zum Behufe der Verbreitung empfangen hatte, iſt urſprünglich der Bibliotheca prompta a Lucio Ferrario entlehnt, und es wird darin ganz beſtimmt behauptet, daß die Juden zur Feier ihres Paſchafeſtes des Blutes der Chriſten bedürften. Der edle Graf hütete ſich, die damit verbundene Sage des Mittelalters zu wiederholen, daß nämlich die Juden zu demſelben Zwecke auch conſacrirte Hoſtien ſtehlen und mit Nadeln ſo lange ſtechen, bis das Blut herausfließe — eine Unthat, die im Mittelalter nicht blos durch beeidigte Zeugenausſagen, ſondern auch dadurch ans Tageslicht gekommen, daß über dem Judenhauſe, worin eine jener geſtohlenen Hoſtien gekreuzigt worden, ſich ein lichter Schein verbreitete. Nein, die Ungläubigen, die Muhamedaner, hätten dergleichen nimmermehr geglaubt, und der Graf Menton mußte, im Intereſſe ſeiner Sendung, zu weniger miraculöſen Hiſtorien ſeine Zuflucht nehmen. Ich ſage im Intereſſe ſeiner Sendung, und überlaſſe dieſe Worte dem weiteſten Nachdenken. Der Herr Graf iſt erſt ſeit kurzer Zeit in Damascus; vor ſechs Monaten ſah man ihn hier in Paris, der Werkſtätte aller progreſſiven, aber auch aller retrograden Verbrüderungen. — Der hieſige Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, Herr Thiers, der ſich jüngſt nicht blos als Mann der Humanität, ſondern ſogar als Sohn der Revolution geltend zu machen ſuchte, offenbart bei Gelegenheit der Damascener Vorgänge eine befremdliche Lauheit. Nach dem heutigen Moniteur ſoll bereits ein Viceconſul nach Damascus abgegangen ſein, um das Betragen des dortigen franzöſiſchen Conſuls zu unterſuchen. Ein Viceconſul! Gewiß eine untergeordnete Perſon aus einer nachbarlichen Landſchaft, ohne Namen und ohne Bürgſchaft parteiloſer Unabhängigkeit!

7.

Paris, den 14. Mai 1840.

Die officielle Ankündigung in Betreff der sterblichen Reste Napoleons hat hier eine Wirkung hervorgebracht, die alle Erwartungen des Ministeriums übertraf. Das Nationalgefühl ist aufgeregt bis in seine abgründlichsten Tiefen, und der große Act der Gerechtigkeit, die Genugthuung, die dem Riesen unseres Jahrhunderts widerfährt und alle edlen Herzen dieses Erdballs erfreuen muß, erscheint den Franzosen als der Anfang einer Rehabilitation ihrer gekränkten Volksehre. Napoleon ist ihr Point-d'honneur.

Während aber der kluge Präsident des Conseils die Nationaleitelkeit unserer lieben Kechenäer, der Maulaufsperrer an der Seine, mit Erfolg zu kitzeln und auszubeuten weiß, zeigt er sich sehr indifferent, ja mehr als indifferent in einer Sache, wo nicht die Interessen eines Landes oder eines Volks, sondern die Interessen der Menschheit selbst in Betracht kommen. Ist es Mangel an liberalem Gefühl oder an Scharfsinn, was ihn verleitete, für den französischen Consul, dem in der Tragödie zu Damascus die schändlichste Rolle zugeschrieben wird, offenbar Partei zu nehmen? Nein, Herr Thiers ist ein Mann von großer Einsicht und Humanität, aber er ist auch Staatsmann, er bedarf nicht blos der revolutionairen Sympathien, er hat Helfer nöthig von jeder Sorte, er muß transigiren, er braucht eine Majorität in der Pairskammer, er kann den Clerus als ein gouvernementales Mittel benützen, nämlich jenen Theil des Clerus, der, von der ältern Bourbonischen Linie nichts mehr erwartend, sich der jetzigen Regierung angeschlossen hat. Zu diesem Theil des Clerus, welchen man den clergé rallié nennt, gehören sehr viele Ultramontanen, deren Organ ein Journal, Namens Univers; letztere erwarten das Heil der Kirche von Herrn Thiers, und dieser sucht wieder in jenen seine Stütze. Graf Montalembert, das rührigste Mitglied der frommen Gesellschaft und seit dem ersten März auch Seide des Herrn Thiers, ist der sichtbare Vermittler zwischen dem Sohn der Revolution und den Vätern des Glaubens, zwischen dem ehemaligen Redacteur des National und den jetzigen Redactoren des Univers, die in ihren Colonnen alles Mögliche aufbieten, um der Welt glauben zu machen, die Juden fräßen alte Kapuziner und der Graf Ratti-Menton sei ein ehrlicher Mann. Graf Ratti-Menton, ein Freund, vielleicht nur ein Werkzeug der Freunde des Grafen Montalembert, war früher französischer Consul in Sicilien, wo er zweimal Bankerott machte und fortgeschafft ward. Später war er Consul in Tiflis, wo er ebenfalls das Feld räumen mußte, und zwar wegen Dingen, die nicht sonderlich ehrender Art sind; nur so viel will ich bemerken, daß damals der russische Botschafter zu Paris, Graf Pahlen, dem hiesigen

länger er herrſcht, deſto mehr ſchwindet die kecke Geſundheit ſeines Naturells. Die Leichtigkeit, womit er ſich bewegt, hat jetzt ſogar etwas Unheimliches. Aber außerordentlich und bewunderungswürdig iſt ſie noch immer, dieſe Leichtigkeit, und wie leicht und beweglich auch die andern Franzoſen ſind, in Vergleichung mit Thiers erſcheinen ſie wie lauter plumpe Deutſche.

9.

Paris, den 27. Mai 1840.

Ueber die Blutfrage von Damascus haben norddeutſche Blätter mehre Mittheilungen geliefert, welche theils von Paris, theils von Leipzig datirt, aber wohl aus derſelben Feder gefloſſen ſind, und, im Intereſſe einer gewiſſen Clique, das Urtheil des deutſchen Publicums irre leiten ſollen. Wir laſſen die Perſönlichkeit und die Motive jenes Berichterſtatters unbeleuchtet, enthalten uns auch aller Unterſuchung der Damascener Vorgänge; nur über das, was in Beziehung derſelben von den hieſigen Juden und der hieſigen Preſſe geſagt wurde, erlauben wir uns einige berichtigende Bemerkungen. Aber auch bei dieſer Aufgabe leitet uns mehr das Intereſſe der Wahrheit als der Perſonen; und was gar die hieſigen Juden betrifft, ſo iſt es möglich, daß unſer Zeugniß eher gegen ſie als für ſie ſpräche. — Wahrlich, wir würden die Juden von Paris eher loben als tadeln, wenn ſie, wie die erwähnten norddeutſchen Blätter meldeten, für ihre unglücklichen Glaubensbrüder in Damascus einen ſo großen Eifer an den Tag legten und zwar zur Ehrenrettung ihrer verleumdeten Religion keine Geldopfer ſcheuten. Aber es iſt nicht der Fall. Die Juden in Frankreich ſind ſchon zu lange emancipirt, als daß die Stammesbande nicht ſehr gelockert wären, ſie ſind faſt ganz untergegangen, oder, beſſer geſagt, aufgegangen in der franzöſiſchen Nationalität; ſie ſind gerade eben ſolche Franzoſen wie die andern, und haben alſo auch Anwandlungen von Enthuſiasmus, die vierundzwanzig Stunden, und, wenn die Sonne heiß iſt, ſogar drei Tage dauern! — und das gilt von den Beſſern. Viele unter ihnen üben noch den jüdiſchen Ceremonialdienſt, den äußerlichen Cultus, mechaniſch, ohne zu wiſſen warum, aus alter Gewohnheit; von innerm Glauben keine Spur, denn in der Synagoge ebenſo wie in der chriſtlichen Kirche hat die witzige Säure der Voltaire'ſchen Kritik zerſtörend gewirkt. Bei den franzöſiſchen Juden, wie bei den übrigen Franzoſen, iſt das Gold der Gott des Tages und die Induſtrie iſt die herrſchende Religion. In dieſer Beziehung dürfte man die hieſigen Juden in zwei Secten eintheilen: in die Secte der rive droite und die Secte der rive gauche; dieſe Namen haben nämlich Bezug auf die beiden Eiſenbahnen, welche, die eine längs dem rechten Seine-Ufer, die andere dem linken Ufer ent-

Schuf Herr Thiers jene Gefahr, um ſich unentbehrlich zu machen, da man ihm auch die Kunſt zutraut, alle ſelbſtgeſchaffenen Gefahren glücklich zu überwinden, oder ſucht er im Bonapartismus eine glänzende Zuflucht für den Fall, daß er einmal mit dem Orleanismus ganz brechen müßte? Herr Thiers weiß ſehr gut, daß wenn er, in die Oppoſition zurückſinkend, den jetzigen Thron umſtürzen hülfe, die Republikaner ans Ruder kämen und ihm für den beſten Dienſt den ſchlechteſten Dank widmen würden; im günſtigſten Falle ſchöben ſie ihn ſacht bei Seite. Stolpernd über jene rohen Tugendklötze könnte er leicht den Hals brechen und noch obendrein verhöhnt werden. Dergleichen hätte er aber nicht vom Bonapartismus zu befürchten, wenn er deſſen Wiedereinſetzung förderte. Und leichter wäre es in Frankreich ein Bonapartiſten-Regiment als eine Republik wieder zu begründen.

Die Franzoſen, aller republikaniſchen Eigenſchaften baar, ſind ihrer Natur nach ganz bonapartiſtiſch. Ihnen fehlt die Einfalt, die Selbſtgenügſamkeit, die innere und die äußere Ruhe; ſie lieben den Krieg des Krieges wegen; ſelbſt im Frieden iſt ihr Leben eitel Kampf und Lärm; die Alten wie die Jungen ergötzen ſich gern am Trommelſchlag und Pulverdampf, an Knalleffecten jeder Art.

Dadurch, daß Herr Thiers ihrem angebornen Bonapartismus ſchmeichelte, hat er unter den Franzoſen die außerordentlichſte Popularität gewonnen. Oder ward er populär, weil er ſelber ein kleiner Napoleon iſt, wie ihn jüngſt ein deutſcher Correſpondent nannte? Ein kleiner Napoleon! Ein kleiner gothiſcher Dom! Ein gothiſcher Dom erregt eben dadurch unſer Erſtaunen, weil er ſo coloſſal, ſo groß iſt. Im verjüngten Maßſtabe verlöre er alle Bedeutung. Herr Thiers iſt gewiß mehr als ſo ein winziges Dömchen. Sein Geiſt überragt alle Intelligenzen rund um ihn her, obgleich manche darunter ſind, die von bedeutender Statur. Keiner kann ſich mit ihm meſſen, und in einem Kampfe mit ihm muß die Schlauheit ſelbſt den kürzern ziehen. Er iſt der klügſte Kopf Frankreichs, obgleich er, wie man behauptet, es ſelbſt geſteht. In ſeiner ſchnellzüngigen Weiſe ſoll er nämlich voriges Jahr, während der Miniſterkriſis, zum König geſagt haben: Ew. Majeſtät glauben, Sie ſeien der klügſte Mann in dieſem Lande, aber ich kenne hier Jemand, der noch weit klüger iſt, und das bin Ich! Der ſchlaue Philipp ſoll hierauf geantwortet haben: Sie irren ſich, Herr Thiers; wenn Sie es wären, würden Sie es nicht ſagen. — Dem ſei aber wie ihm wolle, Herr Thiers wandelt zu dieſer Stunde durch die Gemächer der Tuillerien mit dem Selbſtbewußtſein ſeiner Größe, als ein Maire du Palais der Orleaniſchen Dynaſtie.

Wird er lange dieſe Allmacht behaupten? Iſt er nicht jetzt ſchon heimlich gebrochen, in Folge ungeheurer Anſtrengungen? Sein Haupt iſt vor der Zeit gebleicht, man findet darauf gewiß kein einziges ſchwarzes Haar mehr; und je

länger er herrſcht, deſto mehr ſchwindet die kecke Geſundheit ſeines Naturells. Die Leichtigkeit, womit er ſich bewegt, hat jetzt ſogar etwas Unheimliches. Aber außerordentlich und bewunderungswürdig iſt ſie noch immer, dieſe Leichtigkeit, und wie leicht und beweglich auch die andern Franzoſen ſind, in Vergleichung mit Thiers erſcheinen ſie wie lauter plumpe Deutſche.

9.

Paris, den 27. Mai 1840.

Ueber die Blutfrage von Damascus haben norddeutſche Blätter mehre Mittheilungen geliefert, welche theils von Paris, theils von Leipzig datirt, aber wohl aus derſelben Feder gefloſſen ſind, und, im Intereſſe einer gewiſſen Clique, das Urtheil des deutſchen Publicums irre leiten ſollen. Wir laſſen die Perſönlichkeit und die Motive jenes Berichterſtatters unbeleuchtet, enthalten uns auch aller Unterſuchung der Damascener Vorgänge; nur über das, was in Beziehung derſelben von den hieſigen Juden und der hieſigen Preſſe geſagt wurde, erlauben wir uns einige berichtigende Bemerkungen. Aber auch bei dieſer Aufgabe leitet uns mehr das Intereſſe der Wahrheit als der Perſonen; und was gar die hieſigen Juden betrifft, ſo iſt es möglich, daß unſer Zeugniß eher gegen ſie als für ſie ſpräche. — Wahrlich, wir würden die Juden von Paris eher loben als tadeln, wenn ſie, wie die erwähnten norddeutſchen Blätter meldeten, für ihre unglücklichen Glaubensbrüder in Damascus einen ſo großen Eifer an den Tag legten und zwar zur Ehrenrettung ihrer verleumdeten Religion keine Geldopfer ſcheuten. Aber es iſt nicht der Fall. Die Juden in Frankreich ſind ſchon zu lange emancipirt, als daß die Stammesbande nicht ſehr gelockert wären, ſie ſind faſt ganz untergegangen, oder, beſſer geſagt, aufgegangen in der franzöſiſchen Nationalität; ſie ſind gerade eben ſolche Franzoſen wie die andern, und haben alſo auch Anwandlungen von Enthuſiasmus, die vierundzwanzig Stunden, und, wenn die Sonne heiß iſt, ſogar drei Tage dauern! — und das gilt von den Beſſern. Viele unter ihnen üben noch den jüdiſchen Ceremonialdienſt, den äußerlichen Cultus, mechaniſch, ohne zu wiſſen warum, aus alter Gewohnheit; von innerm Glauben keine Spur, denn in der Synagoge ebenſo wie in der chriſtlichen Kirche hat die witzige Säure der Voltaire'ſchen Kritik zerſtörend gewirkt. Bei den franzöſiſchen Juden, wie bei den übrigen Franzoſen, iſt das Gold der Gott des Tages und die Induſtrie iſt die herrſchende Religion. In dieſer Beziehung dürfte man die hieſigen Juden in zwei Secten eintheilen: in die Secte der rive droite und die Secte der rive gauche; dieſe Namen haben nämlich Bezug auf die beiden Eiſenbahnen, welche, die eine längs dem rechten Seine-Ufer, die andere dem linken Ufer ent-

lang, nach Verſailles führen, und von zwei berühmten Finanzrabbinen geleitet werden, die mit einander eben ſo divergirend hadern, wie einſt Rabbi Samai und Rabbi Hillel in der ältern Stadt Babylon.

Wir müſſen dem Großrabbi der rive droite, dem Baron Rothſchild, die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß er für das Haus Iſrael eine edlere Sympathie an den Tag legte, als ſein ſchriftgelehrter Antagoniſt, der Großrabbi der rive gauche, Herr Benoit Fould, der, während in Syrien, auf Anreizung eines franzöſiſchen Conſuls, ſeine Glaubensbrüder gefoltert und gewürgt wurden, mit der unerſchütterlichen Seelenruhe eines Hillel, in der franzöſiſchen Deputirtenkammer einige ſchöne Reden hielt über die Converſion der Renten und den Disconto der Bank.

Das Intereſſe, welches die hieſigen Juden an der Tragödie von Damascus nahmen, reducirt ſich auf ſehr geringfügige Manifeſtationen. Das iſraelitiſche Conſiſtorium, in der lauen Weiſe aller Körperſchaften, verſammelte ſich und deliberirte; das einzige Reſultat dieſer Deliberationen war die Meinung, daß man die Actenſtücke des Prozeſſes zur öffentlichen Kunde bringen müſſe. Herr Cremieux, der berühmte Advocat, welcher nicht blos den Juden, ſondern den Unterdrückten aller Confeſſionen und aller Doctrinen, zu jeder Zeit ſeine großmüthige Beredſamkeit gewidmet, unterzog ſich der oben erwähnten Publication, und mit Ausnahme einer ſchönen Frau und einiger jungen Gelehrten, iſt wohl Herr Cremieux der einzige in Paris, der ſich der Sache Iſraels thätig annahm. Mit der größten Aufopferung ſeiner perſönlichen Intereſſen, mit Verachtung jeder lauernden Hinterliſt, trat er den gehäſſigſten Inſinuationen rückſichtslos entgegen, und erbot ſich ſogar nach Aegypten zu reiſen, wenn dort der Prozeß der Damascener Juden vor das Tribunal des Paſcha Mehemet Ali gezogen werden ſollte. Der ungetreue Berichterſtatter in den erwähnten norddeutſchen Blättern, der Leipziger Allg. Ztg., inſinuirt, mit perfider Nebenbemerkung, daß Herr Cremieux die Entgegnung, womit er die falſchen Miſſionsberichte in den hieſigen Zeitungen zu entkräften wußte, als Inſerat druckte und die übliche Gebühr dafür entrichtete. Wir wiſſen aus ſicherer Quelle, daß die Journaldirectionen ſich bereitwillig erklärten, jene Entgegnung ganz gebührfrei einzurücken, wenn man einige Tage warten wolle, und nur auf Verlangen des ſchleunigſten Abdrucks berechneten einige Redactionen die Koſten eines Supplementblattes, die wahrlich nicht von großem Belange, wenn man die Geldkräfte des iſraelitiſchen Conſiſtoriums bedenkt. Die Geldkräfte der Juden ſind in der That groß, aber die Erfahrung lehrt, daß ihr Geiz noch weit größer iſt. Eines der hochgeſchätzteſten Mitglieder des hieſigen Conſiſtoriums — man ſchätzt ihn nämlich auf einige dreißig Millionen Francs — Herr W. de Romilly, gäbe vielleicht keine hundert Francs, wenn man zu ihm käme mit

einer Collecte für die Rettung ſeines ganzen Stammes! Es iſt eine alte, klägliche, aber noch immer nicht abgenutzte Erfindung, daß man demjenigen, der zur Vertheidigung der Juden ſeine Stimme erhebt, die unlauterſten Geldmotive zuſchreibt; ich bin überzeugt, nie hat Iſrael Geld gegeben, wenn man ihm nicht gewaltſam die Zähne ausriß, wie zur Zeit der Valois. Als ich unlängſt die Histoire des Juifs von Basnage durchblätterte, mußte ich herzlich lachen über die Naivetät, womit der Autor, welchen ſeine Gegner anklagten, als habe er Geld von den Juden empfangen, ſich gegen ſolche Beſchuldigung vertheidigte; ich glaube ihm aufs Wort, wenn er wehmüthig hinzuſetzt: le peuple juif est le peuple le plus ingrat qu'il y ait au monde! Hie und da freilich giebt es Beiſpiele, daß die Eitelkeit die verſtockten Taſchen der Juden zu erſchließen verſtand, aber dann war ihre Liberalität noch widerwärtiger als ihre Knickerei. Ein ehemaliger preußiſcher Lieferant, welcher, anſpielend auf ſeinen hebräiſchen Namen Moſes (Moſes heißt nämlich auf Deutſch „aus dem Waſſer gezogen," auf Italieniſch "del mare"), den dem letztern entſprechenden klangvolleren Namen eines Baron Delmar angenommen hat, ſtiftete hier vor einiger Zeit eine Erziehungsanſtalt für verarmte junge Adelige, wozu er über anderthalb Millionen Francs ausſetzte, eine noble That, die ihm im Faubourg Saint-Germain ſo hoch angerechnet wurde, daß dort ſelbſt die ſtolzälteſten Douairieren und die ſchnippiſch jüngſten Fräulein nicht mehr laut über ihn ſpötteln. Hat dieſer Edelmann aus dem Stamme David auch nur einen Pfennig beigeſteuert bei einer Collecte für die Intereſſen der Juden? Ich möchte mich dafür verbürgen, daß ein anderer aus dem Waſſer gezogener Baron, der im edlen Faubourg den Gentilhomme catholique und großen Schriftſteller ſpielt, weder mit ſeinem Gelde noch mit ſeiner Feder für die Stammesgenoſſen thätig war. Hier muß ich eine Bemerkung ausſprechen, die vielleicht die bitterſte. Unter den getauften Juden ſind viele, die aus feiger Hypokriſie über Iſrael noch ärgere Mißreden führen, als deſſen geborne Feinde. In derſelben Weiſe pflegen gewiſſe Schriftſteller, um nicht an ihren Urſprung zu erinnern, ſich über die Juden ſehr ſchlecht oder gar nicht auszuſprechen. Das iſt eine bekannte, betrübſam lächerliche Erſcheinung. Aber es mag nützlich ſein, das Publikum jetzt beſonders darauf aufmerkſam zu machen, da nicht blos in den erwähnten norddeutſchen Blättern, ſondern auch in einer weit bedeutenderen Zeitung, die Inſinuation zu leſen war, als flöſſe alles, was zu Gunſten der Damascener Juden geſchrieben worden, aus jüdiſchen Quellen, als ſei der öſterreichiſche Conſul zu Damascus ein Jude, als ſeien die übrigen Conſuln dort, mit Ausnahme des franzöſiſchen, lauter Juden. Wir kennen dieſe Taktik, wir erlebten ſie bereits bei Gelegenheit des jungen Deutſchlands. Nein, ſämmtliche Conſuln von Damascus ſind Chriſten, und daß der öſterreichiſche Conſul dort nicht einmal jüdiſchen Urſprungs iſt, dafür bürgt uns

eben die rückſichtsloſe, offene Weiſe, womit er die Juden gegen den franzöſiſchen Conſul in Schutz nahm; — was der letztere iſt, wird die Zeit lehren.

10.

Paris, den 30. Mai 1840.

Toujours lui! Napoleon und wieder Napoleon! Er iſt das unaufhörliche Tagesgeſpräch, ſeit der Verkündigung ſeiner poſthumen Rückkehr, und gar beſonders ſeit die Kammer, in Betreff der nothwendigen Koſten, einen ſo kläglichen Beſchluß gefaßt. Letzteres war wieder eine Unbeſonnenheit, die dem Verwerfen der Nemours'ſchen Dotation an die Seite geſetzt werden darf. Die Kammer iſt durch jenen Beſchluß mit den Sympathien des franzöſiſchen Volks in eine bedenkliche Oppoſition gerathen. Gott weiß, es geſchah aus Kleinmuth mehr denn aus Böswilligkeit. Die Majorität in der Kammer war im Anfang für die Tranſlation der Napoleoniſchen Aſche eben ſo begeiſtert wie das übrige Volk; aber allmählig kam ſie zu einer entgegengeſetzten Beſinnung, als ſie die eventuellen Gefahren berechnete und als ſie jenes bedrohliche Jauchzen der Bonapartiſten vernahm, das in der That nicht ſehr beruhigend klang. Jetzt lieh man auch den Feinden des Kaiſers ein geneigteres Ohr, und ſowohl die eigentlichen Legitimiſten als auch die Royaliſten von der laxen Obſervanz benutzten dieſe Mißſtimmung, indem ſie gegen Napoleon mit ihrer alten eingewurzelten Erbitterung mehr oder minder geſchickt hervortraten. So gab uns namentlich die Gazette de France eine Blumenleſe von Schmähungen gegen Napoleon, nämlich Auszüge aus den Werken Chateaubriand's, der Frau von Staël, Benjamin Conſtant's u. ſ. w. Unſer einer, der in Deutſchland an derbere Koſt gewöhnt, mußte darüber lächeln. Es wäre ergötzlich, wenn man, das Feine durch das Rohe parodirend, neben jenen franzöſiſchen Excerpten eben ſo viele Parallelſtellen ſetzte von deutſchen Autoren aus der grobthümlichen Periode. Der „Vater Jahn" führte eine Miſtgabel, womit er auf den Corſen weit wüthender zuſtach, als ſo ein Chateaubriand mit ſeinem leichten und funkelnden Galanteriedegen. Chateaubriand und Vater Jahn! Welche Contraſte und doch welche Aehnlichkeit!

War aber Chateaubriand ſehr parteiiſch in ſeiner Beurtheilung des Kaiſers, ſo war es letzterer noch viel mehr durch die wegwerfende Weiſe, womit er ſich auf Sanct-Helena über den Pilgrim von Jeruſalem ausſprach. Er ſagte nämlich: c'est une ame rampante qui a la manie d'écrire des livres. Nein, Chateaubriand iſt keine niedrige Seele, ſondern er iſt blos ein Narr, und zwar ein trauriger Narr, während die andern heiter und kurzweilig ſind. Er erinnert mich immer an den melancholiſchen Luſtigmacher von Ludwig XIII.

Ich glaube er hieß Angeli, trug eine Jacke von ſchwarzer Farbe, auch eine ſchwarze Kappe mit ſchwarzen Schellen und riß betrübte Späße. Der Pathos des Chateaubriand hat für mich immer etwas Komiſches; dazwiſchen höre ich ſtets das Geklingel der ſchwarzen Glöckchen. Nur wird die erkünſtelte Schwermuth, die affectirten Todesgedanken, auf die Länge eben ſo widerwärtig wie eintönig. Es heißt, er ſei jetzt mit einer Schrift über die Leichenfeier Napoleons beſchäftigt. Das wäre in der That für ihn eine vortreffliche Gelegenheit, ſeine oratoriſchen Flöre und Immortellen, den ganzen Pomp ſeiner Begräbnißphantaſie auszukramen; ſein Pamphlet wird ein geſchriebener Katafalk werden, und an ſilbernen Thränen und Trauerkerzen wird er es nicht fehlen laſſen; denn er verehrt den Kaiſer, ſeit er todt iſt.

Auch Frau von Staël würde jetzt den Napoleon feiern, wenn ſie noch in den Salons der Lebenden wandelte. Schon bei der Rückkehr des Kaiſers von der Inſel Elba, während der hundert Tage, war ſie nicht übel geneigt, das Lob des Tyrannen zu ſingen, und ſtellte nur zur Bedingung, daß ihr vorher zwei Millionen, die man vorgeblich ihrem ſeligen Vater ſchuldete, ausgezahlt würden. Als ihr aber der Kaiſer dieſes Geld nicht gab, fehlte ihr die nöthige Inſpiration für die erbotenen Preisgeſänge, und Corinna improviſirte jene Tiraden, die dieſer Tage von der Gazette de France ſo wohlgefällig wiederholt wurden. Point d'argent, point de Suisses! — Daß dieſe Worte auch auf ihren Landsmann Benjamin Conſtant anwendbar, iſt uns leider nur gar zu ſehr bekannt. — Doch laßt uns nicht weiter die Perſonen beleuchten, die den Kaiſer geſchmäht haben. Genug, Madame de Staël iſt todt, und B. Conſtant iſt todt, und Chateaubriand iſt ſo zu ſagen auch todt: wenigſtens wie er uns ſeit Jahren verſichert, beſchäftigt er ſich ausſchließlich mit ſeiner Beerdigung, und ſeine Mémoires d'outre-tombe, die er ſtückweiſe herausgiebt, ſind nichts anderes als ein Leichenbegängniß, das er vor ſeinem definitiven Hinſcheiden ſelber veranſtaltet, wie einſt der Kaiſer Karl V. Genug, er iſt als todt zu betrachten, und er hat in ſeiner Schrift das Recht, den Napoleon wie ſeinesgleichen zu behandeln.

Aber nicht blos die erwähnten Excerpte älterer Autoren, ſondern auch die Rede, die Herr v. Lamartine in der Deputirtenkammer über oder vielmehr gegen Napoleon hielt, hat mich widerwärtig berührt, obgleich dieſe Rede lauter Wahrheit enthält. Die Hintergedanken ſind unehrlich, und der Redner ſagte die Wahrheit im Intereſſe der Lüge. Es iſt wahr, es iſt tauſendmal wahr, daß Napoleon ein Feind der Freiheit war, ein Deſpot, gekrönte Selbſtſucht, und daß ſeine Verherrlichung ein böſes, gefährliches Beiſpiel. Es iſt wahr, ihm fehlten die Bürgertugenden eines Bailly, eines Lafayette, und er trat die Geſetze mit Füßen und ſogar die Geſetzgeber, wovon noch jetzt einige lebende Zeugniſſe im Hospital de Luxembourg. Aber es iſt nicht dieſer liberticide

Napoleon, nicht der Held des 18. Brumaire, nicht der Donnergott des Ehrgeizes, dem ihr die glänzendsten Leichenspiele und Denkmale widmen sollt! Nein; es ist der Mann, der das junge Frankreich dem alten Europa gegenüber repräsentirte, dessen Verherrlichung in Frage steht: in seiner Person siegte das französische Volk, in seiner Person ward es gedemüthigt, in seiner Person ehrt und feiert es sich selber — das fühlt jeder Franzose, und deßhalb vergißt man alle Schattenseiten des Verstorbenen und huldigt ihm quand même, und die Kammer beging einen großen Fehler durch ihre unzeitige Knickerei. — Die Rede des Herrn v. Lamartine war ein Meisterstück, voll von perfiden Blumen, deren feines Gift manchen schwachen Kopf betäubte; doch der Mangel an Ehrlichkeit wird spärlich bedeckt von den schönen Worten, und das Ministerium darf sich eher freuen als betrüben, daß seine Feinde ihre antinationalen Gefühle so ungeschickt verrathen haben.

11.

Paris, den 3. Juni 1840.

Die Pariser Tagesblätter werden, wie überhaupt in der ganzen Welt, auch jenseits des Rheines gelesen, und man pflegt dort der heimathlichen Presse, im Vergleich mit der französischen, den Werth derselben überschätzend, alles Verdienst abzusprechen. Es ist wahr, die hiesigen Journale wimmeln von Stellen, die bei uns in Deutschland selbst der nachsichtigste Censor streichen würde; es ist wahr, die Artikel sind in den französischen Blättern besser geschrieben und logischer abgefaßt, als in den deutschen. wo der Verfasser seine politische Sprache erst schaffen und durch die Urwälder seiner Ideen sich mühsam durchkämpfen muß; es ist wahr, der Franzose weiß seine Gedanken besser zu redigiren, und er entkleidet dieselben, vor den Augen des Publicums, bis zur deutlichsten Nacktheit, während der deutsche Journalist, weit mehr aus innerer Blödigkeit als aus Furcht vor dem tödtlichen Rothstift, seine Gedanken mit allen möglichen Schleiern der Unmaßgeblichkeit zu verhüllen sucht; und dennoch, wenn man die französische Presse nicht nach ihrer äußern Erscheinung beurtheilt, sondern sie in ihrem Innern, in ihren Bureaux, belauscht, muß man eingestehen, daß sie an einer besondern Art von Unfreiheit leidet, die der deutschen Presse ganz fremd und vielleicht verderblicher ist als unsere transrhenanische Censur. Alsdann muß man auch eingestehen, daß die Klarheit und Leichtigkeit, womit der Franzose seine Gedanken ordnet und abhandelt, aus einer dürren Einseitigkeit und mechanischen Beschränkung hervorgeht, die weit mißlicher ist, als die blühende Confusion und unbehalfene Ueberfülle des deutschen Journalisten! Hierüber eine kurze Andeutung:

Die franzöſiſche Tagespreſſe iſt gewiſſermaßen eine Oligarchie, keine Demokratie; denn die Begründung eines franzöſiſchen Journals iſt mit ſo vielen Koſten und Schwierigkeiten verbunden, daß nur Perſonen, die im Stande ſind, die größten Summen aufs Spiel zu ſetzen, ein Journal errichten können. Es ſind daher gewöhnlich Capitaliſten oder ſonſtige Induſtrielle, die das Geld herſchießen zur Stiftung eines Journals; ſie ſpeculiren dabei auf den Abſatz, den das Blatt finden werde, wenn es ſich als Organ einer beſtimmten Partei geltend zu machen verſtanden, oder ſie hegen gar den Hintergedanken, das Journal ſpäterhin, ſobald es eine hinlängliche Zahl Abonnenten gewonnen, mit noch größerem Profit an die Regierung zu verkaufen. Auf dieſe Weiſe, angewieſen auf die Ausbeutung der vorhandenen Parteien oder des Miniſteriums, gerathen die Journals in eine beſchränkende Abhängigkeit, und was noch ſchlimmer iſt, in eine Excluſivität, eine Ausſchließlichkeit bei allen Mittheilungen, wogegen die Hemmniſſe der deutſchen Cenſur nur als heitere Roſenketten erſcheinen dürften. Der Redacteur en chef eines franzöſiſchen Journals iſt ein Condottiere, der durch ſeine Colonnen die Intereſſen und Paſſionen der Partei, die ihn durch Abſatz oder Subvention gedungen hat, verficht und vertheidigt. Seine Unterredacteure, ſeine Lieutenants und Soldaten, gehorchen mit militäriſcher Subordination, und ſie geben ihren Artikeln die verlangte Richtung und Farbe, und das Journal erhält dadurch jene Einheit und Präciſion, die wir in der Ferne nicht genug bewundern können. Hier herrſcht die ſtrengſte Disciplin des Gedankens und ſogar des Ausdrucks. Hat irgend ein unachtſamer Mitarbeiter das Commando überhört, hat er nicht ganz ſo geſchrieben wie die Conſigne lautete, ſo ſchneidet der Redacteur en chef ins Fleiſch ſeines Aufſatzes mit einer militairiſchen Unbarmherzigkeit, wie ſie bei keinem deutſchen Cenſor zu finden wäre. Ein deutſcher Cenſor iſt ja auch ein Deutſcher, und bei ſeiner gemüthlichen Vielſeitigkeit giebt er gern vernünftigen Gründen Gehör; aber der Redacteur en chef eines franzöſiſchen Journals iſt ein praktiſch einſeitiger Franzoſe, hat ſeine beſtimmte Meinung, die er ſich ein für allemal mit beſtimmten Worten formulirt hat, oder die ihm wohlformulirt von ſeinen Committenten überliefert worden. Käme nun gar jemand zu ihm und brächte ihm einen Aufſatz, der zu den erwähnten Zwecken ſeines Journals in keiner fördernden Beziehung ſtände, der etwa ein Thema behandelte, das kein unmittelbares Intereſſe hätte für das Publicum, dem das Blatt als Organ dient, ſo wird der Aufſatz ſtreng zurückgewieſen mit den ſacramentalen Worten: cela n'entre pas dans l'idée de notre journal. Da nun ſolchermaßen von den hieſigen Journalen jedes ſeine beſondere politiſche Farbe und ſeinen beſtimmten Ideenkreis hat, ſo iſt leicht begreiflich, daß jemand, der etwas zu ſagen hätte, was dieſen Ideenkreis überſchritte und auch keine Parteifarbe trüge, durchaus kein Organ für ſeine Mittheilungen finden

würde. Ja, ſobald man ſich entfernt von der Discuſſion der Tagesintereſſen, den ſogenannten Actualitäten, ſobald man Ideen zu entwickeln hat, die den banalen Parteifragen fremd ſind, ſobald man etwa nur die Sache der Menſchheit beſprechen wollte, würden die Redacteure der hieſigen Journale einen ſolchen Artikel mit ironiſcher Höflichkeit zurückweiſen; und da man hier nur durch die Journale oder durch ihre annoncirende Vermittlung mit dem Publicum reden kann, ſo iſt die Charte, die jedem Franzoſen die Veröffentlichung ſeiner Gedanken durch den Druck erlaubt, eine bittere Verhöhnung für geniale Denker und Weltbürger, und factiſch exiſtirt für dieſe durchaus keine Preßfreiheit: — cela n'entre pas dans l'idée de notre journal.

Vorſtehende Andeutungen befördern vielleicht das Verſtändniß mancher unbegreiflichen Erſcheinungen, und ich überlaſſe es dem deutſchen Leſer, allerlei nützliche Belehrung daraus zu ſchöpfen. Zunächſt aber mögen ſie zur Aufklärung dienen, weshalb die franzöſiſche Preſſe in Betreff der Juden von Damascus nicht ſo unbedingt ſich zu Gunſten derſelben ausſprach, wie man gewiß in Deutſchland erwartete. Ja, der Berichterſtatter der Leipziger Zeitung und der kleineren norddeutſchen Blätter hat ſich keine direkte Unwahrheit zu Schulden kommen laſſen, wenn er frohlockend referirte, daß die franzöſiſche Preſſe bei dieſer Gelegenheit keine ſonderliche Sympathie für Iſrael an den Tag legte. Aber die ehrliche Seele hütete ſich wohlweislich, den Grund dieſer Erſcheinung aufzudecken, der ganz einfach darin beſteht, daß der Präſident des Miniſter-Conſeils, Herr Thiers, von Anfang an für den Grafen Ratti-Menton, den franzöſiſchen Conſul in Damascus, Partei genommen und den Redacteuren aller Blätter, die jetzt unter ſeiner Botmäßigkeit ſtehen, in dieſer Angelegenheit ſeine Anſicht kund gegeben. Es ſind gewiß viele honnette und ſehr honnette Leute unter dieſen Journaliſten, aber ſie gehorchen jetzt mit militairiſcher Disciplin dem Commando jenes Generaliſſimus der öffentlichen Meinung, in deſſen Vorcabinet ſie ſich jeden Morgen zum Empfang der Ordre du Jour zuſammen befinden und gewiß ohne Lachen ſich einander nicht anſehen können; franzöſiſche Haruspices können ihre Lachmuskeln nicht ſo gut beherrſchen, wie die römiſchen, von denen Cicero ſpricht. In ſeinen Morgenaudienzen verſichert Herr Thiers mit der Miene der höchſten Ueberzeugung, es ſei eine ausgemachte Sache, daß die Juden Chriſtenblut am Paſchafeſte ſöffen, chacun à son goût, alle Zeugenausſagen hätten beſtätigt, daß der Rabbiner von Damascus den Pater Thomas abgeſchlachtet und ſein Blut getrunken, — das Fleiſch ſei wahrſcheinlich von geringeren Synagogenbeamten verſchmauſt worden; — da ſähen wir einen traurigen Aberglauben, einen religiöſen Fanatismus, der noch im Oriente herrſchend, während die Juden des Occidents viel humaner und aufgeklärter ſei, und mancher unter ihnen ſich durch Vorurtheilsloſigkeit und einen feinen Geſchmack auszeichne, z. B.

Herr von Rothſchild, der zwar nicht zur chriſtlichen Kirche aber deſto eifriger zur chriſtlichen Küche übergegangen und den größten Koch der Chriſtenheit, den Liebling Talleyrands, ehemaligen Biſchofs von Autun, in Dienſt genommen. — So ungefähr konnte man den Sohn der Revolution reden hören, zum größten Aerger ſeiner Frau Mutter, die manchmal roth vor Zorn wird, wenn ſie dergleichen von dem ungerathenen Sohne anhören muß, oder wenn ſie gar ſieht, wie derſelbe mit ſeinen ärgſten Feinden verkehrt, z. B. mit dem Grafen Montalembert, einem Jung-Jeſuiten, der als das thätigſte Werkzeug der ultramontanen Rotte bekannt iſt. Dieſer Anführer der ſogenannten Neokatholiken dirigirt die Zeloten-Zeitung „l'Univers," ein Blatt, welches mit eben ſo viel Geiſt wie Perfidie geſchrieben wird; auch der Graf beſitzt Geiſt und Talent, iſt jedoch ein ſeltſames Zwitterweſen von adeligem Hochmuth und romantiſcher Bigotterie, und dieſe Miſchung offenbart ſich am naivſten in ſeiner Legende von der heiligen Eliſabeth, einer ungariſchen Prinzeſſin, die er en parenthèse für ſeine Couſine erklärt, und die von ſo ſchrecklich chriſtlicher Demuth geweſen ſein ſoll, daß ſie mit ihrer frommen Zunge den räudigſten Bettlern die Schwären und den Grind leckte, ja daß ſie vor lauter Frömmigkeit ſogar ihren eignen Urin ſoff.

Nach dieſen Andeutungen begreift man jetzt ſehr leicht die illiberale Sprache jener Oppoſitionsblätter, die zu einer andern Zeit Mord und Zeter geſchrieen hätten über den im Orient neu angefachten Fanatismus, und über den Elenden, der als franzöſiſcher Conſul dort den Namen Frankreichs ſchändet.

Vor einigen Tagen hat Herr Benoit Fould auch in der Deputirtenkammer das Betragen des franzöſiſchen Conſuls von Damascus zur Sprache gebracht. Ich muß alſo zunächſt den Tadel zurücknehmen, der mir in einem meiner jüngſten Berichte gegen jenen Deputirten entſchlüpfte. Ich zweifelte nie an dem Geiſt, an den Verſtandeskräften des Herrn Fould; auch ich halte ihn für eine der größten Capazitäten der franzöſiſchen Kammer; aber ich zweifelte an ſeinem Gemüthe. Wie gern laſſe ich mich beſchämen, wenn ich den Leuten Unrecht gethan habe und ſie durch die That meinen Beſchuldigungen widerſprechen. Die Interpellation des Herrn Fould zeugte von großer Klugheit und Würde. Nur ſehr wenige Blätter haben von ſeiner Rede Auszüge gegeben; die miniſteriellen Blätter haben auch dieſe unterdrückt und die Thiers'ſchen Entgegnungen deſto ausführlicher mitgetheilt. Im Moniteur habe ich ſie geleſen. Der Ausdruck: "la religion à laquelle j'ai l'honneur d'appartenir," mußte einen Deutſchen ſehr frappiren. Die Antwort des Herrn Thiers war ein Meiſterſtück von Perfidie: durch Ausweichen, durch Verſchweigen deſſen, was er wiſſe, durch ſcheinbar ängſtliche Zurückhaltung, wußte er ſeine Gegner aufs köſtlichſte zu verdächtigen. Hörte man ihn reden, ſo konnte man am Ende wirklich glauben, das Leibgericht der Juden ſei Kapuzinerfleiſch. — Aber

nein, großer Geſchichtſchreiber und ſehr kleiner Theolog, im Morgenland eben ſo wenig wie im Abendland erlaubt das alte Teſtament ſeinen Bekennern ſolche ſchmutzige Atzung, der Abſcheu der Juden vor jedem Blutgenuß iſt ihnen ganz eigenthümlich, er ſpricht ſich aus in den erſten Dogmen ihrer Religion, in allen ihren Sanitätsgeſetzen, in ihren Reinigungsceremonien, in ihrer Grundanſchauung vom Reinen und Unreinen, in dieſer tiefſinnig cosmogoniſchen Offenbarung über die materielle Reinheit in der Thierwelt, welche gleichſam eine phyſiſche Ethik bildet und von Paulus, der ſie als eine Fabel verwarf, keineswegs begriffen worden. — Nein, die Nachkömmlinge Iſraels, des reinen auserleſenen Prieſtervolks, ſie eſſen kein Schweinefleiſch, auch keine alte Franziscaner, ſie trinken kein Blut, eben ſo wenig wie ſie ihren eigenen Urin trinken, gleich der heiligen Eliſabeth, Urmuhme des Grafen Montalembert.

Was ſich bei jener Damascener Blutfrage am betrübſamſten herausſtellte, iſt die Unkenntniß der morgenländiſchen Zuſtände, die wir bei dem jetzigen Präſidenten des Conſeils bemerken, eine brillante Unwiſſenheit, die ihn einſt zu den bedenklichſten Mißgriffen verleiten dürfte, wenn nicht mehr jene kleine ſyriſche Blutfrage, ſondern die weit größere Weltblutfrage, jene fatale, verhängnißvolle Frage, welche wir die orientaliſche nennen, eine Löſung oder Anſtalten zur Löſung erfordern möchte. Das Urtheil des Herrn Thiers iſt gewöhnlich richtig, aber ſeine Prämiſſen ſind oft ganz falſch, ganz aus der Luft gegriffen, Phantasmen, ausgeheckt im fanatiſchen Sonnenbrand der Klöſter des Libanons und ähnlicher Spelunken des Aberglaubens. Die ultramontane Partei liefert ihm ſeine Emiſſäre, und dieſe berichten ihm Wunderdinge über die Macht der römiſch-katholiſchen Chriſten im Oriente, während doch eine Schilderhebung jener miſerablen Lateiner wahrhaftig keinen türkiſchen Hund aus ſeinem fataliſtiſchen Ofenloch locken würde. Herr Thiers meint, daß Frankreich, der traditionelle Glaubensvogt jener Lateiner, einſt durch ſie die Oberhand im Orient gewinnen könne. Da ſind die Engländer viel beſſer unterrichtet; ſie wiſſen, daß dieſe armſeligen Nachzügler des Mittelalters, die in der Civiliſation mehre Jahrhunderte zurückgeblieben, noch viel verſunkener ſind, als ihre Herren, die Türken, und daß vielmehr die Bekenner des griechiſchen Symbols beim Sturz des osmaniſchen Reiches, und noch vorher, den Ausſchlag geben könnten. Das Oberhaupt dieſer griechiſchen Chriſten iſt nicht der arme Schelm, der den Titel Patriarch von Konſtantinopel führt, und deſſen Vorgänger dort ſchmachvoll zwiſchen zwei Hunden aufgehängt worden — nein, ihr Oberhaupt iſt der allmächtige Czar von Rußland, der Kaiſer und Papſt aller Bekenner des allein heiligen, orthodoxen, griechiſchen Glaubens; — er iſt ihr geharniſchter Meſſias, der ſie befreien ſoll vom Joch der Ungläubigen, der Kanonendonnergott, der einſt ſein Siegesbanner aufpflanzen werde auf die Thürme der großen Moſchee von Byzanz — ja, das iſt ihr poli-

tiſcher, wie ihr religiöſer Glaube, und ſie träumen eine ruſſiſch-griechiſch-orthodoxe Weltherrſchaft, die von dem Bosporus aus über Europa, Aſien und Afrika ihre Arme ausbreiten werde. — Und was das Schrecklichſte iſt, dieſer Traum iſt keine Seifenblaſe, die ein Windzug vernichtet, es lauert darin eine Möglichkeit, die verſteinernd uns angrinſt, wie das Haupt der Meduſa!

Die Worte Napoleons auf Sanct-Helena, daß in baldiger Zukunft die Welt eine amerikaniſche Republik oder eine ruſſiſche Univerſalmonarchie ſein werde, ſind eine ſehr entmuthigende Prophezeiung. Welche Ausſicht! Günſtigen Falls als Republikaner vor monotoner Langeweile ſterben! Arme Enkel!

Ich habe oben erwähnt, wie die Engländer viel beſſer als die Franzoſen über alle orientaliſchen Zuſtände unterrichtet ſind. Mehr als je wimmelt es in der Levante von britiſchen Agenten, die über jeden Beduinen, ja über jedes Kameel, das durch die Wüſte zieht, Erkundigungen einziehen. Wie viel Zechinen Mehemet Ali in der Taſche, wie viel Gedärme dieſer Vicekönig von Aegypten im Bauche hat, man weiß es ganz genau in den Bureaux von Downingſtreet. Hier glaubt man nicht den Mirakelhiſtörchen frommer Schwärmer; hier glaubt man nur an Thatſachen und Zahlen. Aber nicht blos im Orient, auch im Occident hat England ſeine zuverläſſigſten Agenten, und hier begegnen wir nicht ſelten Leuten, die mit ihrer geheimen Miſſion auch die Correſpondenz für Londoner ariſtokratiſche oder miniſterielle Blätter verbinden; letztere ſind darum nicht minder gut unterrichtet. Bei der Schweigſamkeit der Briten erfährt das Publicum ſelten das Gewerbe jener geheimen Berichterſtatter, die ſelbſt den höchſten Staatsbeamten Englands unbekannt bleiben; nur der jedesmalige Miniſter der äußern Angelegenheiten kennt ſie, und überliefert dieſe Kenntniß ſeinem Nachfolger. Der Banquier im Ausland, der einem engliſchen Agenten irgend eine Auszahlung zu machen hat, erfährt nie ſeinen Namen, er erhält nur die Ordre, den Betrag einer angegebenen Summe derjenigen Perſon auszuzahlen, die ſich durch Vorzeigen einer Karte, worauf nur eine Nummer ſteht, legitimiren werde.

Spätere Notiz. (Mai 1854.)

Der vorſtehende Bericht iſt von der Redaction der Allgemeinen Zeitung nicht aufgenommen worden, und wir drucken ihn hier nach alten Brouillons, die der Zufall erhalten. Indem aus dieſem Berichte hervorgeht, wie unverdient die Rüge war, welche ein früherer Artikel über den Deputirten Benoit Fould ausſprach, zeigen wir, wie wenig es uns zu jener Zeit einfiel, in jenem Artikel eine Ungerechtigkeit zu begehen. Es kam uns damals ebenfalls nicht

in den Sinn, die perſönliche Erſcheinung des erwähnten Deputirten zu verunglimpfen, und zu dieſem Behufe ein Spottwort des Nationals zu citiren. Schwärmeriſche Freunde des Herrn Benoit Fould (und welcher reiche Mann beſäße nicht einen Schwarm von Freunden, die für ihn ſchwärmen!) behaupteten zwar zu jener Zeit, am Schluſſe eines Artikels in der Allgemeinen Zeitung, der meine Chiffer trage und alſo meiner Autorſchaft zugeſchrieben werden müſſe, hätten ſie eine boshafte Citation aus dem National geleſen, welche den Generaladvokaten Hebert und Herrn Benoit Fould betreffe und dahin laute, „daß letzterer der einzige geweſen, der dem Generaladvokaten in der Kammer die Hand gereicht habe und daß er ſelber wie der Discours eines accusateur public ausſähe!“ Wahrlich, einen ſehr ſchwächlichen Begriff von meinem Geiſte und meiner Vernunft hegen jene guten Leute, welche glauben konnten, daß ich einen Angriff auf einen Mann wie B. Fould wagen würde, wenn ich meine Pfeile dem albernen Köcher des Nationals entlehnen müßte! Eine ſolche Annahme war wirklich beleidigend für den Verfaſſer der Reiſebilder! Nein, jene Citation, jene Miſère, floß nicht aus meiner Feder, und gar in Bezug auf Herrn Hebert hätte ich mir keine Ungezogenheit damals erlaubt, aus ganz begreiflichen Gründen. Ich wollte nie mit der ſchrecklichen Perſon eines Generaladvocaten, deſſen discretionaire Befugniſſe ſelbſt die des Miniſters übertrafen, etwas zu ſchaffen haben; es giebt Perſonen, die man gar nicht erwähnen muß, wenn man nicht ſpeciell das Metier eines Demagogen treibt und nach dem Ruhm des Eingeſperrtwerden ſchmachtet. Ich ſage dieſes jetzt, wo eine ſolche Erklärung von meinen muthigen und kampfluſtigen Commilitonen nicht mißdeutet werden kann. Zur Zeit wo der Artikel mit der läppiſchen Citation aus dem National erſchien, enthielt ich mich jeder Erläuterung; ich durfte Niemanden das Recht einräumen, mich über einen Artikel zur Rede zu ſtellen, der anonym erſchienen und nur eine Chiffer an der Stirn trug, womit nicht ich, ſondern die Redaction meine Artikel zu bezeichnen pflegte, um adminiſtrativen Bedürfniſſen zu begegnen, um z. B. die Comptabilität zu erleichtern, keineswegs aber um einem verehrungswürdigen Publico, wie eine leicht errathbare Charade, den Namen des Verfaſſers sub rosa zuzuflüſtern. Da nur die Redaction und nicht der eigentliche Verfaſſer für jeden anonymen Artikel verantwortlich bleibt; da die Redaction gezwungen iſt, das Journal ſowohl der tauſendköpfigen Leſerwelt, als auch manchen ganz kopfloſen Behörden gegenüber, zu vertreten; da ſie mit unzähligen Hinderniſſen, materiellen und moraliſchen täglich zu kämpfen hat: ſo muß ihr wohl die Erlaubniß anheim geſtellt werden, jeden Artikel, den ſie aufnimmt, ihren jedesmaligen Tagesbedürfniſſen anzumodeln, nach Gutdünken durch Ausmerzen, Ausſcheiden, Hinzufügen und Umänderungen jeder Art den Artikel druckbar zu machen, und gehe auch dabei die gute Geſinnung und der noch beſſere Stil des Verfaſ-

ſers ſehr bedenklich in die Krümpe. Ein in jeder Hinſicht politiſcher Schriftſteller muß der Sache wegen, die er verficht, der rohen Nothwendigkeit, manche bittere Zugeſtändniſſe machen. Es gibt obſcure Winkelblätter genug, worin wir unſer ganzes Herz mit allen ſeinen Zornbränden ausſchütten könnten — aber ſie haben nur ein ſehr dürftiges und einflußloſes Publicum, und es wäre eben ſo gut, als wenn wir in der Bierſtube oder im Kaffeehauſe vor den reſpectiven Stammgäſten ſchwadronirten, gleich andern großen Patrioten. Wir handeln weit klüger, wenn wir unſre Gluth mäßigen, und mit nüchternen Worten, wo nicht gar unter einer Maske, in einer Zeitung uns ausſprechen, die mit Recht eine Allgemeine Weltzeitung genannt wird, und vielen hunderttauſend Leſern in allen Landen belehrſam zu Händen kommt. Selbſt in ſeiner troſtloſen Verſtümmlung kann hier das Wort gedeihlich wirken; die nothdürftigſte Andeutung wird zuweilen zu erſprießlicher Saat in unbekanntem Boden. Beſeelte mich nicht dieſer Gedanke, ſo hätte ich mir wahrlich nie die Selbſtfortur angethan, für die Allgemeine Zeitung zu ſchreiben. Da ich von dem Treuſinn und der Redlichkeit jenes innigſt geliebten Jugendfreundes und Waffenbruders, der die Redaction der Zeitung leitet, zu jeder Zeit unbedingt überzeugt war, ſo konnte ich mir auch wohl manche erſchreckliche Nachqual der Umarbeitung und Verballhornung meiner Artikel gefallen laſſen; — ſah ich doch immer die ehrlichen Augen des Freundes, welcher dem Verwundeten zu ſagen ſchien: liege ich denn etwa auf Roſen? Dieſer wackere Kämpe der deutſchen Preſſe, der ſchon als Jüngling für ſeine liberalen Ueberzeugungen Noth und Kerker erduldet hat, er, der für die Verbreitung von gemeinnützlichem Wiſſen, dem beſten Emancipationsmittel, und überhaupt für das politiſche Heil ſeiner Mitbürger ſo viel gethan, viel mehr gethan, als Tauſende von bramarbaſirenden Maulhelden — er ward von dieſen als ſervil verſchrien, und die „Augsburger Hure“ war der Schmähname, womit der Pöbel der Radicalen die Allgemeine Zeitung immer titulirte. —

Doch ich gerathe hier in eine Stimmung, die mich zu weit führen könnte. Ich begnüge mich damit, hier flüchtig angedeutet zu haben, von welcher Art die Unfreiheit war, die ich höherer vaterländiſcher Rückſichten wegen ertrug, wenn ich für die Allgemeine Zeitung ſchrieb. In dieſer Beziehung begegnete ich mancher Mißdeutung, ſelbſt in Sphären, wo Intelligenz zu herrſchen pflegte. Eine ſolche war z. B. die oben bezeichnete Citation aus dem National, die man mir fälſchlich zuſchrieb. Da ich nicht gern unſchuldig leide, ſo gerieth ich am Ende auf den unſeligen Gedanken, das Majeſtätsverbrechen, deſſen man mich beſchuldigte, einmal wirklich zu begehen, und bei Gelegenheit der Wahlen zu Tarbes mußte der Deputirte der Hautes-Pyrénées meinen Unmuth entgelten. Da ich jedes Unrecht am Ende ſelbſt eingeſtehe, ſo will ich zu meiner eigenen Beſchämung hier erwähnen, daß der Mann, dem ich jede Capacität

abſprach, ſich bald darauf als ein Staatsmann von höchſter Bedeutung auszeichnete. Ich freute mich darüber.

12.

Paris, den 12. Juni 1840.

Der Ritter Spontini bombardirt in dieſem Augenblicke die armen Pariſer mit Briefen, um zu jedem Preis das Publicum an ſeine verſchollene Perſon zu erinnern. Es liegt in dieſem Augenblick ein Circular vor mir, das er an alle Zeitungsredactoren ſchickt, und das keiner drucken will aus Pietät für den geſunden Menſchenverſtand und Spontini's alten Namen. Das Lächerliche grenzt hier ans Sublime. Dieſe peinliche Schwäche, die ſich im barockeſten Stil ausſpricht oder vielmehr ausärgert, iſt eben ſo merkwürdig für den Arzt wie für den Sprachforſcher. Erſterer gewahrt hier das traurige Phänomen einer Eitelkeit, die im Gemüth immer wüthender auflodert, je mehr die edlern Geiſteskräfte darin erlöſchen; der andere aber, der Sprachforſcher, ſieht, welch ein ergötzlicher Jargon entſteht, wenn ein ſtarrer Italiener, der in Frankreich nothdürftig etwas Franzöſiſch gelernt hat, dieſes ſogenannte Italiener-Franzöſiſch während eines fünfundzwanzigjährigen Aufenthalts in Berlin ausbildete, ſo daß das alte Kauderwälſch mit ſarmatiſchen Barbarismen gar wunderlich geſpickt ward. Das Circular iſt vom Februar datirt, ward aber neuerdings wieder hergeſchickt, weil Signor Spontini hört, daß man hier ſein berühmtes Werk wieder aufführen wolle, welches nichts als eine Falle ſei — eine Falle, die er benutzen will, um hierher berufen zu werden. Nachdem er nämlich gegen ſeine Feinde pathetiſch declamirt hat, ſetzt er hinzu: Et voilà justement le nouveau piége que je crois avoir deviné, et ce qui me fait un inférieux devoir de m'opposer, me trouvant absent, à la remise en scène de mes opéras sur le théâtre de l'académie royale de musique, à moins que je ne sois officiellement engagé moi-même par l'administration, *sous la garantie du Ministère de l'Intérieur*, à me rendre à Paris, pour aider de mes conseils créateurs les artistes (la tradition de mes opéras étant perdue) pour assister aux répétitions et contribuer au succès de la *Vestale*, puisque c'est d'elle qu'il s'agit. Das iſt noch die einzige Stelle, in dieſen Spontiniſchen Sümpfen, wo feſter Boden; die Pfiffigkeit ſtreckt hier ihre länglichen Ohren hervor. Der Mann will durchaus Berlin verlaſſen, wo er es nicht mehr aushalten kann, ſeitdem die Meyerbeer'ſchen Opern dort gegeben werden, und vor einem Jahr kam er auf einige Wochen hierher und lief von Morgen bis Mitternacht zu allen Perſonen von Einfluß, um ſeine Berufung nach Paris zu betreiben. Da die meiſten Leute hier ihn für längſt

verſtorben hielten, ſo erſchraken ſie nicht wenig ob ſeiner plötzlichen geiſterhaften Erſcheinung. Die ränkevolle Behendigkeit dieſer todten Gebeine hatte in der That etwas Unheimliches. Hr. Duponchel, der Director der großen Oper, ließ ihn gar nicht vor ſich und rief mit Entſetzen: „Dieſe intriguante Mumie mag mir vom Leibe bleiben; ich habe bereits genug von den Intriguen der Lebenden zu erdulden!" Und doch hatte Hr. Moritz Schleſinger, Verleger der Meyerbeer'ſchen Opern—denn durch dieſe gute, ehrliche Seele ließ der Ritter ſeinen Beſuch bei Hrn. Duponchel voraus ankündigen—alle ſeine glaubwürdige Beredtſamkeit aufgeboten, um ſeinen Empfohlenen im beſten Lichte darzuſtellen. In der Wahl dieſer empfehlenden Mittelsperſon bekundete Herr Spontini ſeinen ganzen Scharfſinn. Er zeigte ihn auch bei andern Gelegenheiten; z. B. wenn er über Jemand raiſonnirte, ſo geſchah es gewöhnlich bei deſſen intimſten Freunden. Den franzöſiſchen Schriftſtellern erzählte er, daß er in Berlin einen deutſchen Schriftſteller feſtſetzen laſſen, der gegen ihn geſchrieben. Bei den franzöſiſchen Sängerinnen beklagte er ſich über deutſche Sängerinnen, die ſich nicht bei der Berliner Oper engagiren wollten, wenn man ihnen nicht contractlich zugeſtand, daß ſie in keiner Spontiniſchen Oper zu ſingen brauchten!

Aber er will durchaus hierher; er kann es nicht mehr aushalten in Berlin, wohin er, wie er behauptet, durch den Haß ſeiner Feinde verbannt worden, und wo man ihm dennoch keine Ruhe laſſe. Dieſer Tage ſchrieb er an die Redaction der France musicale: ſeine Feinde begnügten ſich nicht, daß ſie ihn über den Rhein getrieben, über die Weſer, über die Elbe; ſie möchten ihn noch weiter verjagen, über die Weichſel, über den Niemen! Er findet große Aehnlichkeit zwiſchen ſeinem Schickſal und dem Napoleon'ſchen. Er dünkt ſich ein Genie, wogegen ſich alle muſikaliſchen Mächte verſchworen. Berlin iſt ſein Sanct Helena und Rellſtab ſein Hudſon Lowe. Jetzt aber müſſe man ſeine Gebeine nach Paris zurückkommen laſſen und im Invalidenhauſe der Tonkunſt, in der Académie royale de Musique, feierlich beiſetzen. —

Das Alpha und Omega aller Spontiniſchen Beklagniſſe iſt Meyerbeer. Als mir hier in Paris der Ritter die Ehre ſeines Beſuches ſchenkte, war er unerſchöpflich an Geſchichten, die geſchwollen von Gift und Galle. Er kann die Thatſache nicht abläugnen, daß der König von Preußen unſern großen Giacomo mit Ehrenbezeugungen überhäuft, und darauf bedacht iſt, denſelben mit hohen Aemtern und Würden zu betrauen, aber er weiß dieſer königlichen Huld die ſchnödeſten Motive anzudichten. Am Ende glaubt er ſelbſt ſeine eignen Erfindungen, und mit einer Miene der tiefſten Ueberzeugung verſicherte er mir: als er einſt bei Sr. Majeſtät dem König geſpeiſt, habe Allerhöchſt derſelbe nach der Tafel mit heiterer Offenherzigkeit geſtanden, daß er den Meyerbeer um jeden Preis an Berlin feſſeln wolle, damit dieſer Millionair

ſein Vermögen nicht im Auslande verzehre. Da die Muſik, die Sucht, als Operncomponiſt zu glänzen, eine bekannte Schwäche des reichen Mannes ſei, ſuche er, der König, dieſe ſchwache Seite zu benutzen, um den Ehrgeizigen durch Auszeichnungen zu ködern. — Es iſt traurig, ſoll der König hinzugeſetzt haben, daß ein vaterländiſches Talent, das ein ſo großes, faſt geniales Vermögen beſitzt, in Italien und Paris ſeine guten preußiſchen harten Thaler vergeuden mußte, um als Componiſt gefeiert zu werden — „was man für Geld haben kann, iſt auch bei uns in Berlin zu haben, auch in unſern Treibhäuſern wachſen Lorbeerbäume für den Narren, der ſie bezahlen will, auch unſre Journaliſten ſind geiſtreich und lieben ein gutes Frühſtück oder gar ein gutes Mittageſſen, auch unſre Eckenſteher und ſaure-Gurkenhändler haben zum Beifallklatſchen ebenſo derbe Hände wie die Pariſer Claque — ja wenn unſre Tagediebe, ſtatt in der Tabagie, ihre Abende im Opernhauſe zubrächten, um die Hugenotten zu applaudiren, würde auch ihre Ausbildung dadurch gewinnen — die niedern Klaſſen müſſen ſittlich und äſthetiſch gehoben werden, und die Hauptſache iſt, daß Geld unter die Leute komme, zumal in der Hauptſtadt. —" Solcherweiſe, verſicherte Spontini, habe ſich ſeine Majeſtät geäußert, um ſich gleichſam zu entſchuldigen, daß er ihn, den Verfaſſer der Veſtalin, dem Meyerbeer ſacrificire. Als ich bemerkte, daß es im Grunde ſehr löblich ſei, wenn ein Fürſt ein ſolches Opfer bringe, um den Wohlſtand ſeiner Hauptſtadt zu fördern — da fiel mir Spontini in die Rede: O, Sie irren ſich, der König von Preußen protegirt die ſchlechte Muſik nicht aus ſtaatsökonomiſchen Gründen, ſondern vielmehr weil er die Tonkunſt haßt, und wohl weiß, daß ſie zu Grunde gehen muß durch Beiſpiel und Leitung eines Mannes, der ohne Sinn für Wahrheit und Adel nur der rohen Menge ſchmeicheln will.

Ich konnte nicht umhin, dem hämiſchen Italiener offen zu geſtehen, daß es nicht klug von ihm ſei, dem Nebenbuhler alles Verdienſt abzuſprechen. — Nebenbuhler! rief der Wüthende, und wechſelte zehnmal die Farbe, bis endlich die gelbe wieder die Oberhand behielt — dann aber ſich faſſend, frug er mit höhniſchem Zähneflettſchen: Wiſſen Sie ganz gewiß, daß Meyerbeer wirklich der Componiſt der Muſik iſt, die unter ſeinem Namen aufgeführt wird? Ich ſtutzte nicht wenig ob dieſer Tollhausfrage, und mit Erſtaunen hörte ich, Meyerbeer habe in Italien einigen armen Muſikern ihre Compoſitionen abgekauft, und daraus Opern verfertigt, die aber durchgefallen ſeien, weil der Quark, den man ihm geliefert, gar zu miſerabel war. Später habe er von einem talentvollen Abbate zu Venedig etwas beſſeres erſtanden, welches er dem Crociato einverleibte. Er beſitze auch Weber's hinterlaſſene Manuſcripte, die er der Wittwe abgeſchwatzt, und woraus er gewiß ſpäter ſchöpfen werde. Robert le Diable und die Hugenotten ſeien größtentheils die Production eines Franzoſen, welcher Gouin heiße und herzlich gern unter Meyer-

beer's Namen ſeine Opern zur Aufführung bringe, um nicht ſein Amt eines Chef de Bureau an der Poſt einzubüßen, da ſeine Vorgeſetzten gewiß ſeinem adminiſtrativen Eifer mißtrauen würden, wenn ſie wüßten, daß er ein träumeriſcher Componiſt; die Philiſter halten praktiſche Funktionen für unvereinbar mit artiſtiſcher Begabniß, und der Poſtbeamte Gouin iſt klug genug, ſeine Autorſchaft zu verſchweigen und allen Weltruhm ſeinem ehrgeizigen Freund Meyerbeer zu überlaſſen. Daher die innige Verbindung beider Männer, deren Intereſſen ſich eben ſo innig ergänzen. Aber ein Vater bleibt immer Vater, und dem Freund Gouin liegt das Schickſal ſeiner Geiſteskinder beſtändig am Herzen; die Details der Aufführung und des Erfolgs von Robert le Diable und den Hugenotten nehmen ſeine ganze Thätigkeit in Anſpruch, er wohnt jeder Probe bei, er unterhandelt beſtändig mit dem Operndirektor, mit den Sängern, den Tänzern, dem Chef de Claque, den Journaliſten; er läuft mit ſeinen Thranſtiefeln ohne Lederſtrippen von Morgens bis Abends nach allen Zeitungsredactionen, um irgend ein Reclam zu Gunſten der ſogenannten Meyerbeer'ſchen Opern anzubringen, und ſeine Unermüdlichkeit ſoll Jeden in Erſtaunen ſetzen.

Als mir Spontini dieſe Hypotheſe mittheilte, geſtand ich, daß ſie nicht aller Wahrſcheinlichkeit ermangle, und daß, obgleich das vierſchrötige Aeußere, das ziegelrothe Geſicht, die kurze Stirn, das ſchmierig ſchwarze Haar des erwähnten Herrn Gouin vielmehr an einen Ochſenzüchter oder Viehmäſter, als an einen Thnkünſtler erinnere, dennoch in ſeinem Benehmen manches vorkomme, das ihn in den Verdacht bringe, der Autor der Meyerbeer'ſchen Opern zu ſein. Es paſſirt ihm manchmal, daß er Robert le Diable oder die Hugenotten „unſere Oper" nennt. Es entſchlüpfen ihm Redensarten wie: „wir haben heute eine Repetition" — „wir müſſen eine Arie abkürzen." Auch iſt es ſonderbar, bei keiner Vorſtellung jener Opern fehlt Herr Gouin, und wird eine Bravourarie applaudirt, vergißt er ſich ganz, und verbeugt ſich nach allen Seiten, als wolle er dem Publico danken. Ich geſtand dieſes alles dem grimmigen Italiener, aber dennoch fügte ich hinzu, trotzdem daß ich mit eigenen Augen dergleichen bemerkt, halte ich Herrn Gouin nicht für den Autor der Meyerbeer'ſchen Opern; ich kann nicht glauben, daß Herr Gouin die Hugenotten und Robert le Diable geſchrieben habe; iſt es aber doch der Fall, ſo muß gewiß die Künſtlereitelkeit am Ende die Oberhand gewinnen, und Herr Gouin wird öffentlich die Autorſchaft jener Opern für ſich vindiciren.

Nein, erwiederte der Italiener mit einem unheimlichen Blick, der ſtechend wie ein blankes Stilet, dieſer Gouin kennt zu gut ſeinen Meyerbeer, als daß er nicht wüßte, welche Mittel ſeinem ſchrecklichen Freunde zu Gebote ſtehen, um jemand zu beſeitigen, der ihm gefährlich iſt. Er wäre capabel, unter dem Vorwande, ſein armer Gouin ſei verrückt geworden, denſelben auf ewig in

Charenton einsperren zu lassen, und der arme Schelm dürfte noch froh sein, mit dem Leben davon zu kommen. Alle, die jenem Ehrgeizling hindernd im Wege stehen, müssen weichen. Wo ist Weber? wo Bellini? Hum! Hum!

Dieses hum! hum! war trotz aller unverschämten Bosheit so drollig, daß ich nicht ohne Lachen die Bemerkung machte: Aber Sie Maestro, Sie sind noch nicht aus dem Wege geräumt, auch nicht Donizetti, oder Mendelssohn, oder Rossini, oder Halevy. — Hum! Hum! war die Antwort, Hum! Hum! Halevy genirt seinen Confrater nicht, und dieser würde ihn sogar dafür bezahlen, daß er nur existire, als ungefährlicher Scheinrival, und von Rossini weiß er, durch seine Späher, daß derselbe keine Note mehr componirt — auch hat Rossini's Magen schon genug gelitten, und er berührt kein Piano, um nicht Meyerbeers Argwohn zu erregen. Hum! Hum! Aber gottlob! nur unsere Leiber können getödtet werden, nicht unsere Geisteswerke; diese werden in ewiger Frische fortblühen, während mit dem Tode jenes Cartouche der Musik auch seine Unsterblichkeit ein Ende nimmt, und seine Opern ihm folgen ins stumme Reich der Vergessenheit!

Nur mit Mühe zügelte ich meinen Unwillen, als ich hörte, mit welcher frechen Gringschätzung der welsche Neidhardt von dem großen hochgefeierten Meister sprach, welcher der Stolz Deutschlands und die Wonne des Morgenlandes ist, und gewiß als der wahre Schöpfer von Robert le Diable und den Hugenotten betrachtet und bewundert werden muß! Nein, so etwas Herrliches hat kein Gouin componirt! Bei aller Verehrung für den hohen Genius, wollen freilich zuweilen bedenkliche Zweifel in mir aufsteigen in Betreff der Unsterblichkeit dieser Meisterwerke nach dem Ableben des Meisters, aber in meiner Unterredung mit Spontini gab ich mir doch die Miene, als sei ich überzeugt von ihrer Fortdauer nach dem Tode, und um den boshaften Italiener zu ärgern, machte ich ihm im Vertrauen eine Mittheilung, woraus er ersehen konnte, wie weitsichtig Meyerbeer für das Gedeihen seiner Geisteskinder bis über das Grab hinaus gesorgt hat. Diese Fürsorge, sagte ich, ist ein psychologischer Beweis, daß nicht Herr Gouin, sondern der große Giacomo der wirkliche Vater sei. Derselbe hat nämlich in seinem Testament zu Gunsten seiner musikalischen Geisteskinder gleichsam ein Fideicommis gestiftet, indem er jedem ein Capital vermachte, dessen Zinsen dazu bestimmt sind, die Zukunft der armen Waisen zu sichern, so daß auch nach dem Hinscheiden des Herrn Vaters die gehörigen Popularitätsausgaben, der eventuelle Aufwand von Flitterstaat, Claque, Zeitungslob u. s. w., bestritten werden können. Selbst für das noch ungeborne Propheichen soll der zärtliche Erzeuger die Summe von 150,000 Thaler Preuß. Court. ausgesetzt haben. Wahrlich, noch nie ist ein Prophet mit einem so großen Vermögen zur Welt gekommen; der Zimmermannssohn von Bethlehem und der Kameeltreiber von Mekka waren nicht so

begütert. Robert le Diable und die Hugenotten ſollen minder reichlich dotirt ſein; ſie können vielleicht auch einige Zeit vom eigenen Fette zehren, ſo lange für Decorationspracht und üppige Balletbeine geſorgt iſt; ſpäter werden ſie Zulage bedürfen. Für den Crociato dürfte die Dotation nicht ſo glänzend ausfallen; mit Recht zeigt ſich hier der Vater ein Bischen knickerig, und er klagt, der lockere Fant habe ihm einſt in Italien zu viel gekoſtet; er ſei ein Verſchwender. Deſto großmüthiger bedenkt Meyerbeer ſeine unglückliche, durchgefallene Tochter Emma de Rosburgo; ſie ſoll jährlich in der Preſſe wieder aufgeboten werden, ſie ſoll eine neue Ausſtattung bekommen, und erſcheint in einer Prachtausgabe von Satin-Velin; für verkrüppelte Wechſelbälge ſchlägt immer am treueſten das liebende Herz der Eltern. Solcherweiſe ſind alle Meyerbeer'ſchen Geiſteskinder gut verſorgt, ihre Zukunft iſt veraſſecurirt für alle Zeiten. —

Der Haß verblendet ſelbſt die Klügſten, und es iſt kein Wunder, daß ein leidenſchaftlicher Narr wie Spontini, meine Worte nicht ganz bezweifelte. — Er rief aus: O! er iſt alles fähig! Unglückliche Zeit! Unglückliche Welt!

Ich ſchließe hier, da ich ohnehin heute ſehr tragiſch geſtimmt bin und trübe Todesgedanken über meinen Geiſt ihre Schatten werfen. Heute hat man meinen armen Sakoski begraben, den berühmten Lederkünſtler — denn die Benennung Schuſter iſt zu gering für einen Sakoski. Alle marchands bottiers und fabricants de chaussures von Paris folgten ſeiner Leiche. Er ward acht und achtzig Jahre alt, und ſtarb an einer Indigeſtion. Er lebte weiſe und glücklich. Wenig bekümmerte er ſich um die Köpfe, aber deſto mehr um die Füße ſeiner Zeitgenoſſen. Möge die Erde dich eben ſo wenig drücken, wie mich deine Stiefel!

13.

Paris, den 3. Juli 1840.

Für einige Zeit haben wir Ruhe, wenigſtens vor den Deputirten und Fortepianoſpielern, den zwei ſchrecklichen Landplagen, wovon wir den ganzen Winter bis tief ins Frühjahr ſo viel erdulden müſſen. Das Palais Bourbon und die Salons der H. H. Erard und Herz ſind mit dreifachen Schlöſſern verriegelt. Gottlob, die politiſchen und muſikaliſchen Virtuoſen ſchweigen! Die Paar Greiſe, die im Luxembourg ſitzen, murmeln immer leiſer, oder nicken ſchlaftrunken ihre Einwilligung zu den Beſchlüſſen der jüngern Kammer. Ein paarmal vor einigen Wochen machten die alten Herren eine verneinende Kopfbewegung, die man als bedrohlich für das Miniſterium auslegte; aber ſie meinten es nicht ſo ernſthaft. Herr Thiers hat nichts weniger

als einen bedeutenden Widerſpruch von Seiten der Pairskammer zu erwarten. Auf dieſe kann er noch ſicherer zählen, als auf ſeine Schildhalter in der Deputirtenkammer, obgleich er auch letztere mit gar ſtarken Banden und Bändchen, mit rhetoriſchen Blumenketten und vollwichtigen Goldketten, an ſeine Perſon gefeſſelt hat!

Der große Kampf dürfte jedoch nächſten Winter hervorbrechen, nämlich wenn Herr Guizot, der ſeinen Geſandtſchaftspoſten aufgeben wird, von London zurückkehrt und ſeine Oppoſition gegen Herrn Thiers aufs neue eröffnet. Dieſe beiden Nebenbuhler haben ſchon frühe begriffen, daß ſie zwar einen kurzen Waffenſtillſtand ſchließen, aber nimmermehr ihren Zweikampf ganz aufgeben können. Mit dem Ende deſſelben findet vielleicht auch das ganze parlamentariſche Gouvernement in Frankreich ſeinen Abſchluß.

Herr Guizot beging einen großen Fehler, als er an der Coalition Theil nahm. Er hat ſpäter ſelber eingeſtanden, daß es ein Fehler geweſen, und gewiſſermaßen um ſich zu rehabilitiren, ging er nach London: er wollte das Vertrauen der auswärtigen Mächte, das er in ſeiner Stellung als Oppoſitionsmann eingebüßt hatte, in ſeiner diplomatiſchen Laufbahn wiedergewinnen; denn er rechnet darauf, daß am Ende, bei der Wahl eines Conſeilpräſidenten in Frankreich, wieder der fremdländiſche Einfluß obſiegen werde. Vielleicht rechnet er zugleich auf einige einheimiſche Sympathien, deren Herr Thiers allmählig verluſtig gehen würde, und die ihm, dem geliebten Guizot, zufloſſen. Böſe Zungen verſichern mir, die Doctrinaire bildeten ſich ein, man liebe ſie ſchon jetzt. So weit geht die Selbſtverblendung ſelbſt bei den geſcheiteſten Leuten! Nein, Herr Guizot, wir ſind noch nicht dahin gekommen, Sie zu lieben; aber wir haben auch noch nicht aufgehört, Sie zu verehren. Trotz all unſrer Liebhaberei für den beweglich brillanten Nebenbuhler haben wir dem ſchweren, trüben Guizot nie unſre Anerkenntniß verſagt; es iſt etwas Sicheres, Haltbares, Gründliches in dieſem Manne, und ich glaube, die Intereſſen der Menſchheit liegen ihm am Herzen.

Von Napoleon iſt in dieſem Augenblick keine Rede mehr; hier denkt niemand mehr an ſeine Aſche, und das iſt eben ſehr bedenklich. Denn die Begeiſterung, die durch das beſtändige Geträtſche am Ende in eine ſehr beſcheidene Wärme übergegangen war, wird nach fünf Monden, wenn der kaiſerliche Leichenzug anlangt, mit erneueten Bränden aufflammen. Werden alsdann die emporſprühenden Funken großen Schaden anſtiften? Es hängt Alles von der Witterung ab. Vielleicht, wenn die Winterkälte frühe eintritt und viel Schnee fällt, wird der Todte ſehr kühl begraben.

14.

Paris, den 25. Juli 1840.

Auf den hieſigen Boulevards-Theatern wird jetzt die Geſchichte Bürger's, des deutſchen Poeten, tragirt; da ſehen wir, wie er die Leonore dichtend, im Mondſchein ſitzt und ſingt: hurrah! les morts vont vite — mon amour, crains-tu les morts? Das iſt wahrhaftig ein guter Refrain, und wir wollen ihn unſerm heutigen Berichte voranſtellen, und zwar in nächſter Beziehung auf das franzöſiſche Miniſterium. — Aus der Ferne ſchreitet die Leiche des Rieſen von Sanct-Helena immer bedrohlich näher, und in einigen Tagen öffnen ſich auch die Gräber hier in Paris und die unzufriedenen Gebeine der Juliushelden ſteigen hervor und wandern nach dem Baſtillenplatz, der furchtbaren Stätte, wo die Geſpenſter von Anno 89 noch immer ſpuken . . . Les morts vont vite — mon amour, crains-tu les morts?

In der That, wir ſind ſehr beängſtigt wegen der bevorſtehenden Juliustage, die dieſes Jahr ganz beſonders pomphaft, aber, wie man glaubt, zum letztenmal gefeiert werden; nicht alle Jahr kann ſich die Regierung ſolche Schreckenslaſt aufbürden. Die Aufregung wird dieſer Tage größer ſein, je wahlverwandter die Töne ſind, die aus Spanien herüber klingen, und je greller die Details des Barceloner Aufſtandes, wo ſogenannte Elende bis zur gröbſten Beleidigung der Majeſtät ſich vergaßen.

Während im Weſten der Succeſſionskrieg beendigt und der eigentliche Revolutionskrieg beginnt, verwickeln ſich die Angelegenheiten des Orients in einen unauflöslichen Knäuel. Die Revolte in Syrien ſetzt das franzöſiſche Miniſterium in die größte Verlegenheit. Auf der einen Seite will es mit all ſeinem Einfluß die Macht des Paſcha von Aegypten unterſtützen, auf der andern Seite darf es die Maroniten, die Chriſten auf dem Berg Libanon, welche die Fahne der Empörung aufpflanzten, nicht ganz desavouiren; — denn dieſe Fahne iſt ja die franzöſiſche Tricolore; die Rebellen wollen ſich durch letztere als Angehörige Frankreichs bekunden, und ſie glauben, daß dieſes nur ſcheinbar den Mehemet Ali unterſtütze, im Geheimen aber die ſyriſchen Chriſten gegen die ägyptiſche Herrſchaft aufwiegle. In wie weit ſind ſie zu ſolcher Annahme berechtigt? Haben wirklich, wie man behauptet, einige Lenker der katholiſchen Partei, ohne Vorwiſſen der franzöſiſchen Regierung, ein Schilderheben der Maroniten gegen den Paſcha angezettelt, in der Hoffnung, bei der Schwäche der Türken ließe ſich jetzt nach Vertreibung der Aegyptier in Syrien ein chriſtliches Reich begründen? Dieſer eben ſo unzeitige, wie fromme Verſuch wird dort viel Unglück ſtiften. Mehemet Ali war über den Ausbruch der ſyriſchen Revolte ſo entrüſtet, daß er wie ein wildes Thier

raſ'te und nichts Geringeres im Sinne hatte, als die Ausrottung aller Chriſten auf dem Berg Libanon. Nur die Vorſtellungen des öſterreichiſchen Generalconſuls konnten ihn von dieſem unmenſchlichen Vorhaben abbringen, und dieſem hochherzigen Manne verdanken viele Tauſende von Chriſten ihr Leben, während ihm der Paſcha noch mehr zu verdanken hat: er rettete nämlich ſeinen Namen vor ewiger Schande. Mehemet Ali iſt nicht unempfindlich für das Anſehen, das er bei der civiliſirten Welt genießt, und Herr von Laurin entwaffnete ſeinen Zorn ganz beſonders durch eine Schilderung der Antipathien, die er, durch die Ermordung der Maroniten, in ganz Europa auf ſich lüde, zum höchſten Schaden ſeiner Macht und ſeines Ruhmes.

Das alte Syſtem der Völkervertilgung wird ſolchermaßen, durch europäiſchen Einfluß, im Orient allmählig verdrängt. Auch die Exiſtenzrechte des Individuums gelangen dort zu höherer Anerkennung, und namentlich werden die Grauſamkeiten der Tortur einem mildern Criminalverfahren weichen. Es iſt die Blutgeſchichte von Damascus, welches dieſes letztere Reſultat hervorbringen wird, und in dieſer Beziehung dürfte die Reiſe des Herrn Cremieux nach Alexandria als eine wichtige Begebenheit eingezeichnet werden in die Annalen der Humanität. Dieſer berühmte Rechtsgelehrte, der zu den gefeiertſten Männern Frankreichs gehört und den ich in dieſen Blättern bereits beſprach, hat ſchon ſeine wahrhaft fromme Wallfahrt angetreten, begleitet von ſeiner Gattin, die alle Gefahren, womit man ihren Mann bedrohte, theilen wollte. Mögen dieſe Gefahren, die ihn vielleicht nur abſchrecken ſollten von ſeinem edlen Beginnen, eben ſo klein ſein wie die Leute, die ſie bereiten! In der That, dieſer Advocat der Juden plaidirt zugleich die Sache der ganzen Menſchheit. Um nichts geringeres handelt es ſich, als auch im Orient das europäiſche Verfahren beim Criminalprozeß einzuführen. Der Prozeß gegen die Damascener Juden begann mit der Folter; er kam nicht zu Ende, weil ein öſterreichiſcher Unterthan inculpirt war und der öſterreichiſche Conſul gegen das Torquiren deſſelben einſchritt. Jetzt ſoll nun der Prozeß aufs neue inſtruirt werden, und zwar ohne obligate Folter, ohne jene Torturinſtrumente, die den Beklagten die unſinnigſten Ausſagen abmarterten und die Zeugen einſchüchterten. Der franzöſiſche Oberconſul in Alexandria ſetzt Himmel und Erde in Bewegung, um dieſe erneuete Inſtruction des Prozeſſes zu hintertreiben; denn das Betragen des franzöſiſchen Conſuls von Damascus könnte bei dieſer Gelegenheit ſehr ſtark beleuchtet werden, und die Schande ſeines Repräſentanten dürfte das Anſehen Frankreichs in Syrien erſchüttern. Und Frankreich hat mit dieſem Lande weit ausgreifende Plane, die noch von den Kreuzzügen datiren, die nicht einmal von der Revolution aufgegeben worden, die ſpäter Napoleon ins Auge faßte, und woran ſelbſt Herr Thiers denkt. Die ſyriſchen Chriſten erwarten ihre Befreiung von den Franzoſen, und dieſe,

ſo freigeiſtig ſie auch zu Hauſe ſein mögen, gelten dennoch gern als fromme Schützer des katholiſchen Glaubens im Orient und ſchmeicheln dort der Zeloſis der Mönche. So erklären wir es uns, weßhalb nicht blos Herr Cochelet in Alexandria, ſondern ſogar unſer Conſeilpräſident, der Sohn der Revolution in Paris, den Conſul von Damascus in Schutz nehmen. — Es handelt ſich jetzt wahrlich nicht um die hohe Tugend eines Ratti-Menton oder um die Schlechtigkeit der Damascener Juden — es giebt vielleicht zwiſchen beiden keinen großen Unterſchied, und wie jener für unſern Haß, ſo dürften letztere für unſere Vorliebe zu gering ſein — aber es handelt ſich darum: die Abſchaffung der Tortur durch ein eclatantes Beiſpiel im Orient zu ſanctioniren. — Die Conſuln der europäiſchen Großmächte, namentlich Oeſterreichs und Englands, haben daher auf eine erneuerte Inſtruction des Prozeſſes der Damascener Juden ohne Zulaſſung der Tortur beim Paſcha von Aegypten angetragen, und es mag ihnen vielleicht nebenher einige Schadenfreude gewähren, daß eben Herr Cochelet, der franzöſiſche Conſul, der Repräſentant der Revolution und ihres Sohnes, ſich jener erneuerten Inſtruction widerſetzt und für die Tortur Partei nimmt.

15.

Paris, den 27. Juli 1840.

Hier überſtürzen ſich die Hiobsposten; aber die letzte, die ſchlimmſte, die Convention zwiſchen England, Rußland, Oeſterreich und Preußen gegen den Paſcha von Aegypten, erregte weit mehr jauchzende Kampfluſt als Beſtürzung, ſowohl bei der Regierung als bei dem Volke. Der geſtrige Conſtitutionel, welcher ohne Umſchweife geſtand, daß Frankreich ganz ſchnöde getäuſcht und beleidigt ſei, beleidigt bis zur Vorausſetzung einer feigen Unterwürfigkeit — dieſe miniſterielle Anzeige des in London ausgebrüteten Verraths wirkte hier wie ein Trompetenſtoß, man glaubte den großen Zornſchrei des Achilles zu vernehmen, und die verletzten Nationalintereſſen bewirken jetzt einen Waffenſtillſtand der hadernden Parteien. Mit Ausnahme der Legitimiſten, die ihr Heil nur vom Ausland erwarten, verſammeln ſich alle Franzoſen um die dreifarbige Fahne, und Krieg mit dem „perfiden Albion" iſt ihre gemeinſame Parole.

Wenn ich oben ſagte, daß die Kampfluſt auch bei der Regierung entloderte, ſo meine ich damit das hieſige Miniſterium und zumal unſern kecken Conſeilpräſidenten, der das Leben Napoleon's bereits bis zum Ende des Conſulats beſchrieben hat, und mit ſüdlich glühender Einbildungskraft ſeinen Helden auf ſo vielen Siegesfahrten und Schlachtfeldern folgte. Es iſt vielleicht ein

Unglück, daß er nicht auch den ruſſiſchen Feldzug und die große Retirade im Geiſte mitmachte. Wäre Hr. Thiers in ſeinem Buche bis zu Waterloo gelangt, ſo hätte ſich vielleicht ſein Kriegsmuth etwas abgekühlt. Was aber weit wichtiger und weit beachtenswerther als die kriegeriſchen Gelüſte des Premierminiſters, das iſt das unbegrenzte Vertrauen, das er in ſeine eigenen militäriſchen Talente ſetzt. Ja, es iſt eine Thatſache, die ich aus vieljähriger Beobachtung verbürgen kann: Hr. Thiers glaubt ſteif und feſt, daß nicht das parlamentariſche Scharmützeln, ſondern der eigentliche Krieg, das klirrende Waffenſpiel, ſeine angeborne Vocation ſei. Wir haben es hier nicht mit der Unterſuchung zu thun, ob dieſe innere Stimme Wahrheit ſpricht oder blos der eiteln Selbſttäuſchung ſchmeichelt. Nur darauf wollen wir aufmerkſam machen, wie dieſer eingebildete Feldherrnruf wenigſtens zur Folge hat, daß Herr Thiers vor den Kanonen des neuen Fürſtenconvents nicht ſonderlich erſchrecken wird, daß es ihn heimlich freut, durch die äußerſte Nothwendigkeit gezwungen zu ſein, ſeine militairiſchen Talente der überraſchten Welt zu offenbaren, und daß gewiß ſchon in dieſem Augenblick die franzöſiſchen Admirale die beſtimmteſte Ordre erhalten haben, die ägyptiſche Flotte gegen jeden Ueberfall zu ſchützen.

Ich zweifle nicht an dem Reſultat dieſes Schutzes, wie furchtbar auch die Seemacht der Engländer. Ich habe Toulon unlängſt geſehen, und hege einen großen Reſpect vor der franzöſiſchen Marine. Letztere iſt bedeutender als man im übrigen Europa weiß; denn außer den Kriegsſchiffen, die auf dem bekannten Etat ſtehen, und die Frankreich gleichſam officiell beſitzt, wurde ſeit 1814 eine faſt doppelt ſo große Anzahl im Arſenal von Toulon allmählig fertig gebaut, die in einer Friſt von ſechs Wochen ganz bemannbar ausgerüſtet werden kann. — Wird aber durch ein bombardirendes Zuſammentreffen der franzöſiſchen und engliſchen Flotten im mittelländiſchen Meere der Frieden von Europa geſtört werden, und der allgemeine Krieg zum Ausbruche kommen? Keineswegs. Ich glaub' es nicht. Die Mächte des Continents werden ſich noch lange beſinnen, ehe ſie ſich wieder mit Frankreich in ein Todesſpiel einlaſſen. Und was John Bull betrifft, ſo weiß dieſer dicke Mann ſehr gut, was ein Krieg mit Frankreich, ſelbſt wenn letzteres ganz iſolirt zu ſtehen käme, ſeinem Säckel koſten würde; mit einem Wort: das engliſche Unterhaus wird auf keinen Fall die Kriegskoſten bewilligen; und das iſt die Hauptſache. Entſtünde aber dennoch ein Krieg zwiſchen den beiden Völkern, ſo wäre das, mythologiſch zu reden, eine Malice der alten Götter, die, um ihren jetzigen Collegen, den Napoleon, zu rächen, vielleicht die Abſicht haben, den Wellington wieder ins Feld zu ſchicken und durch den General-Feldmarſchall Thiers beſiegen zu laſſen!

16.

Paris, den 29. Juli 1840.

Herr Guizot hat bewieſen, daß er ein ehrlicher Mann iſt; er hat die geheime Verrätherei der Engländer weder zu durchſchauen, noch durch Gegenliſt zu vereiteln gewußt. Er kehrt als ehrlicher Mann zurück, und den diesjährigen Tugendpreis, den prix Monthyon, wird ihm Niemand ſtreitig machen. Beruhige dich, puritaniſcher Stutzkopf, die treuloſen „Cavaliere" haben dich hinters Licht geführt und zum Narren gehabt — aber dir bleiben deine ſtolzeſten Selbſtgefühle; das Bewußtſein, daß du noch immer du ſelbſt biſt. Als Chriſt und Doctrinair wirſt du dein Mißgeſchick geduldig ertragen, und ſeit wir herzlich über dich lachen können, öffnet ſich dir auch unſer Herz. Du biſt wieder unſer alter lieber Schulmeiſter, und wir freuen uns, daß der weltliche Glanz dir deine fromme, magiſterliche Naivetät nicht geraubt hat, daß du gefoppt und gedrillt worden, aber ein ehrlicher Mann geblieben biſt! Wir fangen an dich zu lieben. Nur den Geſandtſchaftspoſten zu London möchten wir dir nicht mehr anvertrauen; dazu gehört ein Geierblick, der die Ränke des perfiden Albions zeitig genug auszuſpioniren weiß, oder ein ganz unwiſſenſchaftlicher, derber Burſche, der keine gelehrte Sympathie hegt für die großbritanniſche Regierungsform, keine höflichen speeches in engliſcher Sprache zu machen verſteht, aber auf franzöſiſch antwortet, wenn man ihn mit zweideutigen Reden hinhalten will. Ich rathe den Franzoſen, den erſten beſten Grenadier der alten Garde als Geſandten nach London zu ſchicken und ihm allenfalls Vidocq als wirklichen geheimen Legationsſecretair mitzugeben.

Sind aber die Engländer in der Politik wirklich ſo ausgezeichnete Köpfe? Worin beſteht ihre Superiorität in dieſem Felde? Ich glaube, ſie beſteht darin, daß ſie erzproſaiſche Geſchöpfe ſind, daß keine poetiſchen Illuſionen ſie irre leiten, daß keine glühende Schwärmerei ſie blendet, daß ſie die Dinge immer in ihrem nüchternſten Lichte ſehen, den nackten Thatbeſtand feſt ins Auge faſſen, die Bedingniſſe der Zeit und des Ortes genau berechnen und in dieſem Calcul weder durch das Pochen ihres Herzens, noch durch den Flügelſchlag großmüthiger Gedanken geſtört werden. Ja, ihre Superiorität beſteht darin, daß ſie keine Einbildungskraft beſitzen. Dieſer Mangel iſt die ganze Force der Engländer, und der letzte Grund dieſes Gelingens in der Politik, wie in allen realiſtiſchen Unternehmungen, in der Induſtrie, im Maſchinenbau u. ſ. w. Sie haben keine Phantaſie; das iſt das ganze Geheimniß. Ihre Dichter ſind nur glänzende Ausnahmen; deßhalb gerathen ſie auch in Oppoſition mit ihrem Volke, dem kurznaſigen, halbſtirnigen und hinterkopfloſen Volke, dem auserwählten Volke der Proſa, das in Indien und Italien eben

ſo proſaiſch, kühl und berechnend bleibt, wie in Threadneedleſtreet. Der Duft der Lotusblume berauſcht ſie eben ſo wenig, wie die Flamme des Veſuvs ſie erwärmt. Bis an den Rand des letztern ſchleppen ſie ihre Theekeſſel, und trinken dort Thee, gewürzt mit cant!

Wie ich höre, hat voriges Jahr die Taglioni in London keinen Beifall gefunden; daß iſt wahrhaftig ihr größter Ruhm. Hätte ſie dort gefallen, ſo würde ich anfangen, an der Poeſie ihrer Füße zu zweifeln. Sie ſelber, die Söhne Albions, ſind die ſchrecklichſten aller Tänzer, und Strauß verſichert, es gebe keinen einzigen unter ihnen, welcher Tact halten könne. Auch iſt er in der Grafſchaft Middleſex zu Tode erkrankt, als er Alt-England tanzen ſah. Dieſe Menſchen haben kein Ohr, weder für Tact noch für Muſik überhaupt, und ihre unnatürliche Paſſion für Clavierſpielen und Singen iſt um ſo widerwärtiger. Es giebt wahrlich auf Erden nichts ſo Schreckliches wie die engliſche Tonkunſt, es ſei denn die engliſche Malerei. Sie haben weder Gehör noch Farbenſinn, und manchmal ſteigt in mir der Argwohn auf, ob nicht ihr Geruchſinn ebenfalls ſtumpf und verſchnupft ſei; es iſt ſehr leicht möglich, daß ſie Roßäpfel und Apfelſinen nicht durch den bloßen Geruch von einander unterſcheiden können.

Aber haben ſie Muth? Dies iſt jetzt das Wichtigſte. Sind die Engländer ſo muthig, wie man ſie auf dem Continent beſtändig ſchilderte? Die vielgerühmte Großmuth der Mylords exiſtirt nur noch auf unſerm Theater, und es iſt leicht möglich, daß der Aberglaube von der kaltblütigen Courage der Engländer ebenfalls mit der Zeit verſchwindet. Ein ſonderbarer Zweifel ergreift uns, wenn wir ſehen, wie ein Paar Huſaren hinreichend ſind, ein tobendes Meeting von 100,000 Engländern auseinander zu jagen. Und haben auch die Engländer viel Muth als Individuen, ſo ſind doch die Maſſen erſchlafft durch die Gewöhnungen und Comforts eines mehr als hundertjährigen Friedens; ſeit ſo langer Zeit blieben ſie im Inlande vom Kriege verſchont, und was den Krieg betrifft, den ſie im Auslande zu beſtehen hatten, ſo führten ſie ihn nicht eigenhändig, ſondern durch angeworbene Söldner, gedungene Raubritter und Miethvölker. Auf ſich ſchießen zu laſſen, um Nationalintereſſen zu vertheidigen, wird nimmermehr einem Bürger der City, nicht einmal dem Lordmayor einfallen; dafür hat man ja bezahlte Leute. Durch dieſen allzulangen Friedenszuſtand, durch zu großen Reichthum und zu großes Elend, durch die politiſche Verderbniß, die Folge der Repräſentativverfaſſung, durch das entnervende Fabrikweſen, durch den ausgebildeten Handelsgeiſt, durch die religiöſe Heuchelei, durch den Pietismus, dieſes ſchlimmſte Opium, ſind die Engländer als Nation ſo unkriegeriſch geworden, wie die Chineſen, und ehe ſie dieſe letztern überwinden, ſind vielleicht die Franzoſen im Stande, wenn ihnen eine Landung gelänge, mit weniger als hunderttauſend

Mann ganz England zu erobern. Zur Zeit Napoleons ſchwebten die Engländer beſtändig in einer ſolchen Gefahr, und das Land ward nicht geſchützt durch ſeine Bewohner, ſondern durch das Meer. Hätte Frankreich damals eine Marine beſeſſen, wie es ſie jetzt beſitzt, oder hätte man die Erfindung der Dampfſchiffe ſchon ſo furchtbar auszubeuten gewußt, wie heutzutage, ſo wäre Napoleon ſicher an der engliſchen Küſte gelandet, wie einſt Wilhelm der Eroberer — und er würde keinen großen Widerſtand gefunden haben: denn er hätte eben die Eroberungsrechte des normanniſchen Adels vernichtet, das bürgerliche Eigenthum geſchützt und die engliſche Freiheit mit der franzöſiſchen Gleichheit vermählt!

Weit greller, als ich ſie ausgeſprochen, ſtiegen die vorſtehenden Gedanken geſtern in mir auf beim Anblick des Zuges, der dem Leichenwagen der Juliushelden folgte. Es war eine ungeheure Volksmaſſe, die ernſt und ſtolz dieſer Todtenfeier beiwohnte. Ein impoſantes Schauſpiel, und in dieſem Augenblick ſehr bedeutungsvoll. Fürchten ſich die Franzoſen vor den neuen Alliirten? Wenigſtens in den drei Juliustagen ſpüren ſie nie eine Anwandlung von Furcht, und ich kann ſogar verſichern, daß etwa hundert und fünfzig Deputirte, die noch in Paris ſind, ſich aufs beſtimmteſte für den Krieg ausgeſprochen haben, im Fall die beleidigte Nationalehre dieſes Opfer verlange. Was aber das Wichtigſte: Ludwig Philipp ſcheint dem ruhigen Erdulden jeder Unbill Valet geſagt und für den Fall der Noth den durchgreifendſten Entſchluß gefaßt zu haben. — Wenigſtens ſagt er es, und Herr Thiers verſichert, daß er den aufbrauſenden Unwillen des Königs manchmal nur mit Mühe beſänftige. Oder iſt ſolche Kriegsluſt nur eine Kriegsliſt des göttlichen Dulders Odyſſeus?

17.

Paris, den 30. Juli 1840.

Es gab geſtern keine Börſe, eben ſo wenig wie vorgeſtern, und die Courſe hatten Muße, ſich von der großen Gemüthsbewegung etwas zu erholen. Paris, wie Sparta, hat ſeinen Tempel der Furcht, und das iſt die Börſe, in deren Hallen man immer um ſo ängſtlicher zittert, je ſtürmiſcher der Muth iſt, der draußen tobt.

Ich habe mich geſtern ſehr bitter über die Engländer ausgeſprochen. Bei näherer Erkundigung erſcheint ihre Schuld nicht ſo groß, wie ich anfangs glaubte. Wenigſtens das engliſche Volk desavouirt ſeinen Mandatarius. Ein dicker Brite, der alle Jahr am 29. Julius hieher kommt, um ſeinen Töchtern das Feuerwerk auf dem Pont de la Concorde zu zeigen, verſichert mir, es herrſche in England der größte Unwillen gegen den Corcomb Palmerſton, der

vorausſehen konnte, daß die Convention wegen Aegypten die Franzoſen aufs äußerſte beleidigen müſſe. Es ſei in der That, geſtehen die Engländer, eine Beleidigung von Seiten Englands, aber es ſei keine Verrätherei: denn Frankreich habe ſeit langer Zeit darum gewußt, daß man Mehemet Ali aus Syrien mit Gewalt verjagen wolle; das franzöſiſche Miniſterium ſei hiermit ganz einverſtanden geweſen; es habe ſelber in Betreff jener Provinz eine ſehr zweideutige Rolle geſpielt; die geheimen Lenker der ſyriſchen Revolte ſeien Franzoſen, deren katholiſcher Fanatismus nicht in Downing-Street, ſondern auf dem Boulevard des Capucins allerlei aufmunternde Sympathien finde; bereits in der Geſchichte von den gefolterten Juden zu Damascus habe ſich das franzöſiſche Miniſterium zu Gunſten der katholiſchen Partei ſehr compromittirt; ſchon bei dieſer Gelegenheit habe Lord Palmerſton ſeine Mißachtung des franzöſiſchen Premierminiſters hinlänglich beurkundet, indem er den Behauptungen deſſelben öffentlich widerſprach u. ſ. w. — Wie dem auch ſei, Lord Palmerſton hätte vorausſehen können, daß die Convention nicht ausführbar iſt, und daß alſo die Franzoſen unnützerweiſe in Harniſch geſetzt würden, was immerhin ſeine gefährlichen Folgen haben kann. Je länger wir darüber nachdenken, deſto mehr wundern wir uns über das ganze Ereigniß. Es gibt hier Motive, die uns bis jetzt noch verborgen ſind, vielleicht ſehr feine, ſtaatskluge Motive — vielleicht auch ſehr einfältige.

Ich habe oben der Geſchichte von Damascus erwähnt. Dieſe findet hier noch immer viel Beſprechung, namentlich bildet ſie einen ſtehenden Artikel im Univers, dem Organ der ultramontanen Prieſterpartei. Eine geraume Zeit hindurch hat dieſes Journal alle Tage einen Brief aus dem Orient mitgetheilt. Da nur alle acht Tage das Dampfboot aus der Levante anlangt, ſo ſind wir hier um ſo mehr an ein Wunder zu glauben geneigt, als wir ohnehin durch die Damascener Vorgänge in die Mirakelzeit des Mittelalters zurückverſetzt ſind. Iſt es doch ſchon ein Wunder, daß die aus der Luft gegriffenen Nachrichten des Univers in Frankreich einigen Anklang finden! Ja, es iſt nicht zu läugnen, ein großer Theil der Franzoſen iſt nicht abgeneigt, dem blutigen Unglimpf Glauben zu ſchenken und die obſcurſten Erfindungen der Pfaffenliſt ſtoßen hier auf ſehr lauen Widerſpruch. Verwundert fragen wir uns: iſt das Frankreich, die Heimath der Aufklärung, das Land, wo Voltaire gelacht und Rouſſeau geweint hat? Sind das die Franzoſen, die einſt der Göttin der Vernunft in Notredame huldigten, allen Prieſtertrug abgeſchworen und ſich als die Nationalfeinde des Fanatismus proclamirten? Wir wollen ihnen nicht Unrecht thun: weil ein blinder Zorn gegen allen Aberglauben ſie noch beſeelt, eben weil ſie, alte Kinder des 18. Jahrhunderts, allen Religionen die infamſten Unthaten zutrauen, hielten ſie auch die Bekenner des Judenthums fähig dergleichen Greuel zu begehen und ihre leichtſinnigen

gen Anſichten über die Damascener Vorgänge ſind nicht aus Fanatismus gegen die Juden, ſondern aus Haß gegen den Fanatismus ſelbſt hervorgegangen. — Daß über jene Vorgänge keine ſo bornirten Meinungen in Deutſchland aufkommen konnten, zeugt nur von unſrer größeren Gelahrtheit; geſchichtliche Kenntniſſe ſind ſo ſehr im deutſchen Volke verbreitet, daß ſelbſt der grimmigſte Groll nicht mehr zu den alten Blutmährchen greifen darf.

Wie ſonderbar die Leichtgläubigkeit bei dem gemeinen Volk in Frankreich mit der größten Skepſis verbunden iſt, bemerkte ich vor einigen Abenden auf der Place de la Bourſe, wo ein Kerl mit einem großen Fernrohr ſich poſtirt hatte und für zwei Sous den Mond zeigte. Er erzählte dabei den umſtehenden Gaffern, wie groß dieſer Mond ſei, ſo viele tauſend Quadratmeilen, wie es Berge darauf gebe und Flüſſe, wie er ſo viele tauſend Meilen von der Erde entfernt ſei, und dergleichen merkwürdige Dinge mehr, die einen alten Portier, der mit ſeiner Gattin vorbei ging, unwiderſtehlich anreizten, zwei Sous auszugeben, um den Mond zu betrachten. Seine theure Ehehälfte jedoch widerſetzte ſich mit rationaliſtiſchem Eifer, und rieth ihm, ſeine zwei Sous lieber für Tabak auszugeben: das ſei alles Aberglaube, was man von dem Mond erzähle, von ſeinen Bergen und Flüſſen und ſeiner unmenſchlichen Größe, das habe man erfunden, um den Leuten das Geld aus der Taſche zu locken.

18.

Granville (Departement de la Manche),
den 25. Auguſt 1840.

Seit drei Wochen durchſtreife ich die Normandie die Kreuz und die Quer, und über die Stimmung, die ſich hier bei Gelegenheit der letzten Ereigniſſe kund gab, kann ich Ihnen aus eigener Beobachtung berichten. Die Gemüther waren durch die kriegeriſchen Trompetenſtöße der franzöſiſchen Preſſe ſchon ziemlich aufgeregt, als die Landung des Prinzen Ludwig allen möglichen Befürchtungen Spielraum gab. Man ängſtigte ſich durch die verzweiflungsvollſten Hypotheſen. Bis auf dieſe Stunde glauben die Leute hier zu Lande, daß der Prinz auf eine ausgebreitete Verſchwörung rechnete, und ſein langes Verharren bei der Säule von Boulogne von einem Rendez-vous zeugte, das durch Verrath oder Zufall vereitelt ward. Zwei Drittel der zahlreichen engliſchen Familien, die in Boulogne wohnen, nahmen Reißaus, ergriffen von paniſcher Furcht, als ſie in dem geruhſamen Städtchen einige gefährliche Flintenſchüſſe vernahmen, und den Krieg vor ihrer eigenen Thür ſahen. Dieſe Flüchtlinge, um ihre Angſt zu rechtfertigen, brachten die entſetzlichſten Gerüchte nach der engliſchen Küſte, und Englands Kalkfelſen wurden noch bläſſer vor

Durch Wechselwirkung werden jetzt die Engländer, die in b
Normandie hausen, von ihren heimischen Angehörigen zurückberufen in da
glückliche Eiland, das vor den Verheerungen des Krieges noch lange geschütz
sein wird — nämlich so lange bis einmal die Franzosen eine hinlängliche An-
zahl Dampfschiffe ausgerüstet haben werden, womit man eine Landung in
England bewerkstelligen kann.

In Boulogne wäre eine solche Dampfflotte bis zum Tage der Ausfahrt
von unzähligen kleinen Forts beschützt. Letztere, welche die ganze Küste der
Departements du Nord und de la Manche umgeben, sind auf Felsen gepflanzt,
die, aus dem Meere hervorragend, wie vor Anker liegende steinerne Kriegs-
schiffe aussehen. Sie sind während der langen Friedenszeit etwas baufällig
geworden, jetzt aber werden sie mit großem Eifer gerüstet. Von allen Seiten
sah ich zu diesem Behufe eine Menge blanke Kanonen heranschleppen, die mich
sehr freundlich anlachten; denn diese klugen Geschöpfe theilen meine Antipa-
thie gegen die Engländer, und werden solche gewiß weit donnernder und tref-
fender aussprechen. Beiläufig bemerke ich, daß die Kanonen der französischen
Küstenforts über ein Drittel weiter schießen, als die englischen Schiffskanonen,
welche zwar von so großem Kaliber, aber nicht von derselben Länge sein
können.

Hier in der Normandie haben die Kriegsgerüchte alle Nationalgefühle und
Nationalerinnerungen aufgeregt, und als ich im Wirthshaus zu Saint-Va-
lery, während des Tischgesprächs, den Plan einer Landung in England discu-
tiren hörte, fand ich die Sache durchaus nicht lächerlich: denn auf derselben
Stelle hatte sich einst Wilhelm der Eroberer eingeschifft, und seine damaligen
Cameraden waren eben solche Normannen, wie die guten Leute, die ich jetzt
eine ähnliche Unternehmung besprechen hörte. Möge der stolze englische Adel
nie vergessen, daß es Bürger und Bauern in der Normandie giebt, die ihre
Blutsverwandtschaft mit den vornehmsten Häusern Englands urkundlich be-
weisen können, und gar nicht übel Lust hätten, ihren lieben Vettern und Basen
einen Besuch abzustatten.

Der englische Adel ist im Grunde der jüngste in Europa, trotz der hochklin-
genden Namen, die selten ein Zeichen der Abstammung, sondern gewöhnlich
nur ein übertragener Titel sind. Der übertriebene Hochmuth dieser Lordships und
Ladyships ist vielleicht eine Rücke ihrer parvenirten Jugendlichkeit, wie denn im-
mer, je jünger der Stammbaum, desto grünlich bitterer die Früchtchen. Jener
Hochmuth trieb einst die englische Ritterschaft in den verderblichen Kampf mit
den demokratischen Richtungen und Ansprüchen Frankreichs, und es ist leicht mög-
lich, daß ihre jüngsten Uebermüthe ähnlichen Gründen entsprungen: denn
zu unserer größten Verwunderun[illegible] finden wir, daß bei jener Gelegenheit die
Tories mit den Whigs übereinstim[illegible]ten.

Woher aber kommt es, daß ſolche Emeute aller ariſtokratiſchen Intereſſen immer im engliſchen Volke ſo vielen Anklang fand? Der Grund liegt darin, daß erſtens das ganze engliſche Volk, die Gentry eben ſo gut wie die high nobility, und der Mob eben ſo gut wie jene, von ſehr ariſtokratiſcher Geſinnung ſind, und zweitens weil immer im Herzen der Engländer eine geheime Eiferſucht, wie ein böſes Geſchwür, juckt und eitert, ſobald in Frankreich ein behaglicher Wohlſtand emporblüht, ſobald die franzöſiſche Induſtrie durch den Frieden gedeiht, und die franzöſiſche Marine ſich bedeutend ausbildet.

Namentlich in Beziehung auf die Marine wird den Engländern die gehäſſigſte Mißgunſt zugeſchrieben, und in den franzöſiſchen Häfen zeigt ſich wirklich eine Entwickelung von Kräften, die leicht den Glauben erregt, die engliſche Seemacht in einiger Zeit von der franzöſiſchen überflügelt zu ſehen. Erſtere iſt ſeit zwanzig Jahren ſtationair geblieben, ſtatt daß letztere im thätigſten Fortſchritt begriffen iſt. Ich habe in einem früheren Briefe bereits bemerkt, wie im Arſenal zu Toulon der Bau der Kriegsſchiffe ſo eifrig betrieben worden, daß im Fall eines Krieges binnen kurzer Friſt faſt doppelt ſo viel Schiffe, wie Frankreich 1814 beſitzen durfte, in See ſtechen können. Ein Leipziger Tagesblatt widerſprach dieſer Behauptung in einer ziemlich derben Weiſe; ich kann nur die Achſel darüber zucken, denn dergleichen Angaben ſchöpfe ich nicht aus bloßem Hörenſagen, ſondern aus der unmittelbarſten Anſchauung. In Cherbourg, wo ich mich vor acht Tagen befand (ein gut Stück franzöſiſcher Marine plätſchert dort im Hafen), verſicherte man mir, daß zu Breſt ebenfalls doppelt ſo viele Kriegsſchiffe befindlich wie früher, nämlich über fünfzehn Linienſchiffe, Fregatten und Briggs, von der anſtändigſten Kanonenzahl, theils ganz, theils bis auf einige $^1/_{20}$ fertig gebaut und ausgerüſtet. In vier Wochen werde ich Gelegenheit haben, ſie perſönlich kennen zu lernen. Bis dahin begnüge ich mich zu berichten, daß eben ſo wie hier, in der basse Normandie, auch an der bretoniſchen Küſte unter dem Seevolke die kriegsmuthigſte Aufregung herrſcht, und die ernſthafteſten Vorbereitungen zum Kriege gemacht werden. — —

Ach Gott! nur kein Krieg! Ich fürchte, daß das ganze franzöſiſche Volk, wenn man es hart bedränge, jene rothe Mütze wieder hervorholt, die ihm noch weit mehr als das dreieckige bonapartiſtiſche Wünſchelhütchen das Haupt erhitzen dürfte! Ich möchte hier gern die Frage aufwerfen, in wie weit die dämoniſchen Zerſtörungskräfte, die jenem alten Talisman in Frankreich gehorchen, auch im Auslande ſich geltend machen könnten? Es wäre wichtig zu unterſuchen, von welcher Bedeutung die Gewalten ſind, die einem Zaubermittel zugeſchrieben werden, wovon die franzöſiſche Preſſe in der jüngſten Zeit unter dem Namen „Propaganda" ſo geheimnißvoll und bedrohſam flüſterte und ziſchelte? Ich muß mich aus leicht begreiflichen Gründen aller ſolchen

Unterſuchungen enthalten, und in Betreff der vielbeſprochenen Propaganda erlaube ich mir nur eine paraboliſche Andeutung. Es iſt Ihnen bekannt, daß in Lappland noch viel Heidenthum herrſcht, und daß die Lappen, welche zur See gehen wollen, ſich vorher, um den nothwendigen Fahrwind einzukaufen, zu einem Hexenmeiſter begeben. Dieſer überliefert ihnen ein Tuch, worin drei Knoten ſind. Sobald man auf dem Meere iſt und den erſten Knoten öffnet, bewegt ſich die Luft und es bläſt ein guter Fahrwind. Oeffnet man den zweiten Knoten, ſo entſteht ſchon eine weit ſtärkere Lufterſchütterung und es heult ein wüthendes Wetter. Oeffnet man aber gar den dritten Knoten, ſo erhebt ſich der wildeſte Sturm und peitſcht das raſende Meer, und das Schiff kracht und geht unter mit Mann und Maus. Wenn der arme Lappe zu ſeinem Hexenmeiſter kommt, betheuert er freilich, er habe genug an einem einzigen Knoten, an gutem Fahrwind, er brauche keinen ſtärkeren Wind und am aller wenigſten einen gefährlichen Sturm; aber es hilft ihm nichts, man verkauft ihm den Wind nur en gros, er muß für alle drei Sorten zahlen, und wehe ihm, wenn er ſpäterhin auf dem hohen Meere zu viel Branntwein trinkt und im Rauſche die bedenklicheren Knoten aufknüpft! — Die Franzoſen ſind nicht ſo läppiſch wie die Lappen, obgleich ſie leichtſinnig genug wären, die Stürme zu entzügeln, wodurch ſie ſelber zu Grunde gehen müßten. Bis jetzt ſind ſie noch weit genug davon entfernt. Wie man mir mit Betrübniß verſichert, hat ſich das franzöſiſche Miniſterium nicht ſehr kaufluſtig gezeigt, als ihm einige preußiſche und polniſche Windmacher (die aber keine Hexenmeiſter ſind!) ihren Wind anboten.

19.

Paris, den 21. September 1840.

Ohne ſonderliche Ausbeute bin ich dieſer Tage von einem Streifzuge durch die Bretagne zurückgekehrt. Ein armſelig ödes Land, und die Menſchen dumm und ſchmutzig. Von den ſchönen Volksliedern, die ich dort zu ſammeln gedachte, vernahm ich keinen Laut. Dergleichen exiſtirt nur noch in alten Sangbüchern, deren ich einige aufkaufte; da ſie jedoch in bretoniſchen Dialekten geſchrieben ſind, muß ich ſie mir erſt ins Franzöſiſche überſetzen laſſen, ehe ich etwas davon mittheilen kann. Das einzige Lied, was ich auf meiner Reiſe ſingen hörte, war ein deutſches; während ich mich in Rennes barbiren ließ, meckerte Jemand auf der Straße den Jungfernkranz aus dem Freiſchütz in deutſcher Sprache. Den Sänger ſelbſt hab' ich nicht geſehen, aber ſeine veilchenblaue Seide klang mir Tagelang noch im Gedächtniß. Es wimmelt

jetzt in Frankreich von deutschen Bettlern, die sich mit Singen ernähren und den Ruhm der deutschen Tonkunst nicht sehr fördern.

Ueber die politische Stimmung der Bretagne kann ich nicht viel berichten, die Leute sprechen sich hier nicht so leicht aus wie in der Normandie; die Leidenschaften sind hier eben so schweigsam wie tief, und der Freund wie der Feind der Tagesregierung brütet hier mit stummem Grimm. Wie im Beginn der Revolution giebt es auch jetzt noch in der Bretagne die glühendsten Enthusiasten der Revolution, und ihr Eifer wird durch die Schreckniſſe, womit die Gegenpartei sie bedroht, bis zur blutdürstigsten Wuth gesteigert. Es ist ein Irrthum, wenn man glaubt, daß die Bauern in der Bretagne aus Liebe für die ehemalige Adelsherrschaft bei jedem legitimistischen Aufruf zu den Waffen griffen. Im Gegentheil, die Gräuel des alten Regimes sind noch im farbigsten Andenken, und die edlen Herren haben in der Bretagne entsetzlich genug gewirthschaftet. Sie erinnern sich vielleicht der Stelle in den Briefen der Frau von Sevigné, wo sie erzählt, wie die unzufriedenen Vilains und Roturiers dem Generalgouverneur die Fenster eingeschmiſſen und die Schuldigen aufs Grausamste hingerichtet wurden. Die Zahl derjenigen, die durchs Rad starben, muß sehr groß gewesen sein, denn da man später mit dem Strange verfuhr, bemerkte Frau von Sevigné ganz naiv: nach dem vielen Rädern sei das Hängen für sie eine wahre Erfrischung. Die mangelnde Liebe wird durch Versprechungen ersetzt, und ein armer Bretone, der bei jedem legitimistischen Schilderheben sich thätig gezeigt, und nichts als Wunden und Elend dabei gewann, gestand mir, daß er diesmal seines Lohnes gewiß sei, da Heinrich V. bei seiner Rückkehr jedem, der für seine Sache gefochten, eine lebenslängliche Pension von fünfhundert Franken bezahlen werde.

Hegt aber das Volk in der Bretagne nur sehr laue und eigennützige Sympathien für die alte Noblesse, so folgt es desto unbedingter allen Inspirationen der Geistlichkeit, in deren geistiger und leiblicher Botmäßigkeit es geboren wird, lebt und stirbt. Wie dem Druiden in der alten Celten-Zeit, gehorcht der Bretone jetzt seinem Pfarrer, und nur durch dessen Vermittelung dient er dem Edelmann. Georg Cadudal war wahrlich kein serviler Lakai des Adels, eben so wenig wie Charette, der sich über den letztern mit der bitterſten Geringschätzung aussprach, und an Ludwig XVIII. unumwunden schrieb: "la lâchetté de vos gentilshommes a perdu votre cause;" aber vor ihren tonsurten Oberhäuptern beugten diese Leute demüthig das Knie. Selbst die bretonischen Jakobiner konnten sich nie ganz von ihren kirchlichen Velleitäten lossagen, und es blieb immer ein Zwiespalt in ihrem Gemüthe, wenn die Freiheit in Conflict gerieth mit ihrem Glauben. — —

Wird es aber zum Krieg kommen? Jetzt nicht: doch der böse Dämon ist wieder entfesselt und spukt in den Gemüthern. Das französische Ministerium

handelte ſehr unbeſonnen, als es gleich mit vollen Backen in die Kriegstrompete ſtieß und ganz Europa auftrommelte. Wie der Fiſcher in dem arabiſchen Mährchen hat Thiers die Flaſche geöffnet, woraus der ſchreckliche Dämon emporſtieg . . . er erſchrak nicht wenig über deſſen coloſſale Geſtalt und möchte ihn jetzt zurückbannen mit ſchlauen Worten. „Biſt du wirklich aus einer ſo kleinen Bouteille hervorgeſtiegen?“ ſprach der Fiſcher zu dem Rieſen, und zum Beweiſe verlangte er, daß er wieder in dieſelbe Flaſche hineinkriecht; und als der große Narr es that, verſchloß der Fiſcher die Flaſche mit einem guten Stöpſel . . . Die Poſt geht ab, und wie die Sultanin Scheherezade unterbrechen wir unſre Erzählung, vertröſtend auf morgen, wo wir aber ebenfalls, wegen der vielen eingeſchobenen Epiſoden, keinen Schluß liefern.

20.

Paris, den 1. October 1840.

„Haben Sie das Buch Baruch geleſen?“ Mit dieſer Frage lief einſt Lafontaine durch alle Straßen von Paris, jeden ſeiner Bekannten anhaltend, um ihm die große Neuigkeit mitzutheilen, daß das Buch Baruch wunderſchön ſei, eine der beſten Sachen die je geſchrieben worden. Die Leute ſahen ihn verwundert an, und lächelten vielleicht in derſelben Weiſe, wie ich Sie lächeln ſehe, wenn ich Ihnen mit der heutigen Poſt die wichtige Nachricht mittheile, daß „Tauſend und eine Nacht“ eines der beſten Bücher iſt, und gar beſonders nützlich und belehrſam in jetziger Zeit . . . Denn aus jenem Buche lernt man den Orient beſſer kennen, als aus den Berichten Lamartine's, Poujoulat's und Conſorten; und wenn auch dieſe Kenntniß nicht hinreicht, die orientaliſche Frage zu löſen, ſo wird ſie uns wenigſtens ein Bischen aufheitern in unſerm occidentaliſchen Elend! Man fühlt ſich ſo glücklich, während man dies Buch lieſt! Schon der Rahmen iſt koſtbarer als die beſten Gemälde des Abendlandes. Welch ein prächtiger Kerl iſt jener Sultan Schariar, der ſeine Gattinnen des andern Morgens, nach der Brautnacht, unverzüglich tödten läßt! Welche Tiefe des Gemüths, welche ſchauerliche Seelenkeuſchheit, welche Zartheit des ehelichen Bewußtſeins, offenbart ſich in jener naiven Liebesthat, die man bisher als grauſam, barbariſch, despotiſch verunglimpfte! Der Mann hatte einen Abſcheu gegen jede Verunreinigung ſeiner Gefühle, und er glaubte ſie ſchon verunreinigt durch den bloßen Gedanken, daß die Gattin, die heut an ſeinem hohen Herzen lag, vielleicht morgen in die Arme eines Andern, eines ſchmutzigen Lumps, hinabſinken könne — und er tödtete ſie lieber gleich nach der Brautnacht! Da man ſo viele verkannte Edle, die das blödſinnige Publicum lange Zeit verläſterte und ſchmähte, jetzt wieder zu Ehren bringt, ſo ſollte

man auch den wackern Sultan Schariar in der öffentlichen Meinung zu rehabilitiren ſuchen. Ich ſelbſt kann mich in dieſem Augenblick einem ſolchen verdienſtlichen Werke nicht unterziehen, da ich ſchon mit der Rehabilitation des ſeligen Königs Prokruſtus beſchäftigt bin; ich werde nämlich beweiſen, daß dieſer Prokruſtus bisher ſo falſch beurtheilt worden, weil er ſeiner Zeit vorausgeſchritten, und in einer heroiſch ariſtokratiſchen Periode die heutigſten Plebejer-Ideen zu verwirklichen ſuchte. Keiner hat ihn verſtanden, als er die Großen verkleinerte, und die Kleinen ſo lange ausreckte, bis ſie in ſein eiſernes Gleichheitsbett paßten.

Der Republikanismus macht in Frankreich täglich bedeutendere Fortſchritte, und Robespierre und Marat ſind vollſtändig rehabilitirt. O, edler Schariar und echt demokratiſcher Prokruſtus! auch ihr werdet nicht lange mehr verkannt bleiben. Erſt jetzt verſteht man Euch. Die Wahrheit ſiegt am Ende.

Madame Lafarge wird ſeit ihrer Verurtheilung noch leidenſchaftlicher als früher beſprochen. Die öffentliche Meinung iſt ganz zu ihren Gunſten, ſeitdem Hr. Raspail ſein Gutachten in die Wagſchale geworfen. Bedenkt man einerſeits, daß hier ein ſtrenger Republikaner gegen ſeine eigenen Parteiintereſſen auftritt und durch ſeine Behauptungen eins der volksthümlichſten Inſtitute des neuen Frankreichs, die Jury, unmittelbar compromittirt; und bedenkt man andererſeits, daß der Mann, auf deſſen Ausſpruch die Jury das Verdammungsurtheil baſirte, ein berüchtigter Intriguant und Charlatan iſt, eine Klette am Kleide der Großen, ein Dorn im Fleiſche der Unterdrückten, ſchmeichelnd nach oben, ſchmähſüchtig nach unten, falſch im Reden wie im Singen: o Himmel! dann zweifelt man nicht länger, daß Marie Capelle unſchuldig iſt, und an ihrer Statt der berühmte Toxologe, welcher Decan der mediciniſchen Facultät von Paris, nämlich Herr Orfila, auf den Marktplatz von Tulle an den Pranger geſtellt werden ſollte! Wer aus näherer Beobachtung die Umtriebe jenes eiteln Selbſtſüchtlings nur einigermaßen kennt, iſt in tiefſter Seele überzeugt, daß ihm kein Mittel zu ſchlecht iſt, wo er eine Gelegenheit findet, ſich in ſeiner wiſſenſchaftlichen Specialität wichtig zu machen und überhaupt den Glanz ſeiner Berühmtheit zu fördern! In der That, dieſer ſchlechte Sänger, der, wenn er in den Soirées von Paris ſeine ſchlechten Romanzen mekert, kein menſchliches Ohr ſchont und jeden tödten möchte, der ihn auslacht: er würde auch kein Bedenken tragen, ein Menſchenleben zu opfern, wo es gälte, das verſammelte Publicum glauben zu machen, Niemand ſei ſo geſchickt wie er, jedes verborgene Gift an den Tag zu bringen! Die öffentliche Meinung geht dahin, daß im Leichnam des Lafarge gar kein Gift, deſto mehr hingegen im Herzen des Hrn. Orfila vorhanden war. Diejenigen, welche dem Urtheil der Jury von Tulle beiſtimmen, bilden eine ſehr kleine Minorität und geberden ſich nicht mehr mit der frühern Sicherheit. Unter ihnen giebt es Leute,

handelte ſehr unbeſonnen, als es gleich mit vollen Backen in die Kriegstrompete ſtieß und ganz Europa auftrommelte. Wie der Fiſcher in dem arabiſchen Mährchen hat Thiers die Flaſche geöffnet, woraus der ſchreckliche Dämon emporſtieg . . . er erſchrak nicht wenig über deſſen coloſſale Geſtalt und möchte ihn jetzt zurückbannen mit ſchlauen Worten. „Biſt du wirklich aus einer ſo kleinen Bouteille hervorgeſtiegen?“ ſprach der Fiſcher zu dem Rieſen, und zum Beweiſe verlangte er, daß er wieder in dieſelbe Flaſche hineinkriechez und als der große Narr es that, verſchloß der Fiſcher die Flaſche mit einem guten Stöpſel . . . Die Poſt geht ab, und wie die Sultanin Scheherezade unterbrechen wir unſre Erzählung, vertröſtend auf morgen, wo wir aber ebenfalls, wegen der vielen eingeſchobenen Epiſoden, keinen Schluß liefern.

20.

Paris, den 1. October 1840.

„Haben Sie das Buch Baruch geleſen?“ Mit dieſer Frage lief einſt Lafontaine durch alle Straßen von Paris, jeden ſeiner Bekannten anhaltend, um ihm die große Neuigkeit mitzutheilen, daß das Buch Baruch wunderſchön ſei, eine der beſten Sachen die je geſchrieben worden. Die Leute ſahen ihn verwundert an, und lächelten vielleicht in derſelben Weiſe, wie ich Sie lächeln ſehe, wenn ich Ihnen mit der heutigen Poſt die wichtige Nachricht mittheile, daß „Tauſend und eine Nacht“ eines der beſten Bücher iſt, und gar beſonders nützlich und belehrſam in jetziger Zeit . . . Denn aus jenem Buche lernt man den Orient beſſer kennen, als aus den Berichten Lamartine's, Poujoulat's und Conſorten; und wenn auch dieſe Kenntniß nicht hinreicht, die orientaliſche Frage zu löſen, ſo wird ſie uns wenigſtens ein Bischen aufheitern in unſerm occidentaliſchen Elend! Man fühlt ſich ſo glücklich, während man dies Buch lieſt! Schon der Rahmen iſt koſtbarer als die beſten Gemälde des Abendlandes. Welch ein prächtiger Kerl iſt jener Sultan Schariar, der ſeine Gattinnen des andern Morgens, nach der Brautnacht, unverzüglich tödten läßt! Welche Tiefe des Gemüths, welche ſchauerliche Seelenkeuſchheit, welche Zartheit des ehelichen Bewußtſeins, offenbart ſich in jener naiven Liebesthat, die man bisher als grauſam, barbariſch, despotiſch verunglimpfte! Der Mann hatte einen Abſcheu gegen jede Verunreinigung ſeiner Gefühle, und er glaubte ſie ſchon verunreinigt durch den bloßen Gedanken, daß die Gattin, die heut an ſeinem hohen Herzen lag, vielleicht morgen in die Arme eines Andern, eines ſchmutzigen Lumps, hinabſinken könne — und er tödtete ſie lieber gleich nach der Brautnacht! Da man ſo viele verkannte Edle, die das blödſinnige Publicum lange Zeit verläſterte und ſchmähte, jetzt wieder zu Ehren bringt, ſo ſollte

man auch den wackern Sultan Schariar in der öffentlichen Meinung zu rehabilitiren ſuchen. Ich ſelbſt kann mich in dieſem Augenblick einem ſolchen verdienſtlichen Werke nicht unterziehen, da ich ſchon mit der Rehabilitation des ſeligen Königs Prokruſtus beſchäftigt bin; ich werde nämlich beweiſen, daß dieſer Prokruſtus bisher ſo falſch beurtheilt worden, weil er ſeiner Zeit vorausgeſchritten, und in einer heroiſch ariſtokratiſchen Periode die heutigſten Plebejer-Ideen zu verwirklichen ſuchte. Keiner hat ihn verſtanden, als er die Großen verkleinerte, und die Kleinen ſo lange ausreckte, bis ſie in ſein eiſernes Gleichheitsbett paßten.

Der Republikanismus macht in Frankreich täglich bedeutendere Fortſchritte, und Robespierre und Marat ſind vollſtändig rehabilitirt. O, edler Schariar und echt demokratiſcher Prokruſtus! auch ihr werdet nicht lange mehr verkannt bleiben. Erſt jetzt verſteht man Euch. Die Wahrheit ſiegt am Ende.

Madame Lafarge wird ſeit ihrer Verurtheilung noch leidenſchaftlicher als früher beſprochen. Die öffentliche Meinung iſt ganz zu ihren Gunſten, ſeitdem Hr. Raspail ſein Gutachten in die Wagſchale geworfen. Bedenkt man einerſeits, daß hier ein ſtrenger Republikaner gegen ſeine eigenen Parteiintereſſen auftritt und durch ſeine Behauptungen eins der volksthümlichſten Inſtitute des neuen Frankreichs, die Jury, unmittelbar compromittirt; und bedenkt man andererſeits, daß der Mann, auf deſſen Ausſpruch die Jury das Verdammungsurtheil baſirte, ein berüchtigter Intriguant und Charlatan iſt, eine Klette am Kleide der Großen, ein Dorn im Fleiſche der Unterdrückten, ſchmeichelnd nach oben, ſchmähſüchtig nach unten, falſch im Reden wie im Singen: o Himmel! dann zweifelt man nicht länger, daß Marie Capelle unſchuldig iſt, und an ihrer Statt der berühmte Toxologe, welcher Decan der mediciniſchen Facultät von Paris, nämlich Herr Orfila, auf den Marktplatz von Tulle an den Pranger geſtellt werden ſollte! Wer aus näherer Beobachtung die Umtriebe jenes eiteln Selbſtſüchtlings nur einigermaßen kennt, iſt in tiefſter Seele überzeugt, daß ihm kein Mittel zu ſchlecht iſt, wo er eine Gelegenheit findet, ſich in ſeiner wiſſenſchaftlichen Specialität wichtig zu machen und überhaupt den Glanz ſeiner Berühmtheit zu fördern! In der That, dieſer ſchlechte Sänger, der, wenn er in den Soirées von Paris ſeine ſchlechten Romanzen mekert, kein menſchliches Ohr ſchont und jeden tödten möchte, der ihn auslacht: er würde auch kein Bedenken tragen, ein Menſchenleben zu opfern, wo es gälte, das verſammelte Publicum glauben zu machen, Niemand ſei ſo geſchickt wie er, jedes verborgene Gift an den Tag zu bringen! Die öffentliche Meinung geht dahin, daß im Leichnam des Lafarge gar kein Gift, deſto mehr hingegen im Herzen des Hrn. Orfila vorhanden war. Diejenigen, welche dem Urtheil der Jury von Tulle beiſtimmen, bilden eine ſehr kleine Minorität und geberden ſich nicht mehr mit der frühern Sicherheit. Unter ihnen giebt es Leute,

welche zwar an Vergiftung glauben, dieſes Verbrechen aber als eine Art Nothwehr betrachten und gewiſſermaßen juſtificiren. Lafarge, ſagen ſie, ſei einer größern Unthat anklagbar: er habe, um ſich durch ein Heirathsgut vom Bankerotte zu retten, mit betrügeriſchen Vorſpiegelungen das edle Weib gleichſam geſtohlen und ſie nach ſeiner öden Diebeshöhle geſchleppt, wo, umgeben von der rohen Sippſchaft, unter moraliſchen Martern und tödtlichen Entbehrungen, die arme verzärtelte, an tauſend geiſtige Bedürfniſſe gewöhnte Pariſerin, wie ein Fiſch außer dem Waſſer, wie ein Vogel unter Fledermäuſen, wie eine Blume unter limoſiniſchen Beſtien, elendiglich dahinſterben und vermodern mußte! Iſt das nicht ein Meuchelmord, und war hier nicht Nothwehr zu entſchuldigen? — ſo ſagen die Vertheidiger, und ſie ſetzen hinzu: Als das unglückliche Weib ſah, daß ſie gefangen war, eingekerkert in der wüſten Carthauſe, welche Glandier heißt, bewacht von der alten Diebesmutter, ohne geſetzliche Rettungshilfe, ja gefeſſelt durch die Geſetze ſelbſt — da verlor ſie den Kopf, und zu den tollen Befreiungsmitteln, die ſie zuerſt verſuchte, gehört jener famoſe Brief, worin ſie dem rohen Gatten vorlog, ſie liebe einen Andern, ſie könne ihn nicht lieben, er möge ſie alſo loslaſſen, ſie wolle nach Aſien fliehen und er möge ihr Heirathsgut behalten. Die holde Närrin! In ihrem Wahnſinn glaubte ſie, ein Mann könne mit einem Weibe nicht leben, welches ihn nicht liebe, daran ſtürbe er, das ſei der Tod . . . Da ſie aber ſah, daß der Mann auch ohne Liebe leben konnte, daß ihn Liebloſigkeit nicht tödtete, da griff ſie nach purem Arſenik . . . Rattengift für eine Ratte! — Die Männer der Jury von Tulle ſcheinen Aehnliches gefühlt zu haben, denn ſonſt wäre es nicht zu begreifen, weshalb ſie in ihrem Verdict von Milderungsgründen ſprachen. Soviel iſt aber gewiß, daß der Proceß der Dame von Glandier ein wichtiges Actenſtück iſt, wenn man ſich mit der großen Frauenfrage beſchäftigt, von deren Löſung das ganze geſellſchaftliche Leben Frankreichs abhängt. Die außerordentliche Theilnahme, die jener Proceß erregt, entſpringt aus dem Bewußtſein eignen Leids. Ihr armen Frauen, Ihr ſeid wahrhaftig übel dran. Die Juden in ihren Gebeten danken täglich dem lieben Gott, daß er ſie nicht als Frauenzimmer auf die Welt kommen ließ. Naives Gebet von Menſchen, die eben durch Geburt nicht glücklich ſind, aber ein weibliches Geſchöpf zu ſein für das ſchrecklichſte Unglück halten! Sie haben Recht, ſelbſt in Frankreich, wo das weibliche Elend mit ſo vielen Roſen bedeckt wird.

21.

Paris, den 3. October 1840.

Seit geſtern Abend herrſcht hier eine Aufregung, die alle Begriffe überſteigt. Der Kanonendonner von Beyrut findet ſein Echo in der Bruſt aller Franzo-

ſen. Ich ſelber bin wie betäubt: ſchreckliche Befürchtungen dringen in mein Gemüth. Der Krieg iſt noch das geringſte der Uebel, die ich fürchte. In Paris können Auftritte ſtattfinden, wogegen alle Scenen der vorigen Revolution wie heitere Sommernachtsträume erſcheinen möchten! Der vorigen Revolution? Nein, die Revolution iſt noch eine und dieſelbe, wir haben erſt den Anfang geſehen, und viele von uns werden die Mitte nicht überleben! Die Franzoſen ſind in einer ſchlechten Lage, wenn hier die Bajonneten-Mehrzahl entſcheidet. Aber das Eiſen tödtet nicht, ſondern die Hand, und dieſe gehorcht der Seele. Es kommt nun darauf an, wie viel Seele auf jeder Wagſchale ſein wird. Vor den Bureaux de recrutements macht man heute Queue, wie vor den Theatern, wenn ein gutes Stück gegeben wird: eine unzählige Menge junger Leute läßt ſich als Freiwillige zum Militärdienſt einſchreiben. Im Palais-Royal wimmelt's von Ouvriers, die ſich die Zeitungen vorleſen und ſehr ernſthaft dabei ausſehen. Der Ernſt, der ſich in dieſem Augenblick faſt wortkarg äußert, iſt unendlich beängſtigender als der geſchwätzige Zorn vor zwei Monaten. Es heißt, daß die Kammern berufen werden, was vielleicht ein neues Unglück. Deliberirende Corporationen lähmen jede handelnde Thatkraft der Regierung, wenn ſie nicht ſelbſt alle Regierungsgewalt in Händen haben, wie z. B. der Convent von 1792. In jenem Jahre waren die Franzoſen in einer weit ſchlimmeren Lage als jetzt.

22.

Paris, den 7. October 1840.

Stündlich ſteigt die Aufregung der Gemüther. Bei der hitzigen Ungeduld der Franzoſen iſt es kaum zu begreifen, wie ſie es aushalten können in dieſem Zuſtand der Ungewißheit. Entſcheidung, Entſcheidung um jeden Preis! ruft das ganze Volk, das ſeine Ehre gekränkt glaubt. Ob dieſe Kränkung eine wirkliche oder nur eine eingebildete iſt, vermag ich nicht zu entſcheiden; die Erklärung der Engländer und Ruſſen, daß es ihnen nur um die Sicherung des Friedens zu thun ſei, klingt jedenfalls ſehr ironiſch, wenn zu gleicher Zeit zu Beyrut der Kanonendonner das Gegentheil behauptet. Daß man auf den dreifarbigen Pavillon des franzöſiſchen Conſuls zu Beyrut mit beſonderer Vorliebe gefeuert hat, erregt die meiſte Entrüſtung. Vorgeſtern Abend verlangte das Parterre in der großen Oper, daß das Orcheſter die Marſeillaiſe anſtimme; da ein Polizeicommiſſair dieſem Verlangen widerſprach, ſang man ohne Begleitung, aber mit ſo ſchnaubendem Zorn, daß die Worte in den Kehlen ſtockten und ganz unverſtändlich hervorgebrüllt wurden. Oder haben die Franzoſen die Worte jenes ſchrecklichen Liedes vergeſſen und erinnern ſich

nur noch der alten Melodie? Der Polizeicommiſſair, welcher auf die Scene ſtieg, um dem Publicum eine Gegegenvorſtellung zu machen, ſtotterte unter vielen Verbeugungen: das Orcheſter könne die Marſeillaiſe nicht aufſpielen, denn dieſes Muſikſtück ſtünde nicht auf dem Anſchlagzettel. Eine Stimme im Parterre erwiederte: „mein Herr, das iſt kein Grund, denn Sie ſelbſt ſtehen ja auch nicht auf dem Anſchlagzettel.“ Für heute hat der Polizeipräfect allen Theatern die Erlaubniß ertheilt, die Marſeiller Hymne zu ſpielen, und ich halte dieſen Umſtand nicht für unwichtig. Ich ſehe darin ein Symptom, dem ich mehr Glauben ſchenke, als allen kriegeriſchen Declamationen der Miniſterialblätter. Letztere ſtoßen in der That ſeit einigen Tagen ſo bedeutend in die Trompete Bellona's, daß man den Krieg als etwas Unvermeidliches zu betrachten ſchien. Die Friedfertigſten waren der Kriegsminiſter und der Marineminiſter; der kampfluſtigſte war der Miniſter des Unterrichts — ein wackerer Mann, der ſeit ſeiner Amtsführung ſelbſt die Achtung ſeiner Feinde erworben und jetzt eben ſoviel Thatkraft wie Begeiſterung entfaltet, aber die Kriegskräfte Frankreichs gewiß nicht ſo gut zu beurtheilen weiß, wie der Marineminiſter und der Kriegsminiſter. Thiers hält allen die Wage und iſt wirklich der Mann der Nationalität. Letztere iſt ein großer Hebel in ſeinen Händen, und er hat von Napoleon gelernt, daß man die Franzoſen damit noch weit gewaltiger bewegen kann, als mit Ideen. Trotz ſeinem Nationalismus, bleibt aber Frankreich der Repräſentant der Revolution, und die Franzoſen kämpfen nur für dieſe, wenn ſie ſich ſelbſt aus Eitelkeit, Eigennutz und Thorheit ſchlagen. Thiers hat imperialiſtiſche Gelüſte, und wie ich Ihnen ſchon Ende Julius ſchrieb, der Krieg iſt die Freude ſeines Herzens. Jetzt iſt der Fußboden ſeines Arbeitszimmers ganz mit Landkarten bedeckt, und da liegt er auf dem Bauche und ſteckt ſchwarze und grüne Nadeln ins Papier, ganz wie Napoleon. Daß er an der Börſe ſpeculirt habe, iſt eine ſchnöde Verleumdung; ein Menſch kann nur einer einzigen Leidenſchaft gehorchen, und der Ehrgeizige denkt ſelten an Geld. Durch ſeine Familiarität mit geſinnungsloſen Glücksrittern hat ſich Thiers all die boshaften Gerüchte, die an ſeinem Leumund nagen, ſelber zugezogen. Dieſe Leute, wenn er ihnen jetzt den Rücken kehrt, ſchmähen ihn noch mehr als ſeine politiſchen Feinde. Aber warum pflegte er Umgang mit ſolchem Geſindel? Wer ſich mit Hunden niederlegt, ſteht mit Flöhen auf.

Ich bewundere den Muth des Königs; jede Stunde, wo er zögert dem verletzten Nationalgefühl Genugthuung zu ſchaffen, wächſt die Gefahr, die den Thron noch entſetzlicher bedroht, als alle Kanonen der Alliirten. Morgen, heißt es, ſollen die Ordonnanzen publicirt werden, welche die Kammern berufen und Frankreich in Kriegszuſtand (état de guerre) erklären. Geſtern Abend, auf der Nachtbörſe von Tortoni, hieß es, Laland habe Befehl erhal-

ten, nach der Straße von Gibraltar zu eilen, und der ruſſiſchen Flotte, wenn ſie ſich mit der engliſchen vereinigen wolle, den Durchgang ins mittelländiſche Meer zu wehren. Die Rente, welche am Tage ſchon zwei Procent gefallen war, purzelte noch zwei Procent tiefer. Herr von Rothſchild, wird behauptet, hatte geſtern Zahnſchmerz; andre ſagen Kolik. Was wird daraus werden? Das Gewitter zieht immer näher. In den Lüften vernimmt man ſchon den Flügelſchlag der Walkyren.

23.

Paris, den 29. October 1840.

Thiers geht ab und Guizot tritt wieder auf. Es iſt aber daſſelbe Stück und nur die Acteure wechſeln. Dieſer Rollenwechſel geſchah auf Verlangen ſehr vieler hohen und allerhöchſten Perſonen, nicht des gewöhnlichen Publicums, das mit dem Spiel ſeines erſten Helden ſehr zufrieden war. Dieſer buhlte vielleicht etwas zu ſehr um den Beifall des Parterres; ſein Nachfolger hat mehr die höhern Regionen im Auge, die Geſandtenlogen.

In dieſem Augenblick verſagen wir nicht unſer Mitleid dem Manne, der unter den jetzigen Umſtänden in das Hôtel des Capucins ſeinen Einzug hält; er iſt vielmehr zu bedauern, als derjenige, der dieſes Marterhaus oder Drillhaus verläßt. Er iſt faſt eben ſo zu bedauern, wie der König ſelber; auf dieſen ſchießt man, den Miniſter verleumdet man. Mit wie viel Koth bewarf man Thiers während ſeines Miniſteriums! Heute bezieht er wieder ſein kleines Haus auf der Place Saint-George, und ich rathe ihm, gleich ein Bad zu nehmen. Hier wird er ſich wieder ſeinen Freunden in fleckenloſer Größe zeigen, und wie vor vier Jahren, als er in derſelben plötzlichen Weiſe das Miniſterium verließ, wird Jeder einſehen, daß ſeine Hände rein geblieben ſind, und ſein Herz nicht eingeſchrumpft. Er iſt nur etwas ernſthafter geworden, obgleich der wahre Ernſt ihm nie fehlte und ſich, wie bei Cäſar, unter leichten Lebensformen verbarg. Die Beſchuldigung der Forſanterie, die man in der letzten Zeit am öfteſten gegen ihn vorbrachte, widerlegt er eben durch ſeinen Abgang vom Miniſterium: eben weil er kein bloßer Maulheld war, weil er wirklich die größten Kriegsrüſtungen vornahm, eben deshalb mußte er zurücktreten. Jetzt ſieht Jeder ein, daß der Aufruf zu den Waffen keine prahleriſche Spiegelfechterei war. Ueber vierhundert Millionen beläuft ſich ſchon die Summe, welche für die Armee, die Marine und die Befeſtigungswerke verwendet worden, und in einigen Monaten ſtehen ſechsmal hundert tauſend Soldaten auf den Beinen. Noch ſtärkere Vorbereitungen zum Kriege ſtanden in Vorſchlag, und das iſt der Grund, weshalb der König, noch vor dem Be-

ginn der Kammersitzungen, ſich um jeden Preis des großen Rüſtmeiſters entledigen mußte. Einige beſchränkte Deputirtenköpfe werden jetzt freilich über nutzloſe Ausgaben ſchreien und nicht bedenken, daß es eben jene Kriegsrüſtungen ſind, die uns vielleicht den Frieden erhielten. Ein Schwert hält das andere in der Scheide. Die große Frage: ob Frankreich durch die Londoner Tractatsvorgänge beleidigt war oder nicht? wird jetzt in der Kammer debattirt werden. Es iſt eine verwickelte Frage, bei deren Beantwortung man auf die Verſchiedenheit der Nationalität Rückſicht nehmen muß. Vor der Hand aber haben wir Frieden, und dem König Ludwig Philipp gebührt das Lob, daß er zur Erhaltung des Friedens eben ſo viel Muth aufgewendet, als Napoleon deſſen im Kriege bekundete. Ja, lacht nicht, er iſt der Napoleon des Friedens!

24.

Paris, den 4. November 1840.

Marſchall Soult, der Mann des Schwertes, ſorgt für die innere Ruhe Frankreichs, und dieſes iſt ſeine ausſchließliche Aufgabe. Für die äußere Ruhe bürgt unterdeſſen Ludwig Philipp, der König der Klugheit, der mit geduldigen Händen, nicht mit dem Schwerte, die Wirrniſſe der Diplomatie, den gordiſchen Knäuel, zu löſen ſucht. Wird's ihm gelingen? Wir wünſchen es, und zwar im Intereſſe der Fürſten wie der Völker Europas. Letztere können durch einen Krieg nur Tod und Elend gewinnen. Erſtere, die Fürſten, würden, ſelbſt im günſtigſten Falle, durch einen Sieg über Frankreich die Gefahren verwirklichen, die vielleicht jetzt nur in der Imagination einiger Staatsleute als beſorgliche Gedanken exiſtiren. Die große Umwälzung, welche ſeit funfzig Jahren in Frankreich ſtattfand, iſt, wo nicht beendigt, doch gewiß gehemmt, wenn nicht von außen das entſetzliche Rad wieder in Bewegung geſetzt wird. Durch die Bedrohniſſe eines Krieges mit der neuen Coalition wird nicht blos der Thron des Königs, ſondern auch die Herrſchaft jener Bourgeoiſie gefährdet, die Ludwig Philipp rechtmäßig, jedenfalls thatſächlich, repräſentirt. Die Bourgeoiſie, nicht das Volk, hat die Revolution von 1789 begonnen und 1830 vollendet, ſie iſt es, welche jetzt regiert, obgleich viele ihrer Mandatarien von vornehmem Geblüte ſind, und ſie iſt es, welche das andringende Volk, das nicht blos Gleichheit der Geſetze, ſondern auch Gleichheit der Genüſſe verlangt, bis jetzt im Zaum hielt. Die Bourgeoiſie, welche ihr mühſames Werk, die neue Staatsbegründung, gegen den Andrang des Volkes, das eine radicale Umgeſtaltung der Geſellſchaft begehrt, zu vertheidigen hat, iſt gewiß zu ſchwach, wenn auch das Ausland ſie mit vierfach ſtärkeren Kräften

anſtele, und noch ehe es zur Invaſion käme, würde die Bourgeoiſie abdanken, die unteren Claſſen würden wieder an ihre Stelle treten, wie in den ſchrecklichen neunziger Jahren, aber beſſer organiſirt, mit klarerem Bewußtſein, mit neuen Doctrinen, mit neuen Göttern, mit neuen Erd- und Himmelskräften; ſtatt mit einer politiſchen, müßte das Ausland mit einer ſocialen Revolution in den Kampf treten. Die Klugheit dürfte daher den alliirten Mächten rathen, das jetzige Regiment in Frankreich zu unterſtützen, damit nicht weit gefährlichere und contagiöſere Elemente entzügelt werden und ſich geltend machen. Die Gottheit ſelbſt giebt ja ihren Stellvertretern ein ſo belehrendes Beiſpiel: der jüngſte Mordverſuch zeigt, wie die Vorſehung dem Haupte Ludwig Philipps einen ganz beſondern Schutz angedeihen läßt . . . ſie ſchützt den großen Spritzenmeiſter, der die Flamme dämpft und einen allgemeinen Weltbrand verhütet.

Ich zweifle nicht, daß es dem Marſchall Soult gelingen wird, die innere Ruhe zu ſichern. Durch ſeine Kriegsrüſtungen hat ihm Thiers genug Soldaten hinterlaſſen, die freilich ob der veränderten Beſtimmung ſehr mißmuthig ſind. Wird er auf letztere zählen können, wenn das Volk mit bewaffnetem Ungeſtüm den Krieg begehrt? Werden die Soldaten dem Kriegsgelüſte des eigenen Herzens widerſtehen können und ſich lieber mit ihren Brüdern als mit den Fremden ſchlagen? Werden ſie den Vorwurf der Feigheit ruhig anhören können? Werden ſie nicht ganz den Kopf verlieren, wenn plötzlich der todte Feldherr von St. Helena anlangt? Ich wollte, der Mann läge ſchon ruhig unter der Kuppel des Invalidendoms, und wir hätten die Leichenfeier glücklich überſtanden! —

Das Verhältniß Guizots zu den beiden obengenannten Trägern des Staates werde ich ſpäterhin beſprechen. Auch läßt ſich noch nicht beſtimmen, in wie weit er beide durch die Aegide ſeines Wortes zu ſchirmen denkt. Sein Rednertalent dürfte in einigen Wochen ſtark genug in Anſpruch genommen werden, und wenn die Kammer, wie es heißt, über den casus belli ein Princip aufſtellen wird, kann der gelehrte Mann ſeine Kenntniſſe aufs glänzendſte entwickeln. Die Kammer wird nämlich die Erklärung der coaliſirten Mächte, daß ſie bei der Pacification des Orients keine Territorialvergrößerungen und ſonſtige Privatvortheile beabſichtigen, in beſondere Erwägung ziehen und jeden factiſchen Widerſpruch mit jener Erklärung als einen casus belli feſtſtellen. Ueber die Rolle, die Thiers bei dieſer Gelegenheit ſpielen wird, und ob er dem alten Nebenbuhler Guizot wieder mit all ſeiner Sprachgewalt entgegen zu treten gedenkt, kann ich Ihnen ebenfalls erſt ſpäter berichten.

Guizot hat einen ſchweren Stand, und ich habe Ihnen ſchon oft geſagt, daß ich großes Mitleid für ihn empfinde. Er iſt ein wackerer, feſtgeſinnter Mann, und Calamatta hat in einem vortrefflichen Portrait ſein edles Aeußere ſehr

getreu abconterfeit. Ein ſtarrer puritaniſcher Kopf, angelehnt an eine ſteinerne Wand — bei einer haſtigen Bewegung des Kopfes nach hinten könnte er ſich ſehr beſchädigen. Das Portrait iſt an den Fenſtern von Goupil und Rittner ausgeſtellt. Es wird viel betrachtet und Guizot muß ſchon in effigie viel ausſtehen von den malitiöſen Zungen.

25.

Paris, den 6. November 1840.

Ueber die Juliusrevolution und den Antheil, den Ludwig Philipp daran genommen, iſt jetzt ein Buch erſchienen, welches die allgemeine Aufmerkſamkeit erregt und überall beſprochen wird. Es iſt dies der erſte Theil von Louis Blanc's Histoire de dix ans. Ich habe das Werk noch nicht zu Geſicht bekommen; ſobald ich es geleſen, will ich verſuchen, ein ſelbſtſtändiges Urtheil darüber zu fällen. Heute berichte ich Ihnen blos, was ich von vorn herein über den Verfaſſer und ſeine Stellung ſagen kann, damit ſie den rechten Standpunkt gewinnen, wovon aus Sie genau ermeſſen mögen, wie viel Antheil der Parteigeiſt an dem Buche hat, und wie viel Glauben Sie ſeinem Inhalt ſchenken oder verweigern können.

Der Verfaſſer, Herr Louis Blanc, iſt noch ein junger Mann, höchſtens einige dreißig Jahre alt, obgleich er ſeinem Aeußern nach wie ein kleiner Junge von dreizehn Jahren ausſieht. In der That, ſeine überaus winzige Geſtalt, ſein rothbäckiges, bartloſes Geſichtchen und auch ſeine weichlich zarte, noch nicht zum Durchbruch gekommene Stimme geben ihm das Anſehen eines allerliebſten Bübchens, das eben der dritten Schulclaſſe entſprungen und ſeinen erſten ſchwarzen Frack trägt, und doch iſt er eine Notabilität der republikaniſchen Partei und in ſeinem Raiſonnement herrſcht eine Mäßigung, wie man ſie nur bei Greiſen findet. — Seine Phyſiognomie, namentlich die muntern Aeuglein, deuten auf ſüdfranzöſiſchen Urſprung. Louis Blanc iſt geboren zu Madrid, von franzöſiſchen Eltern. Seine Mutter iſt Corſicanerin und zwar eine Pozzo di Borgo. Er ward erzogen in Rodez. Ich weiß nicht, wie lange er ſchon zu Paris verweilt, aber bereits vor ſechs Jahren traf ich ihn hier als Redacteur eines republikaniſchen Journals, le Monde geheißen und ſeitdem ſtiftete er auch die Revue du Progrès, das bedeutendſte Organ des Republikanismus. Sein Vetter Pozzo di Borgo, der ehemalige ruſſiſche Geſandte, ſoll mit der Richtung des jungen Mannes nicht ſehr zufrieden geweſen ſein, und darüber nicht ſelten Klage geführt haben. (Von jenem berühmten Diplomaten ſind, nebenbei geſagt, ſehr betrübende Nachrichten hier angelangt, und ſeine Geiſteskrankheit ſcheint unheilbar zu ſein; er verfällt manchmal in

Raſerei, und glaubt alsdann, der Kaiſer Napoleon wolle ihn erſchießen laſſen). Louis Blanc's Mutter und ſeine ganze mütterliche Familie lebt noch in Corſica. Doch das iſt die leibliche Sippſchaft, die des Blutes. Dem Geiſte nach iſt Louis Blanc zunächſt verwandt mit Jean Jaques Rouſſeau, deſſen Schriften der Ausgangspunkt ſeiner ganzen Denk- und Schreibweiſe. Seine warme, nette, wahrheitliche Proſa erinnert an jenen erſten Kirchenvater der Revolution. L'organisation du travail iſt eine Schrift von Louis Blanc, die bereits vor einiger Zeit die Aufmerkſamkeit auf ihn lenkte. Wenn auch nicht gründliches Wiſſen, doch eine glühende Sympathie für die Leiden des Volks, zeigt ſich in jeder Zeile dieſes kleinen Opus, und es bekundet ſich darin zu gleicher Zeit jene Vorliebe für unbeſchränkte Herrſcherei, jene gründliche Abneigung gegen genialen Perſonalismus, wodurch ſich Louis Blanc von einigen ſeiner republikaniſchen Genoſſen, z. B. von dem geiſtreichen Pyat, auffallend unterſcheidet. Dieſe Abweichung hat vor einiger Zeit faſt ein Zerwürfniß hervorgebracht, als Louis Blanc nicht die abſolute Preßfreiheit anerkennen wollte, die von jenen Republikanern in Anſpruch genommen wird. Hier zeigte es ſich ganz klar, daß dieſe letztern die Freiheit nur der Freiheit wegen lieben, Louis Blanc aber dieſelbe vielmehr als ein Mittel zur Beförderung philanthropiſcher Zwecke betrachtet, ſo daß ihm auf dieſem Standpunkte die gouvernementale Autorität, ohne welche keine Regierung das Heil des Volks fördern könne, weit mehr gilt, als alle Befugniſſe und Berechtigungen der individuellen Kraft und Größe. Ja vielleicht ſchon wegen ſeiner Taille iſt ihm jede große Perſönlichkeit zuwider, und er ſchielt an ſie hinauf mit jenem Mißtrauen, das er mit einem andern Schüler Rouſſeau's, dem ſeligen Maximilian Robespierre, gemein hat. Ich glaube, der Knirps möchte jeden Kopf abſchlagen laſſen, der das vorgeſchriebene Recrutenmaß überragt, verſteht ſich im Intereſſe des öffentlichen Heils, der allgemeinen Gleichheit, des ſocialen Volksglücks. Er ſelbſt iſt mäßig, ſcheint dem eignen kleinen Körper keine Genüſſe zu gönnen, und er will daher im Staate Küchengleichheit einführen, wo für uns alle dieſelbe ſpartaniſche ſchwarze Suppe gekocht werden ſoll, und was noch ſchrecklicher, wo der Rieſe auch dieſelbe Portion bekäme, deren ſich Bruder Zwerg zu erfreuen hätte. Nein, dafür dank' ich, neuer Likurg! Es iſt wahr, wir ſind alle Brüder, aber ich bin der große Bruder und Ihr ſeid die kleinen Brüder. und mir gebührt eine bedeutendere Portion. Louis Blanc iſt ein ſpaßhaftes Compoſitum von Liliputaner und Spartaner. Jedenfalls traue ich ihm eine große Zukunft zu, und er wird eine Rolle ſpielen, wenn auch eine kurze. Er iſt ganz dazu gemacht, der große Mann der Kleinen zu ſein, die einen ſolchen mit Leichtigkeit auf ihren Schultern zu tragen vermögen, während Menſchen von coloſſalem Zuſchnitt, ich möchte faſt ſagen Geiſter von ſtarker Corpulenz, ihnen einen zu ſchwere Laſt ſein möchten.

Das neue Buch von Louis Blanc ſoll vortrefflich geſchrieben ſein, und da es eine Menge unbekannter und boshafter Anekdoten enthält, hat es ſchon ein ſtoffartiges Intereſſe für die ſchadenfrohe große Menge. Die Republikaner ſchwelgen darin mit Wonne; die Miſere, die Kleinheit jener regierenden Bourgeoiſie, die ſie ſtürzen wollen, iſt hier ſehr ergötzlich aufgedeckt. Für die Legitimiſten aber iſt das Buch wahrer Caviar, denn der Verfaſſer, der ſie ſelbſt verſchont, verhöhnt ihre bürgerlichen Beſieger und wirft vergifteten Koth auf den Königsmantel von Ludwig Philipp. Sind die Geſchichten, die Louis Blanc von ihm erzählt, falſch oder wahr? Iſt letzteres der Fall, ſo hätte die große Nation der Franzoſen, die ſo viel von ihrem Point-d'honneur ſpricht, ſich ſeit zehn Jahren von einem gewöhnlichen Gaukler, von einem gekrönten Bosco regieren und repräſentiren laſſen. Es wird nämlich in jenem Buche Folgendes erzählt: Den 1. Auguſt, als Carl X. den Herzog von Orleans zum Lieutenant-General ernannt, habe ſich Dupin zu letzterm nach Neuilly begeben und ihm vorgeſtellt, daß er, um dem gefährlichen Verdacht der Zweideutigkeit zu entgehen auf eine entſchiedene Weiſe mit Carl X. brechen und ihm einen beſtimmten Abſagebrief ſchreiben müſſe. Ludwig Philipp habe dem Rathe Dupins ſeinen ganzen Beifall geſchenkt und ihn ſelbſt gebeten, einen ſolchen Brief für ihn zu redigiren; dieſes ſei geſchehen und zwar in den derbſten Ausdrücken, und Ludwig Philipp, im Begriff, den ſchon mit einem Adreß-Couverte verſehenen Brief zu verſiegeln und das Siegellack bereits an die Wachskerze haltend, habe ſich plötzlich zu Dupin gewandt mit den Worten: in wichtigen Fällen conſultire ich immer meine Frau, ich will ihr erſt den Brief vorleſen, und findet er Beifall, ſo ſchicken wir ihn gleich ab. Hierauf habe er das Zimmer verlaſſen, und nach einer Weile mit dem Briefe zurückkehrend habe er denſelben ſchnell verſiegelt und unverzüglich an Carl X. abgeſchickt. Aber nur das Adreß-Couvert ſei daſſelbe geweſen, dem plump Dupin'ſchen Briefe jedoch habe der fingerfertige Künſtler ein ganz demüthiges Schreiben ſubſtituirt, worin er, ſeine Unterthanentreue betheuernd, die Ernennung als Lieutenant-General annahm und den König beſchwor, zu Gunſten ſeines Enkels zu abdiciren. Die nächſte Frage iſt nun: wie ward dieſer Betrug entdeckt? Hierauf hat Herr Louis Blanc einem Bekannten von mir mündlich die Antwort ertheilt: Herr Berryer, als er nach Prag zu Carl X. reiſte, habe demſelben ehrfurchtsvoll vorgeſtellt, daß ſeine Majeſtät ſich einſt mit der Abdication etwas zu ſehr übereilt, worauf ihm Se. Majeſtät, um ſich zu juſtificiren, den Brief zeigte, den ihm zu jener Zeit der Herzog von Orleans geſchrieben; den Rath deſſelben habe er um ſo eifriger befolgt, da er in ihm den Lieutenant-General des Königreichs anerkannt hatte. Es iſt alſo Herr Berryer, welcher jenen Brief geſehen hat und auf deſſen Autorität die ganze Anekdote beruht. Für die Legitimiſten iſt dieſe Autorität gewiß hin-

Häuptlinge des Radicalismus nicht länger mit einem Aufſtand, der ſchon im Geheimen organiſirt wird, und der nur auf die Stunde harrt, wo der König nicht mehr auf den Beiſtand der Deputirtenkammer rechnen kann. So lange beide Theile nur ſchmollen, aber doch ihren Ehecontract nicht verletzen, kann kein Umſturz der Regierung gelingen, und das wiſſen die Rädelsführer der Bewegung ſehr gut, deshalb verſchlucken ſie für den Augenblick all ihren Grimm und hüten ſich vor jedem unzeitigen Schilderheben. Die Geſchichte Frankreichs zeigt, daß jede bedeutende Phaſe der Revolution immer parlamentariſche Anfänge hatte, und die Männer des geſetzlichen Widerſtandes immer mehr oder minder deutlich dem Volk das furchtbare Signal gaben. Durch dieſe Theilnahme, wir möchten faſt ſagen Complicität eines Parlaments, iſt das Interregnum der rohen Fäuſte nie von langer Dauer, und die Franzoſen ſind vor der Anarchie viel mehr geſchützt als andere Völker, die im revolutionairen Zuſtand ſind, z. B. die Spanier. Das ſahen wir in den Tagen des Julius, wo das Parlament, die legislative Verſammlung, ſich in einen executirenden Convent verwandelte. Es iſt wieder eine ſolche Umwandlung, die man im ſchlimmſten Fall erwartet.

27.

Paris, den 12. November 1840.

Die Geburt des Herzogs von Chartres iſt ein Nachtrag zur Kronrede. „Mitleid, das nackte Kindlein" — ſagt Shakeſpeare. Und das Kindlein iſt obendrein ein Prinz von Geblüt, und alſo beſtimmt, die traurigſten Prüfungen zu erdulden, wo nicht gar die königliche Dornenkrone von Frankreich auf dem Haupte zu tragen! Gebt ihm eine deutſche Hebamme, damit er die Milch der Geduld ſauge. Er befindet ſich friſch und geſund. Das kluge Kind hat gleich ſeine Situation begriffen und gleich zu weinen angefangen. Uebrigens ſoll es dem Großvater ſehr ähnlich ſehen. Letzterer jauchzt vor Freude. Wir gönnen ihm von Herzen dieſen Troſt, dieſen Balſam; hat er doch in der letzten Zeit ſo viel gelitten! Ludwig Philipp iſt der vortrefflichſte Hausvater, und eben die übertriebene Sorgfalt für das Glück ſeiner Familie brachte ihn in ſo viele Colliſionen mit den Nationalintereſſen der Franzoſen. Eben weil er Kinder hat und ſie liebt, hegt er auch die entſchiedenſte Zärtlichkeit für den Frieden. Kriegsluſtige Fürſten ſind gewöhnlich kinderlos. Dieſer Sinn für Häuslichkeit und häusliches Glück, wie dergleichen bei Ludwig Philipp vorherrſchend, iſt gewiß ehrenwerth und jedenfalls iſt das allerhöchſte Muſter von dem heilſamſten Einfluß auf die Sitten. Der König iſt tugendhaft im bürgerlichſten Geſchmack, ſein Haus iſt das honnetteſte von ganz Frankreich, und

für fünf Frs. den König zu zeigen; gäbe man ihnen zehn Frs., ſo werde man ihn ſehen, wie er die Augen gen Himmel richtet und die Hand betheuernd aufs Herz legt: gäbe man aber zwanzig Frs., ſo ſolle er auch die Marſeillaiſe ſingen. Gab man nun jenen Kerls ein Fünffrankenſtück, ſo erhoben ſie ein jubelndes Vivatrufen unter den Fenſtern des Königs, und höchſtderſelbe erſchien auf der Terraſſe, verbeugte ſich und trat wieder ab. Hatte man jenen Kerls zehn Frs. gegeben, ſo ſchrien ſie noch viel lauter und geberdeten ſich wie beſeſſen während der König erſchien, welcher alsdann zum Zeichen ſeiner ſtummen Rührung die Augen gegen Himmel richtete, und die Hand betheuernd aufs Herz legte. Die Engländer aber ließen es ſich manchmal zwanzig Frs. koſten, und dann ward der Enthuſiasmus aufs höchſte geſteigert, und ſobald der König auf der Terraſſe erſchien, ward die Marſeillaiſe angeſtimmt und ſo fürchterlich gegrölt, bis Ludwig Philipp, vielleicht nur um dem Geſang ein Ende zu machen, ſich verbeugte, die Augen gen Himmel richtete, die Hand aufs Herz legte und die Marſeillaiſe mitſang. Ob er auch mit dem Fuße den Tact ſchlug, wie behauptet wird, weiß ich nicht. Ich kann überhaupt die Wahrheit dieſer Anekdote nicht verbürgen. Der Freund, der ſie mir erzählte, iſt ſeit ſieben Jahren todt; ſeit ſieben Jahren hat er nicht gelogen. Es iſt alſo nicht Herr Berryer, auf deſſen Autorität ich mich berufe.

26.

Paris, den 7. November 1840.

Der König hat geweint. Er weinte öffentlich, auf dem Throne, umgeben von allen Würdenträgern des Reichs, Angeſichts ſeines ganzen Volks, deſſen erwählte Vertreter ihm gegenüber ſtanden, und Zeugen dieſes kummervollen Anblicks waren alle Fürſten des Auslandes, repräſentirt in der Perſon ihrer Geſandten und Abgeordneten. Der König weinte! Dies iſt ein betrübendes Ereigniß. Viele verdächtigen dieſe Thränen des Königs, und vergleichen ſie mit denen des Reinecke. Aber iſt es nicht ſchon hinlänglich tragiſch, wenn ein König ſo ſehr bedrängt und geängſtet worden, daß er zu dem feuchten Hülfsmittel des Weinens ſeine Zuflucht genommen? Nein, Ludwig Philipp, der königliche Dulder, braucht nicht eben ſeinen Thränendrüſen Gewalt anzuthun, wenn er an die Schreckniſſe denkt, wovon er, ſein Volk und die ganze Welt bedroht iſt. —

Ueber die Stimmung der Kammer läßt ſich noch nichts Beſtimmtes vermelden. Und doch hängt Alles davon ab, die innere wie die äußere Ruhe Frankreichs und der ganzen Welt. Entſteht ein bedeutender Zwieſpalt zwiſchen den Bourgeois-Notabilitäten der Kammer und der Krone, ſo zögern die

von Gefahr, da, im Fall eines Kriegs, die Franzoſen nicht bis zu ihnen hinüberreichen könnten, eben ſo wenig wie ſie den Engländern beizukommen vermöchten. Zwiſchen England und dem Zorn der Franzoſen liegt das Meer, zwiſchen den letztern und den Ruſſen liegt Deutſchland; — und wir armen Deutſchen, durch den Zufall der Oertlichkeit, wir hätten uns ſchlagen müſſen für Dinge, die uns gar nichts angehen, für nichts und wieder nichts, gleichſam für des Kaiſers Bart. — Ach, wäre es noch für den Bart eines Kaiſers!

28.

Paris, den 6. Januar 1841.

Das junge Jahr begann wie das alte mit Muſik und Tanz. In der großen Oper erklingen die Melodien Donizetti's, womit man die Zeit nothdürftig ausfüllt, bis der Prophet kommt, nämlich das Meyerbeer'ſche Opus dieſes Namens. Vorgeſtern Abend debütirte Mademoiſelle Heinefetter mit großem, glänzenden Erfolg. Im Odeon, dem italieniſchen Nachtigallenneſt, flöten ſchmelzender als je der alternde Rubini und die ewig junge Griſi, die ſingende Blume der Schönheit. Auch die Concerte haben ſchon begonnen in den rivaliſirenden Sälen von Herz und Erard, den beiden Holzkünſtlern. Wer in dieſen öffentlichen Anſtalten Polyhymnia's nicht genug Gelegenheit findet, ſich zu langweilen, der kann ſchon in den Privatfoiréen ſich nach Herzensluſt ausgähnen: eine Schaar junger Dilettanten, die zu den fürchterlichſten Hoffnungen berechtigen, läßt ſich hier hören in allen Tonarten und auf allen möglichen Inſtrumenten; Herr Orfila meckert wieder ſeine unbarmherzigſten Romanzen, geſungenes Rattengift. Nach der ſchlechten Muſik wird lauwarmes Zuckerwaſſer oder geſalzenes Eis herumgereicht, und getanzt. Auch die Maskenbälle erheben ſich ſchon unter Pauken- und Trompetenſchall, und wie mit Verzweiflung ſtürzen ſich die Pariſer in den toſenden Strudel des Vergnügens. Der Deutſche trinkt, um ſich von drückender Sorgenlaſt zu befreien; der Franzoſe tanzt, den berauſchenden, betäubenden Galoppwalzer. Die Göttin des Leichtſinns möchte gern ihrem Lieblingsvolke allen trüben Ernſt aus der Seele hinausgaukeln, aber es gelingt ihr nicht; in den Zwiſchenpauſen der Quadrille flüſtert Harlekin ſeinem Nachbar Pierrot ins Ohr: „Glauben Sie, daß wir uns dieſes Frühjahr ſchlagen müſſen?“ Selbſt der Champagner iſt unmächtig und kann nur die Sinne benebeln, die Herzen bleiben nüchtern, und manchmal, beim luſtigſten Bankett, erbleichen die Gäſte, der Witz ſtirbt auf ihren Lippen, ſie werfen ſich erſchrockene Blicke zu — an der Wand ſehen ſie die Worte: Mene, Tekel, Peres!

Die Franzoſen verhehlen ſich nicht das Gefahrvolle ihrer Lage, aber der

Muth iſt ihre Nationaltugend. Und am Ende wiſſen ſie ſehr gut, daß die politiſchen Beſitzthümer, die ihre Väter mit kampfluſtigſter Tapferkeit erworben haben, nicht durch duldende Nachgiebigkeit und müßige Demuth bewahrt werden können. Selbſt Guizot, der ſo unwürdig geſchmähte Guizot, iſt keineswegs geſonnen, den Frieden um jeden Preis zu erhalten. Dieſer Mann behauptet zwar einen unerſchrockenen Widerſtand gegen den anſtürmenden Radicalismus, aber ich bin überzeugt, daß er ſich mit derſelben Entſchloſſenheit dem Andrang abſolutiſtiſcher und hierarchiſcher Beſtrebungen entgegenſtemmen würde. Ich weiß nicht, wie groß die Zahl der Nationalgardiſten war, die beim kaiſerlichen Leichenbegängniſſe: à bas Guizot! riefen; aber ich weiß, daß die Nationalgarde, verſtünde ſie ihre eigenen Intereſſen, eben ſo verſtändig wie dankbar handeln würde, wenn ſie gegen jene ſchnöden Rufe öffentlich proteſtirte. Denn die Nationalgarde iſt am Ende doch nichts Anderes, als die bewaffnete Bourgeoiſie, und eben dieſe, gefährdet zu gleicher Zeit durch die intriguirende Partei des alten Regimes und die Prädicanten einer Baboeuf'ſchen Republik, hat in Guizot ihren natürlichen Schutzvogt gefunden, der ſie ſchützt nach oben wie nach unten. Guizot hat nie etwas Anderes gewollt, als die Herrſchaft der Mittelclaſſen, die er durch Bildung und Beſitz dazu geeignet glaubte, die Staatsgeſchäfte zu lenken und zu vertreten. Ich bin überzeugt, hätte er in der franzöſiſchen Ariſtokratie noch ein Lebenselement gefunden, wodurch ſie fähig geweſen wäre, zum Heil des Volkes und der Menſchheit Frankreich zu regieren, Guizot wäre ihr Kämpe geworden, mit eben ſo großem Eifer und gewiß mit größerer Uneigennützigkeit als Berryer und ähnliche Paladine der Vergangenheit; ich bin in gleicher Weiſe überzeugt, daß er für die Proletarierherrſchaft kämpfen würde, und zwar mit ſtrengerer Ehrlichkeit als Lamennais und ſeine Kreuzbrüder, wenn er die untern Claſſen durch Bildung und Einſicht reif glaubte, das Staatsruder zu führen, und wenn er nicht einſähe, daß der unzeitige Triumph der Proletarier nur von kurzer Dauer und ein Unglück für die Menſchheit wäre, indem ſie, in ihrem blödſinnigen Gleichheitstaumel, alles was ſchön und erhaben auf dieſer Erde iſt, zerſtören, und namentlich gegen Kunſt und Wiſſenſchaft ihre bilderſtürmende Wuth auslaſſen würden.

Guizot iſt jedoch kein Mann des ſtarren Stillſtandes, ſondern des geregelten und gezeitigten Fortſchritts, und die Zukunft wird dieſem Manne die glorreichſte Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Vielleicht wird dergleichen ihm ſchon in der nächſten Gegenwart zu Theil: er braucht nur das Hôtel des Capucins zu verlaſſen. Würde er in dieſem Fall wieder ſeinen Geſandtſchaftspoſten in London antreten? Würde er, trotz ſeiner Sympathie für England, jenes neue Miniſterium unterſtützen, das eine Allianz mit Rußland träumt? — Es iſt möglich, denn im Fall man Frankreich zum Kriege zwänge, würde

Guizot, alle revolutionären Mittel verſchmähend, nur politiſchen Allianzen nachſtreben. „Können wir, trotz aller Opfer und Mäßigung, den Frieden nicht aufrecht erhalten, ſo werden wir den Krieg als eine Macht führen (puissance), und nicht als ein lärmender Haufen (cohue)“ — ſo äußerte ſich Guizot im vertrauten Salon. Hierin liegt aber der Hauptgrund, weshalb ihm alle jene Leute gram ſind, die nur von einer Propaganda den Sieg erwarten und ſich dabei als nothwendige Werkzeuge wichtig machen wollen. Das ſind namentlich die Journaliſten, die ihrer Feder alle mögliche Hülfswirkung zutrauen. „Das Beſte in der Welt iſt eine baumwollene Nachtmütze“ — ſagt der Bonnetier, und die Journaliſten ſagen: „das Beſte iſt ein Zeitungsartikel!“ Wie ſehr ſie ſich irren, erfuhren wir in jüngſter Zeit, wo die propagandiſtiſchen Phraſen des National, des Courrier français und des Constitutionel ſo viel Mißmuth in Deutſchland erregten. Da waren die Väter weit praktiſcher: als ſie die kosmopolitiſchen Ideen der Revolution in Gefahr ſahen, ſuchten ſie Hülfe im Nationalgefühl. Die Söhne, welche ihre Nationalität bedroht ſehen, nehmen ihre Zuflucht zu den kosmopolitiſchen Ideen; — dieſe aber treiben nicht ſo mächtig zur That, wie jene begeiſternden Erddünſte, die wir Vaterlandsliebe nennen.

Ob im Fall eines Krieges die ruſſiſche Allianz für die Franzoſen heilſamer ſei als die Propaganda, daran zweifle ich. Durch letztere wird nur ihre zeitliche Geſellſchaftsform bedroht, erſtere aber gefährdet das Weſen ihrer Geſellſchaft ſelbſt, ihr innerſtes Lebensprinzip, die Seele des franzöſiſchen Volks.

29.

Paris, den 11. Januar 1841.

Immer mehr verbreitet ſich unter den Franzoſen die Meinung, daß Bellona's Drommeten dieſes Frühjahr den Geſang der Nachtigallen überſchmettern, und die armen Veilchen, zertreten vom Pferdehuf, ihren Duft im Pulverdampf verhauchen müſſen. Ich kann dieſer Anſicht keineswegs beiſtimmen, und die ſüßeſte Friedenshoffnung niſtet beharrlich in meiner Bruſt. Es iſt jedoch immer möglich, daß die Unglückspropheten Recht haben, und der kecke Lenz mit unvorſichtiger Lunte den geladenen Kanonen nahe. Iſt aber dieſe Gefahr überſtanden, und iſt gar der heiße Sommer gewitterlos vorübergezogen, dann glaube ich, iſt Europa für lange Zeit vor den Schreckniſſen eines Kriegs geſchützt, und wir dürfen uns eines langen, dauernden Friedens verſichert halten. Die Wirrniſſe, die von oben kamen, werden alsdann auch dort oben ruhig gelöſt worden ſein, und das niedrige Gezücht des Nationalhaſſes, das ſich in den untern Schichten der Geſellſchaft entwickelt hat, wird von der beſſern

Muth iſt ihre Nationaltugend. Und am Ende wiſſen ſie ſehr gut, daß die politiſchen Beſitzthümer, die ihre Väter mit kampfluſtigſter Tapferkeit erworben haben, nicht durch duldende Nachgiebigkeit und müßige Demuth bewahrt werden können. Selbſt Guizot, der ſo unwürdig geſchmähte Guizot, iſt keineswegs geſonnen, den Frieden um jeden Preis zu erhalten. Dieſer Mann behauptet zwar einen unerſchrockenen Widerſtand gegen den anſtürmenden Radicalismus, aber ich bin überzeugt, daß er ſich mit derſelben Entſchloſſenheit dem Andrang abſolutiſtiſcher und hierarchiſcher Beſtrebungen entgegenſtemmen würde. Ich weiß nicht, wie groß die Zahl der Nationalgardiſten war, die beim kaiſerlichen Leichenbegängniſſe: à bas Guizot! riefen; aber ich weiß, daß die Nationalgarde, verſtünde ſie ihre eigenen Intereſſen, eben ſo verſtändig wie dankbar handeln würde, wenn ſie gegen jene ſchnöden Rufe öffentlich proteſtirte. Denn die Nationalgarde iſt am Ende doch nichts Anderes, als die bewaffnete Bourgeoiſie, und eben dieſe, gefährdet zu gleicher Zeit durch die intriguirende Partei des alten Regimes und die Prädicanten einer Baboeuf'ſchen Republik, hat in Guizot ihren natürlichen Schutzvogt gefunden, der ſie ſchützt nach oben wie nach unten. Guizot hat nie etwas Anderes gewollt, als die Herrſchaft der Mittelclaſſen, die er durch Bildung und Beſitz dazu geeignet glaubte, die Staatsgeſchäfte zu lenken und zu vertreten. Ich bin überzeugt, hätte er in der franzöſiſchen Ariſtokratie noch ein Lebenselement gefunden, wodurch ſie fähig geweſen wäre, zum Heil des Volkes und der Menſchheit Frankreich zu regieren, Guizot wäre ihr Kämpe geworden, mit eben ſo großem Eifer und gewiß mit größerer Uneigennützigkeit als Berryer und ähnliche Paladine der Vergangenheit; ich bin in gleicher Weiſe überzeugt, daß er für die Proletarierherrſchaft kämpfen würde, und zwar mit ſtrengerer Ehrlichkeit als Lamennais und ſeine Kreuzbrüder, wenn er die untern Claſſen durch Bildung und Einſicht reif glaubte, das Staatsruder zu führen, und wenn er nicht einſähe, daß der unzeitige Triumph der Proletarier nur von kurzer Dauer und ein Unglück für die Menſchheit wäre, indem ſie, in ihrem blödſinnigen Gleichheitstaumel, alles was ſchön und erhaben auf dieſer Erde iſt, zerſtören, und namentlich gegen Kunſt und Wiſſenſchaft ihre bilderſtürmende Wuth auslaſſen würden.

Guizot iſt jedoch kein Mann des ſtarren Stillſtandes, ſondern des geregelten und gezeitigten Fortſchritts, und die Zukunft wird dieſem Manne die glorreichſte Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Vielleicht wird dergleichen ihm ſchon in der nächſten Gegenwart zu Theil: er braucht nur das Hôtel des Capucins zu verlaſſen. Würde er in dieſem Fall wieder ſeinen Geſandtſchaftspoſten in London antreten? Würde er, trotz ſeiner Sympathie für England, jenes neue Miniſterium unterſtützen, das eine Allianz mit Rußland träumt? — Es iſt möglich, denn im Fall man Frankreich zum Kriege zwänge, würde

Guizot, alle revolutionären Mittel verſchmähend, nur politiſchen Allianzen nachſtreben. „Können wir, trotz aller Opfer und Mäßigung, den Frieden nicht aufrecht erhalten, ſo werden wir den Krieg als eine Macht führen (puissance), und nicht als ein lärmender Haufen (cohue)" — ſo äußerte ſich Guizot im vertrauten Salon. Hierin liegt aber der Hauptgrund, weshalb ihm alle jene Leute gram ſind, die nur von einer Propaganda den Sieg erwarten und ſich dabei als nothwendige Werkzeuge wichtig machen wollen. Das ſind namentlich die Journaliſten, die ihrer Feder alle mögliche Hülfswirkung zutrauen. „Das Beſte in der Welt iſt eine baumwollene Nachtmütze" — ſagt der Bonnetier, und die Journaliſten ſagen: „das Beſte iſt ein Zeitungsartikel!" Wie ſehr ſie ſich irren, erfuhren wir in jüngſter Zeit, wo die propagandiſtiſchen Phraſen des National, des Courrier français und des Constitutionel ſo viel Mißmuth in Deutſchland erregten. Da waren die Väter weit praktiſcher: als ſie die kosmopolitiſchen Ideen der Revolution in Gefahr ſahen, ſuchten ſie Hülfe im Nationalgefühl. Die Söhne, welche ihre Nationalität bedroht ſehen, nehmen ihre Zuflucht zu den kosmopolitiſchen Ideen; — dieſe aber treiben nicht ſo mächtig zur That, wie jene begeiſternden Erddünſte, die wir Vaterlandsliebe nennen.

Ob im Fall eines Krieges die ruſſiſche Allianz für die Franzoſen heilſamer ſei als die Propaganda, daran zweifle ich. Durch letztere wird nur ihre zeitliche Geſellſchaftsform bedroht, erſtere aber gefährdet das Weſen ihrer Geſellſchaft ſelbſt, ihr innerſtes Lebensprinzip, die Seele des franzöſiſchen Volks.

29.

Paris, den 11. Januar 1841.

Immer mehr verbreitet ſich unter den Franzoſen die Meinung, daß Bellona's Drommeten dieſes Frühjahr den Geſang der Nachtigallen überſchmettern, und die armen Veilchen, zertreten vom Pferdehuf, ihren Duft im Pulverdampf verhauchen müſſen. Ich kann dieſer Anſicht keineswegs beiſtimmen, und die ſüßeſte Friedenshoffnung niſtet beharrlich in meiner Bruſt. Es iſt jedoch immer möglich, daß die Unglückspropheten Recht haben, und der kecke Lenz mit unvorſichtiger Lunte den geladenen Kanonen nahe. Iſt aber dieſe Gefahr überſtanden, und iſt gar der heiße Sommer gewitterlos vorübergezogen, dann glaube ich, iſt Europa für lange Zeit vor den Schreckniſſen eines Kriegs geſchützt, und wir dürfen uns eines langen, dauernden Friedens verſichert halten. Die Wirrniſſe, die von oben kamen, werden alsdann auch dort oben ruhig gelöſt worden ſein, und das niedrige Gezücht des Nationalhaſſes, das ſich in den untern Schichten der Geſellſchaft entwickelt hat, wird von der beſſern

Einſicht der Völker wieder in ſeinen Schlamm zurückgetreten werden. Das wiſſen aber auch die Dämonen des Umſturzes dieſſeits und jenſeits des Rheins, und wie hier in Frankreich die radicale Partei, aus Angſt vor der definitiven Befeſtigung der Orleans'ſchen Dynaſtie und ihrer auf lange Zeit geſicherten Dauer, die Wechſelfälle des Kriegs herbeiwünſcht, um nur die Chance eines Regierungswechſels zu gewinnen: ſo predigt jenſeits des Rheins die radicale Partei einen Kreuzzug gegen die Franzoſen, in der Hoffnung, daß die entzügelten Leidenſchaften einen wilden Zuſtand herbeiführen, wo viel leichter als in einer zahmen und gezähmten Periode die Ideen der Bewegung verwirklicht werden können. Ja, die Furcht vor der einſchläfernden und feſſelnden Macht des Friedens, brachte dieſe Leute zu dem verzweiflungsvollen Entſchluß, das franzöſiſche Volk (wie ſie in ihrer Unſchuld ſich ausdrücken) aufzuopfern. Wir ſagen es offen, weil uns dieſer Heroismus eben ſo thöricht wie undankbar erſcheint, und weil wir unſägliches Mitleid empfinden mit der bärenhaften Unbeholfenheit, die ſich einbildet klüger zu ſein, als alle Füchſe der Liſt! O Ihr Thoren, ich rathe Euch, legt Euch nicht auf das gefährliche Fach der politiſchen Pfiffigkeit, ſeid deutſch ehrlich und menſchlich dankbar, und bildet Euch nicht ein, Ihr werdet auf eigenen Beinen ſtehen, wenn Frankreich fällt, die einzige Stütze, die Ihr habt auf dieſer Erde!

Werden aber nicht auch von oben die Funken der Zwietracht geſchürt? Ich glaube es nicht, und will es mich bedünken, die diplomatiſchen Wirrniſſe ſeien mehr ein Reſultat der Ungeſchicklichkeit als des böſen Willens. Wer will aber den Krieg? England und Rußland könnten ſich ſchon jetzt zufrieden geben; — ſie haben bereits genug Vortheile im Trüben erfiſcht. Für Deutſchland und Frankreich jedoch iſt der Krieg eben ſo unnöthig wie gefährlich; — die Franzoſen beſäßen zwar gern die Rheingrenze, aber nur weil ſie ſonſt gegen etwaige Invaſionen zu wenig geſchützt ſind, und die Deutſchen brauchten nicht zu fürchten, die Rheingrenze zu verlieren, ſo lange ſie nicht ſelber den Frieden brechen. Weder das deutſche Volk noch das franzöſiſche Volk begehrt nach Krieg. Ich brauche wohl nicht erſt zu beweiſen, daß die Rodomontaden unſrer Deutſchthümler, die nach dem Beſitz von Elſaß und Lothringen ſchreien, nicht der Ausdruck des deutſchen Bauers und des deutſchen Bürgers ſind. Aber auch der franzöſiſche Bürger und der franzöſiſche Bauer, der Kern und die Maſſe des großen Volks, wünſchen keinen Krieg, da die Bourgeoiſie nur nach induſtriellen Ausbeutungen, nach Eroberungen des Friedens trachtet, und der Landmann noch aus der Kaiſerperiode ſehr gut weiß, wie theuer, wie blutheuer er die Triumphe der Nationaleitelkeit bezahlen muß.

Die kriegeriſchen Gelüſte, die bei den Franzoſen ſeit den Zeiten der Gallier ſo ſtürmiſch loderten und brodelten, ſind nachgerade ziemlich erloſchen, und wie wenig die militairiſche furor francese jetzt bei ihnen vorherrſchend, zeigte ſich

bei der Leichenfeier des Kaisers Napoleon Bonaparte. Ich kann nicht mit den Berichterstattern übereinstimmen, die in dem Schauspiel jenes wunderbaren Begräbnisses nur Pomp und Gepränge sahen. Sie hatten kein Auge für die Gefühle, die das französische Volk bis in seine Tiefen erschütterten. Diese Gefühle waren aber nicht die des soldatischen Ehrgeizes und Stolzes, den siegreichen Imperator begleitete nicht jener Prätorianerjubel, jene lärmige Ruhm- und Raubsucht, deren man sich in Deutschland noch erinnert aus den Tagen des Empire. Die alten Eroberer haben seitdem das Zeitliche gesegnet, und es war eine ganz neue Generation, die dem Leichenbegängnisse zuschaute, und wenn nicht mit brennendem Zorn, doch gewiß mit der Wehmuth der Pietät sah sie auf diesen goldenen Katafalk, worin gleichsam alle Freuden, Leiden, glorreiche Irrthümer und gebrochene Hoffnungen ihrer Väter, die eigentliche Seele ihrer Väter, eingesargt lag! Da gab's mehr stumme Thränen als lautes Geschrei. Und dann war die ganze Erscheinung so fabelhaft, so mährchenartig, daß man kaum seinen Augen traute, daß man zu träumen glaubte. Denn dieser Napoleon Bonaparte, den man begraben sah, war für das heutige Geschlecht schon längst dahingeschwunden in das Reich der Sage, zu den Schatten Alexanders von Macedonien und Karls des Großen, und jetzt, siehe! eines kalten Wintertags erscheint er mitten unter uns Lebenden, auf einem goldenen Siegeswagen, der geisterhaft dahinrollt in den weißen Morgennebeln.

Diese Nebel aber zerrannen wunderbar, sobald der Leichenzug in den Champs-Elisées anlangte. Hier brach die Sonne plötzlich aus dem trüben Gewölk und küßte zum letztenmal ihren Liebling, und streute rosige Lichter auf die imperialen Adler, die ihm vorangetragen wurden, und wie mit sanftem Mitleid bestrahlte sie die armen, spärlichen Ueberreste jener Legionen, die einst im Sturmschritt die Welt erobert, und jetzt, mit verschollenen Uniformen, matten Gliedern und veralteten Manieren, hinter dem Leichenwagen als Leidtragende einherschwankten. Unter uns gesagt, diese Invaliden der großen Armee sahen aus wie Caricaturen, wie eine Satire auf den Ruhm, wie ein römisches Spottlied auf den todten Triumphator.

Die Muse der Geschichte hat diesen Leichenzug eingezeichnet in ihre Annalen als besondere Merkwürdigkeit; aber für die Gegenwart ist jenes Ereigniß minder wichtig, und liefert nur den Beweis, daß der Geist der Soldateska bei den Franzosen nicht so blühend vorwaltet, wie mancher Bramarbas diesseits des Rheins prahlt und mancher Schöps jenseits ihm nachschwatzt. Der Kaiser ist todt. Mit ihm starb der letzte Held nach altem Geschmack, und die neue Philisterwelt athmet auf, wie erlöst von einem glänzenden Alp. Ueber seinem Grabe erhebt sich eine industrielle Bürgerzeit, die ganz andere Heroen bewundert, etwa den tugendhaften Lafayette, oder James Watt, den Baumwollenspinner.

30.

Paris, den 31. Januar 1841.

Zwiſchen Völkern, die eine freie Preſſe, unabhängige Parlamente und überhaupt die Inſtitutionen des öffentlichen Verfahrens beſitzen, können die Mißverſtändniſſe, die durch die Intriguen von Hofjunkern und durch die Unholde der Parteiſucht angezettelt werden, nicht auf die Länge fortdauern. Nur im Dunkeln kann die dunkle Saat zu einem unheilbaren Zerwürfniß emporwuchern. Wie dieſſeits, ſo haben auch jenſeits des Canals ſich die edelſten Stimmen darüber ausgeſprochen, daß nur frevelhafter Unverſtand, wo nicht liberticide Böswilligkeit, den Frieden der Welt geſtört; und während noch von Seiten der engliſchen Regierung, durch die Schweigſamkeit der Thronrede, das ſchlechte Verfahren gegen Frankreich gleichſam officiell fortgeſetzt wird, proteſtirt dagegen das engliſche Volk durch ſeine würdigſten Repräſentanten, und gewährt den Franzoſen die unumwundenſte Genugthuung. Lord Broughams Rede im eben eröffneten Parlamente hat hier eine verſöhnende Wirkung hervorgebracht, und er darf ſich mit Recht rühmen, daß er ganz Europa einen großen Dienſt erzeigt. Auch andre Lords, ſogar Wellington, haben lobenswerthe Worte geſprochen, und letzterer war diesmal das Organ der wahren Wünſche und Geſinnungen ſeiner Nation. Die angedrohte Allianz der Franzoſen mit Rußland hat Se. Herrlichkeit die Augen geöffnet, und der edle Lord iſt nicht der einzige, dem ſolche Erleuchtung widerfuhr. Auch in unſern deutſchen Gauen erſchwingen ſich die gemäßigten Tories zu einer beſſern Erkenntniß der eigenen politiſchen Intereſſen, und ihre Bullenbeißer, die altdeutſchen Rüden, die ſchon das freudigſte Jagdgeheul erhoben, werden wieder ruhig angekoppelt; unſre chriſtlich germaniſchen Nationalen erhalten die allerhöchſte Weiſung, nicht mehr gegen Frankreich zu bellen. Was aber die ſchreckliche Allianz betrifft, ſo ſteht ſie gewiß noch in weitem Feld, und der Unmuth gegen die Engländer, ſelbſt geſteigert bis zum höchſten Haſſe, dürfte in Frankreich noch immer keine Liebe für die Ruſſen hervorrufen.

An eine baldige Löſung der orientaliſchen Wirren glaube ich eben ſo wenig wie an die moskowitiſche Allianz. Vielmehr verwickeln ſich die Verhältniſſe in Syrien und Mehemet Ali ſpielt dort ſeinen Feinden manchen gefährlichen Schabernack. Es circuliren wunderliche, meiſtens aber widerſprechende Gerüchte von den Liſten, womit der Alte ſein verlorenes Anſehen wieder zu erobern ſucht. Sein Unglück iſt die Ueberſchlauheit, die ihn verhinderte, die Dinge in ihrem natürlichſten Lichte zu ſehen. Er verfängt ſich in den Fäden der eignen Ränke. Z. B., indem er die Preſſe zu ködern wußte und über ſeine Macht allerlei trügeriſche Berichte in Europa ausposaunen ließ, gewann

er zwar die Sympathie der Franzoſen, die den Werth ſeiner Allianz überſchätzten, aber er war zugleich ſelbſt daran Schuld, daß die Franzoſen ihm hinlängliche Kräfte zutrauten, ohne ihre Beihülfe bis zum Frühjahr Widerſtand zu leiſten. Hierdurch ging er zu Grunde, nicht durch ſeine Tyrannei, wovon die Allgemeine Zeitung gewiß allzu grelle Gemälde lieferte. Dem kranken Löwen giebt jetzt jeder die kleinlichſten Eſelstritte. Das Ungeheuer iſt vielleicht nicht ſo ſchlecht, wie es die Leute, die er nicht beſtochen hat oder nicht beſtechen wollte, ärgerlich behaupten. Augenzeugen ſeiner großmüthigen Handlungen verſichern, Mehemet Ali ſei perſönlich huldreich und gütig, er liebe die Civiliſation, und nur die äußerſte Nothwendigkeit, der Kriegszuſtand ſeiner Lande, zwänge ihn zu jenem Erpreſſungsſyſtem, womit er ſeine Fellahs heimſuche. Dieſe unglücklichen Nilbauern ſeien in der That eine Heerde von Jammergeſtalten, die, unter Stockſchlägen zur Arbeit getrieben, bis aufs Blut ausgeſaugt werden. Aber das ſei, heißt es, altägyptiſche Mode, die unter allen Pharaonen dieſelbe war, und die man nicht nach modern europäiſchem Maßſtabe beurtheilen dürfe. Die Anklage der Philanthropen könnte der arme Paſcha mit denſelben Worten zurückweiſen, womit unſre Köchin ſich entſchuldigte, als ſie die Krebſe in allmählig ſiedendem Waſſer lebendig kochte. Sie wunderte ſich, daß wir dieſes Verfahren eine unmenſchliche Grauſamkeit nannten, und verſicherte uns, die armen Thierchen ſeien von jeher daran gewöhnt. — Als Herr Cremieux mit Mehemet Ali von den Juſtizgräueln ſprach, die in Damascus verübt worden, fand er ihn zu den heilſamſten Reformen geneigt, und wären nicht die politiſchen Ereigniſſe allzuſtürmiſch dazwiſchen getreten, ſo hätte es der berühmte Advocat gewiß erreicht, den Paſcha zur Einführung des europäiſchen Criminalverfahrens in ſeinen Staaten zu bewegen.

Mit dem Sturze Mehemet Ali's gehen auch die Hoffnungen zu Grabe, worin mohamedaniſche Phantaſie, zumal unter den Zelten der Wüſte, ſich ſo ſchwärmeriſch wiegte. Hier galt Ali für den Helden, der beſtimmt ſei, dem ſchwachen Türkenregimente zu Stambul ein barſches Ende zu machen, und dort ſelber das Califat übernehmend, die Fahne des Propheten zu ſchützen. Und wahrhaftig in ſeiner ſtarken Fauſt wäre ſie beſſer aufgehoben, als in den ſchwachen Händen des jetzigen Gufaloniere des mohamedaniſchen Glaubens, der früh oder ſpät den Legionen und den noch gefährlichern Machinationen des Czars aller Reußen erliegen muß. Dem politiſchen und religiöſen Fanatismus, worüber der ruſſiſche Kaiſer, der zugleich das Oberhaupt der griechiſchen Kirche iſt, verfügen kann, hätte ein regenerirtes Reich der Moslim unter Mehemet Ali oder einem ſonſtig neuen Dynaſten mit ähnlicher Gewalt widerſtanden, da ein eben ſo ungeſtüm fanatiſches Element zu ſeiner Erhaltung in die Schranken getreten wäre. Ich rede hier vom Genius der Araber, der nie ganz erſtorben, ſondern nur im ſtillen Beduinenleben eingeſchlafen, und oft

wie träumend nach dem Schwerte griff, wenn irgend ein ausgezeichneter Löwe draußen ſein kriegeriſches Gebrüll vernehmen ließ. — Die Araber harren vielleicht nur des rechten Rufs, um ſchlafgeſtärkt wieder aus ihren ſchwülen Einöden hervorzuſtürmen, wie ehemals. — Wir haben ſie aber nicht mehr zu fürchten, wie ehemals, wo wir vor den Halbmondſtandarten zitterten, und es wäre vielmehr ein Glück für uns, wenn Konſtantinopel jetzt der Tummelplatz ihres Glaubenseifers würde. Dieſer wäre das beſte Bollwerk gegen jenes moskowitiſche Gelüſte, das nichts geringeres im Schilde führt, als an den Ufern des Bosporus die Schlüſſel der Weltherrſchaft zu erkämpfen oder zu erſchleichen. Welch eine Macht beſitzt bereits der Kaiſer von Rußland, den man wahrlich beſcheiden nennen muß, wenn man bedenkt, wie ſtolz Andere an ſeiner Stelle ſich geberden würden. Aber weit gefährlicher als der Stolz des Herrn iſt der Knechtſchaftshochmuth ſeines Volks, das nur in ſeinem Willen lebt, und mit blindem Gehorſam in der heiligen Machtvollkommenheit des Gebieters ſich ſelber zu verherrlichen glaubt. Die Begeiſterung für das römiſch-katholiſche Dogma iſt abgenutzt, die Ideen der Revolution finden nur noch laue Enthuſiaſten, und wir müſſen uns wohl nach neuen friſchen Fanatismen umſehen, die wir dem ſlaviſch-griechiſch, orthodoxen abſoluten Kaiſerglauben entgegenſetzen könnten!

Ach! wie ſchrecklich iſt dieſe orientaliſche Frage, die bei jeder Wirrniß uns ſo höhniſch angrinſt! Wollen wir der Gefahr, die uns von dorther bedroht, ſchon jetzt vorbeugen, ſo haben wir den Krieg. Wollen wir hingegen geduldig dem Fortſchritt des Uebels zuſehen, ſo haben wir die ſichere Knechtſchaft. Da iſt ein ſchlimmes Dilemma. Wie ſie ſich auch betrage, die arme Jungfrau Europa — ſie mag mit Klugheit bei ihrer Lampe wachend bleiben, oder als ein ſehr unkluges Fräulein bei der erlöſchenden Lampe einſchlafen — ihrer harret kein Freudentag.

31.

Paris, den 13. Februar 1841.

Sie gehen jeder Frage direct auf den Leib und zerren daran ſo lange herum, bis ſie entweder gelöſt, oder als unauflösbar beſeitigt wird. Das iſt der Charakter der Franzoſen, und ihre Geſchichte entwickelt ſich daher wie ein gerichtlicher Prozeß. Welche logiſche, ſyſtematiſche Aufeinanderfolge bieten alle Vorgänge der franzöſiſchen Revolution! In dieſem Wahnſinn war wirklich Methode, und die Hiſtoriographen, die, nach dem Vorbild von Mignet, dem Zufall und den menſchlichen Leidenſchaften wenig Spielraum geſtattend, die tollſten Erſcheinungen ſeit 1789 als ein Reſultat der ſtrengſten Nothwendigkeit dar-

ſtellen — dieſe ſogenannte fataliſtiſche Schule iſt in Frankreich ganz an ihrem Platz, und ihre Bücher ſind eben ſo wahrhaft wie leichtfaßlich. Die Anſchauungs- und Darſtellungsweiſe dieſer Schriftſteller, angewendet auf Deutſchland, würde jedoch ſehr irrthumreiche und unbrauchbare Geſchichtswerke hervorbringen. Denn der Deutſche, aus Scheu vor aller Neuerung, deren Folgen nicht klar zu ermitteln ſind, geht jeder bedeutenden politiſchen Frage ſo lange wie möglich aus dem Wege, oder ſucht ihr durch Umwege eine nothdürftige Vermittlung abzugewinnen, und die Fragen häufen und verwickeln ſich unterdeſſen bis zu jenem Knäuel, welcher am Ende vielleicht, wie jener gordiſche, nur durch das Schwert gelöſt werden kann. Der Himmel behüte mich, dem großen Volk der Deutſchen hiermit einen Vorwurf machen zu wollen! Weiß ich doch, daß jener Mißſtand aus einer Tugend hervorgeht, die den Franzoſen fehlt. Je unwiſſender ein Volk, deſto leichter ſtürzt es ſich in die Strömung der That; je wiſſenſchaftsreicher und nachdenklicher ein Volk, deſto länger ſondirt es die Fluth, die es mit klugen Schritten durchwatet, wenn es nicht gar zögernd davor ſtehen bleibt, aus Furcht vor verborgenen Untiefen oder vor der erkältenden Näſſe, die einen gefährlichen Nationalſchnupfen verurſachen könnte. Am Ende, iſt auch wenig daran gelegen, daß wir ſolchermaßen nur langſam fortſchreiten oder durch Stillſtand einige Hundert Jährchen verlieren, denn dem deutſchen Volk gehört die Zukunft, und zwar eine ſehr lange, bedeutende Zukunft. Die Franzoſen handeln ſo ſchnell und handhaben die Gegenwart mit ſolcher Eile, weil ſie vielleicht ahnen, daß für ſie die Dämmerung heranbricht: haſtig verrichten ſie ihr Tagwerk. Aber ihre Rolle iſt noch immer ziemlich ſchön, und die übrigen Völker ſind doch nur das verehrungswürdige Publicum, das der franzöſiſchen Staats- und Volkskomödie zuſchaut. Dieſes Publicum freilich wandelt zuweilen das Gelüſte an, ein Bischen laut ſeinen Beifall oder Tadel auszuſprechen, wo nicht gar auf die Scene zu ſteigen und mitzuſpielen; aber die Franzoſen bleiben doch immer die Hauptacteurs im großen Weltdrama, man mag ihnen Lorbeerkränze oder faule Aepfel an den Kopf werfen. „Mit Frankreich iſt es aus" — mit dieſen Worten läuft hier mancher deutſche Correſpondent herum und prophezeit den Untergang des heutigen Jeruſalems; aber er ſelber friſtet doch ſein kümmerliches Leben durch Berichterſtattung deſſen, was dieſe ſo geſunkenen Franzoſen täglich ſchaffen und thun, und ſeine reſpektiven Committenten, die deutſchen Zeitungsredactionen, würden ohne Berichte aus Paris keine drei Wochen lang ihre Journalſpalten füllen können. Nein, Frankreich hat noch nicht geendet, aber — wie alle Völker, wie das Menſchengeſchlecht ſelbſt — es iſt nicht ewig, es hat vielleicht ſchon ſeine Glanzperiode überlebt, und es geht jetzt mit ihm eine Umwandlung vor, die ſich nicht abläugnen läßt: auf ſeiner glatten Stirn lagern ſich diverſe Runzeln, das leichtſinnige Haupt bekommt graue Haare, ſenkt ſich ſorgenvoll und

beſchäftigt ſich nicht mehr ausſchließlich mit dem heutigen Tage — es denkt auch an morgen.

Der Kammerbeſchluß über die Fortification von Paris beurkundet eine ſolche Uebergangsperiode des franzöſiſchen Volksgeiſtes. Die Franzoſen haben in der letzten Zeit ſehr viel gelernt, ſie verloren dadurch alle Luſt des blinden Hinausſtürmens in die gefährliche Fremde. Sie wollen jetzt ſich ſelber zu Hauſe verſchanzen gegen die eventuellen Angriffe der Nachbarn. Auf dem Grabe des kaiſerlichen Adlers iſt ihnen der Gedanke gekommen, daß der bürger-königliche Hahn nicht unſterblich ſei. Frankreich lebt nicht mehr in dem kecken Rauſche ſeiner unüberwindlichen Obmacht: es ward ernüchtert durch das aſchermittwochliche Bewußtſein ſeiner Beſiegbarkeit, und ach, wer an den Tod denkt, iſt ſchon halb geſtorben! Die Befeſtigungswerke von Paris ſind vielleicht der Rieſenſarg, den der Rieſe ſich ſelbſt decretirte, in trüber Ahnung. Es mag jedoch noch eine gute Weile dauern, ehe ſeine Sterbeſtunde ſchlägt, und manchem Nichtrieſen dürfte er zuvor die tödtlichſten Hiebe verſetzen. Jedenfalls wird er einſt durch die klirrende Wucht ſeines Hinſinkens den Erdboden ſchüttern machen und, noch furchtbarer als im Leben, wird er durch ſeine poſthumen Werke, als nachtwandelndes Geſpenſt, ſeine Feinde ängſtigen. Ich bin überzeugt, im Fall man Paris zerſtörte, würden ſeine Bewohner, wie einſt die Juden, ſich in die ganze Welt zerſtreuen und dadurch noch erfolgreicher die Saat der geſellſchaftlichen Umwandlung verbreiten.

Die Befeſtigung von Paris iſt das wichtigſte Ereigniß unſerer Zeit, und die Männer, die in der Deputirtenkammer dafür oder dagegen ſtimmten, haben auf die Zukunft den größten Einfluß geübt. An dieſe enceinte continue, an dieſe forts détachés knüpft ſich jetzt das Schickſal des franzöſiſchen Volks. Werden dieſe Bauten vor dem Gewitter ſchützen, oder werden ſie die Blitze noch verderblicher anziehen? Werden ſie der Freiheit oder der Knechtſchaft Vorſchub leiſten? Werden ſie Paris vor Ueberfall retten, oder dem Zerſtörungsrechte des Kriegs unbarmherzig bloßſtellen? Ich weiß es nicht, denn ich habe weder Sitz noch Stimme im Rathe der Götter. Aber ſo viel weiß ich, daß die Franzoſen ſich ſehr gut ſchlagen würden, wenn ſie einſt Paris vertheidigen müßten gegen eine dritte Invaſion. Die zwei frühern Invaſionen würden nur dazu gedient haben, den Grimm der Gegenwehr zu ſteigern. Ob Paris, wenn es befeſtigt geweſen wäre, jene zwei erſten Male widerſtanden hätte, wie in der Kammer behauptet ward, möchte ich aus guten Gründen bezweifeln. Napoleon, geſchwächt durch alle möglichen Siege und Niederlagen, war nicht im Stande, dem andrängenden Europa die Zaubermittel jener Idee, „welche Heere aus dem Boden ſtampft,“ entgegenzuſetzen; er hatte nicht mehr Kraft genug, die Feſſeln zu brechen, womit er ſelber jene Idee angekettet; die Alliirten waren es, die bei der Einnahme von Paris jene gebundene Idee in

Freiheit ſetzten. Die franzöſiſchen Liberalen und Ideologen handelten gar nicht ſo dumm, gar nicht ſo närriſch, als ſie dem bedrängten Imperator zu ſeiner Vertheidigung keinen Beiſtand leiſteten, denn dieſer war ihnen weit gefährlicher, als alle jene fremden Helden, die doch am Ende mit Geld und guten Worten abziehen mußten, und nur einen matten Statthalter hinterließen, deſſen man ſich auch mit der Zeit entledigen konnte, wie im Junius 1830 wirklich geſchah, ſeit welcher Zeit die Ideen der Revolution wieder in Paris inſtallirt wurden. Die Macht jener Ideen iſt es, die einer dritten Invaſion die Stirne bieten würde, und die jetzt, gewitzigt durch bittere Erfahrungen, auch die materiellen Bollwerke der Vertheidigung nicht verſchmäht.

Hier ſtoßen wir auf die Spaltung, welche in dieſem Augenblick unter den Männern der radicalen Partei, in Betreff der Befeſtigung von Paris, herrſcht und die leidenſchaftlichſten Debatten hervorruft. Bekanntlich hat die Fraction der Republikaner, die durch den National repräſentirt wird, den Geſetzvorſchlag der Befeſtigung am wirkſamſten verfochten. Eine andere Fraction, die ich die Linke der Republikaner nennen möchte, erhebt ſich dagegen mit dem wildeſten Zorn, und da ſie in der Preſſe nur wenige Organe beſitzt, ſo iſt bis jetzt die Revue du Progrès das einzige Journal, wo ſie ſich ausſprechen konnte. Die darauf bezüglichen Artikel floſſen aus der Feder Louis Blanc's, und ſind der höchſten Beachtung werth. Wie ich höre, beſchäftigt ſich auch Arago mit einer Schrift über denſelben Gegenſtand. Dieſe Republikaner ſträuben ſich gegen den Gedanken, daß die Revolution zu materiellen Bollwerken ihre Zuflucht nehmen müſſe, ſie ſehen darin eine Schwächung der moraliſchen Wehrmittel, eine Erſchlaffung der frühern dämoniſchen Energie, und ſie möchten lieber, wie einſt der gewaltige Convent, den Sieg decretiren, als Sicherheitsanſtalten treffen gegen die Niederlage. Es ſind in der That die Traditionen des Wohlfahrtsausſchuſſes, welche dieſen Leuten vorſchweben, ſtatt daß die Meſſieurs des National vielmehr die Traditionen der Kaiſerzeit im Sinne tragen. Ich ſagte eben „Meſſieurs," denn dies iſt der Spottname, womit jene, die ſich Citoyens nennen, ihre Antagoniſten titulliren. Terroriſtiſch ſind im Grunde beide Fractionen, nur daß die Meſſieurs des National lieber durch Kanonen, die Citoyens hingegen lieber durch die Guillotine agiren möchten. Es iſt leicht begreiflich, daß erſtere eine große Sympathie für einen Geſetzvorſchlag empfinden mußten, wodurch die Revolution, zur Zeit der Noth, in einem rein militairiſchen Gewande erſcheinen könnte, und die Kanonen im Stande wären, die Guillotine im Zaume zu halten! So, und nicht anders, erkläre ich mir den Eifer, womit ſich der National für die Befeſtigung von Paris ausſprach.

Sonderbar! diesmal begegneten ſich der National, der König und Thiers in dem heißeſten Wunſche für dieſelbe Sache. Und doch iſt dieſes Begegniß

ſehr natürlich. Laßt uns durch Zumuthung argliſtiger Hintergedanken keinen von dieſen dreien verleumden. Wie ſehr auch perſönliche Neigungen im Spiele ſind, ſo handelten doch alle drei zunächſt im Intereſſe Frankreichs; Ludwig Philipp eben ſo gut wie Thiers und die Herren des National. Jedoch wie geſagt, perſönliche Neigungen kamen ins Spiel. Ludwig Philipp, dieſer abgeſagte Feind des Krieges, des Zerſtörens, iſt ein eben ſo leidenſchaftlicher Freund des Bauens, er liebt alles, wobei Hammer und Kelle in Bewegung geſetzt wird, und der Plan der Befeſtigung von Paris ſchmeichelte dieſer angebornen Paſſion. Aber Ludwig Philipp iſt auch der Repräſentant der Revolution, er mag es wollen oder nicht, und wo dieſe bedroht wird, ſteht ſeine eigene Exiſtenz in Frage. Er muß ſich in Paris halten, um jeden Preis. Denn bemächtigen ſich die fremden Potentaten ſeiner Hauptſtadt, ſo würde ſeine Legitimität ihn nicht ſo inviolabel ſchützen, wie jene Könige von Gottes Gnaden, die überall, wo ſie ſind, den Mittelpunkt ihres Reiches bilden. Fiele Paris gar in die Hände der Republikaner, in Folge einer Revolte, ſo würden die fremden Mächte vielleicht mit Heeresmacht heranziehen, aber ſchwerlich um eine Reſtauration zu verſuchen zu Gunſten Ludwig Philipps, welcher im Julius 1830 König der Franzoſen ward, nicht paroeque Bourbon, ſondern quoique Bourbon! Dies fühlt der kluge Herrſcher, und er verſchanzt ſich in ſeinem Malapartus. Daß die Befeſtigung von Paris, wie für ihn ſelber, ſo auch für Frankreich heilſam und nothwendig, iſt ſein feſter Glaube, und neben der Privatlaune und dem Selbſterhaltungstrieb leitete ihn hier eine echte und wahrhafte Vaterlandsliebe. Jeder König iſt ja ein natürlicher Patriot und liebt ſein Land, in deſſen Geſchichte ſein Leben wurzelt und mit deſſen Schickſalen es verwachſen iſt. Ludwig Philipp iſt ein Patriot, und zwar im bürgerlichen, familienväterlichen, neufränkiſchen Sinne, wie denn überhaupt in den Orleans eine ganz andere Art des Patriotismus ſich entwickelte, als in den Bourbonen der ältern Linie, die mehr vom hiſtoriſchen Stammesſtolze, vom mittelalterlichen Adelthum, beſeelt waren, als von eigentlicher Liebe für Frankreich.

Da dieſe Vaterlandsliebe von den Franzoſen als die höchſte Tugend angeſehen wird, ſo war es eine ſehr wirkſame Büberei, daß die Feinde des Königs ſeine patriotiſchen Geſinnungen durch verfälſchte Briefe verdächtigten. Ja, dieſe famoſen Briefe ſind zum Theil verfälſcht, zum Theil ganz falſch, und ich begreife nicht, wie manche ehrliche Leute unter den Republikanern nur einen Augenblick an ihre Echtheit glauben konnten. Aber dieſe Leute ſind immer die Düpes der Legitimiſten, welche die Waffen ſchmieden, womit jene das Leben oder den Leumund des Königs zu meucheln ſuchen. Der Republikaner iſt immer bereit, ſein Leben bei jeder gefährlichen Unthat aufs Spiel zu ſetzen; aber er iſt doch nur ein täppiſches Werkzeug fremder Erfindſamkeit, die für

ihn denkt und rechnet: man kann im wahren Sinne des Wortes behaupten, daß ſie das Pulver nicht erfunden haben, womit ſie auf den König ſchießen.

Ja, wer in Frankreich das Nationalgefühl beſitzt und begreift, übt den unwiderſtehlichſten Zauber auf die Maſſe, und kann ſie nach Belieben lenken und treiben, ihnen das Geld oder das Blut abzapfen, und ſie in alle möglichen Uniformen ſtecken, in die Rittertracht des Ruhmes oder in die Livrée der Knechtſchaft. Das war das Geheimniß Napoleons, und ſein Geſchichtſchreiber Thiers hat es ihm abgelauſcht, abgelauſcht mit dem Herzen, nicht mit dem bloßen Verſtande; denn nur das Gefühl verſteht das Gefühl. Thiers iſt wahrhaft durchglüht von franzöſiſchem Nationalgefühl, und wer dieſes gemerkt hat, verſteht ſeine Macht und Unmacht, ſeine Irrthümer und Vorzüge, ſeine Größe und Kleinheit und ſein Anrecht auf die Zukunft. Dieſes Nationalgefühl erklärt alle Acte ſeines Miniſteriums: hier ſehen wir die Translation der kaiſerlichen Aſche, die glorreichſte Feier des Heldenthums, neben der kläglichen Vertretung jenes kläglichen Conſuls von Damascus, welcher mittelalterliche Juſtizgräuel unterſtützte, aber ein Repräſentant von Frankreich war; hier ſehen wir das leichtſinnige Aufbrauſen und Alarmſchlagen, als der Londoner Tractat divulgirt und Frankreich beleidigt ward, und daneben die beſonnene Activität der Bewaffnung und jenen coloſſalen Entſchluß der Fortification von Paris. Ja, Thiers war es, welcher letztere begann, und für dieſes Beginnen auch nachträglich das Geſetz in der Kammer eroberte. Nie ſprach er mit größerer Beredtſamkeit, nie hat er mit feinerer Taktik einen parlamentariſchen Sieg erfochten. Es war eine Schlacht, und im letzten Augenblick war die Entſcheidung ſehr zweifelhaft; aber das Feldherrnauge des Thiers entdeckte ſchnell die Gefahr, die dem Geſetz drohte, und ein improviſirtes Amendement gab den Ausſchlag. Ihm gebührt die Ehre des Tages.

Es fehlte nicht an Leuten, die den Eifer, den Thiers für den Geſetzentwurf an den Tag legte, nur egoiſtiſchen Motiven zuſchrieben. Aber hier war wirklich nur der Patriotismus vorwaltend, und ich wiederhole es, Hr. Thiers iſt durchdrungen von dieſem Gefühle. Er iſt ganz der Mann der Nationalität, nicht der Revolution, als deren Sohn er ſich gern darſtellt. Mit dieſer Kindſchaft hat es freilich ſeine Richtigkeit, die Revolution iſt ſeine Mutter, aber man darf nicht überſchwängliche Sympathien daraus herleiten. Thiers liebt zunächſt das Vaterland, und ich glaube, er würde dieſem Gefühle alle mütterlichen Intereſſen aufopfern. Sein Enthuſiasmus iſt gewiß ſehr abgekühlt für den ganzen Freiheitsſpectakel, der nur noch als ein verhallendes Echo in ſeiner Seele nachklingt. Er hat ja als Geſchichtſchreiber alle Phaſen deſſelben im Geiſte mitgelebt, als Staatsmann mußte er mit der fortgeſetzten Bewegung tagtäglich kämpfen und ringen, und nicht ſelten mag dieſem Sohn der Revolution die Mutter ſehr läſtig, ſehr fatal geworden ſein: denn er weiß

recht gut, daß die alte Frau capabel wäre, ihm ſelber den Kopf abſchlagen zu laſſen. — Sie iſt nämlich nicht von ſanftem Naturell; ein Berliner würde ſagen: ſie hat kein Gemüth. Wenn die Herren Söhne ſie zuweilen ſchlecht behandeln, ſo muß man nicht vergeſſen, daß ſie ſelber, die alte Frau, für ihre Kinder niemals dauernde Zärtlichkeit bewieſen und die beſten immer ermordet hat.

32.

Paris, den 31. März 1841.

Die Debatten in der Deputirtenkammer über das literariſche Eigenthum ſind ſehr unerſprießlich. Es iſt aber jedenfalls ein bedeutendes Zeichen der Zeit, daß die heutige Geſellſchaft, die auf dem Eigenthumsrechte baſirt iſt, auch den Geiſtern eine gewiſſe Theilnahme an ſolchem Beſitzprivilegium geſtatten möchte, aus Billigkeitsgefühl, oder vielleicht auch als Beſtechung! Kann der Gedanke Eigenthum werden? Iſt das Licht das Eigenthum der Flamme, wo nicht gar des Kerzendochts? Ich enthalte mich jedes Urtheils über ſolche Frage, und freue mich nur darüber, daß Ihr dem armen Dochte, der ſich brennend verzehrt, eine kleine Vergütung verwilligen wollt für ſein großes, gemeinnütziges Beleuchtungsverdienſt!

Das Schickſal des Mehemet Ali wird hier weniger beſprochen, als man glauben ſollte; doch will es mich bedünken, als herrſche in den Gemüthern ein um ſo tieferes Mitleid für den Mann, der dem Sterne Frankreichs zu viel vertraut hat. Das Anſehen der Franzoſen im Orient geht verloren, und dieſer Verluſt wirkt auch mißlich auf ihre occidentaliſchen Verhältniſſe; Sterne, an die man nicht mehr glauben kann, erbleichen. — Als die amerikaniſchen Händel ſich ſo bedenklich geſtalteten, ward von engliſcher Seite die Ausgleichung der ägyptiſchen Erblichkeitsfrage aufs emſigſte betrieben. Frankreich hatte da leichtes Spiel, zum Beſten des Paſchas zu agiren; das Miniſterium ſcheint aber nichts gethan zu haben, um den getreueſten Alliirten zu retten.

Die amerikaniſchen Händel ſind es aber nicht allein, was die Engländer antreibt, die ägyptiſche Erblichkeitsfrage ſo bald als möglich abzufertigen und ſomit die franzöſiſche Diplomatie wieder in den Stand zu ſetzen, an den Berathungen und Beſchlüſſen der europäiſchen Großmächte Theil zu nehmen. Die Dardanellen-Frage ſteht drohend vor der Thür, verlangt ſchnelle Entſcheidung, und hier rechnen die Engländer auf die conferenzielle Stütze des franzöſiſchen Cabinets, deſſen Intereſſen bei dieſer Gelegenheit mit ihren eigenen übereinſtimmen, Rußland gegenüber.

Ja, die ſogenannte Dardanellenfrage iſt von der höchſten Wichtigkeit, und

nicht blos für die erwähnten Großmächte, ſondern für uns alle, für den Kleinſten wie für den Größten, für Reuß-Schleiz-Greiz und Hinterpommern eben ſo gut wie für das allmächtige Oeſterreich, für den geringſten Schuhflicker wie für den reichen Lederfabrikanten; denn das Schickſal der Welt ſelbſt ſteht hier in Frage, und dieſe Frage muß an den Dardanellen gelöſt werden, gleichviel in welcher Weiſe. So lange dieſes nicht geſchehen, kränkelt Europa an einem heimlichen Uebel, das ihm keine Ruhe läßt, und das, je ſpäter, deſto entſetzlicher, am Ende zum Ausbruch kommt. Die Dardanellenfrage iſt nur ein Symptom der orientaliſchen Frage ſelbſt, der türkiſchen Erbſchaftsfrage, des Grundübels woran wir ſiechen, des Krankheitsſtoffs der im europäiſchen Staatskörper gährt und der leider nur gewaltſam ausgeſchieden, vielleicht nur mit dem Schwerte ausgeſchnitten werden kann. Wenn ſie auch von ganz andern Dingen ſprechen, ſo ſchielen doch alle Machthaber nach den Dardanellen, nach der hohen Pforte, nach dem alten Byzanz, nach Stambul, nach Konſtantinopel — das Gebreſte hat viele Namen. Wäre im europäiſchen Staatsrechte das Princip der Volksſouverainetät ſanctionirt, ſo könnte das Zuſammenbrechen des osmanniſchen Kaiſerthums nicht für die übrige Welt ſo gefährlich ſein, da alsdann in dem aufgelöſten Reiche die einzelnen Völker ſich bald ihre beſondern Regenten ſelbſt erwählen und ſich ſo gut als möglich fortregieren laſſen würden. Aber im allergrößten Theil Europas herrſcht noch das Dogma des Abſolutismus, wonach Land und Leute das Eigenthum des Fürſten ſind, und dieſes Eigenthum durch das Recht des Stärkern, durch die ultima ratio regis, das Kanonenrecht, erwerbbar iſt. — Was Wunder, daß keiner der hohen Potentaten den Ruſſen die große Erbſchaft gönnen wird, und jeder ein Stück von dem morgenländiſchen Kuchen haben will; jeder wird Appetit bekommen, wenn er ſieht, wie die Barbaren des Nordens ſich gütlich thun und der kleinſte deutſche Duodez-Fürſt wird wenigſtens auf ein Biergeld Anſpruch machen. Das ſind die menſchlichen Antriebe, weshalb der Untergang der Türkei für die Welt verderblich werden muß. Die politiſchen Beweggründe, warum hauptſächlich England, Frankreich und Oeſterreich nicht erlauben können, daß Rußland ſich in Konſtantinopel feſtſetze, ſind jedem Schulknaben einleuchtend.

Der Ausbruch eines Krieges, der in der Natur der Dinge liegt, iſt aber vor der Hand vertagt. Kurzſichtige Politiker, die nur zu Palliativen ihre Zuflucht nehmen, ſind beruhigt und hoffen ungetrübte Friedenstage. Beſonders unſre Financiers ſehen wieder alles im lieblichſten Hoffnungslichte. Auch der größte derſelben ſcheint ſich ſolcher Täuſchung hinzugeben, aber nicht zu jeder Stunde. Herr von Rothſchild, welcher ſeit einiger Zeit etwas unpäßlich ſchien, iſt jetzt wieder ganz hergeſtellt, und ſieht geſund und wohl aus. Die Zeichendeuter der Börſe, welche ſich auf die Phyſiognomie des großen Barons ſo gut ver-

ſtehen, verſichern uns, daß die Schwalben des Friedens in ſeinem Lächeln niſten, daß jede Kriegsbeſorgniß aus ſeinem Geſichte verſchwunden, daß in ſeinen Augen keine elektriſchen Gewitterfünkchen ſichtbar ſeien, und daß alſo das entſetzliche Kanonendonnerwetter, das die ganze Welt bedrohte, ſich gänzlich verzogen habe. Er nieſe ſogar den Frieden. Es iſt wahr, als ich das letzte Mal die Ehre hatte, Herrn v. Rothſchild meine Aufwartung zu machen, ſtrahlte er vom erfreulichſten Wohlbehagen, und ſeine roſige Laune ging faſt über in Poeſie; denn, wie ich ſchon einmal erzählt, in ſolchen heitern Momenten pflegt der Herr Baron den Redefluß ſeines Humors in Reimen ausſtrömen zu laſſen. Ich fand, daß ihm das Reimen diesmal ganz beſonders gelang; nur auf „Konſtantinopel" wußte er keinen Reim zu finden, und er kratzte ſich an dem Kopf, wie alle Dichter thun, wenn ihnen der Reim fehlt. Da ich ſelbſt auch ein Stück Poet bin, ſo erlaubte ich mir, dem Herrn Baron zu bemerken, ob ſich nicht auf „Konſtantinopel" ein ruſſiſcher „Zobel" reimen ließe? Aber dieſer Reim ſchien ihm ſehr zu mißfallen, er behauptete, England würde ihn nie zugeben, und es könnte dadurch ein europäiſcher Krieg entſtehen, welcher der Welt viel Blut und Thränen und ihm ſelber ein Menge Geld koſten würde.

Herr von Rothſchild iſt in der That der beſte politiſche Thermometer; ich will nicht ſagen Wetterfroſch, weil das Wort nicht hinlänglich reſpectvoll klänge. Und man muß doch Reſpect vor dieſem Manne haben, ſei es auch nur wegen des Reſpectes, den er den meiſten Leuten einflößt. Ich beſuche ihn am liebſten in den Bureaux ſeines Comptoirs, wo ich als Philoſoph beobachten kann, wie ſich das Volk und nicht blos das Volk Gottes, ſondern auch alle andern Völker vor ihm beugen und bücken. Das iſt ein Krümmen und Winden des Rückgrads, wie es ſelbſt dem beſten Akrobaten ſchwer fiele. Ich ſah Leute, die, wenn ſie dem großen Baron nahten, zuſammenzuckten, als berührten ſie eine voltaiſche Säule. Schon vor der Thür ſeines Cabinets ergreift Viele ein Schauer der Ehrfurcht, wie ihn einſt Moſes auf dem Horeb empfunden, als er merkte, daß er auf dem heiligen Boden ſtand. Ganz ſo wie Moſes alsbald ſeine Schuhe auszog, ſo würde gewiß mancher Mäkler oder Agent de Change, der das Privatcabinet des Herrn von Rothſchild zu betreten wagt, vorher ſeine Stiefel ausziehen, wenn er nicht fürchtete, daß alsdann ſeine Füße noch übler riechen und den Herrn Baron dieſer Miſtduft incommodiren dürfte. Jenes Privatcabinet iſt in der That ein merkwürdiger Ort, welcher erhabene Gedanken und Gefühle erregt, wie der Anblick des Weltmeeres oder des geſtirnten Himmels: wir ſehen hier, wie klein der Menſch und wie groß Gott iſt! Denn das Geld iſt der Gott unſerer Zeit und Rothſchild iſt ſein Prophet.

Vor mehreren Jahren, als ich mich einmal zu Herrn von Rothſchild begeben wollte, trug eben ein galonirter Bedienter das Nachtgeſchirr deſſelben über den

Corridor, und ein Börsenspeculant, der in demselben Augenblick vorbei ging, zog ehrfurchtsvoll seinen Hut ab vor dem mächtigen Topfe. So weit geht, mit Respect zu sagen, der Respect gewisser Leute. Ich merkte mir den Namen jenes devoten Mannes, und ich bin überzeugt, daß er mit der Zeit ein Millionair sein wird. Als ich einst dem Herrn * erzählte, daß ich mit dem Baron Rothschild in den Gemächern seines Comptoires en famille zu Mittag gespeist, schlug jener mit Erstaunen die Hände zusammen, und sagte mir, ich hätte hier eine Ehre genossen, die bisher nur den Rothschilds von Geblüt oder allenfalls einigen regierenden Fürsten zu Theil geworden, und die er selbst mit der Hälfte seiner Nase einkaufen würde. Ich will hier bemerken, daß die Nase des Herrn *, selbst wenn er die Hälfte einbüßte, dennoch eine hinlängliche Länge behalten würde.

Das Comptoir des Herrn von Rothschild ist sehr weitläufig, ein Labyrinth von Sälen, eine Kaserne des Reichthums; das Zimmer, wo der Baron von Morgen bis Abend arbeitet — er hat ja nichts andres zu thun als zu arbeiten — ist jüngst sehr verschönert worden. Auf dem Kamin steht jetzt die Marmorbüste des Kaisers Franz von Oesterreich, mit welchem das Haus Rothschild die meisten Geschäfte gemacht hat. Der Herr Baron will überhaupt aus Pietät die Büsten von allen europäischen Fürsten anfertigen lassen, die durch sein Haus ihre Anleihen gemacht, und diese Sammlung von Marmorbüsten wird eine Walhalla bilden, die weit großartiger sein dürfte, als die Regensburger. Ob Herr Rothschild seine Walhallagenossen in Reimen oder im ungereimten königlich bairischen Lapidarstil feiern wird, ist mir unbekannt.

33.

Paris, den 20. April 1841.

Der diesjährige Salon offenbarte nur eine buntgefärbte Ohnmacht. Fast sollte man meinen, mit dem Wiederaufblühen der bildenden Künste habe es bei uns ein Ende; es war kein neuer Frühling, sondern ein leidiger Altweibersommer. Einen freudigen Aufschwung nahm die Malerei und die Sculptur, sogar die Architectur, bald nach der Juliusrevolution; aber die Schwingen waren nur äußerlich angeheftet, und auf den forcirten Flug folgte der kläglichste Sturz. Nur die junge Schwesterkunst, die Musik, hatte sich mit ursprünglicher, eigenthümlicher Kraft erhoben. Hat sie schon ihren Lichtgipfel erreicht? Wird sie sich lange darauf behaupten? Oder wird sie schnell wieder herabsinken? Das sind Fragen, die nur ein späteres Geschlecht beantworten kann. Jedenfalls hat es aber den Anschein, als ob in den Annalen der Kunst

unſre heutige Gegenwart vorzugsweiſe als das Zeitalter der Muſik eingezeichnet werden dürfte. Mit der allmähligen Vergeiſtigung des Menſchengeſchlechts halten auch die Künſte ebenmäßig Schritt. In der früheſten Periode mußte nothwendigerweiſe die Architectur alleinig hervortreten, die unbewußte rohe Größe maſſenhaft verherrlichend, wie wir's z. B. ſehen bei den Aegyptiern. Späterhin erblicken wir bei den Griechen die Blüthezeit der Bildhauerkunſt, und dieſe bekundet ſchon eine äußere Bewältigung der Materie: der Geiſt meißelte eine ahnende Sinnigkeit in den Stein. Aber der Geiſt fand dennoch den Stein viel zu hart für ſeine ſteigenden Offenbarungsbedürfniſſe, und er wählte die Farbe, den bunten Schatten, um eine verklärte und dämmernde Welt des Liebens und Leidens darzuſtellen. Da entſtand die große Periode der Malerei, die am Ende des Mittelalters ſich glänzend entfaltete. Mit der Ausbildung des Bewußtſeinlebens ſchwindet bei den Menſchen alle plaſtiſche Begabniß, am Ende erliſcht ſogar der Farbenſinn, der doch immer an beſtimmte Zeichnung gebunden iſt, und die geſteigerte Spiritualität, das abſtracte Gedankenthum, greift nach Klängen und Tönen, um eine lallende Ueberſchwänglichkeit auszudrücken, die vielleicht nichts Anderes iſt, als die Auflöſung der ganzen materiellen Welt: die Muſik iſt vielleicht das letzte Wort der Kunſt, wie der Tod das letzte Wort des Lebens.

Ich habe dieſe kurze Bemerkung hier vorangeſtellt, um anzudeuten, weßhalb die muſikaliſche Saiſon mich mehr ängſtigt als erfreut. Daß man hier faſt in lauter Muſik erſäuft, daß es in Paris faſt kein einziges Haus gibt, wohin man ſich wie in eine Arche retten kann vor dieſer klingenden Sündfluth, daß die edle Tonkunſt unſer ganzes Leben überſchwemmt — dies iſt für mich ein bedenkliches Zeichen, und es ergreift mich darob manchmal ein Mißmuth, der bis zur murrſinnigſten Ungerechtigkeit gegen unſre großen Maeſtri und Virtuoſen ausartet. Unter dieſen Umſtänden darf man keinen allzu heitern Lobgeſang von mir erwarten für den Mann, den hier die ſchöne Welt, beſonders die hyſteriſche Damenwelt, in dieſem Augenblick mit einem wahnſinnigen Enthuſiasmus umjubelt, und der in der That einer der merkwürdigſten Repräſentanten der muſikaliſchen Bewegung iſt. Ich ſpreche von Franz Liszt, dem genialen Pianiſten. Ja der Geniale iſt jetzt wieder hier und gibt Concerte, die einen Zauber üben, der ans Fabelhafte grenzt. Neben ihm ſchwinden alle Clavierſpieler — mit Ausnahme eines einzigen, des Chopin, des Raſaels des Fortepiano. In der That, mit Ausnahme dieſes Einzigen ſind alle andern Clavierſpieler, die wir dieſes Jahr in unzähligen Concerten hörten, eben nur Clavierſpieler, ſie glänzen durch die Fertigkeit, womit ſie das beſaitete Holz handhaben, bei Liszt hingegen denkt man nicht mehr an überwundene Schwierigkeit, das Clavier verſchwindet und es offenbart ſich die Muſik. In dieſer Beziehung hat Liszt, ſeit wir ihn zum letztenmal hörten, den wunderbarſten

Fortſchritt gemacht. Mit dieſem Vorzug verbindet er eine Ruhe, die wir früher an ihm vermißten. Wenn er z. B. damals auf dem Pianoforte ein Gewitter ſpielte, ſahen wir die Blitze über ſein eigenes Geſicht dahinzucken, wie von Sturmwind ſchlotterten ſeine Glieder, und ſeine langen Haarzöpfe träuften gleichſam vom dargeſtellten Platzregen. Wenn er jetzt auch das ſtärkſte Donnerwetter ſpielt, ſo ragt er doch ſelber darüber empor, wie der Reiſende, der auf der Spitze einer Alpe ſteht, während es im Thal gewittert: die Wolken lagern tief unter ihm, die Blitze ringeln wie Schlangen zu ſeinen Füßen, das Haupt erhebt er lächelnd in den reinen Aether.

Trotz ſeiner Genialität begegnet Liszt einer Oppoſition hier in Paris, die meiſtens aus ernſtlichen Muſikern beſteht und ſeinem Nebenbuhler, dem kaiſerlichen Thalberg, den Lorbeer reicht. — Liszt hat bereits zwei Concerte gegeben, worin er, gegen allen Gebrauch, ohne Mitwirkung anderer Künſtler, ganz allein ſpielte. Er bereitet jetzt ein drittes Concert zum Beſten des Monuments von Beethoven. Dieſer Componiſt muß in der That dem Geſchmack eines Liszt am meiſten zuſagen. Namentlich Beethoven treibt die ſpiritualiſtiſche Kunſt bis zu jener tönenden Agonie der Erſcheinungswelt, bis zu jener Vernichtung der Natur, die mich mit einem Grauen erfüllt, das ich nicht verhehlen mag, obgleich meine Freunde darüber den Kopf ſchütteln. Für mich iſt es ein ſehr bedeutungsvoller Umſtand, daß Beethoven am Ende ſeiner Tage taub ward, und ſogar die unſichtbare Tonwelt keine klingende Realität mehr für ihn hatte. Seine Töne waren nur noch Erinnerungen eines Tones, Geſpenſter verſchollener Klänge, und ſeine letzten Productionen tragen an der Stirne ein unheimliches Todtenmal.

Minder ſchauerlich als die Beethoven'ſche Muſik war für mich der Freund Beethovens, l'Ami de Beethoven, wie er ſich hier überall produzirte, ich glaube ſogar auf Viſitenkarten. Eine ſchwarze Hopfenſtange mit einer entſetzlich weißen Cravatte und einer Leichenbittermiene. War dieſer Freund Beethovens wirklich deſſen Pylades? Oder gehörte er zu jenen gleichgültigen Bekannten, mit denen ein genialer Menſch zuweilen um ſo lieber Umgang pflegt, je unbedeutender ſie ſind, und je proſaiſcher ihr Geplapper iſt, das ihm eine Erholung gewährt nach ermüdend poetiſchen Geiſtesflügen? Jedenfalls ſahen wir hier eine neue Art der Ausbeutung des Genius, und die kleinen Blätter ſpöttelten nicht wenig über den Ami de Beethoven. „Wie konnte der große Künſtler einen ſo unerquicklichen, geiſtesarmen Freund ertragen!“ riefen die Franzoſen, die über das monotone Geſchwätz jenes langweiligen Gaſtes alle Geduld verloren. Sie dachten nicht daran, daß Beethoven taub war.

Die Zahl der Concertgeber während der diesjährigen Saiſon war Legion, und an mittelmäßigen Pianiſten fehlte es nicht, die in öffentlichen Blättern als Mirakel geprieſen wurden. Die meiſten ſind junge Leute, die in beſcheiden

eigner Perſon jene Lobeserhebungen in die Preſſe fördern. Die Selbſtvergötterungen dieſer Art, die ſogenannten Reclamen, bilden eine ſehr ergötzliche Lectüre. Eine Reclame, die jüngſt in der Gazette muſicale enthalten war, meldete aus Marſeille: daß der berühmte Döhler auch dort alle Herzen entzückt habe, und beſonders durch ſeine intereſſante Bläſſe, die, eine Folge überſtandener Krankheit, die Aufmerkſamkeit der ſchönen Welt in Anſpruch genommen. Der berühmte Döhler iſt ſeitdem nach Paris zurückgekehrt und hat mehre Concerte gegeben; er ſpielt in der That hübſch, nett und niedlich. Sein Vortrag iſt allerliebſt, beurkundet eine erſtaunliche Fingerfertigkeit, zeugt aber weder von Kraft noch von Geiſt. Zierliche Schwäche, elegante Ohnmacht, intereſſante Bläſſe.

Zu den diesjährigen Concerten, die im Andenken der Kunſtliebhaber fortdönen, gehören die Matinées, welche von den Herausgebern der beiden muſikaliſchen Zeitungen ihren Abonnenten geboten wurden. Die France muſicale, redigirt von den Brüdern Escudier, glänzte in ihrem Concert durch die Mitwirkung der italieniſchen Sänger und des Violinſpielers Vieuxtemps, der als einer der Löwen der muſikaliſchen Saiſon betrachtet wurde. Ob ſich unter dem zottigen Fell dieſes Löwen ein wirklicher König der Beſtien oder nur ein armes Grauchen verbirgt, vermag ich nicht zu entſcheiden. Ehrlich geſagt, ich kann den übertriebenen Lobſprüchen, die ihm gezollt wurden, keinen Glauben ſchenken. Es will mich bedünken, als ob er auf der Leiter der Kunſt noch nicht eine ſonderliche Höhe erklommen. Vieuxtemps ſteht etwa auf der Mitte jener Leiter, auf deren Spitze wir einſt Paganini erblickten, und auf deren letzter, unterſten Sproſſe unſer vortrefflicher Sina ſteht, der berühmte Badegaſt von Boulogne und Eigenthümer eines Autographs von Beethoven. Vielleicht ſteht Herr Vieuxtemps dem Herrn Sina noch viel näher als dem Nicolo Paganini.

Vieuxtemps iſt ein Sohn Belgiens, wie denn überhaupt aus den Niederlanden die bedeutendſten Violiniſten hervorgingen. Die Geige iſt ja das dortige Nationalinſtrument, das von groß und klein, von Mann und Weib cultivirt wird, von jeher, wie wir auf den holländiſchen Bildern ſehen. Der ausgezeichnetſte Violiniſt dieſer Landsmannſchaft iſt unſtreitig Beriot, der Gemahl der Malibran; ich kann mich manchmal der Vorſtellung nicht erwehren, als ſäße in ſeiner Geige die Seele der verſtorbenen Gattin und ſänge. Nur Ernſt, der poeſiereiche Böhme, weiß ſeinem Inſtrument ſo ſchmelzende, ſo verblutend ſüße Klagetöne zu entlocken. — Ein Landsmann Beriots iſt Artôt, ebenfalls ein ausgezeichneter Violiniſt, bei deſſen Spiel man aber nie an eine Seele erinnert wird: ein geſchniegelter, wohlgedrechſelter Geſell, deſſen Vortrag glatt und glänzend, wie Wachsleinen. Haumann, der Sohn des Brüſſeler Nachdruckers, treibt auf der Violine das Metier des Vaters: was er geigt, ſind

reinliche Nachdrücke der vorzüglichſten Geiger, die Texte hie und da verbrämt mit überflüſſigen Originalnoten und vermehrt mit brillanten Druckfehlern. — Die Gebrüder Franco-Mendez, welche auch dieſes Jahr Concerte gaben, wo ſie ihr Talent als Violinſpieler bewährten, ſtammen ganz eigentlich aus dem Lande der Treckſchuyten und Quispeldorchen. Daſſelbe gilt von Batta, dem Violoncelliſten; er iſt ein geborner Holländer, kam aber früh hieher nach Paris, wo er durch ſeine knabenhafte Jugendlichkeit ganz beſonders die Damen ergötzte. Er war ein liebes Kind und weinte auf ſeiner Bratſche wie ein Kind. Obgleich er mittlerweile ein großer Junge geworden, ſo kann er doch die ſüße Gewohnheit des Greinens nimmermehr laſſen, und als er jüngſt wegen Unpäßlichkeit nicht öffentlich auftreten konnte, hieß es allgemein: durch das kindiſche Weinen auf dem Violoncello habe er ſich endlich eine wirkliche Kinderkrankheit, ich glaube die Maſern, an den Hals geſpielt. Er ſcheint jedoch wieder ganz hergeſtellt zu ſein, und die Zeitungen melden, daß der berühmte Batta nächſten Donnerſtag eine muſikaliſche Matinée bereite, welche das Publicum für die lange Entbehrniß ſeines Lieblings entſchädigen werde.

Das letzte Concert, welches Hr. Maurice Schleſinger den Abonnenten ſeiner Gazette muſicale gab, und das, wie ich bereits angedeutet habe, zu den glänzendſten Erſcheinungen der Saiſon gehörte, war für uns Deutſche von ganz beſonderem Intereſſe. Auch war hier die ganze Landsmannſchaft vereinigt, begierig, die Mademoiſelle Löwe zu hören, die gefeierte Sängerin, die das ſchöne Lied von Beethoven, Adelaide, in deutſcher Zunge ſang. Die Italiener und Herr Vieuxtemps, welche ihre Mitwirkung verſprochen, ließen während des Concerts abſagen, zur größten Beſtürzung des Concertgebers, welcher mit der ihm eigenthümlichen Würde vors Publicum trat und erklärte: Hr. Vieuxtemps wolle nicht ſpielen, weil er das Local und das Publicum als ſeiner nicht angemeſſen betrachte! Die Inſolenz jenes Geigers verdient die größte Rüge. Das Local des Concertes war der Muſard'ſche Saal der Rue Vivienne, wo man nur während des Carnevals ein Bischen Cancan tanzt, jedoch das übrige Jahr hindurch die anſtändigſte Muſik von Mozart, Giacomo Meyerbeer und Beethoven executirt. Den italieniſchen Sängern, einem Signor Rubini und Signor Lablache, verzeiht man allenfalls ihre Laune; von Nachtigallen kann man ſich wohl die Prätenſion gefallen laſſen, daß ſie nur vor einem Publicum von Goldfaſanen und Adlern ſingen wollen. Aber Mynheer, der flämiſche Storch, dürfte nicht ſo wählig ſein und eine Geſellſchaft verſchmähen, worunter ſich das honnetteſte Geflügel, Pfauen und Perlhühner die Menge, und mitunter auch die ausgezeichnetſten deutſchen Schnapphähne und Miſtfinken befanden. — Welcher Art war der Erfolg des Debüts der Mademoiſelle Löwe? Ich will die ganze Wahrheit kurz ausſprechen: ſie ſang vortrefflich, gefiel allen Deutſchen und machte Fiasco bei den Franzoſen.

Was dieſes letztere Mißgeſchick betrifft, ſo möchte ich der verehrten Sängerin zu ihrem Troſte verſichern, daß es eben ihre Vorzüge waren, die einem franzöſiſchen Succeß im Wege ſtanden. In der Stimme der Mlle. Löwe iſt deutſche Seele, ein ſtilles Ding, das ſich bis jetzt nur wenigen Franzoſen offenbart hat und in Frankreich nur allmählich Eingang findet. Wäre Mlle. Löwe einige Decennien ſpäter gekommen, ſie hätte vielleicht größere Anerkennung gefunden. Bis jetzt aber iſt die Maſſe des Volks noch immer dieſelbe. Die Franzoſen haben Geiſt und Paſſion, und beides genießen ſie am liebſten in einer unruhigen, ſtürmiſchen, gehackten, aufreizenden Form. Dergleichen vermißten ſie aber ganz und gar bei der deutſchen Sängerin, die ihnen noch obendrein die Beethovenſche „Adelaide" vorſang. Dieſes ruhige Ausſeufzen des Gemüthes, dieſe blauäugigen, ſchmachtenden Waldeinſamkeitstöne, dieſe geſungenen Lindenblüthen mit obligatem Mondſchein, dieſes Hinſterben in überirdiſcher Sehnſucht, dieſes erzdeutſche Lied, fand kein Echo in franzöſiſcher Bruſt, und ward ſogar als transrhenaniſche Senſiblerei verſpöttelt.

Obgleich Mlle. Löwe hier keinen Beifall fand, geſchah doch alles Mögliche, um ihr ein Engagement für die Academie royale de Muſique auszuwirken. Der Name Meyerbeer wurde bei dieſer Gelegenheit aufdringlicher in Anſchlag gebracht, als es dem verehrten Meiſter wohl lieb ſein möchte. Iſt es wahr, wollte Meyerbeer ſeine neue Oper nicht zur Aufführung geben, im Falle man die Löwe nicht engagirte? Hat Meyerbeer wirklich die Erfüllung der Wünſche des Publicums an eine ſo kleinliche Bedingung geknüpft? Iſt er wirklich ſo überbeſcheiden, daß er ſich einbildet, der Erfolg ſeines neuen Werks ſei abhängig von der mehr oder minder geſchmeidigen Kehle einer Prima Donna?

Die zahlreichen Verehrer und Bewunderer des bewunderungswürdigen Meiſters ſehen mit Betrübniß, wie der Hochgefeierte bei jeder neuen Production ſeines Genius ſich mit der Sicherſtellung des Erfolgs ſo unſäglich abmüht, und an das winzigſte Detail deſſelben ſeine beſten Kräfte vergeudet. Sein zarter, ſchwächlicher Körperbau muß darunter leiden. Seine Nerven werden krankhaft überreizt, und bei ſeinem chroniſchen Unterleibsleiden wird er oft von der herrſchenden Cholerine heimgeſucht. Der Geiſteshonig, der aus ſeinen muſikaliſchen Meiſterwerken träufelt und uns erquickt, koſtet dem Meiſter ſelbſt die furchtbarſten Leibesſchmerzen. Als ich das letzte Mal die Ehre hatte, ihn zu ſehen, erſchrak ich über ſein miſerables Ausſehen. Bei ſeinem Anblick dachte ich an den Diarrhöen-Gott der tartariſchen Volksſage, worin ſchauderhaft drollig erzählt wird, wie dieſer bauchgrimmige Kakodämon auf dem Jahrmarkte von Kaſan einmal zu ſeinem eigenen Gebrauche ſechstauſend Töpfe kaufte, ſo daß der Töpfer dadurch ein reicher Mann wurde. Möge der Himmel unſerm hochverehrten Meiſter eine beſſere Geſundheit ſchenken, und möge

er ſelber nie vergeſſen, daß ſein Lebensfaden ſehr ſchlapp und die Schere der Parze deſto ſchärfer iſt. Möge er nie vergeſſen, welche hohe Intereſſen ſich an ſeine Selbſterhaltung knüpfen. Was ſoll aus ſeinem Ruhme werden, wenn er ſelbſt, der hochgefeierte Meiſter, was der Himmel noch lange verhüte, plötzlich dem Schauplatz ſeiner Triumphe durch den Tod entriſſen würde? Wird ihn die Familie fortſetzen, dieſen Ruhm, worauf ganz Deutſchland ſtolz iſt? An materiellen Mitteln würde es der Familie gewiß nicht fehlen, wohl aber an intellectuellen Mitteln. Nur der große Giacomo ſelbſt, der nicht blos Generalmuſikdirector aller Königl. Preuß. Muſikanſtalten, ſondern auch der Capellenmeiſter des Meyerbeer'ſchen Ruhmes iſt, nur Er kann das ungeheure Orcheſter dieſes Ruhmes dirigiren. — Er nickt mit dem Haupt, und alle Poſaunen der großen Journale ertönen uniſono; er zwinkert mit den Augen, und alle Violinen des Lobes fiedeln um die Wette; er bewegt nur leiſe den linken Naſenflügel, und alle Feuilleton-Flageolette flöten ihre ſüßeſten Schmeichellaute. — Da giebt es auch unerhörte, antediluvianiſche Blasinſtrumente, Jerichotrompeten und noch unentdeckte Windharfen, Saiteninſtrumente der Zukunft, deren Anwendung die außerordentlichſte Begabniß für Inſtrumentation bekundet. — Ja, in ſo hohem Grade wie unſer Meyerbeer verſtand ſich noch kein Componiſt auf die Inſtrumentation, nämlich auf die Kunſt, alle möglichen Menſchen als Inſtrumente zu gebrauchen, die kleinſten wie die größten, und durch ihr Zuſammenwirken eine Uebereinſtimmung in der öffentlichen Anerkennung, die ans Fabelhafte grenzt, hervorzuzaubern. Das hat kein Andrer jemals verſtanden. Während die beſten Opern von Mozart und Roſſini bei der erſten Vorſtellung durchfielen, und erſt Jahre vergingen, ehe ſie wahrhaft gewürdigt wurden, finden die Meiſterwerke unſres edlen Meyerbeer bereits bei der erſten Aufführung den ungetheilteſten Beifall, und ſchon den andern Tag liefern ſämmtliche Journale die verdienten Lob- und Preisartikel. Das geſchieht durch das harmoniſche Zuſammenwirken der Inſtrumente; in der Melodie muß Meyerbeer den beiden genannten Meiſtern nachſtehen, aber er überflügelt ſie durch Inſtrumentation. Der Himmel weiß, daß er ſich oft der niederträchtigſten Inſtrumente bedient; aber vielleicht eben durch dieſe bringt er die großen Effecte hervor auf die große Menge, die ihn bewundert, anbetet, verehrt und ſogar achtet. — Wer kann das Gegentheil beweiſen? Von allen Seiten fliegen ihm die Lorbeerkränze zu, er trägt auf dem Haupte einen ganzen Wald von Lorbeeren, er weiß ſie kaum mehr zu laſſen und keucht unter dieſer grünen Laſt. Er ſollte ſich einen kleinen Eſel anſchaffen, der hinter ihm her trottirend ihm die ſchweren Kränze nachtrüge. Aber Gouin iſt eiferſüchtig, und leidet nicht, daß ihn ein Anderer begleite.

Ich kann nicht umhin hier ein geiſtreiches Wort zu erwähnen, das man dem Muſiker Ferdinand Hiller zuſchreibt. Als nämlich jemand denſelben darüber

Was dieſes letztere Mißgeſchick betrifft, ſo möchte ich der verehrten Sängerin zu ihrem Troſte verſichern, daß es eben ihre Vorzüge waren, die einem franzöſiſchen Succeß im Wege ſtanden. In der Stimme der Mlle. Löwe iſt deutſche Seele, ein ſtilles Ding, das ſich bis jetzt nur wenigen Franzoſen offenbart hat und in Frankreich nur allmählich Eingang findet. Wäre Mlle. Löwe einige Decennien ſpäter gekommen, ſie hätte vielleicht größere Anerkennung gefunden. Bis jetzt aber iſt die Maſſe des Volks noch immer dieſelbe. Die Franzoſen haben Geiſt und Paſſion, und beides genießen ſie am liebſten in einer unruhigen, ſtürmiſchen, gehackten, aufreizenden Form. Dergleichen vermißten ſie aber ganz und gar bei der deutſchen Sängerin, die ihnen noch obendrein die Beethovenſche „Adelaide" vorſang. Dieſes ruhige Ausſeufzen des Gemüthes, dieſe blauäugigen, ſchmachtenden Waldeinſamkeitstöne, dieſe geſungenen Lindenblüthen mit obligatem Mondſchein, dieſes Hinſterben in überirdiſcher Sehnſucht, dieſes erzdeutſche Lied, fand kein Echo in franzöſiſcher Bruſt, und ward ſogar als transrhenaniſche Senſiblerei verſpöttelt.

Obgleich Mlle. Löwe hier keinen Beifall fand, geſchah doch alles Mögliche, um ihr ein Engagement für die Academie royale de Muſique auszuwirken. Der Name Meyerbeer wurde bei dieſer Gelegenheit aufdringlicher in Anſchlag gebracht, als es dem verehrten Meiſter wohl lieb ſein möchte. Iſt es wahr, wollte Meyerbeer ſeine neue Oper nicht zur Aufführung geben, im Falle man die Löwe nicht engagirte? Hat Meyerbeer wirklich die Erfüllung der Wünſche des Publicums an eine ſo kleinliche Bedingung geknüpft? Iſt er wirklich ſo überbeſcheiden, daß er ſich einbildet, der Erfolg ſeines neuen Werks ſei abhängig von der mehr oder minder geſchmeidigen Kehle einer Prima Donna?

Die zahlreichen Verehrer und Bewunderer des bewunderungswürdigen Meiſters ſehen mit Betrübniß, wie der Hochgefeierte bei jeder neuen Production ſeines Genius ſich mit der Sicherſtellung des Erfolgs ſo unſäglich abmüht, und an das winzigſte Detail deſſelben ſeine beſten Kräfte vergeudet. Sein zarter, ſchwächlicher Körperbau muß darunter leiden. Seine Nerven werden krankhaft überreizt, und bei ſeinem chroniſchen Unterleibsleiden wird er oft von der herrſchenden Cholerine heimgeſucht. Der Geiſteshonig, der aus ſeinen muſikaliſchen Meiſterwerken träufelt und uns erquickt, koſtet dem Meiſter ſelbſt die furchtbarſten Leibesſchmerzen. Als ich das letzte Mal die Ehre hatte, ihn zu ſehen, erſchrak ich über ſein miſerables Ausſehen. Bei ſeinem Anblick dachte ich an den Diarrhöen-Gott der tartariſchen Volksſage, worin ſchauderhaft drollig erzählt wird, wie dieſer bauchgrimmige Kakodämon auf dem Jahrmarkte von Kaſan einmal zu ſeinem eigenen Gebrauche ſechstauſend Töpfe kaufte, ſo daß der Töpfer dadurch ein reicher Mann wurde. Möge der Himmel unſerm hochverehrten Meiſter eine beſſere Geſundheit ſchenken, und möge

er ſelber nie vergeſſen, daß ſein Lebensfaden ſehr ſchlapp und die Schere der Parze deſto ſchärfer iſt. Möge er nie vergeſſen, welche hohe Intereſſen ſich an ſeine Selbſterhaltung knüpfen. Was ſoll aus ſeinem Ruhme werden, wenn er ſelbſt, der hochgefeierte Meiſter, was der Himmel noch lange verhüte, plötzlich dem Schauplatz ſeiner Triumphe durch den Tod entriſſen würde? Wird ihn die Familie fortſetzen, dieſen Ruhm, worauf ganz Deutſchland ſtolz iſt? An materiellen Mitteln würde es der Familie gewiß nicht fehlen, wohl aber an intellectuellen Mitteln. Nur der große Giacomo ſelbſt, der nicht blos Generalmuſikdirector aller Königl. Preuß. Muſikanſtalten, ſondern auch der Capellenmeiſter des Meyerbeer'ſchen Ruhmes iſt, nur Er kann das ungeheure Orcheſter dieſes Ruhmes dirigiren. — Er nickt mit dem Haupt, und alle Poſaunen der großen Journale ertönen uniſono; er zwinkert mit den Augen, und alle Violinen des Lobes fiedeln um die Wette; er bewegt nur leiſe den linken Naſenflügel, und alle Feuilleton-Flageolette flöten ihre ſüßeſten Schmeichellaute. — Da giebt es auch unerhörte, antediluvianiſche Blasinſtrumente, Jerichotrompeten und noch unentdeckte Windharfen, Saiteninſtrumente der Zukunft, deren Anwendung die außerordentlichſte Begabniß für Inſtrumentation bekundet. — Ja, in ſo hohem Grade wie unſer Meyerbeer verſtand ſich noch kein Componiſt auf die Inſtrumentation, nämlich auf die Kunſt, alle möglichen Menſchen als Inſtrumente zu gebrauchen, die kleinſten wie die größten, und durch ihr Zuſammenwirken eine Uebereinſtimmung in der öffentlichen Anerkennung, die ans Fabelhafte grenzt, hervorzuzaubern. Das hat kein Andrer jemals verſtanden. Während die beſten Opern von Mozart und Roſſini bei der erſten Vorſtellung durchfielen, und erſt Jahre vergingen, ehe ſie wahrhaft gewürdigt wurden, finden die Meiſterwerke unſres edlen Meyerbeer bereits bei der erſten Aufführung den ungetheilteſten Beifall, und ſchon den andern Tag liefern ſämmtliche Journale die verdienten Lob- und Preisartikel. Das geſchieht durch das harmoniſche Zuſammenwirken der Inſtrumente; in der Melodie muß Meyerbeer den beiden genannten Meiſtern nachſtehen, aber er überflügelt ſie durch Inſtrumentation. Der Himmel weiß, daß er ſich oft der niederträchtigſten Inſtrumente bedient; aber vielleicht eben durch dieſe bringt er die großen Effecte hervor auf die große Menge, die ihn bewundert, anbetet, verehrt und ſogar achtet. — Wer kann das Gegentheil beweiſen? Von allen Seiten fliegen ihm die Lorbeerkränze zu, er trägt auf dem Haupte einen ganzen Wald von Lorbeeren, er weiß ſie kaum mehr zu laſſen und keucht unter dieſer grünen Laſt. Er ſollte ſich einen kleinen Eſel anſchaffen, der hinter ihm her trottirend ihm die ſchweren Kränze nachtrüge. Aber Gouin iſt eiferſüchtig, und leidet nicht, daß ihn ein Anderer begleite.

Ich kann nicht umhin hier ein geiſtreiches Wort zu erwähnen, das man dem Muſiker Ferdinand Hiller zuſchreibt. Als nämlich jemand denſelben darüber

befragte, was er von Meyerbeers Opern halte, ſoll Hiller ausweichend verdrießlich geantwortet haben: Ach, laßt uns nicht von Politik reden!

34.

Paris, 29. April 1841.

Ein eben ſo bedeutungsvolles wie trauriges Ereigniß iſt das Verdict der Jury, wodurch der Redacteur des Journals „La France" von der Anklage abſichtlicher Beleidigung des Königs freigeſprochen wurde. Ich weiß wahrlich nicht, wen ich hier am meiſten beklagen ſoll! Iſt es jener König, deſſen Ehre durch verfälſchte Briefe befleckt wird, und der dennoch nicht wie jeder Andere ſich in der öffentlichen Meinung rehabilitiren kann? Was jedem Andern in ſolcher Bedrängniß geſtattet iſt, bleibt ihm grauſam verſagt. Jeder Andere, der ſich in gleicher Weiſe, durch falſche Briefe von landesverrätheriſchem Inhalt, dem Publicum gegenüber blosgeſtellt ſähe, könnte es dahin bringen, ſich förmlich in Anklageſtand ſetzen zu laſſen, und in Folge ſeines Proceſſes die Unechtheit jener Briefe aufs bündigſte zu erweiſen. Eine ſolche Ehrenrettung giebt es aber nicht für den König, den die Verfaſſung für unverletzlich erklärt und nicht perſönlich vor Gericht zu ſtellen erlaubt. Noch weniger iſt ihm das Duell geſtattet, das Gottesurtheil, das in Ehrenſachen noch immer eine gewiſſe juſtificirende Geltung bewahrt: Ludwig Philipp muß ruhig auf ſich ſchießen laſſen, darf aber nimmermehr ſelbſt zur Piſtole greifen, um von ſeinen Beleidigern Genugthuung zu fordern. Eben ſo wenig kann er im üblich patzigen Style eine abgedrungene Erklärung gegen ſeine Verleumder in den reſpectiven Landeszeitungen inſeriren laſſen: denn ach! Könige, wie große Dichter, dürfen ſich nicht auf ſolchem Wege vertheidigen und müſſen alle Lügen, die man über ihre Perſon verbreitet, mit ſchweigender Langmuth ertragen. In der That, ich hege das ſchmerzlichſte Mitgefühl für den königlichen Dulder, deſſen Krone nur eine Zielſcheibe der Verleumdung, und deſſen Scepter, wo es eigene Vertheidigung gilt, minder brauchbar wie ein gewöhnlicher Stock. — Oder ſoll ich noch weit mehr Euch bedauern, Ihr Legitimiſten, die Ihr Euch als die auserwählten Paladine des Royalismus geberdet und dennoch in der Perſon Ludwig Philipps das Weſen des Königthums, das königliche Anſehen, herabgewürdigt habt? Jedenfalls habe ich Mitleid mit Euch, wenn ich an die ſchrecklichen Folgen denke, die Ihr durch ſolchen Frevel zunächſt auf Eure eignen thörichten Häupter herabruft! Mit dem Umſturz der Monarchie harret Euer wieder daheim das Beil und in der Fremde der Bettelſtab. Ja, Euer Schickſal wäre jetzt noch weit ſchmählicher als in früheren Tagen: Euch, die geſoppten Compères Eurer Henker, würde man nicht mehr mit wildem Zorn

tödten, ſondern mit höhniſchem Gelächter, und in der Fremde würde man Euch nicht mehr mit jener Ehrfurcht, die einem unverſchuldeten Unglück gebührt, ſondern mit Geringſchätzung das Almoſen hinreichen.

Was ſoll ich aber von den guten Leuten der Jury ſagen, die in wetteifernder Verblendung das Brecheiſen legten an das Fundament des eignen Hauſes? Der Grundſtein, worauf ihre ganze bürgerliche Staatsboutique ruht, die königliche Autorität, ward durch jenes beleidigende und ſchmachvolle Verdict heillos gelockert. Die ganze verderbliche Bedeutung dieſes Verdicts wird jetzt allmählig erkannt, es iſt das unaufhörliche Tagesgeſpräch, und mit Entſetzen ſieht man, wie der fatale Ausgang des Proceſſes ganz ſyſtematiſch ausgebeutet wird. Die verfälſchten Briefe haben jetzt eine legale Stütze, und mit der Unverantwortlichkeit ſteigt die Frechheit bei den Feinden der beſtehenden Ordnung. In dieſem Augenblick werden lithographirte Copien der vorgeblichen Autographen in unzähligen Exemplaren über ganz Frankreich verbreitet, und die Argliſt reibt ſich vergnügt die Hände, ob des gelungenen Meiſterſtücks. Die Legitimiſten rufen Victoria, als hätten ſie eine Schlacht gewonnen. Glorreiche Schlacht, wo die Contemporaine, die verrufene Mme. de. St. Elme, das Banner trug! Der edle Baron Larochejaquelin beſchirmte mit ſeinem Wappenſchild dieſe neue Jeanne d'Arc. Er verbürgt ihre Glaubwürdigkeit — warum nicht auch ihre jungfräuliche Reinheit? Vor allen aber verdankt man dieſen Triumph dem großen Berryer, dem bürgerlichen Dienſtmann der legitimiſtiſchen Ritterſchaft, der immer geiſtreich ſpricht, gleichviel für welche ſchlechte Sache.

Indeſſen, hier in Frankreich, dem Lande der Parteien, wo den Ereigniſſen alle ihre Conſequenzen unmittelbar abgepreßt werden, geht die böſe Wirkung immer Hand in Hand mit einer mehr oder minder heilſamen Gegenwirkung. Und dieſes zeigt ſich auch bei Gelegenheit jenes unglückſeligen Verdicts. Die argen Folgen deſſelben werden für den Moment einigermaßen neutraliſirt durch den Jubel und das Siegesgeſchrei, das die Legitimiſten erheben: das Volk haßt ſie ſo ſehr, daß es all ſeinen Unmuth gegen Ludwig Philipp vergißt, wenn jene Erbfeinde des neuen Frankreichs allzu jauchzend über ihn triumphiren. Der ſchlimmſte Vorwurf, der gegen den König in jüngſter Zeit aufgebracht wurde, war ja eben, daß man ihn beſchuldigte, er betreibe allzu eifrig ſeine Ausſöhnung mit den Legitimiſten und opfere ihnen die demokratiſchen Intereſſen. Deßhalb erregte die Beleidigung, die dem König gerade durch dieſe frondirenden Edelleute widerfuhr, zunächſt eine gewiſſe Schadenfreude bei der Bourgeoiſie, die, angehetzt durch die Journale des unzufriedenen Mittelſtandes, von den reactionairen Vorſätzen des jetzigen Miniſteriums die verdrießlichſten Dinge fabelt.

Welche Bewandtniß hat es aber mit jenen reactionären Vorſätzen, die man

abſonderlich Herrn Guizot zuſchreibt? Ich kann ihnen keinen Glauben ſchenken. Guizot iſt der Mann des Widerſtandes, aber nicht der Reaction. Und ſeid überzeugt, daß man ihn ob ſeines Widerſtandes nach oben ſchon längſt verabſchiedet hätte, wenn man nicht ſeines Widerſtandes nach unten bedürfte. Sein eigentliches Geſchäft iſt die thatſächliche Erhaltung jenes Regiments der Bourgeoiſie, das von den marodirenden Nachzüglern der Vergangenheit eben ſo grimmig bedroht wird, wie von der plünderungsſüchtigen Avantgarde der Zukunft. Herr Guizot hat ſich eine ſchwierige Aufgabe geſtellt, und niemand weiß ihm Dank dafür. Am undankbarſten wahrlich zeigen ſich gegen ihn eben jene guten Bürger, die ſeine ſtarke Hand ſchirmt und ſchützt, denen er aber nie vertraulich die Hand giebt, und mit deren kleinlichen Leidenſchaften er nie gemeinſchaftliche Sache macht. Sie lieben ihn nicht, dieſe Spießbürger, denn er lacht nicht mit ihnen über Voltaire'ſche Witze, er iſt nicht induſtriell und tanzt nicht mit ihnen um den Maibaum der Gloire! Er trägt das Haupt ſehr hoch, und ein melancholiſcher Stolz ſpricht aus allen ſeinen Zügen: „Ich könnte vielleicht etwas Beſſeres thun, als für dieſes Lumpenpack in mühſamen Tageskämpfen mein Leben vergeuden!“ Das iſt in der That der Mann, der nicht ſehr zärtlich um Popularität buhlt, und ſogar den Grundſatz aufgeſtellt hat: daß ein guter Miniſter unpopulair ſein müſſe. Er hat nie der Menge gefallen wollen, ſogar nicht in jenen Tagen der Reſtauration, wo er als gelehrter Volkstribun am herrlichſten gefeiert wurde. Als er in der Sorbonne ſeine denkwürdigen Vorleſungen hielt und der Beifall der Jugend ſich ein Bischen allzu ſtürmiſch äußerte, dämpfte er ſelber dieſen huldigenden Lärm, mit den ſtrengen Worten: „meine Herren, auch im Enthuſiasmus muß die Ordnung vorwalten!“ Ordnungsliebe iſt überhaupt ein vorſtechender Zug des Guizot'ſchen Charakters, und ſchon aus dieſem Grunde wirkte ſein Miniſterium ſehr wohlthätig in die Confuſion der Gegenwart. Man hat ihn wegen dieſer Ordnungsliebe nicht ſelten der Pedanterei beſchuldigt, und ich geſtehe, der ſchroffe Ernſt ſeiner Erſcheinung wird gemildert durch eine gewiſſe anklebende gelehrte Magiſterhaftigkeit, die an unſre deutſche Heimath, beſonders an Göttingen erinnert. Er iſt eben ſo wenig reactionair wie Hofrath Heeren, Tychſen oder Eichhorn ſolches geweſen—aber er wird nie erlauben, daß man die Pedelle prügle oder ſich ſonſtig auf der Weenderſtraße herumbalge und die Laternen zerſchlage.

35.

Paris, den 19. Mai 1841.

Vorigen Sonnabend hielt diejenige Section des Institut-royal, welche sich académie de sciences morales et politiques nennt, eine ihrer merkwürdigsten Sitzungen. Der Schauplatz war, wie gewöhnlich, jene Halle des Palais Mazarin, die durch ihre hohe Wölbung, sowie durch das Personal, das manchmal dort seinen Sitz nimmt, so oft an die Kuppel des Invalidendoms erinnerte. In der That, die andern Sectionen des Instituts, die dort ihre Vorträge halten, zeugen nur von greisenhafter Ohnmacht, aber die oben erwähnte académie des sciences morales et politiques macht eine Ausnahme und trägt den Charakter der Frische und Kraft. Es herrscht in dieser letzten Section ein großartiger Sinn, während die Einrichtung und der Gesammtgeist des Institut-royal sehr kleinlich ist. Ein Witzling bemerkte sehr richtig: diesmal ist der Theil größer als das Ganze. In der Versammlung vom vorigen Sonnabend athmete eine ganz besonders jugendliche Regung: Cousin, welcher präsidirte, sprach mit jenem muthigen Feuer, das manchmal nicht sehr wärmt, aber immer leuchtet; und gar Mignet, welcher das Gedächtniß des verstorbenen Merlin de Douai, des berühmten Juristen und Conventgliedes zu feiern hatte, sprach so blühend schön wie er selbst aussieht. Die Damen, die den Sitzungen der Section des sciences morales et politiques immer in großer Anzahl beiwohnen, wenn ein Vortrag des schönen secrétaire perpétuel angekündigt ist, kommen dorthin vielleicht mehr um zu sehen als um zu hören, und da viele darunter sehr hübsch sind, so wirkt ihr Anblick manchmal störend auf die Zuhörer. Was mich betrifft, so fesselte mich diesmal der Gegenstand der Mignet'schen Rede ganz ausschließlich, denn der berühmte Geschichtschreiber der Revolution sprach wieder über einen der wichtigsten Führer der großen Bewegung, welche das bürgerliche Leben der Franzosen umgestaltet, und jedes Wort war hier ein Resultat interessanter Forschung. Ja, das war die Stimme des Geschichtschreibers, des wirklichen Chefs von Klio's Archiven, und es schien, als hielt er in den Händen jene ewigen Tabletten, worin die strenge Göttin bereits ihre Urtheilssprüche eingezeichnet. Nur in der Wahl der Ausdrücke und in der mildernden Betonung bekundete sich manchmal die traditionelle Lobpflicht des Academikers. Und dann ist Mignet auch Staatsmann, und mit kluger Scheu mußten die Tagesverhältnisse berücksichtigt werden bei der Besprechung der jüngsten Vergangenheit. Es ist eine bedenkliche Aufgabe, den überstandenen Sturm zu beschreiben, während wir noch nicht in den Hafen gelangt sind. Das französische Staatsschiff ist vielleicht noch nicht so wohl geborgen wie der gute Mignet meint. Unsern vom Redner, auf einer

der Bänke mir gegenüber, ſah ich Herrn Thiers, und ſein Lächeln war für mich ſehr bedeutungsvoll bei denjenigen Stellen, wo Mignet mit allzu großer Behagniß von der definitiven Begründung der modernen Zuſtände ſprach: ſo lächelt Aeolus, wenn Daphnis am windſtillen Ufer des Meeres die friedliche Flöte bläſt!

Die ganze Rede von Mignet dürfte Ihnen in kurzem gedruckt zu Geſicht kommen, und die Fülle des Inhalts wird Sie alsdann gewiß erfreuen; aber nimmermehr kann die bloße Lectüre den lebendigen Vortrag erſetzen, der, wie eine tiefſinnige Muſik, im Zuhörer eine Reihenfolge von Ideen anregt. So klingt mir noch beſtändig im Gedächtniß eine Bemerkung, die der Redner in wenigen Worten hinwarf, und die dennoch fruchtbar an wichtigen Gedanken iſt. Er bemerkte nämlich, wie erſprießlich es ſei, daß das neue Geſetzbuch der Franzoſen von Männern abgefaßt worden, die aus den wilden Drangſalen der größten Staatsumwälzung ſo eben hervorgegangen, und folglich die menſchlichen Paſſionen und zeitlichen Bedürfniſſe gründlich kennen gelernt hatten. Ja, beachten wir dieſen Umſtand, ſo will es uns bedünken, als begünſtige derſelbe ganz beſonders die jetzige franzöſiſche Legislation, als verliehe er einen ganz außerordentlichen Werth jenem Code Napoléon und deſſen Commentarien, welche nicht wie andere Rechtsbücher von müßigen und kühlen Caſuiſten angefertigt ſind, ſondern von glühenden Menſchheitsrettern, die alle Leidenſchaften in ihrer Nacktheit geſehen und in die Schmerzen aller neuern Lebensfragen durch die That eingeweiht worden. Von dem Beruf unſerer Zeit zur Geſetzgebung hat die philoſophiſche Schule in Deutſchland eben ſo unrichtige Begriffe wie die hiſtoriſche; erſtere iſt todt und letztere hat noch nicht gelebt.

Die Rede, womit Victor Couſin vorigen Sonnabend die Sitzung der Academie eröffnete, athmete einen Freiheitsſinn, den wir immer mit Freude bei ihm anerkennen werden. Er iſt übrigens in dieſen Blättern von einem unſrer Collegen ſo reichlich gelobhudelt worden, daß er vor der Hand deſſen genug haben dürfte. Nur ſo viel wollen wir erwähnen, daß der Mann, den wir früherhin nicht ſonderlich liebten, uns in der letzten Zeit zwar keine wahrliche Zuneigung, aber eine beſſere Anerkennung einflößte. Armer Couſin, wir haben dich früherhin ſehr maltraitirt, dich, der du immer für uns Deutſche ſo liebreich und freundlich wareſt. Sonderbar, eben während der treue Zögling der deutſchen Schule, der Freund Hegels, unſer Victor Couſin, in Frankreich Miniſter war, brach in Deutſchland gegen die Franzoſen jener blinde Groll los, der jetzt allmählich ſchwindet und vielleicht einſt unbegreiflich ſein wird. Ich erinnere mich, zu jener Zeit, vorigen Herbſt, begegnete ich Hrn. Couſin auf dem Boulevard des Italiens, wo er vor einem Kupferſtichladen ſtand und die dort ausgeſtellten Bilder von Overbeck bewunderte. Die Welt war aus

ihren Angeln geriſſen, der Kanonendonner von Beyrut, wie eine Sturmglocke, weckte alle Kampfluſt des Orients und des Occidents, die Pyramiden Aegyptens zitterten, dieſſeits und jenſeits des Rheins wetzte man die Säbel — und Victor Couſin, damaliger Miniſter von Frankreich, ſtand ruhig vor dem Bilderladen des Boulevard des Italiens, und bewunderte die ſtillen, frommen Heiligenköpfe von Overbeck, und ſprach mit Entzücken von der Vortrefflichkeit deutſcher Kunſt und Wiſſenſchaft, von unſerem Gemüth und Tiefſinn, von unſerer Gerechtigkeitsliebe und Humanität. „Aber um des Himmels willen, unterbrach er ſich plötzlich, wie aus einem Traum erwachend, was bedeutet die Raſerei, womit ihr in Deutſchland jetzt plötzlich gegen uns ſchreit und lärmt?“ Er konnte dieſe Berſerkerwuth nicht begreifen, und auch ich begriff nichts davon, und Arm in Arm über den Boulevard hinwandelnd, erſchöpften wir uns in lauter Conjecturen über die letzten Gründe jener Feindſeligkeit, bis wir an das Passage des Panoramas gelangten, wo Couſin mich verließ, um ſich bei Marquis ein Pfund Chocolate zu kaufen.

Ich conſtatire mit beſonderer Vorliebe die kleinſten Umſtände, welche von der Sympathie zeugen, die ich in Betreff Deutſchlands bei den franzöſiſchen Staatsmännern finde. Daß wir dergleichen bei Guizot antreffen, iſt leicht erklärlich, da ſeine Anſchauungsweiſe der unſrigen verwandt iſt, und er die Bedürfniſſe und das gute Recht des deutſchen Volks ſehr gründlich begreift. Dieſes Verſtändniß verſöhnt ihn vielleicht auch mit unſern beiläufigen Verkehrtheiten: die Worte “tout comprendre, c'est tout pardonner” las ich dieſer Tage auf dem Petſchaft einer ſchönen Dame. Guizot mag immerhin, wie man behauptet, von puritaniſchem Charakter ſein, aber er begreift auch Andersfühlende und Andersdenkende. Sein Geiſt iſt auch nicht poeſiefeindlich eng und dumpf: dieſer Puritaner war es, welcher den Franzoſen eine Ueberſetzung des Shakeſpeare gab, und als ich vor mehren Jahren über den britiſchen Dichterkönig ſchrieb, wußte ich den Zauber ſeiner phantaſtiſchen Komödien nicht beſſer zu erörtern, als indem ich den Commentar jenes Puritaners, des Stutzkopfs Guizot, wörtlich mittheilte.

Sonderbar! das kriegeriſche Miniſterium vom 1. März, das jenſeits des Rheines ſo verſchrien ward, beſtand zum größten Theil aus Männern, welche Deutſchland mit dem treueſten Eifer verehrten und liebten. Neben jenem Victor Couſin, welcher begriffen, daß bei Imanuel Kant die beſte Kritik der reinen Vernunft und bei Marquis die beſte Chocolate zu finden, ſaß damals im Miniſterrathe Hr. v. Remuſat, der ebenfalls dem deutſchen Genius huldigte und ihm ein beſonderes Studium widmete. Schon in ſeiner Jugend überſetzte er mehre deutſche dramatiſche Dichtungen, die er im Théâtre étranger abdrucken ließ. Dieſer Mann iſt eben ſo geiſtreich wie ehrlich, er kennt die Gipfel und die Tiefen des deutſchen Volkes, und ich bin überzeugt, er hat von

deſſen Herrlichkeit einen höhern Begriff als ſämmtliche Componiſten des Becker'ſchen Lieds, wo nicht gar als der große Niklas Becker ſelbſt! — Was uns in der jüngſten Zeit beſonders gut an Remuſat gefiel, war die unumwundene Weiſe, womit er den guten Leumund eines edlen Waffenbruders gegen verleumderiſche Inſinuationen vertheidigte.

36.

Paris, den 22. Mai 1841.

Die Engländer hier ſchneiden ſehr beſorgliche Geſichter. „Es geht ſchlecht, es geht ſchlecht," das ſind die ängſtlichen Ziſchlaute, die ſie einander zuflüſtern, wenn ſie ſich bei Galignani begegnen. Es hat in der That den Anſchein, als wackle der ganze großbritanniſche Staat und ſei dem Umſturz nahe, aber es hat nur den Anſchein. Dieſer Staat gleicht dem Glockenthurm von Piſa: ſeine ſchiefe Stellung ängſtigt uns, wenn wir hinaufblicken, und der Reiſende eilt mit raſcheren Schritten über den Domhof, fürchtend, der große Thurm möchte ihm unverſehens auf den Kopf fallen. Als ich zur Zeit Cannings in London war und den wilden Meetings des Radicalismus beiwohnte, glaubte ich, der ganze Staatsbau ſtürze jetzt zuſammen. Meine Freunde, welche England während der Aufregung der Reformbill beſuchten, wurden dort von demſelben Angſtgefühl ergriffen. Andere, die dem Schauſpiel der O'Connell'ſchen Umtriebe und des katholiſchen Emancipationslärms beiwohnten, empfanden ähnliche Beängſtigung. Jetzt ſind es die Korngeſetze, welche einen ſo bedrohlichen Staatsuntergangsſturm veranlaſſen — aber fürchte dich nicht, Sohn Albion:

„Kracht's auch, bricht's doch nicht,
Bricht's auch, bricht's nicht mit dir!"

Hier zu Paris herrſcht in dieſem Augenblick große Stille. Man wird es nachgerade müde, beſtändig von den falſchen Briefen des Königs zu ſprechen, und eine erfriſchende Diverſion gewährte uns die Entführung der ſpaniſchen Infantin durch Ignaz Gurowski, einen Bruder jenes famoſen Adam Gurowski, deſſen Sie ſich vielleicht noch erinnern. Vorigen Sommer war Freund Ignaz in Mademoiſelle Rachel verliebt, da ihm aber der Vater derſelben, der von ſehr guter jüdiſcher Familie iſt, ſeine Tochter verweigerte, ſo machte er ſich an die Prinzeſſin Iſabella Fernando von Spanien. Alle Hofdamen beider Caſtilien, ja des ganzen Univerſums, werden die Hände vor Entſetzen über den Kopf zuſammen ſchlagen: jetzt begreifen ſie endlich, daß die alte Welt des traditionellen Reſpectes ein Ende hat!

37.

Paris, den 11. December 1841.

Jetzt, wo das Neujahr herannaht, der Tag der Geſchenke, überbieten ſich hier die Kaufmannsläden in den mannichfaltigſten Ausſtellungen. Der Anblick derſelben kann dem müßigen Flaneur den angenehmſten Zeitvertreib gewähren; iſt ſein Hirn nicht ganz leer, ſo ſteigen ihm auch manchmal Gedanken auf, wenn er hinter den blanken Spiegelfenſtern die bunte Fülle der ausgeſtellten Luxus- und Kunſtſachen betrachtet und vielleicht auch einen Blick wirft auf das Publicum, das dort neben ihm ſteht. Die Geſichter dieſes Publicums ſind ſo häßlich ernſthaft und leidend, ſo ungeduldig und drohend, daß ſie einen unheimlichen Contraſt bilden mit den Gegenſtänden, die ſie begaffen, und uns die Angſt anwandelt, dieſe Menſchen möchten einmal mit ihren geballten Fäuſten plötzlich dreinſchlagen, und all das bunte, klirrende Spielzeug der vornehmen Welt mit ſammt dieſer vornehmen Welt ſelbſt gar jämmerlich zertrümmern! Wer kein großer Politiker iſt, ſondern ein gewöhnlicher Flaneur, der ſich wenig kümmert um die Nüance Dufaure und Paſſy, ſondern um die Miene des Volks auf den Gaſſen, dem wird es zur feſten Ueberzeugung, daß früh oder ſpät die ganze Bürgerkomödie in Frankreich mit ſammt ihren parlamentariſchen Heldenſpielern und Comparſen ein ausgeziſcht ſchreckliches Ende nimmt und ein Nachſpiel aufgeführt wird, welches das Communiſtenregiment heißt! Von langer Dauer freilich kann dieſes Nachſpiel nicht ſein; aber es wird um ſo gewaltiger die Gemüther erſchüttern und reinigen: es wird eine echte Tragödie ſein.

Die letzten politiſchen Proceſſe dürften manchem die Augen öffnen, aber die Blindheit iſt gar zu angenehm. Auch will keiner an die Gefahren erinnert werden, die ihm die ſüße Gegenwart verleiden können. Deshalb grollen ſie alle jenem Manne, deſſen ſtrenges Auge am tiefſten hinabblickt in die Schreckensnächte der Zukunft und deſſen hartes Wort vielleicht manchmal zur Unzeit, wenn wir eben beim fröhlichſten Mahle ſitzen, an die allgemeine Bedrohniß erinnert. Sie grollen Alle jenem armen Schulmeiſter Guizot. Sogar die ſogenannten Conſervativen ſind ihm abhold, zum größten Theil, und in ihrer Verblendung glauben ſie ihn durch einen Mann erſetzen zu können, deſſen heiteres Geſicht und gefällige Rede ſie minder ſchreckt und ängſtigt. Ihr conſervativen Thoren, die Ihr nichts im Stande ſeid zu conſerviren als eben Eure Thorheit, Ihr ſolltet dieſen Guizot wie Euren Augapfel ſchonen; Ihr ſolltet ihm die Mücken abwedeln, die radicalen ſowohl wie die legitimen, um ihn bei guter Laune zu erhalten; Ihr ſolltet ihm auch manchmal Blumen ſchicken ins Hôtel des Capucins, aufheiternde Blumen, Roſen und Veilchen,

ſtatt ihm durch tägliches Nergeln dieſes Logis zu verleiden oder gar ihn hinaus zu intriguiren. An Eurer Stelle hätte ich immer Angſt, er möchte den glänzenden Quälniſſen ſeines Miniſterplatzes plötzlich entſpringen und ſich wieder hinaufretten in ſein ſtilles Gelehrtenſtübchen der Rue Leveque, wo er einſt ſo idylliſch glücklich lebte unter ſeinen ſchafledernen und kalbledernen Büchern.

Iſt aber Guizot wirklich der Mann, der im Stande wäre, das hereinbrechende Verderben abzuwenden? Es vereinigen ſich in der That bei ihm die ſonſt getrennten Eigenſchaften der tiefſten Einſicht und des feſten Willens: er würde mit einer antiken Unerſchütterlichkeit allen Stürmen Trotz bieten und mit modernſter Klugheit die ſchlimmen Klippen vermeiden — aber der ſtille Zahn der Mäuſe hat den Boden des franzöſiſchen Staatsſchiffes allzuſehr durchlöchert, und gegen dieſe innere Noth, die weit bedenklicher als die äußere, wie Guizot ſehr gut begriffen, iſt er unmächtig. Hier iſt die Gefahr. Die zerſtörenden Doctrinen haben in Frankreich zu ſehr die unteren Claſſen ergriffen — es handelt ſich nicht mehr um Gleichheit der Rechte, ſondern um Gleichheit des Genuſſes auf dieſer Erde, und es giebt in Paris etwa 400,000 rohe Fäuſte, welche nur des Loſungsworts harren, um die Idee der abſoluten Gleichheit zu verwirklichen, die in ihren rohen Köpfen brütet. Von mehren Seiten hört man, der Krieg ſei ein gutes Ablenkungsmittel gegen ſolchen Zerſtörungsſtoff. Aber hieße das nicht Satan durch Beelzebub beſchwören? Der Krieg würde nur die Kataſtrophe beſchleunigen und über den ganzen Erdboden das Uebel verbreiten, das jetzt nur an Frankreich nagt; — die Propaganda des Communismus beſitzt eine Sprache, die jedes Volk verſteht: die Elemente dieſer Univerſalſprache ſind ſo einfach, wie der Hunger, wie der Neid, wie der Tod. Das lernt ſich ſo leicht!

Doch laßt uns dieſes trübe Thema verlaſſen und wieder zu den heitern Gegenſtänden übergehen, die hinter den Spiegelfenſtern auf der Rue Vivienne oder den Boulevards ausgeſtellt ſind. Das funkelt, das lacht und lockt! Keckes Leben, ausgeſprochen in Gold, Silber, Bronze, Edelſtein, in allen möglichen Formen, namentlich in den Formen aus der Zeit der Renaiſſance, deren Nachbildung in dieſem Augenblick eine herrſchende Mode. Woher die Vorliebe für dieſe Zeit der Renaiſſance, der Wiedergeburt oder vielmehr der Auferſtehung, wo die antike Welt gleichſam aus dem Grabe ſtieg, um dem ſterbenden Mittelalter ſeine letzten Stunden zu verſchönen? Empfindet unſre Jetztzeit eine Wahlverwandtſchaft mit jener Periode, die, ebenſo wie wir, in der Vergangenheit eine verjüngende Quelle ſuchte, lechzend nach friſchem Lebenstrank? Ich weiß nicht, aber jene Zeit Franz I. und ſeiner Geſchmacksgenoſſen übt auf unſer Gemüth einen faſt ſchauerlichen Zauber, wie Erinnerung von Zuſtänden, die wir im Traum durchlebt; und dann liegt ein ungemein origineller Reiz in der Art und Weiſe, wie jene Zeit das wiedergefundene

Alterthum in ſich zu verarbeiten wußte. Hier ſehen wir nicht, wie in der David'ſchen Schule, eine academiſch trockene Nachahmung der griechiſchen Plaſtik, ſondern eine flüſſige Verſchmelzung derſelben mit dem chriſtlichen Spiritualismus. In den Kunſt- und Lebensgeſtaltungen, die der Vermählung jener heterogenſten Elemente ihr abenteuerliches Daſein verdankten, liegt ein ſo ſüßer melancholiſcher Witz, ein ſo ironiſcher Verſöhnungskuß, ein blühender Uebermuth, ein elegantes Grauen, das uns unheimlich bezwingt, wir wiſſen nicht wie.

Doch wie wir heute die Politik den Kannegießern von Profeſſion überlaſſen, ſo überlaſſen wir den patentirten Hiſtorikern die genauere Nachforſchung, in welchem Grad unſere Zeit mit der Zeit der Renaiſſance verwandt iſt; und als echte Flaneurs wollen wir auf dem Boulevard Montmartre vor einem Bilde ſtehen bleiben, das dort die Herren Goupil und Rittner ausgeſtellt haben, und das gleichſam als der Kupferſtich-Löwe der Saiſon alle Blicke auf ſich zieht. Es verdient in der That dieſe allgemeine Aufmerkſamkeit: es ſind die Fiſcher von Leopold Robert, die dieſer Kupferſtich darſtellt. Seit Jahr und Tag erwartete man denſelben, und er iſt gewiß eine köſtliche Weihnachtsgabe für das große Publikum, dem das Originalbild unbekannt geblieben. Ich enthalte mich aller detaillirten Beſchreibung dieſes Werks, da es in kurzem eben ſo bekannt ſein wird wie die Schnitter deſſelben Malers, wozu es ein ſinnreiches und anmuthiges Seitenſtück bildet. Wie dieſes berühmte Bild eine ſommerliche Campagne darſtellt, wo römiſche Landleute gleichſam auf einem Siegeswagen mit ihrem Ernteſegen heimziehen, ſo ſehen wir hier, auf dem letzten Bild von Robert, als ſchneidendſten Gegenſatz, den kleinen winterlichen Hafen von Chioggia und arme Fiſcherleute, die, um ihr kärgliches Tagesbrod zu gewinnen, trotz Wind und Wetter ſich eben anſchicken zu einer Ausfahrt ins adriatiſche Meer. Weib und Kind und die alte Großmutter ſchauen ihnen nach mit ſchmerzlicher Reſignation — gar rührende Geſtalten, bei deren Anblick allerlei polizeiwidrige Gedanken in unſerm Herzen laut werden. Dieſe unſeligen Menſchen, die Leibeigenen der Armuth, ſind zu lebenslänglicher Mühſal verdammt und verkümmern in harter Noth und Betrübniß. Ein melancholiſcher Fluch iſt hier gemalt, und der Maler, ſobald er das Gemälde vollendet hatte, ſchnitt er ſich die Kehle ab. Armes Volk! armer Robert! — Ja, wie die Schnitter dieſes Meiſters ein Werk der Freude ſind, das er im römiſchen Sonnenlicht der Liebe empfangen und ausgeführt hat, ſo ſpiegeln ſich in ſeinen Fiſchern alle die Selbſtmordgedanken und Herbſtnebel, die ſich, während er in der zerſtörten Venezia hauſte, über ſeine Seele lagerten. Wie uns jenes erſtere Bild befriedigt und entzückt, ſo erfüllt uns dieſes letztere mit empörungsſüchtigem Unmuth: dort malte Robert das Glück der Menſchheit, hier malte er das Elend des Volks.

Ich werde nie den Tag vergeſſen, wo ich das Originalgemälde, die Fiſcher von Robert, zum erſtenmale ſah. Wie ein Blitzſtrahl aus unumwölktem Himmel hatte uns plötzlich die Nachricht ſeines Todes getroffen, und da jenes Bild, welches gleichzeitig anlangte, nicht mehr im bereits eröffneten Salon ausgeſtellt werden konnte, faßte der Eigenthümer, Hr. Paturle, den löblichen Gedanken, eine beſondere Ausſtellung deſſelben zum Beſten der Armen zu veranſtalten. Der Maire des zweiten Arondiſſements gab dazu ſein Local, und die Einnahme, wenn ich nicht irre, betrug über ſechszehn tauſend Franken. (Mögen die Werke aller Volksfreunde ſo praktiſch nach ihrem Tode fortwirken!) Ich erinnere mich, als ich die Treppe der Mairie hinaufſtieg, um zu dem Expoſitionszimmer zu gelangen, las ich auf einer Nebenthüre die Aufſchrift: Bureau des décès. Dort im Saale ſtanden ſehr viele Menſchen vor dem Bilde verſammelt, keiner ſprach, es herrſchte eine ängſtliche, dumpfe Stille, als läge hinter der Leinwand der blutige Leichnam des todten Malers. Was war der Grund, weshalb er ſich eigenhändig den Tod gab, eine That, die im Widerſpruch war mit den Geſetzen der Religion, der Moral und der Natur, heiligen Geſetzen, denen Robert ſein ganzes Leben hindurch ſo kindlich Gehorſam leiſtete? Ja, er war erzogen im ſchweizeriſch ſtrengen Proteſtantismus, er hielt feſt an dieſem väterlichen Glauben mit unerſchütterlicher Treue, und von religiöſem Skepticismus oder gar Indifferentismus war bei ihm keine Spur. Auch iſt er immer gewiſſenhaft geweſen in der Erfüllung ſeiner bürgerlichen Pflichten, ein guter Sohn, ein guter Wirth, der ſeine Schulden bezahlte, der allen Vorſchriften des Anſtandes genügte, Rock und Hut ſorgſam bürſtete, und von Immoralität kann ebenfalls bei ihm nicht die Rede ſein. An der Natur hing er mit ganzer Seele, wie ein Kind an der Bruſt der Mutter; ſie tränkte ſein Talent und offenbarte ihm alle ihre Herrlichkeiten, und nebenbei geſagt, ſie war ihm lieber als die Tradition der Meiſter: ein überſchwängliches Verſinken in den ſüßen Wahnwitz der Kunſt, ein unheimliches Gelüſte nach Traumweltgenüſſen, ein Abfall von der Natur, hat alſo ebenfalls den vortrefflichen Mann nicht in den Tod gelockt. Auch waren ſeine Finanzen wohlbeſtellt, er war geehrt, bewundert und ſogar geſund. Was war es aber? Hier in Paris ging einige Zeit die Sage, eine unglückliche Leidenſchaft für eine vornehme Dame in Rom habe jenen Selbſtmord veranlaßt. Ich kann nicht daran glauben. Robert war damals achtunddreißig Jahre alt, und in dieſem Alter ſind die Ausbrüche der großen Paſſion zwar ſehr furchtbar, aber man bringt ſich nicht um, wie in der frühen Jugend, in der unmännlichen Werther-Periode.

Was Robert aus dem Leben trieb, war vielleicht jenes entſetzlichſte aller Gefühle, wo ein Künſtler das Mißverhältniß entdeckt, das zwiſchen ſeiner Schöpfungsluſt und ſeinem Darſtellungsvermögen ſtattfindet: dieſes Bewußt-

ſein der Unkraft iſt ſchon der halbe Tod, und die Hand hilft nur nach, um die Agonie zu verkürzen. Wie brav und herrlich auch die Leiſtungen Roberts, ſo waren ſie doch gewiß nur blaſſe Schatten jener blühenden Naturſchönheiten, die ſeiner Seele vorſchwebten, und ein geübtes Auge entdeckte leicht ein mühſames Ringen mit dem Stoff, den er nur durch die verzweiflungsvollſte Anſtrengung bewältigte. Schön und feſt ſind alle dieſe Robert'ſchen Bilder, aber die meiſten ſind nicht frei, es weht darin nicht der unmittelbare Geiſt: ſie ſind componirt. Robert hatte eine gewiſſe Ahnung von genialer Größe, und doch war ſein Geiſt gebannt in kleinen Rahmen. Nach dem Charakter ſeiner Erzeugniſſe zu urtheilen, ſollte man glauben, er ſei Enthuſiaſt geweſen für Raphael Sanzio von Urbino, den idealen Schönheitsengel — nein, wie ſeine Vertrauten verſichern, war es vielmehr Michel Angelo Buonarotti, der ſtürmiſche Titane, der wilde Donnergott des jüngſten Gerichts, für den er ſchwärmte, den er anbetete. Der wahre Grund ſeines Todes war der bittere Unmuth des Genremalers, der nach großartigſter Hiſtorienmalerei lechzte — er ſtarb an einer Lacune ſeines Darſtellungsvermögens.

Der Kupferſtich von den Fiſchern, den die Herren Goupil und Rittner jetzt ausgeſtellt haben, iſt vortrefflich, in Bezug auf das Techniſche: ein wahres Meiſterſtück, weit vorzüglicher, als der Stich der Schnitter, der vielleicht mit zu großer Haſt verfertigt worden. Aber es fehlt ihm der Charakter der Urſprünglichkeit, der uns bei den Schnittern ſo vollſelig entzückt, und der vielleicht dadurch entſtand, daß dieſes Gemälde aus einer einzigen Anſchauung, ſei es eine äußere oder innere, gleichviel, hervorgegangen und derſelben mit großer Treue nachgebildet iſt. Die Fiſcher hingegen ſind zu ſehr componirt, die Figuren ſind mühſam zuſammengeſucht, neben einander geſtellt, incommodiren ſich wechſelſeitig mehr als ſie ſich ergänzen, und nur durch die Farbe iſt das Verſchiedenartige im Originalgemälde ausgeglichen und erhielt das Bild den Schein der Einheit. Im Kupferſtich, wo die Farbe, die bunte Vermittlung, fehlt, fallen natürlicherweiſe die äußerlich verbundenen Theile wieder auseinander, es zeigt ſich Verlegenheit und Stückwerk, und das Ganze iſt kein Ganzes mehr. Es iſt ein Zeichen von Raphaels Größe, ſagte mir jüngſt ein College, daß ſeine Gemälde im Kupferſtich nichts von ihrer Harmonie verlieren. Ja, ſelbſt in den dürftigſten Nachbildungen, allen Colorits, wo nicht gar aller Schattirung entkleidet, in ihren nackten Conturen, bewahren die Raphael'ſchen Werke jene harmoniſche Macht, die unſer Gemüth bewegt. Das kommt daher, weil ſie echte Offenbarungen ſind, Offenbarungen des Genius, der eben wie die Natur, ſchon in den bloßen Umriſſen das Vollendete giebt.

Ich will mein Urtheil über die Robert'ſchen Fiſcher reſumiren: es fehlt ihnen die Einheit, und nur die Einzelnheiten, namentlich das junge Weib mit

dem kranken Kinde, verdienen das höchſte Lob. Zur Unterſtützung meines Urtheils berufe ich mich auf die Skizze, worin Robert gleichſam ſeinen erſten Gedanken ausgeſprochen: hier, in der urſprünglichen Conception, herrſcht jene Harmonie, die dem ausgeführten Bilde fehlt, und wenn man ſie mit dieſem vergleicht, merkt man gewiß, wie der Maler ſeinen Geiſt lange Zeit gezerrt und abgemüdet haben muß, ehe er das Gemälde in ſeiner jetzigen Geſtalt zu Stande brachte.

38.

Paris, den 19. December 1840.

Wird ſich Guizot halten? Heiliger Gott, hier zu Land hält ſich Niemand auf die Länge, alles wackelt, ſogar der Obelisk von Luxor! Das iſt keine Hyperbel, ſondern buchſtäbliche Wahrheit; ſchon ſeit mehren Monaten geht hier die Rede, der Obelisk ſtehe nicht feſt auf ſeinem Poſtament, er ſchwanke zuweilen hin und her, und eines frühen Morgens werde er den Leuten, die eben vorüberwandeln, auf die Köpfe purzeln. Die Aengſtlichen ſuchen ſchon jetzt, wenn ihr Weg ſie über die Place-Louis-Quinze führt, ſich etwas entfernt zu halten von der fallenden Größe. Die Muthigen laſſen ſich freilich nicht in ihrem gewöhnlichen Gange ſtören, weichen keinen Finger breit, können aber doch nicht umhin, im Vorübergehen ein Bischen hinaufzuſchielen, ob der große Stein wirklich nicht wackelmüthig geworden. Wie dem auch ſei, es iſt immer ſchlimm, wenn das Publicum Zweifel hegt über die Feſtigkeit der Dinge; mit dem Glauben an ihre Dauer ſchwindet ſchon ihre beſte Stütze. Wird er ſich halten? Jedenfalls glaub' ich, daß er ſich die nächſte Sitzung hindurch halten wird, ſowohl der Obelisk als Guizot, der mit jenem eine gewiſſe Aehnlichkeit hat, z. B. die, daß er ebenfalls nicht auf ſeinem rechten Platze ſteht. Ja, ſie ſtehen beide nicht auf ihrem rechten Platz, ſie ſind herausgeriſſen aus ihrem Zuſammenhang, ungeſtüm verpflanzt in eine unpaſſende Nachbarſchaft. Jener, der Obelisk, ſtand einſt vor den lotosknäufigen Rieſenſäulen am Eingang des Tempels von Luxor, welcher wie ein coloſſaler Sarg ausſieht, und die ausgeſtorbene Weisheit der Vorwelt, getrocknete Königsleichen, einbalſamirten Tod enthält. Neben ihm ſtand ein Zwillingsbruder von demſelben rothen Granit und derſelben pyramidaliſchen Geſtalt, und ehe man zu dieſen beiden gelangte, ſchritt man durch zwei Reihen Sphinxe, ſtumme Räthſelthiere, Beſtien mit Menſchenköpfen, ägyptiſche Doctrinaire. In der That, ſolche Umgebung war für den Obelisken weit geeigneter als die, welche ihm auf der Place-Louis-Quinze zu Theil ward, dem modernſten Platz der Welt, dem Platz, wo eigentlich die moderne Zeit angefangen und von der

ſein der Unkraft iſt ſchon der halbe Tod, und die Hand hilft nur nach, um die Agonie zu verkürzen. Wie brav und herrlich auch die Leiſtungen Roberts, ſo waren ſie doch gewiß nur blaſſe Schatten jener blühenden Naturſchönheiten, die ſeiner Seele vorſchwebten, und ein geübtes Auge entdeckte leicht ein mühſames Ringen mit dem Stoff, den er nur durch die verzweiflungsvollſte Anſtrengung bewältigte. Schön und feſt ſind alle dieſe Robert'ſchen Bilder, aber die meiſten ſind nicht frei, es weht darin nicht der unmittelbare Geiſt: ſie ſind componirt. Robert hatte eine gewiſſe Ahnung von genialer Größe, und doch war ſein Geiſt gebannt in kleinen Rahmen. Nach dem Charakter ſeiner Erzeugniſſe zu urtheilen, ſollte man glauben, er ſei Enthuſiaſt geweſen für Raphael Sanzio von Urbino, den idealen Schönheitsengel — nein, wie ſeine Vertrauten verſichern, war es vielmehr Michel Angelo Buonarotti, der ſtürmiſche Titante, der wilde Donnergott des jüngſten Gerichts, für den er ſchwärmte, den er anbetete. Der wahre Grund ſeines Todes war der bittere Unmuth des Genremalers, der nach großartigſter Hiſtorienmalerei lechzte — er ſtarb an einer Lacune ſeines Darſtellungsvermögens.

Der Kupferſtich von den Fiſchern, den die Herren Goupil und Rittner jetzt ausgeſtellt haben, iſt vortrefflich, in Bezug auf das Techniſche: ein wahres Meiſterſtück, weit vorzüglicher, als der Stich der Schnitter, der vielleicht mit zu großer Haſt verfertigt worden. Aber es fehlt ihm der Charakter der Urſprünglichkeit, der uns bei den Schnittern ſo vollſelig entzückt, und der vielleicht dadurch entſtand, daß dieſes Gemälde aus einer einzigen Anſchauung, ſei es eine äußere oder innere, gleichviel, hervorgegangen und derſelben mit großer Treue nachgebildet iſt. Die Fiſcher hingegen ſind zu ſehr componirt, die Figuren ſind mühſam zuſammengeſucht, neben einander geſtellt, incommodiren ſich wechſelſeitig mehr als ſie ſich ergänzen, und nur durch die Farbe iſt das Verſchiedenartige im Originalgemälde ausgeglichen und erhielt das Bild den Schein der Einheit. Im Kupferſtich, wo die Farbe, die bunte Vermittlung, fehlt, fallen natürlicherweiſe die äußerlich verbundenen Theile wieder auseinander, es zeigt ſich Verlegenheit und Stückwerk, und das Ganze iſt kein Ganzes mehr. Es iſt ein Zeichen von Raphaels Größe, ſagte mir jüngſt ein College, daß ſeine Gemälde im Kupferſtich nichts von ihrer Harmonie verlieren. Ja, ſelbſt in den dürftigſten Nachbildungen, allen Colorits, wo nicht gar aller Schattirung entkleidet, in ihren nackten Conturen, bewahren die Raphael'ſchen Werke jene harmoniſche Macht, die unſer Gemüth bewegt. Das kommt daher, weil ſie echte Offenbarungen ſind, Offenbarungen des Genius, der eben wie die Natur, ſchon in den bloßen Umriſſen das Vollendete giebt.

Ich will mein Urtheil über die Robert'ſchen Fiſcher reſumiren: es fehlt ihnen die Einheit, und nur die Einzelnheiten, namentlich das junge Weib mit

nämlich in die Seine! Thiers hat ihm als Miniſter vielleicht keinen großen Dienſt geleiſtet.

Wahrlich, er leiſtet dem Kaiſer einen größern Dienſt als Hiſtoriker, und ein ſolideres Monument als die Vendomeſäule und das projectirte Grabmal errichtet ihm Thiers durch das große Geſchichtsbuch, woran er beſtändig arbeitet, wie ſehr ihn auch die politiſchen Tageswehen in Anſpruch nehmen. Nur Thiers hat das Zeug dazu, die große Hiſtorie des Napoleon Bonaparte zu ſchreiben, und er wird ſie beſſer ſchreiben als diejenigen, die ſich dazu beſonders berufen glauben, weil ſie treue Gefährten des Kaiſers waren und ſogar beſtändig mit ſeiner Perſon in Berührung ſtanden. Die perſönlichen Bekannten eines großen Helden, ſeine Mitkämpfer, ſeine Leibdiener, ſeine Kämmerer, Secretaire, Adjutanten, vielleicht ſeine Zeitgenoſſen überhaupt, ſind am wenigſten geeignet ſeine Geſchichte zu ſchreiben; ſie kommen mir manchmal vor, wie das kleine Inſect, das auf dem Kopf eines Menſchen herumkriecht, ganz eigentlich in der unmittelbarſten Nähe ſeiner Gedanken verweilt, ihn überall begleitet und doch nie von ſeinem wahren Leben und der Bedeutung ſeiner Handlungen das mindeſte ahnte.

Ich kann nicht umhin, bei dieſer Gelegenheit auf einen Kupferſtich aufmerkſam zu machen, der in dieſem Augenblick bei allen Kunſthändlern ausgehängt iſt und den Kaiſer darſtellt nach einem Gemälde von Delaroche, welches derſelbe für Lady Sandwich gemalt hat. Der Maler verfuhr bei dieſem Bilde (wie in allen ſeinen Werken) als Eklektiker, und zur Anfertigung deſſelben benutzte er zunächſt mehre unbekannte Portraite, die ſich im Beſitz der Bonapartiſchen Familie befinden, ſodann die Maske des Todten, ferner die Details, die ihm über die Eigenthümlichkeiten des kaiſerlichen Geſichts von einigen Damen mitgetheilt worden, und endlich ſeine eignen Erinnerungen, da er in ſeiner Jugend mehrmals den Kaiſer geſehen. Mein Urtheil über dieſes Bild kann ich hier nicht mittheilen, da ich zugleich über die Art und Weiſe des Delaroche ausführlich reden müßte. Die Hauptſache habe ich bereits angedeutet: das eklektiſche Verfahren, welches eine gewiſſe äußere Wahrheit befördert, aber keinen tiefern Grundgedanken aufkommen läßt. — Dieſes neue Portrait des Kaiſers iſt bei Gupil und Rittner erſchienen, die faſt alle bekannten Werke des Delaroche in Kupferſtich herausgegeben. Sie gaben uns jüngſt ſeinen Karl I., welcher im Kerker von den Soldaten und Schergen verhöhnt wird, und als Seitenſtück erhielten wir im ſelben Format den Grafen Slafford, welcher zur Richtſtätte geführt, dem Gefängniſſe vorbeikommt, wo der Biſchof Law gefangen ſitzt und dem vorüberziehenden Grafen ſeinen Segen ertheilt, wir ſehen nur ſeine, aus einem Gitterfenſter hervorgeſtreckten zwei Hände, die wie hölzerne Wegweiſer ausſehen, recht proſaiſch abgeſchmackt. In derſelben Kunſthandlung erſchien auch des Delaroche großes Cabinetſtück:

der ſterbende Richelieu, welcher mit ſeinen beiden Schlachtopfern, den zum Tode verurtheilten Rittern Saint-Mars und de Thou, in einem Boote die Rhone hinabfährt. Die beiden Königskinder, die Richard III. im Tower ermorden läßt, ſind das Anmuthigſte, was Delaroche gemalt und als Kupferſtich in bemeldeter Kunſthandlung herausgegeben. In dieſem Augenblick läßt dieſelbe ein Bild von Delaroche ſtechen, welches Maria Antoinette im Tempelgefängniſſe vorſtellt; die unglückliche Fürſtin iſt hier äußerſt ärmlich faſt wie eine Frau aus dem Volke gekleidet, was gewiß dem edlen Faubourg die legitimſten Thränen entlocken wird. Eins der Haupt-Rührungswerke von Delaroche, welches die Königin Jeanne Grey vorſtellt, wie ſie im Begriff iſt, ihr blondes Köpfchen auf den Block zu legen, iſt noch nicht geſtochen und ſoll nächſtens ebenfalls erſcheinen. Seine Maria Stuart iſt auch noch nicht geſtochen. Wo nicht das beſte, doch gewiß das effectvollſte, was Delaroche geliefert, iſt ſein Cromwell, welcher den Sargdeckel aufhebt von der Leiche des enthaupteten Karl I., ein berühmtes Bild, worüber ich vor geraumer Zeit ausführlich berichtete. Auch der Kupferſtich iſt ein Meiſterſtück techniſcher Vollendung. Eine ſonderbare Vorliebe, ja Idioſynkraſie bekundet Delaroche in der Wahl ſeiner Stoffe. Immer ſind es hohe Perſonen, die entweder hingerichtet werden, oder wenigſtens dem Henker verfallen. Herr Delaroche iſt der Hofmaler aller gekröpften Majeſtäten. Er kann ſich dem Dienſt ſolcher erlauchten Delinquenten niemals ganz entziehen, und ſein Geiſt beſchäftigt ſich mit ihnen ſelbſt bei Portraitirung von Potentaten, die auch ohne ſcharfrichterliche Beihülfe das Zeitliche ſegneten. So z. B. auf dem Gemälde ſeiner ſterbenden Eliſabeth von England ſehen wir, wie die greiſe Königin ſich verzweiflungsvoll auf dem Eſtrich wälzt, in dieſer Todesſtunde gequält von der Erinnerung an den Grafen Eſſex und Maria Stuart, deren blutige Schatten ihr ſtieres Auge zu erblicken ſcheint. Das Gemälde iſt eine Zierde der Luxembourg-Gallerie, und iſt nicht ſo ſchauderhaft banal oder banal ſchauderhaft, wie die andern erwähnten hiſtoriſchen Genrebilder, Lieblingsſtücke der Bourgeoiſie, der wackern, ehrſamen Bürgersleute, welche die Ueberwindung der Schwierigkeiten für die höchſte Aufgabe der Kunſt halten, das Grauſige mit dem Tragiſchen verwechſeln und ſich gern erbauen an dem Anblick gefallener Größe, im ſüßen Bewußtſein, daß ſie vor dergleichen Kataſtrophen geſichert ſind in der beſcheidenen Dunkelheit einer arrière-boutique der rue St. Denis.

39

Paris, den 28. December 1841.

Von der eben eröffneten Deputirtenkammer erwarte ich nicht viel Erquickliches. Da werden wir nichts ſehen als lauter Kleingezänke, Perſonenhader, Unmacht, wo nicht gar endliche Stockung. In der That, eine Kammer muß compacte Parteimaſſen enthalten, ſonſt kann die ganze parlamentariſche Maſchine nicht fungiren. Wenn jeder Deputirte eine beſondere, abweichende, iſolirte Meinung zu Markte bringt, wird nie ein Votum gefällt werden, das man nur einigermaßen als Ausdruck eines Geſammtwillens betrachten könnte, und doch iſt es die weſentlichſte Bedingung des Repräſentativſyſtems, daß ein ſolcher Geſammtwille ſich beurkunde. Wie die ganze franzöſiſche Geſellſchaft, ſo iſt auch die Kammer in ſo viele Spaltungen und Splitter zerfallen, daß hier keine zwei Menſchen mehr in ihren Anſichten ganz übereinſtimmen. Betrachte ich in dieſer politiſchen Beziehung die jetzigen Franzoſen, ſo erinnere ich mich immer der Worte unſeres wohlbekannten Adam Gurowski, der den deutſchen Patrioten jede Möglichkeit des Handelns abſprach, weil unter zwölf Deutſchen ſich immer vierundzwanzig Parteien befänden: denn bei unſerer Vielſeitigkeit und Gewiſſenhaftigkeit im Denken habe jeder von uns auch die entgegengeſetzte Anſicht mit allen Ueberzeugungsgründen in ſich aufgenommen, und es befänden ſich daher zwei Parteien in einer Perſon. Daſſelbe iſt jetzt bei den Franzoſen der Fall. Wohin aber führt dieſe Zerſplitterung, dieſe Auflöſung aller Gedankenbande, dieſer Particularismus, dieſes Erlöſchen alles Gemeingeiſtes, welches der moraliſche Tod eines Volks iſt? — Der Cultus der materiellen Intereſſen, des Eigennutzes, des Geldes, hat dieſen Zuſtand bereitet. Wird dieſer lange währen, oder wird wohl plötzlich eine gewaltige Erſcheinung, eine That des Zufalls oder ein Unglück, die Geiſter in Frankreich wieder verbinden? Gott verläßt keinen Deutſchen, aber auch keinen Franzoſen, er verläßt überhaupt kein Volk, und wenn ein Volk aus Ermüdung oder Faulheit einſchläft, ſo beſtellt er ihm ſeine künftigen Wecker, die, verborgen in irgend einer dunkeln Abgeſchiedenheit, ihre Stunde erwarten, ihre aufrüttelnde Stunde. Wo wachen die Wecker? Ich habe manchmal darnach geforſcht und geheimnißvoll deutete man alsdann — auf die Armee! Hier in der Armee, heißt es, gebe es noch ein gewaltiges Nationalbewußtſein; hier, unter der dreifarbigen Fahne, hätten ſich jene Hochgefühle hingeflüchtet, die der regierende Induſtrialismus vertreibe und verhöhne; hier blühe noch die genügſame Bürgertugend, die unerſchrockene Liebe für Großthat und Ehre, die Flammenfähigkeit der Begeiſterung; während überall Zwietracht und Fäulniß, lebe hier noch das geſündeſte Leben, zugleich ein angewohnter Gehorſam für die Autori-

tät, jedenfalls bewaffnete Einheit — es ſei gar nicht unmöglich, daß eines frühen Morgens die Armee das jetzige Bourgeoiſie-Regiment, dieſes zweite Directorium, über den Haufen werfe und ihren achtzehnten Brumaire mache! — Alſo Soldatenwirthſchaft wäre das Ende des Liedes, und die menſchliche Geſellſchaft bekäme wieder Einquartierung?

Die Verurtheilung des Herrn Dupoty durch die Pairskammer entſprang nicht blos aus greiſenhafter Furcht, ſondern aus jenem Erbgroll gegen die Revolution, der im Herzen vieler edlen Pairs heimlich niſtet. Denn das Perſonal der erlauchten Verſammlung beſteht nicht aus lauter friſchgebackenen Leuten der Neuzeit; man werfe nur einen Blick auf die Liſte der Männer, die das Urtheil gefällt, und man ſieht mit Verwunderung, daß neben den Namen eines imperialiſtiſchen oder Philippiſtiſchen Emporkömmlings immer zwei bis drei Namen des alten Regimes ſich geltend machen. Die Träger dieſer Namen bilden alſo natürlicherweiſe die Majorität; und da ſitzen ſie auf den Sammetbänken des Luxembourg, alte guillotinirte Menſchen mit wieder angenähten Köpfen, wonach ſie jedesmal ängſtlich taſten, wenn draußen das Volk murmelt — Geſpenſter, die jeden Hahn haſſen, und den galliſchen am meiſten, weil ſie aus Erfahrung wiſſen, wie ſchnell ſein Morgenſchrei ihrem ganzen Spuk ein Ende machen könnte — und es iſt ein entſetzliches Schauſpiel, wenn dieſe unglücklichen Todten Gericht halten über Lebendige, über die jüngſten und verzweiflungsvollſten Kinder der Revolution, über jene verwahrloſten und enterbten Kinder, deren Elend eben ſo groß iſt wie ihr Wahnſinn, über die Communiſten!

40.

Paris, den 12. Januar 1842.

Wir lächeln über die armen Lappländer, die, wenn ſie an Bruſtkrankheit leiden, ihre Heimath verlaſſen und nach St. Petersburg reiſen, um dort die milde Luft eines ſüdlichen Klimas zu genießen. Die algier'ſchen Beduinen, die ſich hier befinden, dürften mit demſelben Recht über manche unſrer Landsleute lächeln, die ihrer Geſundheit wegen den Winter lieber in Paris zubringen als in Deutſchland, und ſich einbilden, daß Frankreich ein warmes Land ſei. Ich verſichere Sie, es kann bei uns auf der Lüneburger Haide nicht kälter ſein als hier in dieſem Augenblick, wo ich Ihnen mit froſtſteifen Fingern ſchreibe. Auch in der Provinz muß eine bittere Kälte herrſchen. Die Deputirten, welche jetzt rudelweiſe anlangen, erzählen nur von Schnee, Glatteis und umgeſtürzten Diligencen. Ihre Geſichter ſind noch roth und verſchnupft, ihr Gehirn eingefroren, ihre Gedanken neun Grad unter Null. Bei Gelegenheit der

Adreſſe werden ſie aufthauen. Alles hat jetzt hier ein froſtiges und ödes Anſehen. Nirgends Uebereinſtimmung bei den wichtigſten Fragen, und beſtändiger Windwechſel. Was man geſtern wollte, heute will mans nicht mehr, und Gott weiß, was man morgen begehren wird. Nichts als Hader und Mißtrauen, Schwanken und Zerſplitterung. König Philipp hat die Maxime ſeines macedoniſchen Namensgenoſſen, das „Trenne und Herrſche" bis zum ſchädlichſten Uebermaaß ausgeübt. Die zu große Zertheilung erſchwert wieder die Herrſchaft, zumal die conſtitutionelle, und Guizot wird mit den Spaltungen und Zerfaſerungen der Kammer ſeine liebe Noth haben. Guizot iſt noch immer der Schutz und Hort des Beſtehenden. Aber die ſogenannten Freunde des Beſtehenden, die Conſervativen, ſind deſſen wenig eingedenk und ſie haben bereits vergeſſen, daß noch vorigen Freitag in derſelben Stunde à bas Guizot und vive Lamennais gerufen worden! Für den Mann der Ordnung, für den großen Ruheſtifter war es in der That ein indirecter Triumph, daß man ihn herabwürdigte, um jenen ſchauderhaften Prieſter zu feiern, der den politiſchen Fanatismus mit dem religiöſen vermählt und der Weltverwirrung die letzte Weihe ertheilt. Armer Guizot, armer Schulmeiſter, armer Rector Magnificus von Frankreich! dir bringen ſie ein Pereat, dieſe Studenten, die weit beſſer thäten, wenn ſie deine Bücher ſtudirten, worin ſo viel Belehrung enthalten, ſo viel Tiefſinn, ſo viel Winke für das Glück der Menſchheit! Nimm dich in Acht, ſagte einſt ein Demagoge zu einem großen Patrioten, wenn das Volk in Wahnſinn geräth, wird es dich zerreißen. Und dieſer antwortete: nimm dich in Acht, denn dich wird das Volk zerreißen, wenn es wieder zur Vernunft kommt. Daſſelbe hätten wohl vorigen Freitag Lamennais und Guizot zu einander ſagen können. Jener tumultuariſche Auftritt ſah bedenklicher aus als die Zeitungen meldeten. Dieſe hatten ein Intereſſe den Vorfall einigermaßen zu vertuſchen, die miniſteriellen ſowohl als die Oppoſitionsblätter; letztere, weil jene Manifeſtation keinen ſonderlichen Anklang im Volke fand. Das Volk ſah ruhig zu und fror. Bei neun Grad Kälte iſt kein Umſturz der Regierung in Paris zu befürchten. Im Winter gab es hier nie Emeuten. Seit der Beſtürmung der Baſtille bis auf die Revolte des Barbès hat das Volk immer ſeinen Unmuth bis zu den wärmeren Sommermonden vertagt, wo das Wetter ſchön war und man ſich mit Vergnügen ſchlagen konnte. —

41.

Paris, den 24. Januar 1842.

In der parlamentariſchen Arena ſah man dieſer Tage wieder einen glänzenden Zweikampf von Guizot und Thiers, jener zwei Männer, deren Namen

in jedem Munde und deren unaufhörliche Beſprechung nachgerade langweilig werden dürfte. Ich wundere mich, daß die Franzoſen noch nicht darüber die Geduld verlieren, daß man ſeit Jahr und Tag, von Morgen bis Abend, beſtändig von dieſen beiden Perſonen ſchwatzt. Aber im Grunde ſind es ja nicht Perſonen, ſondern Syſteme, von denen hier die Rede iſt, Syſteme die überall zur Sprache kommen müſſen, wo eine Staatsexiſtenz von außen bedroht iſt, überall, in China ſo gut wie in Frankreich. Nur daß hier Thiers und Guizot genannt wird, was dort, in China, Lin und Keſchen heißt. Erſterer iſt der chineſiſche Thiers und repräſentirt das kriegeriſche Syſtem, welches die heranbrohende Gefahr durch die Gewalt der Waffen, vielleicht auch nur durch ſchreckendes Waffengeräuſch, abwehren wollte. Keſchen hingegen iſt der chineſiſche Guizot, er repräſentirt das Friedensſyſtem, und es wäre ihm vielleicht gelungen die rothhaarigen Barbaren durch kluge Nachgiebigkeit wieder aus dem Lande hinaus zu complimentiren, wenn die Thiers'ſche Partei in Peking nicht die Oberhand gewonnen hätte. Armer Keſchen! eben weil wir ſo fern vom Schauplatze, konnten wir ganz klar einſehen, wie ſehr du Recht hatteſt, den Streitkräften des Mittelreichs zu mißtrauen, und wie ehrlich du es mit deinem Kaiſer meinteſt, der nicht ſo vernünftig wie Ludwig Philipp! Ich habe mich recht gefreut, als dieſer Tage die Allgemeine Zeitung berichtete, daß der vortreffliche Keſchen nicht entzwei geſägt worden, wie es früher hieß, ſondern nur ſein ungeheures Vermögen eingebüßt habe. Letzteres kann dem hieſigen Repräſentanten des Friedensſyſtems nimmermehr paſſiren; wenn er fällt, können nicht ſeine Reichthümer confiscirt werden — Guizot iſt arm wie eine Kirchmaus. Und auch unſer Lin iſt arm, wie ich bereits öfter erwähnt habe; ich bin überzeugt, er ſchreibt ſeine Kaiſergeſchichte hauptſächlich des Geldes wegen. Welch ein Ruhm für Frankreich, daß die beiden Männer, die alle ſeine Macht verwalteten, zwei arme Mandarinen ſind, die nur in ihrem Kopfe ihre Schätze tragen!

Die letzten Reden dieſer beiden haben Sie geleſen und fanden vielleicht darin manche Belehrung über die Wirriſſe, welche eine unmittelbare Folge der orientaliſchen Frage. — Was in dieſem Augenblick beſonders merkwürdig, iſt die Milde der Ruſſen, wo von Erhaltung des türkiſchen Reichs die Rede. Der eigentliche Grund aber iſt, daß ſie factiſch ſchon den größten Theil deſſelben beſitzen. Die Türkei wird allmählich ruſſiſch ohne gewaltſame Occupation. Die Ruſſen befolgen hier eine Methode, die ich nächſtens einmal beleuchten werde. Es iſt ihnen um die reelle Macht zu thun, nicht um den bloßen Schein derſelben, nicht um die byzantiniſche Titulatur. Konſtantinopel kann ihnen nicht entgehen, ſie verſchlingen es ſobald es ihnen paßt. In dieſem Augenblick aber paßt es ihnen noch nicht, und ſie ſprechen von der Türkei mit einer ſüßlichen, faſt herrenhutiſchen Friedfertigkeit. Sie mahnen mich an die Fabel

von dem Wolf, welcher, als er Hunger hatte, ſich eines Schafes bemächtigte. Er fraß mit gieriger Haſt deſſen beide Vorderbeine, jedoch die Hinterbeine des Thierleins verſchonte er und ſprach: ich bin jetzt geſättigt, und dieſem guten Schafe, das mich mit ſeinen Vorderbeinen geſpeiſet hat, laſſe ich aus Pietät alle ſeine übrigen Beine und den ganzen Reſt ſeines Leibes.

42.

Paris, den 7. Februar 1842.

„Wir tanzen hier auf einem Vulcan" — aber wir tanzen. Was in dem Vulcan gährt, kocht und brauſet, wollen wir heute nicht unterſuchen, und nur wie man darauf tanzt, ſei der Gegenſtand unſerer Betrachtung. Da müſſen wir nun zunächſt von der Academie Royale de Muſique reden, wo noch immer jenes ehrwürdige Corps de Ballet exiſtirt, das die choregraphiſchen Ueberlieferungen treulich bewahrt und als die Pairie des Tanzes zu betrachten iſt. Wie jene andere, die im Luxembourg reſidirt, zählt auch dieſe Pairie unter ihrem Perſonal gar viele Perrücken und Mumien, über die ich mich nicht ausſprechen will aus leicht begreiflicher Furcht. Das Mißgeſchick des Hrn. Perrs, des Géranten des Siècle, der jüngſt zu ſechs Monaten Carcer und 10,000 Franken verurtheilt worden, hat mich gewitzigt. Nur von Carlotta Griſi will ich reden, die in der reſpectablen Verſammlung der Rue Lepelletier gar wunderlieblich hervorſtrahlt, wie eine Apfelſine unter Kartoffeln. Nächſt dem glücklichen Stoff, der den Schriften eines deutſchen Autors entlehnt, war es zumeiſt Carlotta Griſi, die dem Ballet „die Willi" eine unerhörte Vogue verſchaffte. Aber wie köſtlich tanzt ſie! Wenn man ſie ſieht, vergißt man, daß Taglioni in Rußland und Elsler in Amerika iſt, man vergißt Amerika und Rußland ſelbſt, ja die ganze Erde, und man ſchwebt mit ihr empor in die hängenden Zaubergärten jenes Geiſterreichs, worin ſie als Königin waltet. Ja, ſie hat ganz den Charakter jener Elementargeiſter, die wir uns immer tanzend denken, und von deren gewaltigen Tanzweiſen das Volk ſo viel Wunderliches fabelt. In der Sage von den Willis ward jene geheimnißvolle, raſende, mitunter menſchenverderbliche Tanzluſt, die den Elementargeiſtern eigen iſt, auch auf die todten Bräute übertragen; zu dem altheidniſch übermüthigen Luſtreiz des Niren- und Elfenhums geſellten ſich noch die melancholiſch wollüſtigen Schauer, das dunkelſüße Grauſen des mittelalterlichen Geſpenſterglaubens.

Entſpricht die Muſik dem abenteuerlichen Stoffe jenes Ballets? War Hr. Adam, der die Muſik geliefert, fähig Tanzweiſen zu dichten, die, wie es in der Volksſage heißt, die Bäume des Waldes zum Hüpfen und den Waſſerfall zum Stillſtehen zwingen? Hr. Adam war, ſoviel ich weiß, in Norwegen, aber ich

zweifle, ob ihm dort irgend ein runenkundiger Zauberer jene Strömkarlmelodie gelehrt, wovon man nur zehn Variationen aufzuſpielen wagt; es giebt nämlich noch eine elfte Variation, die großes Unglück anrichten könnte: ſpielt man dieſe, ſo geräth die ganze Natur in Aufruhr, die Berge und Felſen fangen an zu tanzen, und die Häuſer tanzen und drinnen tanzen Tiſch und Stühle, der Großvater ergreift die Großmutter, der Hund ergreift die Katze zum Tanzen, ſelbſt das Kind ſpringt aus der Wiege und tanzt. Nein, ſolche gewaltthätige Melodien hat Hr. Adam nicht von ſeiner nordiſchen Reiſe heimgebracht; aber was er geliefert, iſt immer ehrenwerth, und er behauptet eine ausgezeichnete Stellung unter den Tondichtern der franzöſiſchen Schule.

Ich kann nicht umhin hier zu erwähnen, daß die chriſtliche Kirche, die alle Künſte in ihren Schooß aufgenommen und benutzt hat, dennoch mit der Tanzkunſt nichts anzufangen wußte und ſie verwarf und verdammte. Die Tanzkunſt erinnerte vielleicht allzuſehr an den alten Tempeldienſt der Heiden, ſowohl der römiſchen Heiden als der germaniſchen und celtiſchen, deren Götter eben in jene elfenhaften Weſen übergingen, denen der Volksglaube, wie ich oben andeutete, eine wunderſame Tanzſucht zuſchrieb. Ueberhaupt ward der böſe Feind am Ende als der eigentliche Schutzpatron des Tanzes betrachtet, und in ſeiner frevelhaften Gemeinſchaft tanzten die Hexen und Hexenmeiſter ihre nächtlichen Reigen. Der Tanz iſt verflucht, ſagt ein fromm bretoniſches Volkslied, ſeit die Tochter der Herodias vor dem argen Könige tanzte, der ihr zu Gefallen Johannem tödten ließ. „Wenn du tanzen ſiehſt, fügt der Sänger hinzu, ſo denke an das blutige Haupt des Täufers auf der Schüſſel, und das hölliſche Gelüſte wird deiner Seele nichts anhaben können!“ Wenn man über den Tanz in der Academie Royale de Muſique etwas tiefer nachdenkt, ſo erſcheint er als ein Verſuch, dieſe erzheidniſche Kunſt gewiſſermaßen zu chriſtianiſiren, und das franzöſiſche Ballet riecht faſt nach gallicaniſcher Kirche, wo nicht gar nach Janſenismus, wie alle Kunſterſcheinungen des großen Zeitalters Ludwigs XIV. Das franzöſiſche Ballet iſt in dieſer Beziehung ein wahlverwandtes Seitenſtück zu der Racine'ſchen Tragödie und den Gärten von Le Nôtre. Es herrſcht darin derſelbe geregelte Zuſchnitt, daſſelbe Etikettenmaß, dieſelbe höfiſche Kühle, daſſelbe gezierte Sprödethun, dieſelbe Keuſchheit. In der That, die Form und das Weſen des franzöſiſchen Ballets iſt keuſch, aber die Augen der Tänzerinnen machen zu den ſittſamſten Pas einen ſehr laſterhaften Commentar, und ihr liederliches Lächeln iſt in beſtändigem Widerſpruch mit ihren Füßen. Wir ſehen das Entgegengeſetzte bei den ſogenannten Nationaltänzen, die mir deshalb tauſendmal lieber ſind als die Ballete der großen Oper. Die Nationaltänze ſind oft allzu ſinnlich, faſt ſchlüpfrig in ihren Formen, z. B. die indiſchen, aber der heilige Ernſt auf den Geſichtern der Tanzenden moraliſirt dieſen Tanz und erhebt ihn ſogar zum Cultus. Der

große Veſtris hat einſt ein Wort geſagt, worüber bereits viel gelacht worden. In ſeiner pathetiſchen Weiſe ſagte er nämlich zu einem ſeiner Jünger: „ein großer Tänzer muß tugendhaft ſein.“ Sonderbar! der große Veſtris liegt ſchon ſeit vierzig Jahren im Grab (er hat das Unglück des Hauſes Bourbon, womit die Familie Veſtris immer ſehr befreundet war, nicht überleben können), und erſt vorigen December, als ich der Eröffnungsſitzung der Kammern beiwohnte und träumeriſch mich meinen Gedanken überließ, kam mir der ſelige Veſtris in den Sinn, und wie durch Inſpiration begriff ich plötzlich die Bedeutung ſeines tiefſinnigen Wortes: „ein großer Tänzer muß tugendhaft ſein!“

Von den diesjährigen Geſellſchaftsbällen kann ich wenig berichten, da ich bis jetzt nur wenige Soiréen mit meiner Gegenwart beehrt habe. Dieſes ewige Einerlei fängt nachgerade an mich zu ennuyiren, und ich begreife nicht wie ein Mann es auf die Länge aushalten kann. Von Frauen begreife ich es ſehr gut. Für dieſe iſt der Putz, den ſie auskramen können, das weſentlichſte. Die Vorbereitungen zum Ball, die Wahl der Robe, das Ankleiden, das Friſirtwerden, das Probelächeln vor dem Spiegel, kurz Flitterſtaat und Gefallſucht ſind ihnen die Hauptſache und gewähren ihnen die genußreichſte Unterhaltung. Aber für uns Männer, die wir nur demokratiſch ſchwarze Fräcke und Schuhe anziehen, (die entſetzlichen Schuhe!) — für uns iſt eine Soirée nur eine unerſchöpfliche Quelle der Langeweile, vermiſcht mit einigen Gläſern Mandelmilch und Himbeerſaft. Von der holden Muſik will ich gar nicht reden. Was die Bälle der vornehmen Welt noch langweiliger macht als ſie von Gott- und Rechtswegen ſein dürften, iſt die dort herrſchende Mode, daß man nur zum Scheine tanzt, daß man die vorgeſchriebenen Figuren nur gehend executirt, daß man ganz gleichgültig, faſt verdrießlich die Füße bewegt. Keiner will mehr den andern amüſiren, und dieſer Egoismus beurkundet ſich auch im Tanze der heutigen Geſellſchaft.

Die untern Claſſen, wie gerne ſie auch die vornehme Welt nachäffen, haben ſich dennoch nicht zu ſolchem ſelbſtſüchtigen Scheintanz verſtehen können; ihr Tanzen hat noch Realität, aber leider eine ſehr bedauernswürdige. Ich weiß kaum wie ich die eigenthümliche Betrübniß ausdrücken ſoll, die mich jedesmal ergreift, wenn ich an öffentlichen Beluſtigungsorten, namentlich zur Carnevalszeit, das tanzende Volk betrachte. Eine kreiſchende, ſchrillende, übertriebene Muſik begleitet hier einen Tanz, der mehr oder weniger an den Cancan ſtreift. Hier höre ich die Frage: was iſt der Cancan? Heiliger Himmel, ich ſoll für die Allgemeine Zeitung eine Definition des Cancan geben! Wohlan: der Cancan iſt ein Tanz, der nie in ordentlicher Geſellſchaft getanzt wird, ſondern nur auf gemeinen Tanzböden, wo derjenige, der ihn tanzt, oder diejenige, die ihn tanzt, unverzüglich von einem Polizeiagenten ergriffen und zur

Thür hinausgeſchleppt wird. Ich weiß nicht, ob dieſe Definition hinlänglich belehrſam, aber es iſt auch gar nicht nöthig, daß man in Deutſchland ganz genau erfahre, was der franzöſiſche Cancan iſt. Soviel wird ſchon aus jener Definition zu merken ſein, daß die vom ſeligen Beſtris angeprieſene Tugend hier kein nothwendiges Requiſit iſt, und daß das franzöſiſche Volk ſogar beim Tanzen von der Polizei incommodirt wird. Ja, dieſes letztere iſt ein ſehr ſonderbarer Uebelſtand, und jeder denkende Fremde muß ſich darüber wundern, daß in den öffentlichen Tanzſälen bei jeder Quadrille mehre Polizeiagenten oder Communalgardiſten ſtehen, die mit finſter catoniſcher Miene die tanzende Moralität bewachen. Es iſt kaum begreiflich, wie das Volk unter ſolcher ſchmählichen Controle ſeine lachende Heiterkeit und Tanzluſt behält. Dieſer galliſche Leichtſinn aber macht eben ſeine vergnügteſten Sprünge, wenn er in der Zwangsjacke ſteckt, und obgleich das ſtrenge Polizeiauge es verhütet, daß der Cancan in ſeiner cyniſchen Beſtimmtheit getanzt wird, ſo wiſſen doch die Tänzer durch allerlei ironiſche Entrechats und übertreibende Anſtandsgeſten ihre verpönten Gedanken zu offenbaren, und die Verſchleierung erſcheint alsdann noch unzüchtiger als die Nacktheit ſelbſt. Meiner Anſicht nach iſt es für die Sittlichkeit von keinem großen Nutzen, daß die Regierung mit ſo vielem Waffengepränge bei dem Tanze des Volks intervenirt; das Verbotene reizt eben am ſüßeſten, und die raffinirte, nicht ſelten geiſtreiche Umgehung der Cenſur wirkt hier noch verderblicher als erlaubte Brutalität. Dieſe Bewachung der Volksluſt charakteriſirt übrigens den hieſigen Zuſtand der Dinge und zeigt, wie weit es die Franzoſen in der Freiheit gebracht haben.

Es ſind aber nicht blos die geſchlechtlichen Beziehungen, die auf den Pariſer Baſtringuen der Gegenſtand ruchloſer Tänze ſind. Es will mich manchmal bedünken, als tanze man dort eine Verhöhnung alles deſſen, was als das Edelſte und Heiligſte im Leben gilt, aber durch Schlauköpfe ſo oft ausgebeutet und durch Einfaltspinſel ſo oft lächerlich gemacht worden, daß das Volk nicht mehr wie ſonſt daran glauben kann. Ja, es verlor den Glauben an jenen Hochgedanken, wovon unſere politiſchen und literariſchen Tartuffe ſo viel ſingen und ſagen; und gar die Großſprechereien der Ohnmacht verleideten ihm ſo ſehr alle idealen Dinge, daß es nichts anderes mehr darin ſieht, als die hohle Phraſe, als die ſogenannte Blague, und wie dieſe troſtloſe Anſchauungsweiſe durch Robert Macaire repräſentirt wird, ſo gibt ſie ſich doch auch kund in dem Tanz des Volks, der als eine eigentliche Pantomime des Robert-Macairethums zu betrachten iſt. Wer von letzterem einen ungefähren Begriff hat, begreift jetzt jene unausſprechlichen Tänze, welche, eine getanzte Perſiflage, nicht blos die geſchlechtlichen Beziehungen verſpotten, ſondern auch die bürgerlichen, ſondern auch alles was gut und ſchön iſt, ſondern auch jede Art von Begeiſterung, die Vaterlandsliebe, die Treue, den Glauben, die Familiengefühle, den Heroïs-

mus, die Gottheit. Ich wiederhole es, mit einer unſäglichen Trauer erfüllt mich immer der Anblick des tanzenden Volks an den öffentlichen Vergnügungsorten von Paris; und gar beſonders iſt dieß der Fall in den Carnevalstagen, wo der tolle Mummenſchanz die dämoniſche Luſt bis zum Ungeheuerlichen ſteigert. Faſt ein Grauen wandelte mich an, als ich einem jener bunten Nachtfeſte beiwohnte, die jetzt in der Opéra comique gegeben werden, und wo, nebenbei geſagt, weit prächtiger als auf den Bällen der großen Oper der taumelnde Spuk ſich geberdet. Hier muſicirt Beelzebub mit vollem Orcheſter, und das freche Höllenfeuer der Gasbeleuchtung zerreißt einem die Augen. Hier iſt das verlorne Thal, wovon die Amme erzählt; hier tanzen die Unholden wie bei uns in der Walpurgisnacht, und manche iſt darunter, die ſehr hübſch, und bei aller Verworfenheit jene Grazie, die den verteufelten Franzöſinnen angeboren iſt, nicht ganz verläugnen kann. Wenn aber gar die Galop-Ronde erſchmettert, dann erreicht der ſataniſche Spectakel ſeine unſinnigſte Höhe, und es iſt dann, als müſſe die Saaldecke platzen und die ganze Sippſchaft ſich plötzlich emporſchwingen auf Beſenſtielen, Ofengabeln, Kochlöffeln — „oben hinaus, nirgends an!“ — ein gefährlicher Moment für viele unſerer Landsleute, die leider keine Hexenmeiſter ſind und nicht das Sprüchlein kennen, das man herbeten muß, um nicht von dem wüthenden Heer fortgeriſſen zu werden.

Lutezia.

Berichte

über

Politik, Kunst und Volksleben.

Zweiter Theil.

3235

43.

Paris, Mitte April 1842.

Als ich vorigen Sommer an einem ſchönen Nachmittag in Cette anlangte, ſah ich, wie eben längs dem Quai, vor welchem ſich das mittelländiſche Meer ausbreitet, die Proceſſion vorüberzog, und ich werde nie dieſen Anblick vergeſſen. Voran ſchritten die Brüderſchaften in ihren rothen, weißen oder ſchwarzen Gewanden, die Büßer mit übers Haupt gezogenen Kapuzen, worin zwei Löcher, woraus die Augen geſpenſtiſch hervorlugten; in den Händen brennende Wachskerzen oder Kreuzfahnen. Dann kamen die verſchiedenen Mönchsorden. Auch eine Menge Laien, Frauen und Männer, blaſſe gebrochene Geſtalten, die gläubig einherſchwankten, mit rührend kummervollem Singſang. Ich war dergleichen oft in meiner Kindheit am Rhein begegnet, und ich kann nicht läugnen, daß jene Töne eine gewiſſe Wehmuth, eine Art Heimweh in mir weckten. Was ich aber früher noch nie geſehen und was nachbarlich ſpaniſche Sitte zu ſein ſchien, war die Truppe von Kindern, welche die Paſſion darſtellten. Ein kleines Bübchen, coſtümirt wie man den Heiland abzubilden pflegt, die Dornenkrone auf dem Haupt, deſſen ſchönes Goldhaar traurig lang herabwallte, keuchte gebückt einher unter der Laſt eines ungeheuer großen Holzkreuzes; auf der Stirn grell gemalte Blutstropfen, und Wundenmaale an den Händen und nackten Füßen. Zur Seite ging ihm ein ganz ſchwarz gekleidetes kleines Mädchen, welches, als ſchmerzenreiche Mutter, mehre Schwerter mit vergoldeten Heften an der Bruſt trug und faſt in Thränen zerfloß — ein Bild tiefſter Betrübniß. Andere kleine Knaben, die hinterdrein gingen, ſtellten die Apoſtel vor, darunter auch Judas, mit rothem Haar und einen Beutel in der Hand. Ein Paar Bübchen waren auch als römiſche Lanzknechte behelmt und bewehrt und ſchwangen ihre Säbel. Mehre Kinder trugen Ordenshabit und Kirchenornat: kleine Kapuziner, kleine Jeſuitchen, kleine Biſchöfe mit Inful und Krummſtab, allerliebſte Nönnchen, gewiß keines über ſechs Jahre alt. Und ſonderbar, es waren darunter auch einige Kinder als Amoretten gekleidet, mit ſeidenen Flügeln und goldenen Köchern, und in der unmittelbarſten Nähe des kleinen Heilands wackelten zwei noch viel kleinere, höchſtens vierjährige Geſchöpfchen in altfränkiſcher Schäfertracht, mit bebänderten Hütchen und Stäben, zum Küſſen niedlich, wie Marcipanpüppchen: ſie repräſentirten wahrſcheinlich die Hirten, die an der Krippe des Chriſtkindes

geſtanden. Sollte man es aber glauben, dieſer Anblick erregte in der Seele des Zuſchauers die ernſtvoll andächtigſten Gefühle, und daß es kleine unſchuldige Kinder waren, die das größte coloſſalſte Martyrthum tragirten, wirkte um ſo rührender! Das war keine Nachäffung im hiſtoriſchen Großſtil, keine ſchiefmäulige Frommthuerei, keine Berliner Glaubenslüge: das war der naivſte Ausdruck des tiefſinnigſten Gedankens, und die herablaſſend kindliche Form verhinderte eben, daß der Inhalt vernichtend auf unſer Gemüth wirkte, oder ſich ſelbſt vernichtete. Dieſer Inhalt iſt ja von ſo ungeheuerlicher Schmerzensgewalt und Erhabenheit, daß er die heroiſch-grandioſeſte und pathetiſch ausgereckteſte Darſtellungsart überragt und ſprengt. Deshalb haben die größten Künſtler ſowohl in der Malerei als in der Muſik die überſchwänglichen Schreckniſſe der Paſſion mit ſo viel Blumen als möglich verlieblicht und den blutigen Ernſt durch ſpielende Zärtlichkeit gemildert — und ſo that auch Roſſini, als er ſein Stabat Mater componirte.

Letzteres, das Stabat von Roſſini, war die hervorragende Merkwürdigkeit der hingeſchiedenen Saiſon, die Beſprechung deſſelben iſt noch immer an der Tagesordnung, und eben die Rügen, die von norddeutſchem Standpunkt aus gegen den großen Meiſter laut werden, beurkunden recht ſchlagend die Urſprünglichkeit und Tiefe ſeines Genius. Die Behandlung ſei zu weltlich, zu ſinnlich, zu ſpielend für den geiſtlichen Stoff, ſie ſei zu leicht, zu angenehm, zu unterhaltend — ſo ſtöhnen die Klagen einiger ſchweren, langweiligen Kritikaſter, die wenn auch nicht abſichtlich eine übertriebene Spiritualität erheucheln, doch jedenfalls von der heiligen Muſik ſehr beſchränkte, ſehr irrige Begriffe ſich angequält. Wie bei den Malern, ſo herrſcht auch bei den Muſikern eine ganz falſche Anſicht über die Behandlung chriſtlicher Stoffe. Jene glauben, das wahrhaft Chriſtliche müſſe in ſubtilen magern Contouren und ſo abgehärmt und farblos als möglich dargeſtellt werden; die Zeichnungen von Overbeck ſind in dieſer Beziehung ihr Ideal. Um dieſer Verblendung durch eine Thatſache zu widerſprechen, mache ich nur auf die Heiligenbilder der ſpaniſchen Schule aufmerkſam; hier iſt das Volle der Contouren und der Farbe vorherrſchend, und es wird doch Niemand läugnen, daß dieſe ſpaniſchen Gemälde das ungeſchwächteſte Chriſtenthum athmen und ihre Schöpfer gewiß nicht minder glaubenstrunken waren, als die berühmten Meiſter, die in Rom zum Katholicismus übergegangen ſind, um mit unmittelbarer Inbrunſt malen zu können. Nicht die äußere Dürre und Bläſſe iſt ein Kennzeichen des wahrhaft Chriſtlichen in der Kunſt, ſondern eine gewiſſe innere Ueberſchwänglichkeit, die weder angetauft noch anſtudirt werden kann in der Muſik wie in der Malerei, und ſo finde ich auch das Stabat von Roſſini wahrhaft chriſtlicher als den Paulus, das Oratorium von Felix Mendelsſohn-Bartholdy, das von den Gegnern Roſſini's als ein Muſter der Chriſtenthümlichkeit gerühmt wird.

Der Himmel bewahre mich, gegen einen ſo verdienſtvollen Meiſter wie der Verfaſſer des Paulus hierdurch einen Tadel ausſprechen zu wollen, und am allerwenigſten wird es dem Schreiber dieſer Blätter in den Sinn kommen, an der Chriſtlichkeit des erwähnten Oratoriums zu mäkeln, weil Felix Mendelsſohn-Bartholdy von Geburt ein Jude iſt. Aber ich kann doch nicht unterlaſſen darauf hinzudeuten, daß in dem Alter, wo Herr Mendelsſohn in Berlin das Chriſtenthum anfing (er wurde nämlich erſt in ſeinem dreizehnten Jahr getauft), Roſſini es bereits verlaſſen und ſich ganz in die Weltlichkeit der Opernmuſik geſtürzt hatte. Jetzt, wo er dieſe wieder verließ und ſich zurückträumte in ſeine katholiſchen Jugenderinnerungen, in die Zeiten, wo er im Dom zu Peſaro als Chorſchüler mitſang, oder als Akoluth bei der Meſſe fungirte — jetzt, wo die alten Orgeltöne wieder in ſeinem Gedächtniß aufrauſchten und er die Feder ergriff, um ein Stabat zu ſchreiben: da brauchte er wahrlich den Geiſt des Chriſtenthums nicht erſt wiſſenſchaftlich zu conſtruiren, noch viel weniger Händel oder Sebaſtian Bach ſclaviſch zu copiren; er brauchte nur die früheſten Kindheitsklänge wieder aus ſeinem Gemüth hervorzurufen und, wunderbar! ſo ernſthaft, ſo ſchmerzentief auch dieſe Klänge ertönen, ſo gewaltig ſie auch das Gewaltigſte ausſeufzen und ausbluten, ſo behielten ſie doch etwas Kindheitliches und mahnten mich an die Darſtellung der Paſſion durch Kinder, die ich in Cette geſehen. Ja, an dieſe kleine fromme Mummerei mußte ich unwillkürlich denken, als ich der Aufführung des Stabat von Roſſini zum erſtenmal beiwohnte: das ungeheure erhabene Martyrium ward hier dargeſtellt, aber in den naivſten Jugendlauten, die furchtbaren Klagen der Mater Doloroſa ertönten, aber wie aus unſchuldig kleiner Mädchenkehle, neben den Flören der ſchwärzeſten Trauer rauſchten die Flügel aller Amoretten der Anmuth, die Schreckniſſe des Kreuztodes waren gemildert wie von tändelndem Schäferſpiel, und das Gefühl der Unendlichkeit umwogte und umſchloß das Ganze wie der blaue Himmel, der auf die Proceſſion von Cette herableuchtete, wie das blaue Meer, an deſſen Ufer ſie ſingend und klingend dahinzog! Das iſt die ewige Holdſeligkeit des Roſſini, ſeine unverwüſtliche Milde, die kein Impreſſario und kein Marchand-de-Muſique zu Grund ärgern konnte oder auch nur zu trüben vermochte! Wie ſchnöde, wie abgefeimt tückiſch ihm auch oftmals mitgeſpielt wurde im Leben, ſo finden wir doch in ſeinen muſicaliſchen Producten nicht eine Spur von Galle. Gleich jener Quelle Arethuſa, die ihre urſprüngliche Süßigkeit bewahrte, obgleich ſie die bittern Gewäſſer des Meeres durchzogen, ſo behielt auch das Herz Roſſini's ſeine melodiſche Lieblichkeit und Süße, obgleich es aus allen Wermuthskelchen dieſer Welt hinlänglich gekoſtet.

Wie geſagt, das Stabat des großen Maeſtro war dieſes Jahr die vorherrſchende muſikaliſche Begebenheit. Ueber die erſte tonangebende Execution

brauche ich nichts zu melden; genug, die Italiener ſangen. Der Saal der italieniſchen Oper ſchien der Vorhof des Himmels; dort ſchluchzten heilige Nachtigallen und floſſen die faſhionabelſten Thränen. Auch die France muſicale gab in ihren Concerten den größten Theil des Stabat, und wie ſich von ſelbſt verſteht mit ungeheurem Beifall. In dieſen Concerten hörten wir auch den Paulus des Herrn Felix Mendelsſohn-Bartholdy, der durch dieſe Nachbarſchaft eben unſere Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahm und die Vergleichung mit Roſſini von ſelber hervorrief. Bei dem großen Publicum gereichte dieſe Vergleichung keineswegs zum Vortheil unſeres jungen Landsmanns: es iſt auch als vergliche man die Apenninen Italiens mit dem Templower Berg bei Berlin. Aber der Templower Berg hat darum nicht weniger Verdienſte, und den Reſpect der großen Menge erwirbt er ſich ſchon dadurch, daß er ein Kreuz auf ſeinem Gipfel trägt. „Unter dieſem Zeichen wirſt du ſiegen.“ Freilich nicht in Frankreich, dem Lande der Ungläubigkeit, wo Herr Mendelsſohn immer Fiasco gemacht hat. Er war das geopferte Lamm der Saiſon, während Roſſini der muſikaliſche Löwe war, deſſen ſüßes Gebrüll noch immer forttönt. Es heißt hier, Herr Felix Mendelsſohn werde dieſer Tage perſönlich nach Paris kommen. So viel iſt gewiß, durch hohe Verwendung und diplomatiſche Bemühungen iſt Herr Leon Pillet dahin gebracht worden, ein Libretto von Scribe anfertigen zu laſſen, das Herr Mendelsſohn für die große Oper componiren ſoll. Wird unſer junger Landsmann ſich dieſem Geſchäft mit Glück unterziehen? Ich weiß nicht. Seine künſtleriſche Begabniß iſt groß; doch hat ſie ſehr bedenkliche Grenzen und Lücken. Ich finde in talentlicher Beziehung eine große Aehnlichkeit zwiſchen Herrn Felix Mendelsſohn und der Mademoiſelle Rachel Felix, der tragiſchen Künſtlerin. Eigenthümlich iſt beiden ein großer, ſtrenger, ſehr ernſthafter Ernſt, ein entſchiedenes, beinahe zudringliches Anlehnen an claſſiſche Muſter, die feinſte, geiſtreichſte Berechnung, Verſtandesſchärfe und endlich der gänzliche Mangel an Naivetät. Giebt es aber in der Kunſt eine geniale Urſprünglichkeit ohne Naivetät? Bis jetzt iſt dieſer Fall noch nicht vorgekommen.

44.

Paris, den 2. Juni 1842.

Die Académie des sciences morales et politiques hat ſich nicht blamiren wollen, und in ihrer Sitzung vom 28. Mai prorogirte ſie bis 1844 die Krönung des beſten Examen critique de la philosophie allemande. Unter dieſem Titel hatte ſie nämlich eine Preisaufgabe angekündigt, deren Löſung nichts Geringeres beabſichtigte als eine beurtheilende Darſtellung der deutſchen

Philoſophie von Kant bis auf die heutige Stunde, mit beſonderer Berückſichtigung des erſteren, des großen Immanuel Kant, von dem die Franzoſen ſo viel reden gehört, daß ſie ſchier neugierig geworden. Einſt wollte ſogar Napoleon ſich über die Kant'ſche Philoſophie unterrichten, und er beauftragte irgend einen franzöſiſchen Gelehrten, ihm ein Reſumé derſelben zu liefern, welches aber auf einige Quartſeiten zuſammengedrängt ſein müſſe. Fürſten brauchen nur zu befehlen. Das Reſumé ward unverzüglich und in vorgeſchriebener Form angefertigt. Wie es ausfiel, weiß der liebe Himmel, und nur ſo viel iſt mir bekannt, daß der Kaiſer, nachdem er die wenigen Quartſeiten aufmerkſam durchgeleſen, die Worte ausſprach: „alles dieſes hat keinen praktiſchen Werth, und die Welt wird wenig gefördert durch Menſchen wie Kant, Caglioſtro, Swedenborg und Philadelphia.“ — Die große Menge in Frankreich hält Kant noch immer für einen neblichten, wo nicht gar benebelten Schwärmer, und noch jüngſt las ich in einem franzöſiſchen Romane die Phraſe: le vague mystique de Kant. Einer der größten Philoſophen der Franzoſen iſt unſtreitig Pierre Lerour, und dieſer geſtand mir vor ſechs Jahren: erſt aus der Allemagne von Henri Heine habe er die Einſicht gewonnen, daß die deutſche Philoſophie nicht ſo myſtiſch und religiös ſei wie man das franzöſiſche Publicum bisher glauben machte, ſondern im Gegentheil ſehr kalt, faſt froſtig abſtract und ungläubig bis zur Negation des Allerhöchſten.

In der erwähnten Sitzung der Academie gab uns Mignet, der Secretaire perpetuel, eine Notice historique über das Leben und Wirken des verſtorbenen Deſtutt de Tracy. Wie in allen ſeinen Erzeugniſſen beurkundete Mignet auch hier ſein ſchönes großes Darſtellungstalent, ſeine bewunderungswürdige Kunſt des Auffaſſens aller charakteriſtiſchen Zeitmomente und Lebensverhältniſſe, ſeine heitere klare Verſtändlichkeit. Seine Rede über Deſtutt de Tracy iſt bereits im Druck erſchienen und es bedarf alſo hier keines ausführlichen Referats. Nur beiläufig will ich einige Bemerkungen hinwerfen, die ſich mir beſonders aufdrängten, während Mignet das ſchöne Leben jenes Edelmanns erzählte, der dem ſtolzeſten Feudaladel entſproſſen und während ſeiner Jugend ein wackerer Soldat war, aber dennoch mit großmüthigſter Selbſtverläugnung und Selbſtaufopferung die Partei des Fortſchrittes ergriff und ihr bis zum letzten Athemzug treu blieb. Derſelbe Mann, der mit Lafayette in den achtziger Jahren für die Sache der Freiheit Gut und Blut einſetzte, fand ſich mit dem alten Freunde wieder zuſammen am 29. Juli 1830 bei den Barricaden von Paris, unverändert in ſeinen Geſinnungen; nur ſeine Augen waren erloſchen, ſein Herz war licht und jung geblieben. Der franzöſiſche Adel hat ſehr viele, erſtaunlich viele ſolcher Erſcheinungen hervorgebracht, und das Volk weiß es auch, und dieſe Edelleute, die ſeinen Intereſſen ſolche Ergebenheit bewieſen, nennt es les bons nobles. Mißtrauen gegen den Adel im Allgemei-

nen mag ſich in revolutionairen Zeiten zwar als nützlich herausſtellen, wird aber immer eine Ungerechtigkeit bleiben. In dieſer Beziehung gewährt uns eine große Lehre das Leben eines Tracy, eines Rochefoucauld, eines d'Argenſon, eines Lafayette und ähnlicher Ritter der Volksrechte.

Gerade, unbeugſam und ſchneidend, wie einſt ſein Schwert, war der Geiſt des Deſtutt de Tracy, als er ſich ſpäter in jene materialiſtiſche Philoſophie warf, die in Frankreich durch Condillac zur Herrſchaft gelangte. Letzterer wagte nicht die letzten Conſequenzen dieſer Philoſophie auszuſprechen, und wie die meiſten ſeiner Schule ließ er dem Geiſte immer noch ein abgeſchiedenes Winkelchen im Univerſalreiche der Materie. Deſtutt de Tracy aber hat dem Geiſte auch dieſes letzte Refugium aufgekündigt, und ſeltſam! zu derſelben Zeit wo bei uns in Deutſchland der Idealismus auf die Spitze getrieben und die Materie geläugnet wurde, erklomm in Frankreich das materialiſtiſche Princip ſeinen höchſten Gipfel und man läugnete hier den Geiſt. Deſtutt de Tracy war ſozuſagen der Fichte des Materialismus.

Es iſt ein merkwürdiger Umſtand, daß Napoleon gegen die philoſophiſche Coterie, wozu Tracy, Cabanis und Conſorten gehörten, eine ſo beſorgliche Abneigung hegte und ſie mitunter ſehr ſtreng behandelte. Er nannte ſie Ideologen und er empfand eine vage, ſchier abergläubiſche Furcht vor jener Ideologie, die doch nichts anderes war als der ſchäumende Aufguß der materialiſtiſchen Philoſophie; dieſe hatte freilich die größte Umwälzung gefördert und die ſchauerlichſten Zerſtörungskräfte offenbart, aber ihre Miſſion war vollbracht und alſo auch ihr Einfluß beendigt. Bedrohlicher und gefährlicher war jene entgegengeſetzte Doctrin, die unbeachtet in Deutſchland emportauchte und ſpäterhin ſo viel beitrug zum Sturz der franzöſiſchen Gewaltherrſchaft. Es iſt merkwürdig, daß Napoleon auch in dieſem Fall nur die Vergangenheit begriff und für die Zukunft weder Ohr noch Auge hatte. Er ahnte einen verderblichen Feind im Reich des Gedankens, aber er ſuchte dieſen Feind unter alten Perücken, die noch vom Puder des achtzehnten Jahrhunderts ſtäubten; er ſuchte ihn unter franzöſiſchen Greiſen, ſtatt unter der blonden Jugend der deutſchen Hochſchulen. Da war unſer Vierfürſt Herodes viel geſcheidter als er die gefährliche Brut in der Wiege verfolgte und den Kindermord befahl. Doch auch ihm fruchtete nicht viel die größere Pfiffigkeit, die an dem Willen der Vorſehung zu Schanden wurde — ſeine Schergen kamen zu ſpät, das furchtbare Kind war nicht mehr in Bethlehem, ein treues Eſelein trug es rettend nach Aegypten. Ja, Napoleon beſaß Scharfblick nur für Auffaſſung der Gegenwart oder Würdigung der Vergangenheit, und er war ſtockblind für jede Erſcheinung, worin ſich die Zukunft ankündigte. Er ſtand auf dem Balcon ſeines Schloſſes zu Saint-Cloud, als das erſte Dampfſchiff dort auf

der Seine vorüberfuhr, und er merkte nicht im mindeſten die weltumgeſtaltende Bedeutung dieſes Phänomens!

45.

Paris, den 20. Juni 1842.

In einem Lande, wo die Eitelkeit ſo viele eifrige Jünger zählt, wird die Zeit der Deputirtenwahl immer eine ſehr bewegte ſein. Da die Deputation aber nicht blos die Eigenliebe kitzelt, ſondern auch zu den fetteſten Aemtern und zu den einträglichſten Einflüſſen führt; da hier alſo nicht blos der Ehrgeiz, ſondern auch die Habſucht ins Spiel kommt; da es ſich hier auch um jene materiellen Intereſſen handelt, denen unſer Zeitalter ſo inbrünſtig huldigt: ſo iſt die Deputirtenwahl ein wahrer Wettlauf, ein Pferderennen, deſſen Anblick für den fremden Zuſchauer eher curios als erfreulich ſein mag. Es ſind nämlich nicht eben die ſchönſten und beſten Pferde, die bei ſolchem Rennen zum Vorſchein kommen, nicht die inwohnenden Tugenden der Stärke, des Vollbluts, der Ausdauer kommen hier in Anſchlag, ſondern nur die leichtfüßige Behendigkeit. Manches edle Roß, dem der feurigſte Schlachtmuth aus den Nüſtern ſchnaubt und Vernunft aus den Augen blitzt, muß hier einem magern Klepper nachſtehen, der aber zu Triumphen auf dieſer Bahn ganz beſonders abgerichtet worden. Ueberſtolze, ſtörrige Gäule gerathen hier ſchon beim erſten Anlauf in unzeitiges Bäumen oder ſie vergalopiren ſich. Nur die dreſſirte Mittelmäßigkeit erreicht das Ziel. Daß ein Pegaſus beim parlamentariſchen Rennen kaum zugelaſſen wird und tauſenderlei Ungunſt zu erfahren hat, verſteht ſich von ſelbſt; denn der Unglückſelige hat Flügel und könnte ſich einſt höher emporſchwingen als der Plafond des Palais Bourbon geſtattet. Eine merkwürdige Erſcheinung, daß unter den Wettrennern faſt ein Dutzend von arabiſcher, oder um noch deutlicher zu ſprechen, von ſemitiſcher Race. Doch was geht das uns an! Uns intereſſirt nicht dieſer mäkelnde Lärm, dieſes Stampfen und Wiehern der Selbſtſucht, dieſes Getümmel der ſchädigſten Zwecke, die ſich mit den brillanteſten Farben geſchmückt, das Geſchrei der Stallknechte und der ſtäubende Miſt — uns kümmert blos zu erfahren: werden die Wahlen zu Gunſten oder zum Nachtheil des Miniſteriums ausfallen? Man kann hierüber noch nichts Beſtimmtes melden. Und doch iſt das Schickſal Frankreichs und vielleicht der ganzen Welt von der Frage abhängig, ob Guizot in der neuen Kammer die Majorität behalten wird oder nicht. Hiermit will ich keineswegs der Vermuthung Raum geben, als könnten unter den neuen Deputirten ſich ganz gewaltige Eiſenfreſſer aufthun und die Bewegung aufs höchſte treiben. Nein, dieſe Ankömmlinge werden nur klingende Worte zu Markte bringen

und ſich vor der That eben ſo beſcheidentlich fürchten wie ihre Vorgänger; der entſchiedenſte Neuerer in der Kammer will nicht das Beſtehende gewaltſam umſtürzen, ſondern nur die Befürchtungen der obern Mächte und die Hoffnungen der untern für ſich ſelber ausbeuten. Aber die Verwirrungen, Verwicklungen und momentanen Nöthen, worin die Regierung in Folge dieſes Treibens gerathen kann, geben den dunkeln Gewalten, die im Verborgenen lauern, das Signal zum Losbruch, und wie immer erwartet die Revolution eine parlamentariſche Initiative. Das entſetzliche Rad käme dann wieder in Bewegung, und wir ſähen diesmal einen Antagoniſten auftreten, welcher der ſchrecklichſte ſein dürfte von allen die bisher mit dem Beſtehenden in die Schranken getreten. Dieſer Antagoniſt bewahrt noch ſein ſchreckliches Incognito und reſidirt wie ein dürftiger Prätendent in jenem Erdgeſchoß der officiellen Geſellſchaft, in jenen Katakomben, wo unter Tod und Verweſung das neue Leben keimt und knospet. Communismus iſt der geheime Name des furchtbaren Antagoniſten, der die Proletarierherrſchaft in allen ihren Conſequenzen dem heutigen Bourgoiſie-Regimente entgegenſetzt. Es wird ein furchtbarer Zweikampf ſein. Wie möchte er enden? Das wiſſen die Götter und Göttinnen, denen die Zukunft bekannt iſt. Nur ſo viel wiſſen wir: der Communismus, obgleich er jetzt wenig beſprochen wird und in verborgenen Dachſtuben auf ſeinem elenden Strohlager hinlungert, ſo iſt er doch der düſtre Held, dem eine große wenn auch nur vorübergehende Rolle beſchieden in der modernen Tragödie, und der nur des Stichworts harrt, um auf die Bühne zu treten. Wir dürfen daher dieſen Acteur nie aus den Augen verlieren und wir wollen zuweilen von den geheimen Proben berichten, worin er ſich zu ſeinem Debüt vorbereitet. Solche Hindeutungen ſind vielleicht wichtiger als alle Mittheilungen über Wahlumtriebe Parteihader und Cabinetsintriguen.

46.

Paris, den 12. Juli 1842.

Das Reſultat der Wahlen werden Sie aus den Zeitungen erſehen. Hier in Paris braucht man nicht erſt die Blätter darüber zu conſultiren, es iſt auf allen Geſichtern zu leſen. Geſtern ſah es hier ſehr ſchwül aus und die Gemüther verriethen eine Aufregung, wie ich ſie nur in großen Kriſen bemerkt habe. Die alten wohlbekannten Sturmvögel rauſchten wieder unſichtbar durch die Luft und die ſchläfrigſten Köpfe wurden plötzlich aufgeweckt aus der zweijährigen Ruhe. Ich geſtehe daß ich ſelbſt, angeweht von dem furchtbaren Flügelſchlag, ein gewaltiges Herzbeben empfand. Ich fürchte mich immer im erſten Anfang, wenn ich die Dämonen der Umwälzung entzügelt ſehe; ſpäter-

hin bin ich ſehr gefaßt und die tollſten Erſcheinungen können mich weder beunruhigen noch überraſchen, eben weil ich ſie vorausgeſehen. Was wäre das Ende dieſer Bewegung, wozu Paris wieder wie immer das Signal gegeben? Es wäre der Krieg, der gräßlichſte Zerſtörungskrieg, der leider die beiden edelſten Völker der Civiliſation in die Arena riefe zu beider Verderben; ich meine Deutſchland und Frankreich. England, die große Waſſerſchlange, die immer in ihr ungeheures Waſſerneſt zurückkriechen kann, und Rußland, das in ſeinen ungeheuren Föhren, Steppen und Eisgefilden ebenfalls die ſicherſten Verſtecke hat, dieſe beiden können in einem gewöhnlichen politiſchen Kriege, ſelbſt durch die entſchiedenſten Niederlagen, nicht ganz zu Grunde gerichtet werden: — aber Deutſchland iſt in ſolchen Fällen weit ſchlimmer bedroht, und gar Frankreich könnte in der kläglichſten Weiſe ſeine politiſche Exiſtenz einbüßen. Doch das wäre nur der erſte Act des großen Spectakelſtücks, gleichſam das Vorſpiel. Der zweite Act iſt der europäiſche, die Welt-Revolution, der große Zweikampf der Beſitzloſen mit der Ariſtokratie des Beſitzes, und da wird weder von Nationalität noch von Religion die Rede ſein: nur Ein Vaterland wird es geben, nämlich die Erde, und nur Einen Glauben, nämlich das Glück auf Erden. Werden die religiöſen Doctrinen der Vergangenheit in allen Landen ſich zu einem verzweiflungsvollen Widerſtand erheben, und wird etwa dieſer Verſuch den dritten Act bilden? Wird gar die alte abſolute Tradition nochmals auf die Bühne treten, aber in einem neuen Coſtum und mit neuen Stich- und Schlagwörtern? Wie würde dieſes Schauſpiel ſchließen? Ich weiß nicht, aber ich denke, daß man der großen Waſſerſchlange am Ende das Haupt zertreten und dem Bären des Nordens das Fell über die Ohren ziehen wird. Es wird vielleicht alsdann nur Einen Hirten und Eine Heerde geben, ein freier Hirt mit einem eiſernen Hirtenſtabe und eine gleichgeſchorene, gleichblökende Menſchenheerde! Wilde, düſtere Zeiten dröhnen heran, und der Prophet, der eine neue Apokalypſe ſchreiben wollte, müßte ganz neue Beſtien erfinden, und zwar ſo erſchreckliche, daß die älteren Johanneiſchen Thierſymbole dagegen nur ſanfte Täubchen und Amoretten wären. Die Götter verhüllen ihr Antlitz aus Mitleid mit den Menſchenkindern, ihren langjährigen Pfleglingen, und vielleicht zugleich auch aus Beſorgniß über das eigene Schickſal. Die Zukunft riecht nach Juchten, nach Blut, nach Gottloſigkeit und nach ſehr vielen Prügeln. Ich rathe unſern Enkeln, mit einer ſehr dicken Rückenhaut zur Welt zu kommen.

47.

Paris, den 15. Juli 1842.

Meine dunkle Ahnung hat mich leider nicht getäuscht; die trübe Stimmung, die mich seit einigen Tagen fast beugte und mein Auge umflorte, war das Vorgefühl eines Unglücks. Nach dem jauchzenden Uebermuth von vorgestern ist gestern ein Schrecken, eine Bestürzung eingetreten, die unbeschreiblich, und die Pariser gelangen durch einen unvorhergesehenen Todesfall zur Erkenntniß, wie wenig die hiesigen Zustände gesichert und wie gefährlich jedes Rütteln. Und sie wollten doch nur ein Bischen rütteln, keineswegs durch allzustarke Stöße das Staatsgebäude erschüttern. Wäre der Herzog von Orleans einige Tage früher gestorben, so hätte Paris keine zwölf Oppositionsdeputirten im Gegensatz zu zwei Conservativen gewählt, und nicht durch diesen ungeheuren Act die Bewegung wieder in Bewegung gesetzt. Dieser Todesfall stellt alles Bestehende in Frage, und es wird ein Glück sein, wenn die Anordnung der Regentschaft, für den Fall des Ablebens des jetzigen Königs, so bald als möglich und ohne Störniß von den Kammern berathen und beschlossen wird. Ich sage von den Kammern, denn das königliche Hausgesetz ist hier nicht ausreichend wie in andern Ländern. Die Discussionen über die Regentschaft werden daher die Kammern zunächst beschäftigen und den Leidenschaften Worte leihen. Und geht auch alles ruhig von statten, so steht uns doch ein provisorisches Interregnum bevor, das immer ein Mißgeschick und ein ganz besonders schlimmes Mißgeschick ist für ein Land, wo die Verhältnisse noch so wackelig sind und eben der Stabilität am meisten bedürfen. Der König soll in seinem Unglück die höchste Charakterstärke und Besonnenheit beweisen, obgleich er schon seit einigen Wochen sehr niedergeschlagen war. Sein Geist ward in der letzten Zeit durch sonderbare Ahnungen getrübt. Er soll unlängst an Thiers, vor dessen Abreise, einen Brief geschrieben haben, worin er sehr viel vom Sterben sprach, aber er dachte gewiß nur an den eigenen Tod. Der verstorbene Herzog von Orleans war allgemein geliebt, ja angebetet. Die Nachricht seines Todes traf wie ein Blitz aus heiterm Himmel und Betrübniß herrscht unter allen Volksclassen. Um zwei Uhr gestern Nachmittag verbreitete sich auf der Börse, wo die Fonds gleich um drei Francs fielen, ein dumpfes Unglücksgerücht. Aber Niemand wollte recht daran glauben. Auch starb der Prinz erst um vier Uhr, und der Todesnachricht ward bis um diese Zeit von vielen Seiten widersprochen. Noch um fünf Uhr bezweifelte man sie. Als aber um sechs Uhr vor den Theatern ein weißer Papierstreif über die Komödienzettel geklebt und Relâche angekündigt wurde, da merkte jeder die schreckliche Wahrheit. Wie sie angetänzelt kamen, die geputzten Französinnen, und statt des gehofften Schau-

ſpiels nur die verſchloſſenen Thüren ſahen und von dem Unglück hörten, das bei Neuilly, auf dem Weg, der le chemin de la révolte heißt, paſſirt war, da ſtürzten die Thränen aus manchen ſchönen Augen, da war nichts als ein Schluchzen und Jammern um den ſchönen Prinzen, der ſo hübſch und ſo jung dahin ſank, eine theure ritterliche Geſtalt, Franzoſe im liebenswürdigſten Sinne, in jeder Beziehung der nationalen Beklagniß würdig. Ja, er fiel in der Blüthe ſeines Lebens, ein heiterer heldenmüthiger Jüngling, und er verblutete ſo rein, ſo unbefleckt, ſo beglückt, gleichſam unter Blumen, wie einſt Adonis! Wenn er nur nicht gleich nach ſeinem Tod in ſchlechten Verſen und in noch ſchlechterer Lakaienproſa gefeiert wird! Doch das iſt das Loos des Schönen hier auf Erden. Vielleicht während der wahrhafteſte und ſtolzeſte Schmerz das franzöſiſche Volk erfüllt und nicht blos ſchöne Frauenthränen dem Hingeſchiedenen fließen, ſondern auch freie Männerthränen ſein Andenken ehren, hält ſich die officielle Trauer ſchon etwelche Zwiebeln vor die Naſe, um betrüglich zu flennen, und gar die Narrheit windet ſchwarze Flöre um die Glöckchen ihrer Kappe, und wir hören bald das tragikomiſche Geklingel. Beſonders die larmoyante Faſelhanſelei, lauwarmes Spülicht der Sentimentalität, wird ſich bei dieſer Gelegenheit geltend machen. Vielleicht zu dieſer Stunde ſchon keucht Laffitte nach Neuilly und umarmt den König mit deutſcheſter Rührung, und die ganze Oppoſition wiſcht ſich das Waſſer aus den Augen. Vielleicht ſchon in dieſer Stunde beſteigt Chateaubriand ſein melancholiſches Flügelroß, ſeine gefiederte Roſinante, und ſchreibt eine hohltönende Condolation an die Königin. Widerwärtige Weichlichkeit und Fratze! und der Zwiſchenraum iſt ſehr klein, der hier das Erhabene vom Lächerlichen trennt. Wie geſagt, vor den Theatern auf den Boulevards erfuhr man geſtern die Gewißheit des betrübſamen Ereigniſſes, und hier bildeten ſich überall Gruppen um die Redner, welche die nähern Umſtände mit mehr oder weniger Zuthat und Ausſchmückung erzählten. Mancher alte Schwätzer, der ſonſt nie Zuhörer findet, benutzte dieſe Gelegenheit, um ein aufmerkſames Publicum um ſich zu verſammeln und die öffentliche Neugier im Intereſſe ſeiner Rhetorik auszubeuten. Da ſtand ein Kerl vor den Variétés, der ganz beſonders pathetiſch declamirte, wie Theramen in der Phädra: il était sur son char u. ſ. w. Es hieß allgemein, indem der Prinz vom Wagen ſtürzte, ſei ſein Degen gebrochen und der obere Stumpf ihm in die Bruſt gedrungen. Ein Augenzeuge wollte wiſſen, daß er noch einige Worte geſprochen, aber in deutſcher Sprache. Uebrigens herrſchte geſtern überall eine leidende Stille, und auch heute zeigt ſich in Paris keine Spur von Unruhe.

48.

Paris, den 19. Juli 1842.

Der verstorbene Herzog von Orleans bleibt fortwährend das Tagesgespräch. Noch nie hat das Ableben eines Menschen so allgemeine Trauer erregt. Es ist merkwürdig, daß in Frankreich, wo die Revolution noch nicht ausgegährt, die Liebe für einen Fürsten so tief wurzeln und sich so großartig manifestiren konnte. Nicht blos die Bourgeoisie, die alle ihre Hoffnungen in den jungen Prinzen setzte, sondern auch die untern Volksklassen beklagen seinen Verlust. Als man das Julinsfest vertagte und auf der Place de la Concorde die großen Gerüste abbrach, die zur Illumination dienen sollten, war es ein herzzerreißender Anblick, wie das Volk sich auf die niedergerissenen Balken und Bretter setzte und über den Tod des theuren Prinzen jammerte. Eine düstere Betrübniß lag auf allen Gesichtern und der Schmerz derjenigen, die kein Wort sprachen, war am beredsamsten. Da flossen die redlichsten Thränen und unter den Weinenden war gewiß mancher, der in der Tabagie mit seinem Republikanismus prahlte.

Aber für Frankreich ist der Tod des jungen Prinzen ein wirkliches Unglück, und er dürfte weniger Tugenden besessen haben als ihm nachgerühmt werden, so hätten doch die Franzosen hinlängliche Ursache zum Weinen, wenn sie an die Zukunft denken. Die Regentschaftsfrage beschäftigt schon alle Köpfe und leider nicht blos die gescheidten. Viel Unsinn wird bereits zu Markt gebracht. Auch die Arglist weiß hier eine Ideenverwirrung anzuzetteln, die sie zu ihren Parteizwecken auszubeuten hofft, und die in jedem Fall sehr bedenkliche Folgen haben kann. Genießt der Herzog von Nemours wirklich die allerhöchste Ungnade des souveränen Volks, wie mit übertriebenem Eifer behauptet wird? Ich will nicht darüber urtheilen. Noch weniger will ich die Gründe seiner Ungnade untersuchen. Das Vornehme, Feine, Ablehnende, Patricierhafte in der Erscheinung des Prinzen ist wohl der eigentliche Anklagepunkt. Das Aussehen des Orleans war edel, das Aussehen des Nemours ist adelig. Und selbst wenn das Aeußere dem Innern entspräche, wäre der Prinz deshalb nicht minder geeignet, einige Zeit als Gonfaloniere der Demokratie derselben die besten Dienste zu leisten, da dieses Amt, durch die Macht der Verhältnisse, ihm die größte Verläugnung der Privatgefühle geböte: denn sein verhaßtes Haupt stünde hier auf dem Spiele. Ich bin sogar überzeugt, die Interessen der Demokratie sind weit weniger gefährdet durch einen Regenten, dem man wenig traut und den man beständig controlirt, als durch einen jener Günstlinge des Volks, denen man sich mit blinder Vorliebe hingiebt und die am Ende doch nur Menschen sind, wandelbare Geschöpfe, unterworfen den Veränderungs-

geſetzen der Zeit und der eigenen Natur. Wie viele populaire Kronprinzen haben wir unbeliebt enden ſehen! Wie grauenhaft wetterwendiſch zeigte ſich das Volk in Bezug auf die ehemaligen Lieblinge! Die franzöſiſche Geſchichte iſt beſonders reich an betrübenden Beiſpielen. Mit welchem Freudejauchzen umjubelte das Volk den jungen Ludwig XIV. — mit thränenloſem Kaltſinn ſah es den Greis begraben. Ludwig XV. hieß mit Recht le bien-aimé und mit wahrer Affenliebe huldigten ihm die Franzoſen im Anfang; als er ſtarb, lachte man und pfiff man Schelmenlieder: man freute ſich über ſeinen Tod. Seinem Nachfolger Ludwig XVI. ging es noch ſchlimmer, und er, der als Kronprinz faſt angebetet wurde und der im Beginn ſeiner Regierung für das Muſter aller Vollkommenheit galt, er ward von ſeinem Volke perſönlich mißhandelt und ſein Leben ward ſogar verkürzt, in der bekannten majeſtätsverbrecheriſchen Weiſe, auf der Place de la Concorde. Der letzte dieſer Linie, Karl X., war nichts weniger als unpopulair, als er auf den Thron ſtieg, und das Volk begrüßte ihn damals mit unbeſchreiblicher Begeiſterung; einige Jahre ſpäter ward er zum Lande hinaus escortirt, und er ſtarb den harten Tod des Exils. Der Soloniſche Spruch, daß man Niemand vor ſeinem Ende glücklich preiſen möge, gilt ganz beſonders von den Königen von Frankreich. Laßt uns daher den Tod des Herzogs von Orleans nicht deshalb beweinen, weil er vom Volke ſo ſehr geliebt ward und demſelben eine ſo ſchöne Zukunft verſprach, ſondern weil er als Menſch unſere Thränen verdiente. Laßt uns auch nicht ſo ſehr jammern über die ſogenannte ruhmloſe Art, über das banal Zufällige ſeines Endes. Es iſt beſſer, daß ſein Haupt gegen einen harmloſen Stein zerſchellte, als daß die Kugel eines Franzoſen oder eines Deutſchen ihm den Tod gab. Der Prinz hatte eine Vorahnung ſeines frühen Sterbens, meinte aber, daß er im Kriege oder in einer Emeute fallen würde. Bei ſeinem ritterlichen Muthe, der jeder Gefahr trotzte, war dergleichen ſehr wahrſcheinlich. — Der königliche Dulder, Ludwig Philipp, benimmt ſich mit einer Faſſung, die jeden mit Ehrfurcht erfüllt. Im Unglück zeigt er die wahre Größe. Sein Herz verblutet in namenloſem Kummer, aber ſein Geiſt bleibt ungebeugt, und er arbeitet Tag und Nacht. Nie hat man den Werth ſeiner Erhaltung tiefer gefühlt, als eben jetzt, wo die Ruhe der Welt von ſeinem Leben abhängt. Kämpfe tapfer, verwundeter Friedensheld!

49.

Paris, den 26. Juli 1842.

Die Thronrede iſt kurz und einfach. Sie ſagt das Wichtigſte in der würdigſten Weiſe. Der König hat ſie ſelbſt verfaßt. Sein Schmerz zeigt ſich in

teure, ja als Hauptacteure, in der ungeheuern Tragödie, die der liebe Gott auf der Erde aufführen läßt. Andere Völker erleben ihre große Bewegungsperiode, ihre Geſchichte, nur in der Jugend, wenn ſie nämlich ohne Erfahrung ſich in die That ſtürzen; denn ſpäter, im reifern Alter, hält das Nachdenken und das Abwägen der Folgen die Völker wie die Individuen vom raſchen Handeln zurück, und nur die äußere Noth, nicht die eigene Willensfreude, treibt dieſe Völker in die Arena der Weltgeſchichte. Aber die Franzoſen behalten immer den Leichtſinn der Jugend, und ſo viel ſie auch geſtern gethan und gelitten, ſie denken heute nicht mehr daran, die Vergangenheit erlöſcht in ihrem Gedächtniß, und der neue Morgen treibt ſie zu neuem Thun und neuen Leiden. Sie wollen nicht alt werden und ſie glauben ſich vielleicht die Jugend ſelbſt zu erhalten, wenn ſie nicht ablaſſen von jugendlicher Bethörung, jugendlicher Sorgloſigkeit und jugendlicher Großmuth! Ja Großmuth, eine faſt kindiſche Güte im Verzeihen, bildet einen Grundzug des Charakters der Franzoſen; aber ich kann nicht umhin zu bemerken, daß dieſe Tugend mit ihren Gebrechen aus demſelben Born, der Vergeßlichkeit, hervorquillt. Der Begriff „Verzeihen" entſpricht bei dieſem Volke wirklich dem Worte „Vergeſſen," dem Vergeſſen der Beleidigung. Wäre dies nicht der Fall, es gäbe täglich Mord und Todtſchlag in Paris, wo bei jedem Schritte ſich Menſchen begegnen, zwiſchen denen eine Blutſchuld exiſtirt.

Dieſe charakteriſtiſche Gutmüthigkeit der Franzoſen äußert ſich in dieſem Augenblick ganz beſonders in Bezug auf Ludwig Philipp, und ſeine ärgſten Feinde im Volk, mit Ausnahme der Carliſten, offenbaren eine rührende Theilnahme an ſeinem häuslichen Unglück. Ich möchte behaupten, der König iſt jetzt wieder populär. Als ich geſtern vor Notre-Dame die Vorbereitungen zur Leichenfeier betrachtete und dem Geſpräch der Kurzjacken zuhörte, die dort verſammelt ſtanden, vernahm ich unter andern die naive Aeußerung: der König könne jetzt ruhig in Paris ſpazieren gehen und es werde Niemand auf ihn ſchießen. (Welche Popularität!) Der Tod des Herzogs von Orleans, der allgemein geliebt war, hat ſeinem Vater die ſtörrigſten Herzen wiedergewonnen, und die Ehe zwiſchen König und Volk iſt durch das gemeinſchaftliche Unglück gleichſam aufs neue eingeſegnet worden. Aber wie lange werden die ſchwarzen Flitterwochen dauern

---

51.

Paris, den 17. September 1842.

Nach einer vierwöchentlichen Reiſe bin ich ſeit geſtern wieder hier, und ich geſtehe, das Herz jauchzte mir in der Bruſt, als der Poſtwagen über das ge-

liebte Pflaſter der Boulevards dahinrollte, als ich den erſten Putzladen mit lächelnden Griſettengeſichtern vorüberfuhr, als ich das Glockengeläute der Cocoverkäufer vernahm, als die holdſelige civiliſirte Luft von Paris mich wieder anwehte. Es wurde mir faſt glücklich zu Muth, und den erſten Nationalgardiſten, der mir begegnete, hätte ich umarmen können; ſein zahmes gutmüthiges Geſicht grüßte ſo witzig hervor unter der wilden rauhen Bärenmütze, und ſein Bajonet hatte wirklich etwas Intelligentes, wodurch es ſich von den Bajoneten anderer Corporationen ſo beruhigend unterſcheidet. Warum aber war die Freude bei meiner Rückkehr nach Paris diesmal ſo überſchwänglich, daß es mich faſt bedünkte als beträte ich den ſüßen Boden der Heimath, als hörte ich wieder die Laute des Vaterlandes? Warum übt Paris einen ſolchen Zauber auf Fremde, die in ſeinem Weichbild einige Jahre verlebt? Viele wackere Landsleute, die hier ſeßhaft, behaupten, an keinem Ort der Welt könne der Deutſche ſich heimiſcher fühlen als in Paris, und Frankreich ſelbſt ſei am Ende unſerm Herzen nichts anderes als ein franzöſiſches Deutſchland.

Aber diesmal iſt meine Freude bei der Rückkehr doppelt groß: ich komme aus England. Ja, aus England, obgleich ich nicht den Canal durchſchiffte. Ich verweilte nämlich während vier Wochen in Boulogne-ſur-mer, und das iſt bereits eine engliſche Stadt. Man ſieht dort nichts als Engländer und hört dort nichts als Engliſch von Morgens bis Abends, ach, ſogar des Nachts, wenn man das Unglück hat, Wandnachbarn zu beſitzen, die bis tief in die Nacht bei Thee und Grog politiſiren! Während vier Wochen hörte ich nichts als jene Ziſchlaute des Egoismus, der ſich in jeder Silbe, in jeder Betonung ausſpricht. Es iſt gewiß eine ſchreckliche Ungerechtigkeit, über ein ganzes Volk das Verdammungsurtheil auszuſprechen. Doch in Betreff der Engländer könnte mich der augenblickliche Unmuth zu dergleichen verleiten, und beim Anblick der Maſſe vergeſſe ich leicht die vielen wackern und edlen Männer, die ſich durch Geiſt und Freiheitsliebe ausgezeichnet. Aber dieſe, namentlich die britiſchen Dichter, ſtachen immer deſto greller ab von dem übrigen Volk, ſie waren iſolirte Martyrer ihrer nationalen Verhältniſſe, und dann gehören große Genies nicht ihrem particulären Geburtslande, kaum gehören ſie dieſer Erde, der Schädelſtätte ihres Leidens. Die Maſſe, die Stock-Engländer — Gott verzeih' mir die Sünde — ſind mir in tiefſter Seele zuwider, und manchmal betrachte ich ſie gar nicht als meine Mitmenſchen, ſondern ich halte ſie für leidige Automaten, für Maſchinen, deren inwendige Triebfeder der Egoismus. Es will mich dann bedünken, als hörte ich das ſchnurrende Räderwerk, womit ſie denken, fühlen, rechnen, verdauen und beten — ihr Beten, ihr mechaniſches anglicaniſches Kirchengehen mit dem vergoldeten Gebetbuch unterm Arm, ihre blöde langweilige Sonntagsfeier, ihr linkiſches Frömmeln iſt mir am widerwärtigſten; ich bin feſt überzeugt, ein fluchender Franzoſe iſt ein angenehmeres

Schauſpiel für die Gottheit, als ein betender Engländer! Zu andern Zeiten kommen dieſe Stock-Engländer mir vor wie ein öder Spuk, und weit unheimlicher als die bleichen Schatten der mitternächtlichen Geiſterſtunde ſind mir jene vierſchrötigen, rothhäckigen Geſpenſter, die ſchwitzend im grellen Sonnenlicht umherwandeln. Dabei der totale Mangel an Höflichkeit. Mit ihren eckigen Gliedmaßen, mit ihren ſteifen Ellenbogen ſtoßen ſie überall an, und ohne ſich zu entſchuldigen durch ein artiges Wort. Wie müſſen dieſe rothhaarigen Barbaren, die blutiges Fleiſch freſſen, erſt jenen Chineſen verhaßt ſein, denen die Höflichkeit angeboren, und die, wie bekannt iſt, zwei Drittel ihrer Tageszeit mit der Ausübung dieſer Nationaltugend verknixen und verbücklingen!

Ich geſtehe es, ich bin nicht ganz unparteiiſch, wenn ich von Engländern rede, und mein Mißurtheil, meine Abneigung, wurzelt vielleicht in den Beſorgniſſen ob der eigenen Wohlfahrt, ob der glücklichen Friedensruhe des deutſchen Vaterlandes. Seitdem ich nämlich tief begriffen habe, welcher ſchnöde Egoismus auch in ihrer Politik waltet, erfüllen mich dieſe Engländer mit einer grenzenloſen, grauenhaften Furcht. Ich hege den beſten Reſpect vor ihrer materiellen Obmacht; ſie haben ſehr viel von jener brutalen Energie, womit die Römer die Welt unterdrückt, aber ſie vereinigen mit der römiſchen Wolfsgier auch die Schlangenliſt Karthagos. Gegen erſtere haben wir gute und ſogar erprobte Waffen, aber gegen die meuchleriſchen Ränke jener Punier der Nordſee ſind wir wehrlos. Und jetzt iſt England gefährlicher als je, jetzt wo ſeine mercantiliſchen Intereſſen unterliegen: es giebt in der ganzen Schöpfung kein ſo hartherziges Geſchöpf wie ein Krämer, deſſen Handel ins Stocken gerathen, dem ſeine Kunden abtrünnig werden und deſſen Waarenlager keinen Abſatz mehr findet.

Wie wird England ſich aus ſolcher Geſchäftskriſis retten? Ich weiß nicht wie die Frage der Fabrikarbeiter gelöſt werden kann; aber ich weiß, daß die Politik des modernen Karthagos nicht ſehr wählig in ihren Mitteln iſt. Ein europäiſcher Krieg wird dieſer Selbſtſucht vielleicht zuletzt als das geeignetſte Mittel erſcheinen, um dem innern Gebreſte einige Ableitung nach außen zu bereiten. Die engliſche Oligarchie ſpeculirt alsdann zunächſt auf den Säckel des Mittelſtandes, deſſen Reichthum in der That coloſſal iſt und zur Beſoldung und Beſchwichtigung der unteren Claſſen hinlänglich ausgebeutet werden dürfte. Wie groß auch ihre Ausgaben für indiſche und chineſiſche Expeditionen, wie groß auch ihre finanzielle Noth, wird doch die engliſche Regierung jetzt den pecuniairen Aufwand ſteigern, wenn es ihre Zwecke fördert. Je größer das heimiſche Deficit, deſto reichlicher wird im Ausland das engliſche Gold ausgeſtreut werden: England iſt ein Kaufmann, der ſich in bankerottem Zuſtand befindet, und aus Verzweiflung ein Verſchwender wird, oder vielmehr

liebte Pflaſter der Boulevards dahinrollte, als ich den erſten Putzladen mit lächelnden Griſettengeſichtern vorüberfuhr, als ich das Glockengeläute der Cocoverkäufer vernahm, als die holdſelige civiliſirte Luft von Paris mich wieder anwehte. Es wurde mir faſt glücklich zu Muth, und den erſten Nationalgardiſten, der mir begegnete, hätte ich umarmen können; ſein zahmes gutmüthiges Geſicht grüßte ſo witzig hervor unter der wilden rauhen Bärenmütze, und ſein Bajonet hatte wirklich etwas Intelligentes, wodurch es ſich von den Bajoneten anderer Corporationen ſo beruhigend unterſcheidet. Warum aber war die Freude bei meiner Rückkehr nach Paris diesmal ſo überſchwänglich, daß es mich faſt bedünkte als beträte ich den ſüßen Boden der Heimath, als hörte ich wieder die Laute des Vaterlandes? Warum übt Paris einen ſolchen Zauber auf Fremde, die in ſeinem Weichbild einige Jahre verlebt? Viele wackere Landsleute, die hier ſeßhaft, behaupten, an keinem Ort der Welt könne der Deutſche ſich heimiſcher fühlen als in Paris, und Frankreich ſelbſt ſei am Ende unſerm Herzen nichts anderes als ein franzöſiſches Deutſchland.

Aber diesmal iſt meine Freude bei der Rückkehr doppelt groß: ich komme aus England. Ja, aus England, obgleich ich nicht den Canal durchſchiffte. Ich verweilte nämlich während vier Wochen in Boulogne-ſur-mer, und das iſt bereits eine engliſche Stadt. Man ſieht dort nichts als Engländer und hört dort nichts als Engliſch von Morgens bis Abends, ach, ſogar des Nachts, wenn man das Unglück hat, Wandnachbarn zu beſitzen, die bis tief in die Nacht bei Thee und Grog politiſiren! Während vier Wochen hörte ich nichts als jene Ziſchlaute des Egoismus, der ſich in jeder Silbe, in jeder Betonung ausſpricht. Es iſt gewiß eine ſchreckliche Ungerechtigkeit, über ein ganzes Volk das Verdammungsurtheil auszuſprechen. Doch in Betreff der Engländer könnte mich der augenblickliche Unmuth zu dergleichen verleiten, und beim Anblick der Maſſe vergeſſe ich leicht die vielen wackern und edlen Männer, die ſich durch Geiſt und Freiheitsliebe ausgezeichnet. Aber dieſe, namentlich die britiſchen Dichter, ſtachen immer deſto greller ab von dem übrigen Volk, ſie waren iſolirte Martyrer ihrer nationalen Verhältniſſe, und dann gehören große Genies nicht ihrem particulären Geburtslande, kaum gehören ſie dieſer Erde, der Schädelſtätte ihres Leidens. Die Maſſe, die Stock-Engländer — Gott verzeih' mir die Sünde — ſind mir in tiefſter Seele zuwider, und manchmal betrachte ich ſie gar nicht als meine Mitmenſchen, ſondern ich halte ſie für leibige Automaten, für Maſchinen, deren inwendige Triebfeder der Egoismus. Es will mich dann bedünken, als hörte ich das ſchnurrende Räderwerk, womit ſie denken, fühlen, rechnen, verdauen und beten — ihr Beten, ihr mechaniſches anglicaniſches Kirchengehen mit dem vergoldeten Gebetbuch unterm Arm, ihre blöde langweilige Sonntagsfeier, ihr linkiſches Frömmeln iſt mir am widerwärtigſten; ich bin feſt überzeugt, ein fluchender Franzoſe iſt ein angenehmeres

Schauſpiel für die Gottheit, als ein betender Engländer! Zu andern Zeiten kommen dieſe Stock-Engländer mir vor wie ein öder Spuk, und weit unheimlicher als die bleichen Schatten der mitternächtlichen Geiſterſtunde ſind mir jene vierſchrötigen, rothbäckigen Geſpenſter, die ſchwitzend im grellen Sonnenlicht umherwandeln. Dabei der totale Mangel an Höflichkeit. Mit ihren eckigen Gliedmaßen, mit ihren ſteifen Ellenbogen ſtoßen ſie überall an, und ohne ſich zu entſchuldigen durch ein artiges Wort. Wie müſſen dieſe rothhaarigen Barbaren, die blutiges Fleiſch freſſen, erſt jenen Chineſen verhaßt ſein, denen die Höflichkeit angeboren, und die, wie bekannt iſt, zwei Drittel ihrer Tageszeit mit der Ausübung dieſer Nationaltugend verknixen und verbücklingen!

Ich geſtehe es, ich bin nicht ganz unpartheiiſch, wenn ich von Engländern rede, und mein Mißurtheil, meine Abneigung, wurzelt vielleicht in den Beſorgniſſen ob der eigenen Wohlfahrt, ob der glücklichen Friedensruhe des deutſchen Vaterlandes. Seitdem ich nämlich tief begriffen habe, welcher ſchnöde Egoismus auch in ihrer Politik waltet, erfüllen mich dieſe Engländer mit einer grenzenloſen, grauenhaften Furcht. Ich hege den beſten Reſpect vor ihrer materiellen Obmacht; ſie haben ſehr viel von jener brutalen Energie, womit die Römer die Welt unterdrückt, aber ſie vereinigen mit der römiſchen Wolfsgier auch die Schlangenliſt Karthagos. Gegen erſtere haben wir gute und ſogar erprobte Waffen, aber gegen die meuchleriſchen Ränke jener Punier der Nordſee ſind wir wehrlos. Und jetzt iſt England gefährlicher als je, jetzt wo ſeine mercantiliſchen Intereſſen unterliegen: es giebt in der ganzen Schöpfung kein ſo hartherziges Geſchöpf wie ein Krämer, deſſen Handel ins Stocken gerathen, dem ſeine Kunden abtrünnig werden und deſſen Waarenlager keinen Abſatz mehr findet.

Wie wird England ſich aus ſolcher Geſchäftskriſis retten? Ich weiß nicht wie die Frage der Fabrikarbeiter gelöſt werden kann; aber ich weiß, daß die Politik des modernen Karthagos nicht ſehr wählig in ihren Mitteln iſt. Ein europäiſcher Krieg wird dieſer Selbſtſucht vielleicht zuletzt als das geeignetſte Mittel erſcheinen, um dem innern Gebreſte einige Ableitung nach außen zu bereiten. Die engliſche Oligarchie ſpeculirt alsdann zunächſt auf den Säckel des Mittelſtandes, deſſen Reichthum in der That coloſſal iſt und zur Beſoldung und Beſchwichtigung der unteren Claſſen hinlänglich ausgebeutet werden dürfte. Wie groß auch ihre Ausgaben für indiſche und chineſiſche Expeditionen, wie groß auch ihre finanzielle Noth, wird doch die engliſche Regierung jetzt den pecuniairen Aufwand ſteigern, wenn es ihre Zwecke fördert. Je größer das heimiſche Deficit, deſto reichlicher wird im Ausland das engliſche Gold ausgeſtreut werden: England iſt ein Kaufmann, der ſich in bankerottem Zuſtand befindet, und aus Verzweiflung ein Verſchwender wird, oder vielmehr

kein Geldopfer ſcheut um ſich momentan zu halten. Und man kann mit Geld ſchon etwas ausrichten auf dieſer Erde, beſonders ſeit jeder die Seligkeit hier unten ſucht. Man hat keinen Begriff davon, wie England jährlich die ungeheuerſten Summen ausgiebt blos zur Beſoldung ſeiner ausländiſchen Agenten, deren Inſtructionen alle für den Fall eines europäiſchen Krieges berechnet ſind, und wie wieder dieſe engliſchen Agenten die heterogenſten Talente, Tugenden und Laſter im Ausland für ihre Zwecke zu gewinnen wiſſen.

Wenn wir dergleichen bedenken, wenn wir zur Einſicht gelangen, daß nicht an der Seine, aus Begeiſterung für eine Idee und auf öffentlichem Marktplatz, die Ruhe Europas am furchtbarſten geſtört werden dürfte, ſondern an der Themſe, in den verſchwiegenen Gemächern des Foreign Office, in Folge des rohen Hungerſchreies engliſcher Fabrikarbeiter; wenn wir dieſes bedenken, ſo müſſen wir dorthin manchmal unſer Auge richten und nächſt der Perſönlichkeit der Regierenden auch die andrängende Noth der untern Claſſen beobachten. Dieſe geſteigerte Noth iſt ein Gebreſte, das die unwiſſenden Feldſcherer durch Aderläſſe zu heben glauben, aber ein ſolches Blutvergießen wird eine Verſchlimmerung hervorbringen. Nicht von Außen, durch die Lanzette, nein, nur von Innen heraus, durch geiſtige Medicamente kann der ſieche Staatskörper geheilt werden. Nur ſociale Ideen könnten hier eine Rettung aus der verhängnißvollſten Noth herbeiführen, aber, um mit Saint-Simon zu reden, auf allen Werften Englands giebt es keine einzige große Idee; nichts als Dampfmaſchinen und Hunger. Jetzt iſt freilich der Aufruhr unterdrückt, aber durch öftere Ausbrüche kann es wohl dahin kommen, daß die engliſchen Fabrikarbeiter, die nur Baum- und Schafwolle zu verarbeiten wiſſen, ſich auch ein Bischen in Menſchenfleiſch verſuchen und ſich die nöthigen Handgriffe aneignen, und endlich dieſes blutige Gewerbe ebenſo muthvoll ausüben wie ihre Collegen die Ouvriers zu Lyon und Paris, und dann dürfte es ſich endlich ereignen, daß der Beſieger Napoleons, der Feldmarſchall Mylord Wellington, der jetzt wieder ſein Oberſchergen-Amt angetreten hat, mitten in London ſein Waterloo fände. In gleicher Weiſe möchte leicht der Fall eintreten, daß ſeine Myrmidonen ihrem Meiſter den Gehorſam aufkündigten. Es zeigen ſich jetzt ſchon ſehr bedenkliche Symptome ſolcher Geſinnung bei dem engliſchen Militair, und in dieſem Augenblick ſitzen fünfzig Soldaten im Tower gefängniß zu London, welche ſich geweigert hatten, auf das Volk zu ſchießen. Es iſt kaum glaublich, und es iſt dennoch wahr, daß engliſche Rothröcke nicht dem Befehl ihrer Officiere, ſondern der Stimme der Menſchlichkeit gehorchten und jener Peitſche vergaßen, welche die Katze mit neun Schwänzen (the cat of nine tails) heißt und mitten in der ſtolzen Hauptſtadt der engliſchen Freiheit ihren Heldenrücken beſtändig bedroht — die Knute Großbritaniens! Es iſt herzzerreißend, wenn man lieſt wie die Weiber weinend den

Soldaten entgegentraten und ihnen zuriefen: wir brauchen keine Kugeln, wir brauchen Brod. Die Männer kreuzten ergebungsvoll die Arme und ſprachen: den Hunger müßt ihr todtſchießen, nicht uns und unſere Kinder. Der gewöhnliche Schrei war: „Schießt nicht, wir ſind ja alle Brüder!“

Solche Berufung auf die Fraternität mahnt mich an die franzöſiſchen Communiſten, bei denen ich ähnliche Redeweiſen zuweilen vernahm. Dieſe Redeweiſen, wie ich beſonders in Lyon bemerkte, waren durchaus nicht auffallend oder ſtark gefärbt, weder pikant noch original; im Gegentheil, es waren die abgedroſchenſten, platteſten Gemeinſprüche, welche der Troß der Communiſten im Munde führte. Aber die Macht ihrer Propaganda beſteht nicht ſowohl in einem gut formulirten Proſpectus von beſtimmten Beklagniſſen und beſtimmten Forderungen, ſondern in einem tiefwehmüthigen und faſt ſympathetiſch wirkenden Ton, womit ſie die banalſten Dinge äußern, z. B. „Wir ſind alle Brüder“ u. ſ. w. Der Ton und allenfalls ein geheimer Händedruck bilden alsdann den Commentar zu dieſen Worten und verleihen ihnen ihre welterſchütternde Bedeutung. Die franzöſiſchen Communiſten ſtehen überhaupt auf demſelben Standpunkt mit den engliſchen Fabrikarbeitern, nur daß der Franzoſe mehr von einer Idee, der Engländer hingegen ganz und gar vom Hunger getrieben wird.

Der Aufruhr in England iſt für den Augenblick geſtillt, aber nur für den Augenblick; er iſt blos vertagt, er wird mit jedesmal geſteigerter Macht aufs neue ausbrechen, und um ſo gefährlicher, da er immer die rechte Stunde abwarten kann. Wie aus vielen Anzeichen einleuchtet, iſt der Widerſtand der Fabrikarbeiter jetzt eben ſo praktiſch organiſirt wie einſt der Widerſtand der iriſchen Katholiken. Die Chartiſten haben dieſe drohende Macht in ihr Intereſſe zu ziehen und einigermaßen zu disciplíniren gewußt, und ihre Verbindung mit den unzufriedenen Fabrikarbeitern iſt vielleicht die wichtigſte Erſcheinung der Gegenwart. Dieſe Verbindung entſtand auf ſehr einfachem Wege, ſie war eine natürliche, obgleich die Chartiſten ſich gern mit einem beſtimmten Programm als eine rein politiſche Partei präſentiren, und die Fabrikarbeiter, wie ich ſchon oben erwähnt, nur arme Tagelöhner ſind, die vor Hunger kaum ſprechen können und, gleichgültig gegen alle Regierungsform, nur das liebe Brod verlangen. Aber das Wort meldet ſelten den innern Herzensgedanken einer Partei, es iſt nur ein äußerliches Erkennungszeichen, gleichſam die geſprochene Cocarde; der Chartiſt, der ſich auf die politiſche Frage zu beſchränken vorgiebt, hegt Wünſche im Gemüthe, die mit den vagſten Gefühlen jener hungrigen Handwerker tief übereinſtimmen, und dieſe können ihrerſeits immerhin das Programm der Chartiſten zu ihrem Feldgeſchrei wählen, ohne ihre Zwecke zu verabſäumen. Die Chartiſten nämlich verlangen: erſtens, daß das Parlament nur aus Einer Kammer beſtehe und durch alljährliche Wahlen

erneuert werde; zweitens, daß durch geheimes Votiren die Unabhängigkeit der Wähler ſicher geſtellt werde; endlich, daß jeder geborene Engländer, der ins Mannesalter getreten, Wähler und wählbar ſei. Davon können wir noch immer nicht eſſen, ſagten die nothleidenden Arbeiter, von Geſetzbüchern ebenſowenig wie von Kochbüchern wird der Menſch ſatt, uns hungert. „Wartet nur, entgegnen die Chartiſten, bis jetzt ſaßen im Parlament nur die Reichen, und dieſe ſorgten nur für die Intereſſen ihrer eigenen Beſitzthümer; durch das neue Wahlgeſetz, durch die Charte, werden aber auch die Handwerker oder ihre Vertreter ins Parlament kommen, und da wird es ſich wohl ausweiſen, daß die Arbeit eben ſo gut wie jeder andere Beſitz ein Eigenthumsrecht in Anſpruch nehmen kann, und es einem Fabrikherrn ebenſowenig erlaubt ſein dürfte, den Tagelohn des Arbeiters nach Willkühr herabzuſetzen, wie es ihm nicht erlaubt iſt, das Mobiliar- oder Immobiliarvermögen ſeines Nachbarn zu beeinträchtigen. Die Arbeit iſt das Eigenthum des Volks, und die daraus entſpringenden Eigenthumsrechte ſollen durch das regenerirte Parlament ſanctionirt und geſchützt werden.“ Ein Schritt weiter und dieſe Leute ſagen, die Arbeit ſei das Recht des Volks; und da dieſes Recht auch die Berechtigung zu einem unbedinglichen Arbeitslohn zur Folge hätte, ſo führt der Chartismus, wo nicht zur Gütergemeinſchaft, doch gewiß zur Erſchütterung der bisherigen Eigenthumsidee, des Grundpfeilers der heutigen Geſellſchaft, und in jenen chartiſtiſchen Anfängen läge, in ihre Conſequenzen verfolgt, eine ſociale Umwälzung, wogegen die franzöſiſche Revolution als ſehr zahm und beſcheiden erſcheinen dürfte.

Hier offenbart ſich wieder die Hypokriſie und der praktiſche Sinn der Engländer, im Gegenſatz zu den Franzoſen: die Chartiſten verbergen unter legalen Formen ihren Terrorismus, während die Communiſten ihn freimüthig und unumwunden ausſprechen. Letztere tragen freilich noch einige Scheu, die letzten Conſequenzen ihres Princips beim rechten Namen zu nennen, und discutirt man mit ihren Häuptlingen, ſo vertheidigen ſich dieſe gegen den Vorwurf, als wollten ſie das Eigenthum abſchaffen, und ſie behaupten dann, ſie wollten im Gegentheil das Eigenthum auf eine breitere Baſis etabliren, ſie wollten ihm eine umfaſſendere Organiſation verleihen. Du lieber Himmel, ich fürchte, das Eigenthum würde durch den Eifer ſolcher Organiſatoren ſehr in die Krümpe gehen, und es würde am Ende nichts als die breite Baſis übrig bleiben. „Ich will dir die Wahrheit geſtehen,“ ſagte mir jüngſt ein communiſtiſcher Freund, „das Eigenthum wird keineswegs abgeſchafft werden, aber es bekömmt eine neue Definition.“

Es iſt nun dieſe Definition, die hier in Frankreich dem herrſchenden Bürgerſtande eine große Angſt einflößt, und dieſer Angſt verdankt Ludwig Philipp ſeine ergebenſten Anhänger, die eifrigſten Stützen ſeines Thrones. Je hef-

tiger die Stützen zittern, deſto weniger ſchwankt der Thron, und der König braucht nichts zu fürchten eben weil die Furcht ihm Sicherheit giebt. Auch Guizot erhält ſich durch die Angſt vor der neuen Deſinition, die er mit ſeiner ſcharfen Dialektik ſo meiſterhaft bekämpft, und ich glaube nicht, daß er ſo bald unterliegt, obgleich die herrſchende Partei der Bourgeoiſie, für die er ſo viel gethan und ſo viel thut, kein Herz für ihn hat. Warum lieben ſie ihn nicht? Ich glaube, erſtens weil ſie ihn nicht verſtehen, und zweitens weil man denjenigen, der unſere eignen Güter ſchützt, immer weit weniger liebt, als denjenigen, der uns fremde Güter verſpricht. So war es einſt in Athen, ſo iſt es jetzt in Frankreich, ſo wird es in jeder Demokratie ſein, wo das Wort frei iſt und die Menſchen leichtgläubig.

52.

Paris, den 4. December 1842.

Wird ſich Guizot halten? Es hat mit einem franzöſiſchen Miniſterium ganz dieſelbe Bewandtniß wie mit der Liebe: man kann nie ein ſicheres Urtheil fällen über ſeine Stärke und Dauer. Man glaubt zuweilen, das Miniſterium wurzle unerſchütterlich feſt, und ſiehe! es ſtürzt den nächſten Tag durch einen geringen Windzug. Noch öfter glaubt man, das Miniſterium wackle ſeinem Untergang entgegen, es könne ſich nur noch wenige Wochen auf den Beinen halten, aber zu unſerer Verwunderung zeigt es ſich alsbald noch kräftiger als früher und überlebt alle diejenigen, die ihm ſchon die Leichenrede hielten. Vor vier Wochen, den 29. October, feierte das Guizot'ſche Miniſterium ſeinen dritten Geburtstag, es iſt jetzt über zwei Jahre alt, und ich ſehe nicht ein, warum es nicht länger leben ſollte auf dieſer ſchönen Erde, auf dem Boulevards-des Capucins, wo grüne Bäume und gute Luft. Freilich, gar viele Miniſterien ſind dort ſchnell hingerafft worden, aber dieſe haben ihr frühes Ende immer ſelbſt verſchuldet: ſie haben ſich zu viel Bewegung gemacht. Ja, was bei uns andern die Geſundheit fördert, die Bewegung, das macht ein Miniſterium todtkrank, und namentlich der erſte März iſt daran geſtorben. Sie können nicht ſtill ſitzen, dieſe Leutchen. Der öftere Regierungswechſel in Frankreich iſt nicht blos eine Nachwirkung der Revolution, ſondern auch ein Ergebniß des Nationalcharakters der Franzoſen, denen das Handeln, die Thätigkeit, die Bewegung, ein eben ſo großes Bedürfniß iſt, wie uns Deutſchen das Tabaksrauchen, das ſtille Denken und die Gemüthsruhe; gerade dadurch, daß die franzöſiſchen Staatslenker ſo rührig ſind und ſich beſtändig etwas Neues zu ſchaffen machen, gerathen ſie in halsbrechende Verwicklungen. Dies gilt nicht blos von den Miniſterien, ſondern auch von den Dynaſtien, die im-

mer durch eigene Activität ihre Kataſtrophe beſchleunigt haben. Ja, durch dieſelbe fatale Urſache, durch die unermüdliche Activität, iſt nicht blos Thiers gefallen, ſondern auch der ſtärkere Napoleon, der bis an ſein ſeliges Ende auf dem Throne geblieben wäre, wenn er nur die Kunſt des Stillſitzens, die bei uns den kleinen Kindern zuerſt gelehrt wird, beſeſſen hätte! Dieſe Kunſt beſitzt aber Herr Guizot in einem hohen Grade, er hält ſich marmorn ſtill, wie der Obelisk des Luxor, und wird deßhalb ſich länger erhalten als man glaubt. Er thut nichts, und das iſt das Geheimniß ſeiner Erhaltung. Warum aber thut er nichts? Ich glaube zunächſt, weil er wirklich eine gewiſſe germaniſche Gemüthsruhe beſitzt und von der Sucht der Geſchäftigkeit weniger geplagt wird als ſeine Landsleute. Oder thut er nichts, weil er ſo viel verſteht? Je mehr wir wiſſen, je tiefer und umfaſſender unſre Einſichten ſind, deſto ſchwerer wird uns das Handeln, und wer alle Folgen jedes Schrittes immer vorausſähe, der würde gewiß bald aller Bewegung entſagen und ſeine Hände nur dazu gebrauchen, um ſeine eigenen Füße zu binden. Das weiteſte Wiſſen verdammt uns zur engſten Paſſivität.

Indeſſen — was auch das Schickſal des Miniſteriums ſein möge — laßt uns die letzten Tage des Jahrs, das Gottlob ſeinem Ende naht, ſo reſignirt als möglich ertragen! Wenn uns nur der Himmel nicht zum Schluß mit einem neuen Unglück heimſucht! Es war ein ſchlechtes Jahr, und wäre ich ein Tendenzpoet, ich würde mit meinen mißtönend poltrigſten Verſen dem ſcheidenden Jahre ein Charivari bringen. In dieſem ſchlechten ſchändlichen Jahre hat die Menſchheit viel erduldet und ſogar die Banquiers haben einige Verluſte erlitten. Welch ein ſchreckliches Unglück war z. B. der Brand auf der Verſailler Eiſenbahn! Ich ſpreche nicht von dem verunglückten Sonntagspublicum, das bei dieſer Gelegenheit gebraten oder geſotten wurde: ich ſpreche vielmehr von der überlebenden Sabbathcompagnie, deren Actien um ſo viele Procente gefallen ſind und die jetzt dem Ausgang der Proceſſe, die jene Kataſtrophe hervorgerufen, mit zitternder Beſorgniß entgegenſieht. Werden die Stifter der Compagnie den verwaiſten oder verſtümmelten Opfern ihrer Gewinnſucht einigen Schadenerſatz gewähren müſſen? Es wäre entſetzlich! Dieſe beklagenswerthen Millionaire haben ſchon ſo viel eingebüßt, und der Profit von andern Unternehmungen mag in dieſem Jahre das Deficit kaum decken. Dazu kommen noch andere Fatalitäten, über die man leicht den Verſtand verlieren kann, und an der Börſe verſicherte man geſtern, der Halbbanquier Läuſedorf wolle zum Chriſtenthum übergehn. Andern geht es beſſer, und wenn auch die rive gauche gänzlich ins Stocken geriethe, könnten wir uns damit tröſten, daß die rive droite deſto erfreulicher gedeiht. Auch die ſüdfranzöſiſchen Eiſenbahnen, ſo wie die jüngſt conceſſionirten, machen gute Geſchäfte, und wer geſtern noch ein armes Lümpchen war, iſt heute ſchon ein reicher Lump. Na-

mentlich der dünne und langnaſige Herr * verſichert: er habe „Grind“ mit der Vorſehung zufrieden zu ſein. Ja, während Ihr andern in philoſophiſchen Speculationen Eure Zeit vertrödelt, ſpeculirte und trödelte dieſer dünne Geiſt mit Eiſenbahnactien, und einer ſeiner Gönner von der hohen Bank ſagte mir jüngſt: „Sehen Sie, das Kerlchen war gar nichts und jetzt hat es Geld und es wird noch mehr Geld verdienen, und es hat ſich all ſein Lebtag nicht mit Philoſophie abgegeben.“ Wie doch dieſe Pilze in allen Ländern und Zeiten dieſelben geweſen! Mit beſonderer Verachtung haben ſie immer auf Schriftſteller herabgeſehen, die ſich mit jenen uneigennützigen Studien beſchäftigen, die wir Philoſophie nennen. Schon vor achtzehnhundert Jahren, wie Petron erzählt, ließ ein römiſcher Parvenü ſich folgende Grabſchrift ſetzen: „Hier ruht Straberius — er war anfangs gar nichts, er hinterließ jedoch dreihundert Millionen Seſtertien, er hat ſich ſein Lebtag nicht mit Philoſophie abgegeben, folge ſeinem Beiſpiel und du wirſt dich wohl befinden.“

Hier in Frankreich herrſcht gegenwärtig die größte Ruhe. Ein abgematteter, ſchläfriger, gähnender Friede. Es iſt alles ſtill, wie in einer verſchneiten Winternacht. Nur ein leiſer, monotoner Tropfenfall. Das ſind die Zinſen, die fortlaufend hinabträufeln in die Capitalien, welche beſtändig anſchwellen; man hört ordentlich wie ſie wachſen, die Reichthümer der Reichen. Dazwiſchen das leiſe Schluchzen der Armuth. Manchmal auch klirrt etwas, wie ein Meſſer das gewetzt wird. Nachbarliche Tumulte kümmern uns ſehr wenig, und nicht einmal das raſſelnde Schilderheben in Barcelona hat uns hier aufgeſtört. Der Mordſpectakel, der im Studierzimmer der Mademoiſelle Heinefetter zu Brüſſel vorfiel, hat uns ſchon weit mehr intereſſirt, und ganz beſonders ſind die Damen ungehalten über dieſes deutſche Gemüth, das trotz eines mehrjährigen Aufenthalts in Frankreich doch noch nicht gelernt hatte, wie man es anfängt, daß zwei gleichzeitige Anbeter ſich nicht auf der Wahlſtätte ihres Glücks begegnen. Die Nachrichten aus dem Oſten erregten gleichfalls ein unzufriedenes Gemurmel im Volke, und der Kaiſer von China hat ſich eben ſo ſtark blamirt wie Mademoiſelle Heinefetter. Nutzloſes Blutvergießen, und die Blume der Mitte iſt verloren. Die Engländer ſind überraſcht, ſo leichten Kaufs mit dem Bruder der Sonne fertig geworden zu ſein, und ſie berechnen ſchon, ob ſie die jetzt überflüſſigen Kriegsrüſtungen im indiſchen Meere nicht gegen Japan richten ſollen, um auch dieſes Land zu brandſchatzen. An einem loyalen Vorwande zum Angriff wird es gewiß auch hier nicht fehlen. Sind es nicht Opiumfäſſer, ſo ſind es die Schriften der engliſchen Miſſionsgeſellſchaft, die von der japaniſchen Sanitätscommiſſion confiscirt worden. Vielleicht beſpreche ich in einem ſpätern Briefe, wie England ſeine Kriegszüge bemäntelt. Die Drohung, daß britiſche Großmuth uns nicht zu Hülfe kommen werde, wenn Deutſchland einſt wie Polen getheilt werden dürfte, erſchreckt

mich nimmermehr. Erſtens kann Deutſchland nicht getheilt werden. Theile mal einer das Fürſtenthum Liechtenſtein oder Greiz-Schleiz! Und zweitens ——

53.

Paris, den 31. December 1842.

Noch ein kleiner Fußtritt, und das alte böſe Jahr rollt hinunter in den Abgrund der Zeit. Dieſes Jahr war eine Satire auf Ludwig Philipp, auf Guizot, auf alle die ſich ſo viele Mühe gegeben haben, den Frieden in Europa zu erhalten. Dieſes Jahr iſt eine Satire auf den Frieden ſelbſt, denn im geruhſamen Schooße deſſelben wurden wir mit Schreckniſſen heimgeſucht, wie ſie der gefürchtete Krieg gewiß nicht ſchrecklicher hervorbringen konnte. Entſetzlicher Wonnemond, wo faſt gleichzeitig in Frankreich, in Deutſchland und Hayti die fürchterlichſten Trauerſpiele aufgeführt wurden! Welches Zuſammentreffen der unerhörteſten Unglücksfälle! Welcher boshafte Witz des Zufalls! Welche hölliſchen Ueberraſchungen! Ich kann mir die Verwunderung denken, womit die Bewohner des Schattenreichs die neuen Ankömmlinge vom 6. Mai betrachteten, die geputzten Sonntagsgeſichter, Studenten, Griſetten, junge Ehepaare, vergnügungsſüchtige Droguiſten, Philiſter von allen Farben, die zu Verſailles die Kunſtwaſſer ſpringen ſahen und ſtatt in Paris, wo ſchon die Mittagstafel für ſie gedeckt war, plötzlich in der Unterwelt anlangten! Und zwar verſtümmelt, geſotten und geſchmort! Iſt es der Krieg, der euch ſo ſchnöde zugerichtet? „Ach nein, wir haben Frieden, und wir kommen eben von einer Spazierfahrt.“ Auch die gebratenen Spritzenleute und Litzenbrüder, die einige Tage ſpäter aus Hamburg ankamen, mußten nicht geringeres Erſtaunen im Lande Pluto's erregen. Seid ihr die Opfer des Kriegsgottes? war gewiß die Frage, womit ſie empfangen wurden. „Nein, unſre Republik hat Frieden mit der ganzen Welt, der Tempel des Janus war geſchloſſen, nur die Bacchushalle ſtand offen, und wir lebten im ruhigen Genuſſe unſrer ſpartaniſchen Mockturtleſuppen, als plötzlich das große Feuer entſtand, worin wir umkamen.“ Und Eure berühmten Löſchanſtalten? „Die ſind gerettet, nur ihr Ruhm iſt verloren.“ Und die alten Perrücken? „Die werden wie gepuderte Phönixe aus der Aſche hervorſteigen.“ Den folgenden Tag, während Hamburg noch loderte, entſtand das Erdbeben zu Hayti, und die armen ſchwarzen Menſchen wurden zu Tauſenden ins Schattenreich hinabgeſchleudert. Als ſie bluttriefend anlangten, glaubte man gewiß dort unten, ſie kämen aus einer Schlacht mit den Weißen, und ſie ſeien von dieſen gemetzelt oder gar als revoltirte Sclaven zu Tode gepeitſcht worden. Nein, auch diesmal irrten ſich die guten Leute am Styx. Nicht der Menſch, ſondern die Natur hatte das große

Von den Luſtſpielen Duveyriers wollen wir heute nicht reden, ſondern von ſeinen politiſchen Broſchüren, denn er hat die Theatercarrière wieder verlaſſen und ſich auf das Feld der Politik begeben, und dieſe neue Umwandlung iſt vielleicht nicht minder merkwürdig. Aus ſeiner Feder floſſen die kleinen Schriften, die allwöchentlich unter dem Titel "lettres politiques" herauskommen. Die erſte iſt an den König gerichtet, die zweite an Guizot, die dritte an den Herzog von Nemours, die vierte an Thiers. Sie zeugen ſämmtlich von vielem Geiſt. Es herrſcht darin eine edle Geſinnung, ein lobenswerther Widerwille gegen barbariſche Kriegsgelüſte, eine ſchwärmeriſche Begeiſterung für den Frieden. Von der Ausbeutung der Induſtrie erwartet Duveyrier das goldne Zeitalter. Der Meſſias wird nicht auf einem Eſel, ſondern auf einem Dampfwagen den ſegensreichen Einzug halten. Namentlich die Broſchüre, die an Thiers gerichtet, oder vielmehr gegen ihn gerichtet, athmet dieſe Geſinnung. Von der Perſönlichkeit des ehemaligen Conſeilpräſidenten ſpricht der Verfaſſer mit hinlänglicher Ehrfurcht. Guizot gefällt ihm, aber Molé gefällt ihm beſſer. Dieſer Hintergedanke dämmert überall durch.

Ob er mit Recht oder mit Unrecht irgend einem von den Dreien den Vorzug gibt, iſt ſchwer zu beſtimmen. Ich meinestheils glaube nicht, daß einer beſſer als der andre, und ich bin der Meinung, daß jeder von ihnen als Miniſter immer daſſelbe thun wird, was auch unter denſelben Umſtänden der andre thäte. Der wahre Miniſter, deſſen Gedanke überall zur That wird, der ſowohl gouvernirt als regiert, iſt der König, Ludwig Philipp, und die erwähnten drei Staatsmänner unterſcheiden ſich nur in der Art und Weiſe, wie ſie ſich mit der Vorherrſchaft des königlichen Gedankens abfinden.

Herr Thiers ſträubt ſich im Anfang ſehr barſch, macht die redſeligſte Oppoſition, trompetet und trommelt, und thut doch am Ende was der König wollte. Nicht blos ſeine revolutionären Gefühle, ſondern auch ſeine ſtaatsmänniſchen Ueberzeugungen ſind im beſtändigen Widerſpruch mit dem königlichen Syſtem: er fühlt und weiß, daß dieſes Syſtem auf die Länge ſcheitern muß, und ich könnte die erſtaunlichſten Aeußerungen Thiers' über die Unhaltbarkeit der jetzigen Zuſtände mittheilen. Er kennt zu gut ſeine Franzoſen und zu gut die Geſchichte der franzöſiſchen Revolution, um ſich dem Quietismus der ſiegreichen Bourgeoispartei ganz hingeben zu können, und an den Maulkorb zu glauben, den er ſelbſt dem tauſendköpfigen Ungeheuer angelegt hat; ſein feines Ohr hört das innerliche Knurren, er hat ſogar Furcht, einſt von dem entzügelten Ungethüm zerriſſen zu werden — und dennoch thut er was der König will.

Mit Herrn Guizot iſt es ganz anders. Für ihn iſt der Sieg der Bourgeoiſiepartei eine vollendete Thatſache, un fait accompli, und er iſt mit all ſeinen Fähigkeiten in den Dienſt dieſer neuen Macht getreten, deren Herrſchaft er durch alle Künſte des hiſtoriſchen und philoſophiſchen Scharfſinns als ver-

nünftig, und folglich auch als berechtigt, zu ſtützen weiß. Das iſt eben das Weſen eines Doctrinärs, daß er für alles was er thun will eine Doctrin findet. Er ſteht vielleicht mit ſeinen geheimſten Ueberzeugungen über dieſer Doctrin, vielleicht auch drunter, was weiß ich? Er iſt zu geiſtesbegabt und vielſeitig wiſſend, als daß er nicht im Grunde ein Skeptiker wäre, und eine ſolche Skepſis verträgt ſich mit dem Dienſt, den er dem Syſteme widmet, dem er ſich einmal ergeben hat. Jetzt iſt er der neue Diener der Bourgeoiſieherrſchaft, und hart wie ein Herzog von Alba wird er ſie mit unerbittlicher Conſequenz bis zum letzten Momente vertheidigen. Bei ihm iſt kein Schwanken, kein Zagen, er weiß was er will, und was er will thut er. Fällt er im Kampfe, ſo wird ihn auch dieſer Sturz nicht erſchüttern, und er wird blos die Achſeln zucken. War doch das, wofür er kämpfte, ihm im Grunde gleichgültig. Siegt etwa einſt die republikaniſche Partei, oder gar die der Communiſten, ſo rathe ich dieſen braven Leuten, den Guizot zum Miniſter zu nehmen, ſeine Intelligenz und ſeine Halsſtarrigkeit auszubeuten, und ſie werden beſſer dabei ſtehen, als wenn ſie ihren erprobteſten Dummköpfen der Bürgertugend das Gouvernement in Händen geben. Ich möchte einen ähnlichen Rath den Henriquinquiſten ertheilen, für den unmöglichen Fall, daß ſie einſt wieder durch ein Nationalunglück, durch ein Strafgericht Gottes, in Beſitz der officiellen Gewalt geriethen; nehmt den Guizot zum Miniſter, und Ihr werdet Euch dreimal vierundzwanzig Stunden länger halten können, und ich fürchte, Herrn Guizot nicht unrecht zu thun, wenn ich die Meinung ausſpreche, daß er ſo tief herabſteigen könnte, um Eure ſchlechte Sache durch ſeine Beredtſamkeit und ſeine gouvernementalen Talente zu unterſtützen. Seid Ihr ihm doch eben ſo gleichgültig, wie die Spießbürger, für die er jetzt ſo großen Geiſtesaufwand macht in Wort und That, und wie das Syſtem des Königs, dem er mit ſtoiſchem Gleichmuthe dient.

Herr Molé unterſcheidet ſich von dieſen beiden dadurch, daß er erſtens der eigentliche Staatsmann iſt, deſſen Perſönlichkeit ſchon den Patricier verräth, dem das Talent der Staatslenkung angeboren oder durch Familientraditionen anerzogen worden. Bei ihm iſt keine Spur vom plebejiſchen Emporkömmling, wie bei Herrn Thiers, und noch weniger hat er die Ecken eines Schulmanns, wie Herr Guizot, und bei der Ariſtokratie der fremden Höfe mag er durch eine ſolche äußere Repräſentation und diplomatiſche Leichtigkeit die Genialität erſetzen, welche wir bei Herrn Thiers und Guizot finden. Er hat kein anderes Syſtem, als das des Königs, iſt auch zu ſehr Hofmann, um ein andres haben zu wollen, und das weiß der König, und er iſt der Miniſter nach dem Herzen Ludwig Philipps. Ihr werdet ſehen, jedesmal wenn man ihm die Wahl laſſen wird, Herrn Guizot oder Herrn Thiers zum Premierminiſter zu nehmen, wird Ludwig Philipp immer wehmüthig antworten: Laßt mich Molé nehmen.

Molé, das iſt er ſelber, und da doch einmal geſchieht, was er will, ſo wäre es gar kein Unglück, wenn Molé wieder Miniſter würde.

Aber ein Glück wäre es auch nicht, denn das königliche Syſtem würde nach wie vor in Wirkſamkeit bleiben, und wie ſehr wir die edle Abſicht des Königs hochſchätzen, wie ſehr wir ihm den beſten Willen für das Glück Frankreichs zutrauen, ſo müſſen wir doch bekennen, daß die Mittel zur Ausführung nicht die richtigen ſind, daß das ganze Syſtem keinen Schuß Pulver taugt, wenn es nicht gar einſt durch einen Schuß Pulver in die Luft ſpringt. Ludwig Philipp will Frankreich regieren durch die Kammer, und er glaubt alles gewonnen zu haben, wenn er durch Begünſtigung ihrer Glieder bei allen Regierungsvorſchlägen die parlamentariſche Majorität gewonnen. Aber ſein Irrthum beſteht darin, daß er Frankreich durch die Kammer repräſentirt glaubt. Dieſes aber iſt nicht der Fall, und er verkennt ganz die Intereſſen eines Volks, welche von denen der Kammer ſehr verſchieden ſind, und von letzterer nicht ſonderlich beachtet werden. Steigt ſeine Impopularität bis zu einem bedenklichen Punkte, ſo wird ihn ſchwerlich die Kammer retten können, und es iſt noch die Frage, ob jene begünſtigte Bourgeoiſie, für die er ſo viel thut, ihm im gefährlichen Augenblicke mit Enthuſiasmus zu Hülfe eilen wird.

Unſer Unglück iſt, ſagte mir jüngſt ein Habitué der Tuilerien, daß unſre Gegner, indem ſie uns ſchwächer glauben als wir ſind, uns nicht fürchten, und daß unſre Freunde, die zuweilen ſchmollen, uns eine größere Stärke zumuthen, als wir in der Wirklichkeit beſitzen.

55.

Paris, den 25. März 1843.

Die Langeweile, welche die claſſiſche Tragödie der Franzoſen ausdünſtet, hat Niemand beſſer begriffen, als jene gute Bürgersfrau unter Ludwig XV., die zu ihren Kindern ſagte: beneidet nicht den Adel und verzeiht ihm ſeinen Hochmuth, er muß ja doch als Strafe des Himmels jeden Abend im Théâtre français ſich zu Tode langweilen. Das alte Regime hat aufgehört, und das Scepter iſt in die Hände der Bourgeoiſie gerathen; aber dieſe neuen Herrſcher müſſen ebenfalls ſehr viele alte Sünden abzubüßen haben, und der Unmuth der Götter trifft ſie noch unleidlicher als ihre Vorgänger im Reiche: denn nicht blos, daß ihnen Mademoiſelle Rachel die moderige Hefe des antiken Schlaftrunks jeden Abend credenzt, müſſen ſie jetzt ſogar den Abhub unſerer romantiſchen Küche, verſificirtes Sauerkraut, die Burggrafen von Victor Hugo, verſchlucken! Ich will kein Wort verlieren über den Werth dieſes unverdaulichen Machwerks, das mit allen möglichen Prätenſionen auftritt, na-

mentlich mit hiſtoriſchen, obgleich alles Wiſſen Victor Hugo's über Zeit und Ort, wo ſein Stück ſpielt, lediglich aus der franzöſiſchen Ueberſetzung von Schreiber's Handbuch für Rheinreiſende geſchöpft iſt. Hat der Mann, der vor einem Jahr in öffentlicher Academie zu ſagen wagte, daß es mit dem deutſchen Genius ein Ende habe (la pensée allemande est rentrée dans l'ombre), hat dieſer größte Adler der Dichtkunſt diesmal wirklich die Zeitgenoſſenſchaft ſo allmächtig überflügelt? Wahrlich keineswegs. Sein Werk zeugt weder von poetiſcher Fülle noch Harmonie, weder von Begeiſterung noch Geiſtesfreiheit, es enthält keinen Funken Genialität, ſondern nichts als geſpreizte Unnatur und bunte Declamation. Eckige Holzfiguren, überladen mit geſchmackloſem Flitterſtaat, bewegt durch ſichtbare Drähte, ein unheimliches Puppenſpiel, eine graſſe, krampfhafte Nachäffung des Lebens; durch und durch erlogene Leidenſchaft. Nichts iſt mir fataler als dieſe Hugo'ſche Leidenſchaft, die ſich ſo glühend geberdet, äußerlich ſo prächtig auflodert, und doch inwendig ſo armſelig nüchtern und froſtig iſt. Dieſe kalte Paſſion, die uns in ſo flammenden Redensarten aufgetiſcht wird, erinnert mich immer an das gebratene Eis, das die Chineſen ſo künſtlich zu bereiten wiſſen, indem ſie kleine Stückchen Gefrorenes, eingewickelt in einen dünnen Teig, einige Minuten übers Feuer-halten: ein antithetiſcher Leckerbiſſen, den man ſchnell verſchlucken muß, und wobei man Lippe und Zunge verbrennt, den Magen aber erkältet.

Aber die herrſchende Bourgeoiſie muß ihrer Sünden wegen nicht blos alte claſſiſche Tragödien und Trilogien, die nicht claſſiſch ſind, ausſtehen, ſondern die himmliſchen Mächte haben ihr einen noch ſchauderhaftern Kunſtgenuß beſchert, nämlich jenes Pianoforte, dem man jetzt nirgends mehr ausweichen kann, das man in allen Häuſern erklingen hört, in jeder Geſellſchaft, Tag und Nacht. Ja, Pianoforte heißt das Marterinſtrument, womit die jetzige vornehme Geſellſchaft noch ganz beſonders torquirt und gezüchtigt wird für alle ihre Uſurpationen. Wenn nur nicht der Unſchuldige mit leiden müßte! Dieſe ewige Clavierſpielerei iſt nicht mehr zu ertragen! (Ach! meine Wandnachbarinnen, junge Töchter Albions, ſpielen in dieſem Augenblick ein brillantes Morceau für zwei linke Hände.) Dieſe grellen Klimpertöne ohne natürliches Verhallen, dieſe herzloſen Schwirrklänge, dieſes erzproſaiſche Schollern und Pickern, dieſes Fortepiano tödtet all unſer Denken und Fühlen, und wir werden dumm, abgeſtumpft, blödſinnig. Dieſes Ueberhandnehmen des Clavierſpielens und gar die Triumphzüge der Claviervirtuoſen ſind charakteriſtiſch für unſere Zeit und zeugen ganz eigentlich von dem Sieg des Maſchinenweſens über den Geiſt. Die techniſche Fertigkeit, die Präciſion eines Automaten, das Identificiren mit dem beſaiteten Holze, die tönende Inſtrumentwerdung des Menſchen, wird jetzt als das Höchſte geprieſen und gefeiert. Wie Heuſchreckenſchaaren kommen die Clavierwirtuoſen jeden Winter

nach Paris, weniger um Geld zu erwerben als vielmehr um ſich hier einen Namen zu machen, der ihnen in andern Ländern deſto reichlicher eine pecuniäre Ernte verſchafft. Paris dient ihnen als eine Art Annoncenpfahl, wo ihr Ruhm in coloſſalen Lettern zu leſen, denn es iſt die Pariſer Preſſe, welche ihn der gläubigen Welt verkündet, und jene Virtuoſen verſtehen ſich mit der größten Virtuoſität auf die Ausbeutung der Journale und der Journaliſten. Sie wiſſen auch dem Hartnäckigſten ſchon beizukommen, denn Menſchen ſind immer Menſchen, ſind empfänglich für Schmeichelei, ſpielen auch gern eine Protectorrolle, und eine Hand wäſcht die andere; die unreinere iſt aber ſelten die des Journaliſten, und ſelbſt der feile Lobhudler iſt zugleich ein betrogener Tropf, den man zur Hälfte mit Liebkoſungen bezahlt. Man ſpricht von der Käuflichkeit der Preſſe; man irrt ſich ſehr. Im Gegentheil, die Preſſe iſt gewöhnlich büpirt, und dies gilt ganz beſonders in Beziehung auf die berühmten Virtuoſen. Berühmt ſind ſie eigentlich alle, nämlich in den Reclamen, die ſie höchſtſelbſt oder durch einen Bruder oder durch ihre Frau Mutter zum Druck befördern. Es iſt kaum glaublich, wie demüthig ſie in den Zeitungsbureaux um die geringſte Lobſpende betteln, wie ſie ſich krümmen und winden. Als ich noch bei dem Director der Gazette musicale in großer Gunſt ſtand — (ach! ich habe ſie durch jugendlichen Leichtſinn verſcherzt) — konnte ich ſo recht mit eignen Augen anſehen, wie ihm jene Berühmten unterthänig zu Füßen lagen und vor ihm krochen und wedelten, um in ſeinem Journale ein Bischen gelobt zu werden; und von unſern hochgefeierten Virtuoſen, die wie ſiegreiche Fürſten in allen Hauptſtädten Europas ſich huldigen laſſen, könnte man wohl in Berangers Weiſe ſagen, daß auf ihren Lorbeerkronen noch der Staub von Moritz Schleſingers Stiefeln ſichtbar iſt. Wie dieſe Leute auf unſre Leichtgläubigkeit ſpeculiren, davon hat man keinen Begriff, wenn man nicht hier an Ort und Stelle die Betriebſamkeit anſieht. In den Bureaux der erwähnten muſikaliſchen Zeitung begegnete ich einmal einem zerlumpten alten Mann, der ſich als den Vater eines berühmten Virtuoſen ankündigte und die Redactoren des Journals bat, eine Reclame abzudrucken, worin einige edle Züge aus dem Kunſtleben ſeines Sohnes zur Kenntniß des Publicums gebracht wurden. Der Berühmte hatte nämlich irgendwo in Südfrankreich mit coloſſalem Beifall ein Concert gegeben und mit dem Ertrag eine dem Einſturz drohende altgothiſche Kirche unterſtützt; ein andermal hatte er für eine überſchwemmte Wittwe geſpielt, oder auch für einen ſiebzigjährigen Schulmeiſter, der ſeine einzige Kuh verloren, u. ſ. w. Im längern Geſpräche mit dem Vater jenes Wohlthäters der Menſchheit geſtand der Alte ganz naiv, daß ſein Herr Sohn freilich nicht ſo viel für ihn thue, wie er wohl vermöchte, und daß er ihn manchmal ſogar ein klein Bischen darben laſſe. Ich möchte dem Berühmten anrathen, auch einmal für die baufälligen Hoſen ſeines alten Vaters ein Concert zu geben.

Wenn man dieſe Miſère eingeſehen, kann man wahrlich den ſchwediſchen Studenten nicht mehr grollen, die ſich etwas allzuſtark gegen den Unfug der Virtuoſenvergötterung ausgeſprochen und dem berühmten Ole Bull bei ſeiner Ankunft in Upſala die bekannte Ovation bereiteten. Der Gefeierte glaubte ſchon, man würde ihm die Pferde ausſpannen, machte ſich ſchon gefaßt auf Fackelzug und Blumenkränze, als er eine ganz unerwartete Tracht Ehrenprügel bekam, eine wahrhaft nordiſche Surpriſe.

Die Matadoren der diesjährigen Saiſon waren die Herren Sivori und Dreyſchock. Erſterer iſt ein Geiger, und als ſolchen ſtelle ich ihn über letztern, den furchtbaren Clavierſchläger. Bei den Violiniſten iſt überhaupt die Virtuoſität nicht ganz und gar Reſultat mechaniſcher Fingerfertigkeit und bloßer Technik, wie bei den Pianiſten. Die Violine iſt ein Inſtrument, welches faſt menſchliche Launen hat und mit der Stimmung des Spielers ſozuſagen in einem ſympathetiſchen Rapport ſteht: das geringſte Mißbehagen, die leiſeſte Gemüthserſchütterung, ein Gefühlshauch, findet hier einen unmittelbaren Wiederhall, und das kommt wohl daher, weil die Violine ſo ganz nahe an unſre Bruſt gedrückt, auch unſer Herzklopfen vernimmt. Dies iſt jedoch nur bei Künſtlern der Fall, die wirklich ein Herz in der Bruſt tragen, welches klopft, die überhaupt eine Seele haben. Je nüchterner und herzloſer der Violinſpieler, deſto gleichförmiger wird immer ſeine Execution ſein, und er kann auf den Gehorſam ſeiner Fiedel rechnen, zu jeder Stunde, an jedem Orte. Aber dieſe geprieſene Sicherheit iſt doch nur das Ergebniß einer geiſtigen Beſchränktheit, und eben die größten Meiſter waren es, deren Spiel nicht ſelten abhängig geweſen von äußern und innern Einflüſſen. Ich habe Niemand beſſer, aber auch zu Zeiten Niemand ſchlechter ſpielen gehört als Paganini, und daſſelbe kann ich von Ernſt rühmen. Dieſer letztere, Ernſt, vielleicht der größte Violinſpieler unſrer Tage, gleicht dem Paganini auch in ſeinen Gebrechen, wie in ſeiner Genialität. Ernſt's Abweſenheit ward hier dieſen Winter ſehr bedauert. Signor Sivori war ein ſehr matter Erſatz, doch wir haben ihn mit großem Vergnügen gehört. Da er in Genua geboren iſt und vielleicht als Kind in den engen Straßen ſeiner Vaterſtadt, wo man ſich nicht ausweichen kann, dem Paganini zuweilen begegnete, hat man ihn hier für einen Schüler deſſelben proclamirt. Nein, Paganini hatte nie einen Schüler, konnte keinen haben, denn das Beſte, was er wußte, das, was das Höchſte in der Kunſt iſt, das läßt ſich weder lehren noch lernen.

Was iſt in der Kunſt das Höchſte? Das, was auch in allen andern Manifeſtationen des Lebens das Höchſte iſt: die ſelbſt bewußte Freiheit des Geiſtes. Nicht blos ein Muſikſtück, das in der Fülle jenes Selbſtbewußtſeins componirt worden, ſondern auch der bloße Vortrag deſſelben kann als das künſtleriſch Höchſte betrachtet werden, wenn uns daraus jener wunderſame Unendlichkeits-

hauch anweht, der unmittelbar bekundet, daß der Executant mit dem Componiſten auf derſelben freien Geiſteshöhe ſteht, daß er ebenfalls ein Freier iſt. Ja, dieſes Selbſtbewußtſein der Freiheit in der Kunſt offenbart ſich ganz beſonders durch die Behandlung, durch die Form, in keinem Falle durch den Stoff, und wir können im Gegentheil behaupten, daß die Künſtler, welche die Freiheit ſelbſt und die Befreiung zu ihrem Stoffe gewählt, gewöhnlich von beſchränktem, gefeſſelten Geiſte, wirklich Unfreie ſind. Dieſe Bemerkung bewährt ſich heutigen Tages ganz beſonders in der deutſchen Dichtkunſt, wo wir mit Schrecken ſehen, daß die zügellos trotzigſten Freiheitſänger, beim Licht betrachtet, meiſt nur bornirte Naturen ſind, Philiſter, deren Zopf unter der rothen Mütze hervorlauſcht, Eintagsfliegen, von denen Goethe ſagen würde:

Matte Fliegen! Wie ſie raſen!
Wie ſie ſumſend überkeck
Ihren kleinen Fliegendreck
Träufeln auf Tyrannennaſen!

Die wahrhaft großen Dichter haben immer die großen Intereſſen ihrer Zeit anders aufgefaßt als in gereimten Zeitungsartikeln, und ſie haben ſich wenig darum bekümmert, wenn die knechtiſche Menge, deren Rohheit ſie anwidert, ihnen den Vorwurf des Ariſtokratismus machte.

56.

Paris, 26. März 1843.

Als die merkwürdigſten Erſcheinungen der heurigen Saiſon habe ich die Herren Sivori und Dreyſchock genannt. Letzterer hat den größten Beifall geerntet, und ich referire getreulich, daß ihn die öffentliche Meinung für einen der größten Clavierviruoſen proclamirt und den gefeierſten derſelben gleichgeſtellt hat. Er macht einen hölliſchen Spectakel. Man glaubt nicht einen Pianiſten Dreyſchock, ſondern drei Schock Pianiſten zu hören. Da an dem Abend ſeines Concertes der Wind ſüdweſtlich war, ſo konnten Sie vielleicht in Augsburg die gewaltigen Klänge vernehmen; in ſolcher Entfernung iſt ihre Wirkung gewiß eine angenehme. Hier jedoch, im Departement de la Seine, berſtet uns leicht das Trommelfell, wenn dieſer Clavierſchläger loswettert. Häng' dich, Franz Liszt, du biſt ein gewöhnlicher Windgötze in Vergleichung mit dieſem Donnergott, der wie Birkenreiſer die Stürme zuſammenbindet und damit das Meer ſtäupt. Die ältern Pianiſten treten immer mehr in den Schatten, und dieſe armen, abgelebten Invaliden des Ruhmes müſſen jetzt hart dafür leiden, daß ſie in ihrer Jugend überſchätzt worden. Nur Kalkbrenner hält ſich noch ein Bischen. Er iſt dieſen Winter öffentlich aufgetreten,

in dem Concerte einer Schülerin; auf ſeinen Lippen glänzt noch immer jenes einbalſalmirte Lächeln, welches wir jüngſt auch bei einem ägyptiſchen Pharaonen bemerkt haben, als deſſen Mumie in dem hieſigen Muſeum abgewickelt wurde. Nach einer mehr als fünfundzwanzigjährigen Abweſenheit hat Herr Kalkbrenner auch jüngſt den Schauplatz ſeiner früheſten Erfolge, nämlich London, wieder beſucht und dort den größten Beifall eingeerntet. Das beſte iſt, daß er mit heilem Halſe hierher zurückgekehrt, und wir jetzt wohl nicht mehr an die geheime Sage glauben dürfen, als habe Herr Kalkbrenner England ſo lange gemieden wegen der dortigen ungeſunden Geſetzgebung, die das galante Vergehen der Bigamie mit dem Strange beſtrafe. Wir können daher annehmen, daß jene Sage ein Mährchen war, denn es iſt eine Thatſache, daß Herr Kalkbrenner zurückgekehrt iſt zu ſeinen hieſigen Verehrern, zu den ſchönen Fortepianos, die er in Compagnie mit Herrn Pleyel fabricirt, zu ſeinen Schülerinnen, die ſich alle zu ſeinen Meiſterinnen im franzöſiſchen Sinne des Wortes ausbilden, zu ſeiner Gemäldeſammlung, welche, wie er behauptet, kein Fürſt bezahlen könne, zu ſeinem hoffnungsvollen Sohne, welcher in der Beſcheidenheit bereits ſeinen Vater übertrifft, und zu der braven Fiſchhändlerin, die ihm den famoſen Türbot überließ, den der Oberkoch des Fürſten von Benevent, Talleyrand Perigord, ehemaligen Biſchof von Autun, für ſeinen Herrn bereits beſtellt hatte. — Die Poiſſarde ſträubte ſich lange, dem berühmten Pianiſten, der incognito auf den Fiſchmarkt gegangen war, den beſagten Türbot zu überlaſſen, doch als erſterer ſeine Karte hervorzog, ſie auf den letztern niederlegte und die arme Frau den Namen Kalkbrenner las, befahl ſie auf der Stelle, den Fiſch nach ſeiner Wohnung zu bringen, und ſie war lange nicht zu bewegen, irgend eine Zahlung anzunehmen, hinlänglich bezahlt, wie ſie ſei, durch die große Ehre. Deutſche Stockfiſche ärgern ſich über eine ſolche Fiſchgeſchichte, weil ſie ſelbſt nicht im Stande ſind, ihr Selbſtbewußtſein in ſolcher brillanten Weiſe geltend zu machen, und weil ſie Herrn Kalkbrenner überdies beneiden ob ſeinem eleganten äußern Auftreten, ob ſeinem feinen geſchniegelten Weſen, ob ſeiner Glätte und Süßlichkeit, ob der ganzen marcipanenen Erſcheinung, die jedoch für den ruhigen Beobachter durch manche unwillkürliche Berliniſmen der niedrigſten Claſſe einen etwas ſchäbigen Beiſatz hat, ſo daß Koreff eben ſo witzig als richtig von dem Manne ſagen konnte: Er ſieht aus wie ein Bonbon, der in den Dreck gefallen.

Ein Zeitgenoſſe des Herrn Kalkbrenner iſt Herr Pixis, und obgleich er von untergeordneterem Range, wollen wir doch hier als Curioſität ſeiner erwähnen. Aber iſt Herr Pixis wirklich noch am Leben? Er ſelber behauptet es, und beruft ſich dabei auf das Zeugniß des Herrn Sina, des berühmten Badegaſtes von Boulogne, den man nicht mit dem Berg Sinai verwechſeln darf. Wir wollen dieſem braven Wellenbändiger Glauben ſchenken, obgleich manche

böſe Zungen ſogar verſichern, Herr Pixis habe nie exiſtirt. Nein, letzterer iſt ein Menſch, der wirklich lebt; ich ſage Menſch, obgleich ein Zoologe ihm einen geſchwänzteren Namen ertheilen würde. Herr Pixis kam nach Paris ſchon zur Zeit der Invaſion, in dem Augenblick, wo der belvederiſche Apoll den Römern wieder ausgeliefert wurde und Paris verlaſſen mußte. Die Acquiſition des Herrn Pixis ſollte den Franzoſen einigen Erſatz bieten. Er ſpielte Clavier, componirte auch ſehr niedlich, und ſeine muſikaliſchen Stückchen wurden ganz beſonders geſchätzt von den Vogelhändlern, welche Canarienvögel auf Drehorgeln zum Geſange abrichten. Dieſen gelben Dingern brauchte man eine Compoſition des Herrn Pixis nur einmal vorzuleiern, und ſie begriffen ſie auf der Stelle, und zwitſcherten ſie nach, daß es eine Freude war und jedermann applaudirte: Pixiſſime! Seitdem die ältern Bourbonen vom Schauplatz abgetreten, wird nicht mehr Pixiſſime gerufen; die neuen Sangvögel verlangen neue Melodien. Durch ſeine äußere Erſcheinung, die phyſiſche, macht ſich Herr Pixis noch einigermaßen geltend; er hat nämlich die größte Naſe in der muſikaliſchen Welt, und um dieſe Specialität recht auffallend bemerkbar zu machen, zeigt er ſich oft in Geſellſchaft eines Romanzencomponiſten, der gar keine Naſe hat und deßwegen jüngſt den Orden der Ehrenlegion erhalten hat, denn gewiß nicht ſeiner Muſik wegen iſt Herr Panſeron ſolchermaßen decorirt worden. Man ſagt, daß derſelbe auch zum Director der großen Oper ernannt werden ſolle, weil er nämlich der einzige Menſch ſei, von dem nicht zu befürchten ſtehe, daß ihn der Maeſtro Giacomo Meyerbeer an der Naſe herumziehen werde.

Herr Herz gehört wie Kalkbrenner und Pixis zu den Mumien; er glänzt nur noch durch ſeinen ſchönen Concertſaal, er iſt längſt todt und hat kürzlich auch geheirathet. Zu den hier anſäſſigen Clavierſpielern, die jetzt am meiſten Glück machen, gehören Halle und Eduard Wolf, doch nur von letzterm wollen wir beſonders Notiz nehmen, da er ſich zugleich als Componiſt auszeichnet. Eduard Wolf iſt fruchtbar und voller Verve. Stephan Heller iſt mehr Componiſt als Virtuoſe, obgleich er auch wegen ſeines Clavierſpiels ſehr geehrt wird. Seine muſikaliſchen Erzeugniſſe tragen alle den Stempel eines ausgezeichneten Talentes, und er gehört ſchon jetzt zu den großen Meiſtern. Er iſt ein wahrer Künſtler, ohne Affectation, ohne Uebertreibung; romantiſcher Sinn in claſſiſcher Form. Thalberg iſt ſchon ſeit zwei Monaten in Paris, will aber ſelbſt kein Concert geben; nur im Concerte eines ſeiner Freunde wird er dieſe Woche öffentlich ſpielen. Dieſer Künſtler unterſcheidet ſich vortheilhaft von ſeinen Claviercollegen, ich möchte faſt ſagen durch ſein muſikaliſches Betragen. Wie im Leben, ſo auch in ſeiner Kunſt bekundet Thalberg den angebornen Tact, ſein Vortrag iſt ſo gentlemanlike, ſo wohlhabend, ſo anſtändig, ſo ganz ohne Grimaſſe, ſo ganz ohne forcirtes Genialthun, ſo ganz

ohne jene renommirende Bengelei, welche die innere Verzagniß ſchlecht verhehlt. Die geſunden Weiber lieben ihn. Die kränklichen Frauen ſind ihm nicht minder hold, obgleich er nicht durch epileptiſche Anfälle auf dem Clavier ihr Mitleid in Anſpruch nimmt, obgleich er nicht auf ihre überreizt zarten Nerven ſpeculirt, obgleich er ſie weder elektriſirt noch galvaniſirt; negative, aber ſchöne Eigenſchaften. Es giebt nur einen, den ich ihm vorzöge, das iſt Chopin, der aber viel mehr Componiſt als Virtuoſe iſt. Bei Chopin vergeſſe ich ganz die Meiſterſchaft des Clavierſpiels, und verſinke in die ſüßen Abgründe ſeiner Muſik, in die ſchmerzliche Lieblichkeit ſeiner eben ſo tiefen wie zarten Schöpfungen. Chopin iſt der große geniale Tondichter, den man eigentlich nur in Geſellſchaft von Mozart oder Beethoven oder Roſſini nennen ſollte.

In den ſogenannten lyriſchen Theatern hat es dieſen Winter nicht an Novitäten gefehlt. Die Buffos gaben uns Don Pasquale, ein neues Opus von Signor Donizetti. Auch dieſem Italiener fehlt es nicht an Erfolg, ſein Talent iſt groß, aber noch größer iſt ſeine Fruchtbarkeit, worin er nur den Kaninchen nachſteht. In der Opéra-comique ſahen wir La part du diable, Text von Scribe, Muſik von Auber; Dichter und Componiſt paſſen hier gut zuſammen, ſie ſind ſich auffallend ähnlich in ihren Vorzügen wie in ihren Mängeln. Beide haben viel Esprit, viel Grazie, viel Erfindung, ſogar Leidenſchaft; dem einen fehlt nur die Poeſie, wie dem andern nur die Muſik fehlt. Das Werk findet ſein Publicum und macht immer ein volles Haus.

In der Académie royale de musique, der großen Oper, gab man dieſer Tage Karl VI., Text von Caſimir Delavigne, Muſik von Halevy. Auch hier bemerken wir zwiſchen dem Dichter und Componiſten eine wahlverwandte Aehnlichkeit. Sie haben beide durch gewiſſenhaftes edles Streben ihre natürliche Begabniß zu ſteigern gewußt und mehr durch die äußere Zucht der Schule als durch innere Urſprünglichkeit ſich herangebildet. Deßhalb ſind ſie auch beide nie ganz dem Schlechten verfallen, wie es dem Originalgenie zuweilen begegnet; ſie leiſteten immer etwas Erquickliches, etwas Schönes, etwas Reſpectables, Academiſches, Claſſiſches. Beide ſind dabei gleich edle Naturen, würdige Geſtalten, und in einer Zeit wo das Gold ſich geizig verſteckt, wollen wir an dem curſirenden Silber nicht geringſchätzend mäkeln. Der fliegende Holländer von Dietz iſt ſeitdem traurig geſcheitert; ich habe dieſe Oper nicht gehört, nur das Libretto kam mir zu Geſicht, und mit Widerwillen ſah ich, wie die ſchöne Fabel, die ein bekannter deutſcher Schriftſteller (H. Heine) faſt ganz mundgerecht für die Bühne erſonnen, in dem franzöſiſchen Text verhunzt worden.

Als gewiſſenhafter Berichterſtatter muß ich erwähnen, daß unter den deutſchen Landsleuten, die hier anweſend, ſich auch der vortreffliche Meiſter Kon-

radin Kreutzer befindet. Konradin Kreutzer iſt hier zu bedeutendem Anſehn gelangt durch das Nachtlager von Granada, das die deutſche Truppe, verhungerten Andenkens, gegeben hat. Mir iſt der verehrte Meiſter ſchon ſeit meinen früheſten Jugendtagen bekannt, wo mich ſeine Liedercompoſitionen entzückten; noch heute tönen ſie mir im Gemüthe, wie ſingende Wälder mit ſchluchzenden Nachtigallen und blühender Frühlingsluft. Herr Kreutzer ſagt mir, daß er für die Opéra-comique ein Libretto in Muſik ſetzen wird. Möge es ihm gelingen, auf dieſem gefährlichen Pfad nicht zu straucheln, und von den abgefeimten Roués der Pariſer Komödiantenwelt nicht hinters Licht geführt zu werden, wie ſo manchen Deutſchen vor ihm geſchehen, die ſogar den Vorzug hatten, weniger Talent als Herr Kreutzer zu beſitzen, und jedenfalls leichtfüßiger als letzterer auf dem glatten Boden von Paris ſich zu bewegen wußten. Welche traurigen Erfahrungen mußte Herr Richard Wagner machen, der endlich der Sprache der Vernunft und des Magens gehorchend, das gefährliche Project, auf der franzöſiſchen Bühne Fuß zu faſſen, klüglich aufgab und nach dem deutſchen Kartoffelland zurückflatterte. Vortheilhafter ausgerüſtet im materiellen und induſtrieuſen Sinne iſt der alte Deſſauer, welcher, wie er behauptet, im Auftrage der Opéra-comique-Direction eine Oper componirt. Den Text liefert ihm Herr Scribe, dem vorher ein hieſiges Banquierhaus Bürgſchaft leiſtet, daß bei etwaigem Durchfall des alten Deſſauer ihm, dem berühmten Librettofabrikanten, eine namhafte Summe als Abtrittsgeld oder Debit ausbezahlt werde. Er hat in der That Recht ſich vorzuſehen, da der alte Deſſauer, wie er uns täglich vorwimmert, an der Melancholik leidet. Aber wer iſt der alte Deſſauer? Es kann doch nicht der alte Deſſauer ſein, der im ſiebenjährigen Kriege ſo viele Lorbeern gewonnen und deſſen Marſch ſo berühmt geworden, und deſſen Statue im Berliner Schloßgarten ſtand und ſeitdem umgefallen iſt? Nein, theurer Leſer! Der Deſſauer, von welchem wir reden, hat nie Lorbeeren gewonnen, er ſchrieb auch keine berühmten Märſche, und es iſt ihm auch keine Statue geſetzt worden, welche umgefallen. Er iſt nicht der preußiſche alte Deſſauer, und dieſer Name iſt nur ein nom de guerre oder vielleicht ein Spitzname, den man ihm ertheilt hat, ob ſeinem ältlichen katzenbucklicht gekrümmten und benauten Ausſehen. Er iſt ein alter Jüngling, der ſich ſchlecht conſervirt. Er iſt nicht aus Deſſau, im Gegentheil er iſt aus Prag, wo er im iſraelitiſchen Quartier zwei große reinliche Häuſer beſitzt; auch in Wien ſoll er ein Haus beſitzen und ſonſtig ſehr vermögend ſein. Er hat alſo nicht nöthig zu componiren, wie die alte Moſſon ſagen würde. Aber aus Vorliebe für die Kunſt vernachläſſigte er ſeine Handlungsgeſchäfte, trieb Muſik und componirte frühzeitig eine Oper, welche durch edle Beharrlichkeit zur Aufführung gelangte und anderthalb Vorſtellungen erlebte. So wie in Prag ſuchte der alte Deſſauer auch in Wien

ſeine Talente geltend zu machen, doch die Clique, welche für Mozart, Beethoven und Schubert ſchwärmt, ließ ihn nicht aufkommen; man verſtand ihn nicht, was ſchon wegen ſeiner kauderwälſchen Mundart und einer gewiſſen näſelnden Ausſprache des Deutſchen, die an faule Eier erinnert, ſehr erklärlich. Vielleicht auch verſtand man ihn und eben deswegen wollte man nichts von ihm wiſſen. Dabei litt er an Hämorrhoiden, auch Harnbeſchwerden, und er bekam, wie er ſich ausdrückt, die Melancholik. Um ſich zu erheitern, ging er nach Paris, und hier gewann er die Gunſt des berühmten Herrn Moritz Schleſinger, der ſeine Liedercompoſitionen in Verlag nahm; als Honorar erhielt er von demſelben eine goldene Uhr. Als der alte Deſſauer ſich nach einiger Zeit zu ſeinem Gönner begab und ihm anzeigte, daß die Uhr nicht gehe, erwiederte derſelbe: „Gehen? Habe ich geſagt, daß ſie gehen wird? Gehen Ihre Compoſitionen? Es geht mir mit Ihren Compoſitionen, wie es Ihnen mit meiner Uhr geht. Sie gehen nicht.“ So ſprach der Muſikantenbeherrſcher Moritz Schleſinger, indem er den Kragen ſeiner Cravatte in die Höhe zupfte und am Halſe herumhaspelte, als werde ihm die Binde plötzlich zu enge, wie er zu thun pflegt wenn er in Leidenſchaft geräth; denn gleich allen großen Männern iſt er ſehr leidenſchaftlich. Dieſes unheimliche Zupfen und Haspeln am Halſe ſoll oft den bedenklichſten Ausbrüchen des Zornes vorausgehen, und der arme alte Deſſauer wurde dadurch ſo alterirt, daß er an jenem Tage ſtärker als je die Melancholik bekam. Der edle Gönner that ihm Unrecht. Es iſt nicht ſeine Schuld, daß die Liedercompoſitionen nicht gehen; er hat alles gethan, um ſie zum Gehen zu bringen; er iſt deswegen von Morgen bis Abend auf den Beinen geweſen, und er läuft jedem nach, der im Stande wäre, durch irgend eine Zeitungsreclame ſeine Lieder zum Gehen zu bringen. Er iſt eine Klette an dem Rocke jedes Journaliſten und jammert uns beſtändig vor von ſeiner Melancholik und wie ein Broſämchen des Lobes ſein krankes Gemüth erheitern könne. Wenig begüterte Feuilletoniſten, die an kleinen Journalen arbeiten, ſucht er in einer andern Weiſe zu ködern, indem er ihnen z. B. erzählt, daß er jüngſt dem Redacteur eines Blattes im Café de Paris ein Frühſtück gegeben habe, welches ihm fünfundvierzig Francs und zehn Sous gekoſtet; er trägt auch wirklich die Rechnung, die carte payante, jenes Dejeuners beſtändig in der Hoſentaſche, um ſie zur Beglaubigung vorzuzeigen. Ja, der zornige Schleſinger thut dem alten Deſſauer Unrecht, wenn er meint, daß derſelbe nicht alle Mittel anwende, um die Compoſitionen zum Gehen zu bringen. Nicht blos die männlichen ſondern auch die weiblichen Gänſefedern ſucht der Aermſte zu ſolchem Zwecke in Bewegung zu ſetzen. Er hat ſogar eine alte vaterländiſche Gans gefunden, die aus Mitleid einige Lobreclamen im ſentimental flaueſten Deutſch-Franzöſiſch für ihn geſchrieben, und gleichſam durch gedruckten Balſam ſeine Melancholik zu lindern geſucht hat. Wir

müſſen die brave Perſon um ſo mehr rühmen, da nur reine Menſchenliebe, Philanthropie, im Spiele, und der alte Deſſauer ſchwerlich durch ſein ſchönes Geſicht die Frauen zu beſtechen vermöchte. Ueber dieſes Geſicht ſind die Meinungen verſchieden; die Einen ſagen, es ſei ein Vomitiv, die Andern ſagen, es ſei ein Laxativ. So viel iſt gewiß, bei ſeinem Anblick beklemmt mich immer ein fatales Dilemma, und ich weiß alsdann nicht, für welche von beiden Anſichten ich mich entſcheiden ſoll. Der alte Deſſauer hat dem hieſigen Publicum zeigen wollen, daß ſein Geſicht nicht, wie man ſagte, das fatalſte von der Welt ſei. Er hat in dieſer Abſicht einen jüngern Bruder expreß von Prag hierher kommen laſſen, und dieſer ſchöne Jüngling, der wie ein Adonis des Grindes ausſieht, begleitet ihn jetzt überall in Paris. —

Entſchuldige, theurer Leſer, wenn ich dich von ſolchen Schmeißfliegen unterhalte; aber ihr zudringliches Geſumſe kann den Geduldigſten am Ende dahin bringen, daß er zur Fliegenklatſche greift. Und dann auch wollte ich hier zeigen, welche Miſtkäfer von unſern biedern Muſikverlegern als deutſche Nachtigallen, als Nachfolger, ja als Nebenbuhler von Schubert geprieſen werden. Die Popularität Schuberts iſt ſehr groß in Paris, und ſein Name wird in der unverſchämteſten Weiſe ausgebeutet. Der miſerabelſte Liederſchund erſcheint hier unter dem fingirten Namen Camille Schubert, und die Franzoſen, die gewiß nicht wiſſen, daß der Vorname des echten Muſikers Franz iſt, laſſen ſich ſolchermaßen täuſchen. Armer Schubert! Und welche Texte werden ſeiner Muſik untergeſchoben! Es ſind namentlich die von Schubert componirten Lieder von Heinrich Heine, welche hier am beliebteſten ſind, aber die Texte ſind ſo entſetzlich überſetzt, daß der Dichter herzlich froh war, als er erfuhr, wie wenig die Muſikverleger ſich ein Gewiſſen daraus machen, den wahren Autor verſchweigend, den Namen eines obſcuren franzöſiſchen Paroliers auf das Titelblatt jener Lieder zu ſetzen. Es geſchah vielleicht auch aus Pfiffigkeit, um nicht an droits d'auteur zu erinnern. Hier in Frankreich geſtatten dieſe dem Dichter eines componirten Liedes immer die Hälfte des Honorars. Wäre dieſe Mode in Deutſchland eingeführt, ſo würde ein Dichter, deſſen Buch der Lieder ſeit zwanzig Jahren von allen deutſchen Muſikhändlern ausgebeutet wird, wenigſtens von dieſen Leuten einmal ein Wort des Dankes erhalten haben. — Es iſt ihm aber von den vielen hundert Compoſitionen ſeiner Lieder, die in Deutſchland erſchienen, nicht ein einziges Freiexemplar geſchickt worden! Möge auch einmal für Deutſchland die Stunde ſchlagen, wo das geiſtige Eigenthum des Schriftſtellers eben ſo ernſthaft anerkannt werde, wie das baumwollene Eigenthum des Nachtmützenfabrikanten. Dichter werden aber bei uns als Nachtigallen betrachtet, denen nur die Luft angehöre; ſie ſind rechtlos, wahrhaft vogelfrei!

Ich will dieſen Artikel mit einer guten Handlung beſchließen. Wie ich

höre, ſoll ſich Herr Schindler in Cöln, wo er Muſikdirector iſt, ſehr darüber grämen, daß ich in einem meiner Saiſonberichte ſehr wegwerfend von ſeiner weißen Cravatte geſprochen, und von ihm ſelbſt behauptet habe, auf ſeiner Viſitenkarte ſei unter ſeinem Namen der Zuſatz ami de Beethoven zu leſen geweſen. Letzteres ſtellt er in Abrede; was die Cravatte betrifft, ſo hat es damit ganz ſeine Richtigkeit, und ich habe nie ein fürchterlich weißeres und ſteiferes Ungeheuer geſehen; doch in Betreff der Karte muß ich aus Menſchenliebe geſtehen, daß ich ſelber daran zweifle, ob jene Worte wirklich darauf geſtanden. Ich habe die Geſchichte nicht erfunden, aber vielleicht mit zu großer Zuvorkommenheit geglaubt, wie es denn bei allem in der Welt mehr auf die Wahrſcheinlichkeit als auf die Wahrheit ſelbſt ankommt. Erſtere beweiſt, daß man den Mann einer ſolchen Narrheit fähig hielt, und bietet uns das Maß ſeines wirklichen Weſens, während ein wahres Factum an und für ſich nur eine Zufälligkeit ohne charakteriſtiſche Bedeutung ſein kann. Ich habe die erwähnte Karte nicht geſehen; dagegen ſah ich dieſer Tage mit leiblich eignen Augen die Viſitenkarte eines ſchlechten italieniſchen Sängers, der unter ſeinem Namen die Worte neveu de Mr. Rubini hatte drucken laſſen.

57.

Paris, den 5. Mai 1843.

Die eigentliche Politik lebt jetzt zurückgezogen in ihrem Hotel auf dem Boulevard des Capucins. Induſtrielle und artiſtiſche Fragen ſind unterdeſſen an der Tagesordnung, und man ſtreitet jetzt, ob das Zuckerrohr oder die Runkelrübe begünſtigt werden ſolle, ob es beſſer ſei, die Nordeiſenbahn einer Compagnie zu überlaſſen oder ſie ganz auf Koſten des Staates auszubauen, ob das claſſiſche Syſtem in der Poeſie durch den Succeß von Lucrezia wieder auf die Beine kommen werde; die Namen, die man in dieſem Augenblick am häufigſten nennt, ſind Rothſchild und Ponſard.

Die Unterſuchung über die Wahlen bildet ein kleines Intermezzo in der Kammer. Der voluminöſe Bericht über dieſe betrübſame Angelegenheit enthält ſehr wunderliche Details. Der Verfaſſer iſt ein gewiſſer Lanyer, den ich vor zwölf Jahren als einen äußerſt ungeſchickten Arzt bei ſeinem einzigen Patienten antraf, und der ſeitdem zum Beſten der Menſchheit den Aesculapſtab an den Nagel gehängt hat. Sobald die Enquête beſeitigt, beginnen die Debatten über die Zuckerfrage, bei welcher Gelegenheit Herr von Lamartine die Intereſſen des Colonialhandels und der franzöſiſchen Marine gegen den kleinlichen Krämerſinn vertreten wird. Die Gegner des Zuckerrohrs ſind entweder betheiligte Induſtrielle, die das Heil Frankreichs nur vom Standpunkt ihrer

Bude beurtheilen, oder es ſind alte abgelebte Bonapartiſten, die an der Runkelrübe, der Lieblingsidee des Kaiſers, mit einer gewiſſen Pietät feſthalten. Dieſe Greiſe, die ſeit 1814 geiſtig ſtehen geblieben, bilden immer ein wehmüthig komiſches Seitenſtück zu unſern überrheiniſchen alten Deutſchthümlern, und wie dieſe einſt für die deutſche Eiche und den Eichelkaffee, ſo ſchwärmen jene für die Gloire und den Runkelrübenzucker. Aber die Zeit rollt raſch vorwärts, unaufhaltſam, auf rauchenden Dampfwagen, und die abgenutzten Helden der Vergangenheit, die alten Stelzfüße abgeſchloſſener Nationalität, die Invaliden und Incurabeln, werden wir bald aus den Augen verlieren.

Die Eröffnung der beiden neuen Eiſenbahnen, wovon die eine nach Orleans, die andere nach Rouen führt, verurſacht hier eine Erſchütterung, die jeder mitempfindet, wenn er nicht etwa auf einem ſocialen Iſolirſchemel ſteht. Die ganze Bevölkerung von Paris bildet in dieſem Augenblick gleichſam eine Kette, wo einer dem andern den elektriſchen Schlag mittheilt. Während aber die große Menge verdutzt und betäubt die äußere Erſcheinung der großen Bewegungsmächte anſtarrt, erfaßt den Denker ein unheimliches Grauen, wie wir es immer empfinden, wenn das Ungeheuerſte, das Unerhörteſte geſchieht, deſſen Folgen unabſehbar und unberechenbar ſind. Wir merken blos, daß unſre ganze Exiſtenz in neue Gleiſe fortgeriſſen, fortgeſchleudert wird, daß neue Verhältniſſe, Freuden und Drangſale uns erwarten, und das Unbekannte übt ſeinen ſchauerlichen Reiz, verlockend und zugleich beängſtigend. So muß unſern Vätern zu Muth geweſen ſein, als Amerika entdeckt wurde, als die Erfindung des Pulvers ſich durch ihre erſten Schüſſe ankündigte, als die Buchdruckerei die erſten Aushängebogen des göttlichen Wortes in die Welt ſchickte. Die Eiſenbahnen ſind wieder ein ſolches providencielles Ereigniß, das der Menſchheit einen neuen Umſchwung giebt, das die Farbe und Geſtalt des Lebens verändert; es beginnt ein neuer Abſchnitt in der Weltgeſchichte, und unſre Generation darf ſich rühmen, daß ſie dabei geweſen. Welche Veränderungen müſſen jetzt eintreten in unſrer Anſchauungsweiſe und in unſern Vorſtellungen! Sogar die Elementarbegriffe von Zeit und Raum ſind ſchwankend geworden. Durch die Eiſenbahnen wird der Raum getödtet, und es bleibt uns nur noch die Zeit übrig. Hätten wir nur Geld genug, um auch letztere anſtändig zu tödten! In vierthalb Stunden reiſt man jetzt nach Orleans, in eben ſo vielen Stunden nach Rouen. Was wird das erſt geben, wenn die Linien nach Belgien und Deutſchland ausgeführt und mit den dortigen Bahnen verbunden ſein werden! Mir iſt als kämen die Berge und Wälder aller Länder auf Paris angerückt. Ich rieche ſchon den Duft der deutſchen Linden; vor meiner Thür brandet die Nordſee.

Es haben ſich nicht blos für die Ausführung der Nordeiſenbahn, ſondern auch für die Anlage vieler andern Linien große Geſellſchaften gebildet, die das

Publicum in gedruckten Circularen zur Theilnahme auffordern. Jede verſendet einen Proſpectus, an deſſen Spitze in großen Zahlen das Capital paradirt, das die Koſten der Unternehmung decken wird. Es beträgt immer einige fünfzig bis hundert, ja ſogar mehre hundert Millionen Francs; es werden, ſobald die zur Subſcription limitirte Zeit verfloſſen, keine Subſcribenten mehr angenommen; auch wird bemerkt, daß im Fall die Summe des limitirten Geſellſchaftscapitals vor jenem Termin erreicht iſt, niemand mehr zur Subſcription zugelaſſen werden kann. Ebenfalls mit coloſſalen Buchſtaben ſtehen obenangedruckt die Namen der Perſonen, die das comités de surveillance der Societät bilden; es ſind nicht blos Namen von Finanziers, Banquiers, Receveurs-generaux, Uſinen-Inhabern und Fabrikanten, ſondern auch Namen von hohen Staatsbeamten, Prinzen, Herzögen, Marquis, Grafen, die zwar meiſt unbekannt, aber mit ihrer officiellen und feudaliſtiſchen Titulatur gar prachtvoll klingen, ſo daß man glaubt, die Trompetenſtöße zu vernehmen, womit Bajazzo auf dem Balcon einer Marktbude das verehrungswürdige Publicum zum Hereintreten einladet. On ne paie qu'en entrant. Wer traute nicht einem ſolchen comités de surveillance, das aber keineswegs, wie viele glauben, eine ſolidariſche Garantie verſprochen haben will und keine feſte Stütze iſt, ſondern als Kariatyde figurirt. Ich bemerkte einem meiner Freunde meine Verwunderung, daß unter den Mitgliedern der Comités ſich auch Marine-Officiere befänden, ja daß ich auf vielen Proſpectus-Circularen als Präſidenten der Societät die Namen von Admirälen gedruckt ſähe. So z. B. ſähe ich den Namen des Admirals Roſamel, nach welchem ſogar die ganze Geſellſchaft und ſogar ihre Actien genannt werden. Mein Freund, der ſehr lachluſtig, meinte, eine ſolche Beigeſellung von See-Officieren ſei eine ſehr kluge Vorſichtsmaßregel der reſpectiven Geſellſchaften, für den Fall, daß ſie mit der Juſtiz in eine fatale Colliſion kämen, und von einer Jury zu den Galeeren verurtheilt würden; die Mitglieder der Geſellſchaft hätten alsdann immer einen Admiral bei ſich, was ihnen zu Toulon oder Breſt, wo es viel zu rudern giebt, von Nutzen ſein möchte. Mein Freund irrt ſich. Jene Leute haben nicht zu befürchten, in Toulon oder in Breſt ans Ruder zu kommen; das Ruder, das ihren Händen einſt anheimfällt oder zum Theil ſchon anheimgefallen, gehört einer ganz andern Oertlichkeit, es iſt das Staatsruder, deſſen ſich die herrſchende Geldariſtokratie täglich mehr und mehr bemächtigt. Jene Leute werden bald nicht ſowohl das comité de surveillance der Eiſenbahn-Societät, ſondern auch das comité de surveillance unſerer ganzen bürgerlichen Geſellſchaft bilden, und ſie werden es ſein, die uns nach Toulon oder Breſt ſchicken.

Das Haus Rothſchild, welches die Conceſſion der Nordeiſenbahn ſoumiſſionirt und ſie aller Wahrſcheinlichkeit nach erhalten wird, bildet keine eigentliche Societät, und jede Betheiligung, die jenes Haus einzelnen Perſonen

gewährt, iſt eine Vergünſtigung, ja, um mich ganz beſtimmt auszudrücken, ſie iſt ein Geldgeſchenk, das Herr von Rothſchild ſeinen Freunden angedeihen läßt. Die eventuellen Actien, die ſogenannten Promeſſen des Hauſes Rothſchild, ſtehen nämlich ſchon mehre hundert Franken über pari, und wer daher ſolche Actien al pari von dem Baron James de Rothſchild begehrt, bettelt im wahren Sinne des Wortes. Aber die ganze Welt bettelt jetzt bei ihm, es regnet Bettelbriefe, und da die Vornehmſten mit dem würdigen Beiſpiel vorangehen, iſt jetzt das Betteln keine Schande mehr. Herr von Rothſchild iſt daher der Held des Tages, und er ſpielt überhaupt in der Geſchichte unſrer heutigen Miſere eine ſo große Rolle, daß ich ihn oft und ſo ernſthaft als möglich beſprechen muß. Er iſt in der That eine merkwürdige Perſon. Ich kann ſeine finanzielle Fähigkeit nicht beurtheilen, aber nach Reſultaten zu ſchließen muß ſie ſehr groß ſein. Eine eigenthümliche Capacität iſt bei ihm die Beobachtungsgabe oder der Inſtinct, womit er die Capacitäten andrer Leute in jeder Sphäre, wo nicht zu beurtheilen, doch herauszufinden verſteht. Man hat ihn ob ſolcher Begabniß mit Ludwig XIV. verglichen; und wirklich im Gegenſatz zu ſeinen Herren Collegen, die ſich gern mit einem Generalſtab von Mittelmäßigkeit umgeben, ſahen wir Hrn. James von Rothſchild immer in intimſter Verbindung mit den Notabilitäten jeder Disciplin: wenn ihm auch das Fach ganz unbekannt war, ſo wußte er doch immer wer darin der beſte Mann. Er verſteht vielleicht keine Note Muſik, aber Roſſini war beſtändig ſein Hausfreund. Ary Scheffer iſt ſein Hofmaler; Carême war ſein Koch. Hr. von Rothſchild weiß ſicher kein Wort Griechiſch, aber der Helenift Letronne iſt der Gelehrte, den er am meiſten auszeichnet. Sein Leibarzt war der geniale Dupuytren, und es herrſchte zwiſchen beiden die brüderlichſte Zuneigung. Den Werth eines Cremieux, des großen Juriſten, dem eine große Zukunft bevorſteht, hat Hr. v. Rothſchild ſchon früher begriffen, und er fand in ihm ſeinen treuen Anwalt. In gleicher Weiſe hat er die politiſchen Fähigkeiten Ludwig Philipps gleich von Anfang gewürdigt, und er ſtand immer auf vertrautem Fuße mit dieſem Großmeiſter der Staatskunſt. Den Emile Pereire, den Pontifex Maximus der Eiſenbahnen, hat Hr. v. Rothſchild ganz eigentlich entdeckt, er machte denſelben gleich zu ſeinem erſten Ingenieur, und durch ihn gründete er die Eiſenbahn nach Verſailles. Die Poeſie, ſowohl die franzöſiſche wie die deutſche, iſt ebenfalls in der Gunſt des Hrn. v. Rothſchild ſehr würdig vertreten, doch will es mich bedünken, als ob hier nur eine liebenswürdige Courtoiſie im Spiele, und als ob der Herr Baron für unſre heutigen Dichter nicht ſo ſchwärmeriſch begeiſtert ſei wie für die großen Todten, z. B. für Homer, Sophokles, Dante, Cervantes, Shakeſpeare, Goethe, lauter verſtorbene Poeten, verklärte Genien, die geläutert von allen irdiſchen Schlaken, jeder Erdennoth entrückt ſind und keine Nordeiſenbahnactien verlangen.

In dieſem Augenblick iſt der Stern Rothſchild im Zenith ſeines Glanzes. Ich weiß nicht, ob ich mir nicht einen Mangel an Devotion zu Schulden kommen laſſe, indem ich Hrn. v. Rothſchild nur einen Stern nannte. Doch er wird mir nicht darob grollen, wie jener Andre, Ludwig XIV., der einſt über einen armen Dichter in Zorn gerieth, weil er die Impertinenz hatte, ihn mit einem Stern zu vergleichen, ihn, der gewohnt war, die Sonne genannt zu werden, und auch dieſen Himmelskörper als ſein officielles Sinnbild angenommen.

Ich will heute, um ganz ſicher zu gehen, Hrn. v. Rothſchild dennoch mit der Sonne vergleichen, erſtens koſtet es mir nichts und dann wahrhaftig ich kann es mit gutem Fug in dieſem Augenblick, wo jeder ihm huldigt um von ſeinen goldnen Strahlen gewärmt zu werden. — Unter uns geſagt, dieſe furor der Verehrung iſt für die arme Sonne keine geringe Plage, und ſie hat keine Ruhe vor ihren Anbetern, worunter manche gehören, die wahrlich nicht werth ſind, von der Sonne beſchienen zu werden; dieſe Phariſäer pſalmodiren am lauteſten ihr Lob und Preis, und der arme Baron wird von ihnen ſo moraliſch torquirt und abgehetzt, daß man ein Mitleid mit ihm haben möchte. Ich glaube überhaupt, das Geld iſt für ihn mehr ein Unglück als ein Glück; hätte er ein hartes Naturell, ſo würde er weniger Ungemach ausſtehen, aber ein gutmüthiger, ſanfter Menſch, wie er iſt, muß er viel leiden von dem Andrang des vielen Elends, das er lindern ſoll, von den Anſprüchen, die man beſtändig an ihn macht, und von dem Undank, der jeder ſeiner Wohlthaten auf dem Fuße folgt. Ueberreichthum iſt vielleicht ſchwerer zu ertragen als Armuth. Jedem, der ſich in großer Geldnoth befindet, rathe ich zu Herrn v. Rothſchild zu gehen; nicht um bei ihm zu borgen (denn ich zweifle, daß er etwas Erfleckliches bekömmt), ſondern um ſich durch den Anblick jenes Geld-Elends zu tröſten. Der arme Teufel, der zu wenig hat, und ſich nicht zu helfen weiß, wird ſich hier überzeugen, daß es einen Menſchen giebt, der noch weit mehr gequält iſt, weil er zu viel Geld hat, weil alles Geld der Welt in ſeine kosmopolitiſche Rieſentaſche gefloſſen, und weil er eine ſolche Laſt mit ſich herumſchleppen muß, während rings um ihn her der große Haufen von Hungrigen und Dieben die Hände nach ihm ausſtreckt. Und welche ſchreckliche und gefährliche Hände! — Wie geht es Ihnen? frug einſt ein deutſcher Dichter den Herrn Baron. „Ich bin verrückt," erwiederte dieſer. Ehe Sie nicht Geld zum Fenſter hinauswerfen, ſagte der Dichter, glaube ich es nicht. Der Baron fiel ihm aber ſeufzend in die Rede: „Das iſt eben meine Verrücktheit, daß ich nicht manchmal das Geld zum Fenſter hinauswerfe."

Wie unglücklich ſind doch die Reichen in dieſem Leben — und nach dem Tode kommen ſie nicht einmal in den Himmel! „Ein Kameel wird eher durch ein Nadelöhr gehen, als daß ein Reicher ins Himmelreich käme" — dieſes

Wort des göttlichen Communiſten iſt ein furchtbares Anathema und zeugt von ſeinem bittern Haß gegen die Börſe und haut finance von Jeruſalem. Es wimmelt in der Welt von Philanthropen, es giebt Thierquälergeſellſchaften, und man thut wirklich ſehr viel für die Armen. Aber für die Reichen, die noch viel unglücklicher ſind, geſchieht gar nichts. Statt Preisfragen über Seidencultur, Stallfütterung und Kant'ſche Philoſophie aufzugeben, ſollten unſre gelehrten Societäten einen bedeutenden Preis ausſetzen zur Löſung der Frage: wie man ein Kameel durch ein Nadelöhr fädeln könne? Ehe dieſe große Kameelfrage gelöſt iſt und die Reichen eine Ausſicht gewinnen, ins Himmelreich zu kommen, wird auch für die Armen kein durchgreifendes Heil begründet. Die Reichen würden weniger hartherzig ſein, wenn ſie nicht blos auf Erdenglück angewieſen wären und nicht die Armen beneiden müßten, die einſt dort oben in Floribus ſich des ewigen Lebens gaudiren. Sie ſagen: warum ſollen wir hier auf Erden für das Lumpengeſindel etwas thun, da es ihm doch einſt beſſer geht als uns, und wir jedenfalls nach dem Tode nicht mit demſelben zuſammentreffen? Wüßten die Reichen, daß ſie dort oben wieder in aller Ewigkeit mit uns gemeinſam hauſen müſſen, ſo würden ſie ſich gewiß hier auf Erden etwas geniren und ſich hüten, uns gar zu ſehr zu mißhandeln. Laßt uns daher vor allem die große Kameelfrage löſen.

Hartherzig ſind die Reichen, das iſt wahr. Sie ſind es ſogar gegen ihre ehemaligen Collegen, wenn ſie etwas heruntergekommen ſind. Da bin ich jüngſt dem armen Auguſt Leo begegnet, und das Herz blutete mir beim Anblick des Manes, der ehemals mit den Häuptern der Börſe, mit der Ariſtokratie der Speculanten, ſo intim verbunden und ſogar ſelbſt ein Stück Banquier war. Aber ſagt mir doch, Ihr hochmögenden Herren, was hat Euch der arme Leo gethan, daß Ihr ihn ſo ſchnöde ausgeſtoßen habt aus der Gemeinde? — ich meine nicht aus der jüdiſchen, ich meine aus der Finanz-Gemeinde. Ja, der Aermſte genießt ſeit einiger Zeit die Ungunſt ſeiner Genoſſen in ſo hohem Grade, daß man ihn von allen verdienſtlichen Unternehmungen, d. h. von allen Unternehmungen, woran etwas verdient wird, wie einen Miſſelſüchtigen ausſchließt. Auch von dem letzten Emprunt hat man ihm nichts zufließen laſſen, und auf Betheiligung bei neuen Eiſenbahn-Entrepriſen muß er gänzlich verzichten, ſeitdem er bei der Verſailler Eiſenbahn der rive gauche eine ſo klägliche Schlappe erlitten, und ſeine Leute in ſo ſchreckliche Verluſte hineingerechnet hat. Keiner will mehr etwas von ihm wiſſen, jeder ſtößt ihn zurück, und ſogar ſein einziger Freund, (der, beiläufig geſagt, ihn nie ausſtehen konnte), ſogar ſein Jonathan, der Stockjobber Läuſedorf, verläßt ihn und läuft jetzt beſtändig hinter dem Baron Meklenburg einher, und kriecht demſelben faſt zwiſchen die Rockſchöße hinein. — Beiläufig bemerke ich ebenfalls, daß genannter Baron Meklenburg, einer unſerer eifrigſten Agioteure und Indu-

ſtriellen, keineswegs ein Iſraelite iſt, wie man gewöhnlich glaubt, weil man ihn mit Abraham Meklenburg verwechſelt, oder weil man ihn immer unter den Starken Iſraels ſieht, unter den Creti und Pleti der Börſe, wo ſie ſich um ihn verſammeln; denn ſie lieben ihn ſehr. Dieſe Leute ſind keine religiöſen Fanatiker, wie man ſieht, und ihr Unmuth gegen den armen Leo iſt daher keinen intoleranten Urſachen beizumeſſen; ſie grollen ihm nicht wegen ſeiner Abtrünnigkeit von der ſchönen jüdiſchen Religion, und ſie zuckten nur mitleidig die Achſel über die ſchlechten Religions-Wechſel-Geſchäfte des armen Leo, der in dem proteſtantiſchen Bethaus der rue des billettes jetzt das Amt eines Marguillers verſieht — das iſt gewiß ein bedeutendes Ehrenamt, aber ein Mann wie Auguſt Leo wäre mit der Zeit auch in der Synagoge zu großen Würden emporgeſtiegen, man hätte vielleicht bei Beſchneidungsfeierlichkeiten das Kind, dem die Vorhaut abgeſchnitten wird, oder das Meſſerchen, womit ſolches geſchieht, ſeinen Händen anvertraut, oder man hätte ihn auch bei Leſung der Thora mit den koſtſpieligſten Tageswürden überhäuft, ja, da er ſehr muſikaliſch iſt und gar für Kirchenmuſik ſo viel Sinn beſitzt, wäre ihm vielleicht am Neujahrsfeſte der jüdiſchen Kirche das Blaſen mit dem Schofar, dem heiligen Horne, zu Theil worden. Nein, er iſt nicht das Opfer eines religiöſen oder moraliſchen Unwillens ſtarrköpfiger Phariſäer, es ſind nicht Fehler des Herzens, welche dem armen Leo zur Laſt gelegt werden, ſondern Rechnungsfehler und verlorene Millionen verzeiht ſelbſt kein Chriſt. Aber habt doch endlich Erbarmen mit dem armen Gefallenen, mit der geſunkenen Größe, nehmt ihn wieder auf in Gnaden, laßt ihn wieder Theil nehmen an einem guten Geſchäfte, gönnt ihm einmal wieder einen kleinen Profit, woran ſich ſein gebrochenes Herz erlabe, date obolum Belisario — gebt einen Obolus einem Beliſar, der zwar kein großer Feldherr aber blind geweſen und nie im Leben irgend einem Bedürftigen einen Obolus gegeben hat!

Auch patriotiſche Gründe giebt es, welche die Erhaltung des armen Leo wünſchenswerth machen. Gekränktes Selbſtgefühl und die großen Verluſte nöthigen, wie ich höre, den einſt ſo wohlhabenden Mann, das ſehr theure Paris zu verlaſſen und ſich auf das Land zurückzuziehen, wo er wie Cincinatus ſeinen ſelbſtgepflanzten Kohl verſpeiſen oder wie einſt Nebukadnezar auf ſeinen eigenen Wieſen graſen kann. Das wäre nun ein großer Verluſt für die deutſche Landsmannſchaft. Denn alle deutſche Reiſende zweiten und dritten Ranges, die hierher nach Paris kamen, fanden im Hauſe des Herrn Leo eine gaſtliche Aufnahme, und manche, die in der froſtigen Franzoſenwelt ein Unbehagen empfanden, konnten ſich mit ihrem deutſchen Herzen hierher flüchten und mit gleichgeſinnten Gemüthern wieder heimiſch fühlen. An kalten Winterabenden fanden ſie hier eine warme Taſſe Thee, etwas homöopathiſch zubereitet, aber nicht ganz ohne Zucker. Sie ſahen hier Herrn von Humboldt,

nämlich in effigie an der Wand hängend, als Lockvogel. Hier sahen sie den Nasenstern in Natura. Auch eine deutsche Gräfin fand man hier. Es zeigten sich hier auch die vornehmsten Diplomaten von Krähwinkel, nebst ihren kräh- und schiefwinklichten Gemahlinnen. Hier hörte man mitunter sehr ausgezeichnete Clavierspieler und Geiger, neuangekommene Virtuosen, die von Seelenverkäufern an das Haus Leo empfohlen worden und sich in seinen Soiréen musikalisch ausbeuten ließen. Es waren die holden Klänge der Muttersprache, sogar der Großmuttersprache, welche hier den Deutschen begrüßten. Hier ward die Mundart des Hamburger Dreckwalls am reinsten gesprochen, und wer diese klassischen Laute vernahm, dem ward zu Muthe, als röche er wieder die Twieten des Mönkedamms. Wenn aber gar die Adelaide von Beethoven gesungen wurde, flossen hier die sentimentalsten Thränen! Ja, jenes Haus war eine Oase, eine sehr aasige Oase deutscher Gemüthlichkeit in der Sandwüste der französischen Verstandswelt, es war eine Lauberhütte des traulichsten Cancans, wo man ruddelte wie an den Ufern des Mains, wo man klingelte wie im Weichbilde der hil'gen Stadt Cöln, wo dem vaterländischen Klatsch manchmal auch zur Erfrischung ein Gläschen Bier beigesellt ward — deutsches Herz, was verlangst du mehr? Es wäre Jammerschade, wenn diese Klatschbude geschlossen würde.

58.

Paris, den 6. Mai 1843.

Die kostbare Zeit wird leichtsinnig verzettelt. Ich sage die kostbare Zeit, und ich verstehe darunter die Friedensjahre, die uns durch die Regierung Ludwig Philipps verbürgt sind. An dem Lebensfaden desselben hängt die Ruhe Frankreichs, und der Mann ist alt, und unerbittlich ist die Scheere der Parze. Statt diese Zeit zu benutzen und den Knäuel der innern und äußern Mißverständnisse zu entwirren, sucht man die Verwickelungen und Schwierigkeiten noch zu steigern. Nichts als geschminkte Komödie, und Ränke hinter den Coulissen. Durch dieses Kleintreiben kann Frankreich wirklich an den Rand des Abgrunds gerathen. Die Wetterfahnen verlassen sich auf ihr berühmtes Talent der Vielseitigkeit in der Bewegung; sie fürchten nicht die ärgsten Stürme, da sie immer verstanden, sich nach jedem Luftzug zu drehen. Ja, der Wind kann Euch nicht brechen, denn Ihr seid noch beweglicher wie der Wind. Aber Ihr bedenkt nicht, daß Ihr trotz Eurer windigen Versatilität dennoch kläglich aus Eurer Höhe herabpurzelt, wenn der Thurm niederstürzt, auf dessen Spitze Ihr gestellt seid! Fallen müßt Ihr mit Frankreich, und dieser Thurm ist untergraben, und im Norden hausen sehr böswillige Wettermacher. Die

Schamanen an der Newa ſind in dieſem Augenblick nicht in der Extaſe des Sturmbeſchwörens; aber hier hängt doch alles von Laune ab, von der abſoluten Laune erhabenſter Willkühr. Wie geſagt, mit dem Ableben Ludwig Philipps verſchwindet alle Bürgſchaft der Ruhe; dieſer größere Hexenmeiſter hält die Stürme gebunden durch ſeine geduldige Klugheit. Wer ruhig ſchlafen will, muß in ſeinem Nachtgebet den König von Frankreich allen Schutzengeln des Lebens empfehlen.

Guizot wird ſich noch geraume Zeit halten, was gewiß wünſchenswerth, da eine miniſterielle Kriſis immer mit unvorhergeſehenen Fatalitäten verbunden iſt. Ein Miniſterwechſel iſt bei den veränderungſüchtigen Franzoſen vielleicht ein Surrogat für den periodiſchen Dynaſtienwechſel. Aber dieſe Umwälzungen im Perſonal der höchſten Staatsbeamten ſind darum nicht minder ein Unglück für ein Land, das mehr als jedes andere der Stabilität bedürftig iſt. Wegen ihrer precären Stellung können die Miniſter ſich in keine weitausgreifende Plane einlaſſen, und der nackte Erhaltungstrieb abſorbirt alle ihre Kräfte. Ihr ſchlimmſtes Mißgeſchick iſt nicht ſowohl ihre Abhängigkeit vom königlichen Willen, der meiſtens verſtändig und heilſam iſt, ſondern ihre Abhängigkeit von den ſogenannten Conſervativen, jenen conſtitutionellen Janitſcharen, welche hier nach Laune die Miniſter abſetzen und einſetzen. Erregt einer derſelben ihre Ungnade, ſo verſammeln ſie ſich in ihren parlamentariſchen Ortas, und pauken los auf ihre Keſſel. Die Ungnade dieſer Leute entſpringt aber gewöhnlich aus wirklichen Suppenkeſſel-Intereſſen: ſie ſind es nämlich, welche in Frankreich eigentlich regieren, indem kein Miniſter ihnen etwas verweigern darf, keinerlei Amt oder Vergünſtigung, weder ein Conſulat für den älteſten Sohn ihres Herrn Schwagers, noch ein Tabaksprivilegium für die Wittwe ihres Portiers. Es iſt unrichtig, wenn man von dem Regiment der Bourgeoiſie im Allgemeinen ſpricht, man ſollte nur von dem Regimente der conſervativen Deputirten reden; dieſe ſind es, welche das jetzige Frankreich ausbeuten, in ihrem Privatintereſſe, wie einſt der Geburtsadel. Letzterer iſt von der conſervativen Partei keineswegs beſtimmt geſondert, und wir begegnen manchen alten Namen unter den parlamentariſchen Tagesherrſchern. Der Name Conſervative iſt aber eigentlich ebenfalls keine richtige Bezeichnung, da es gewiß nicht allen, die wir ſolchermaßen benamſen, um die Conſervation der politiſchen Zuſtände zu thun iſt, und manche daran ſehr gern ein Bischen rütteln möchten; ebenſo wie es in der Oppoſition ſehr viele Männer gibt, die das Beſtehende um alles in der Welt willen nicht umſtürzen möchten, und gar beſonders vor dem Krieg eine Todesſcheu hegen. Die meiſten jener Oppoſitionsmänner wollen nur ihre Partei ans Regiment bringen, um dieſes, gleich den Conſervativen, in ihrem Privatintereſſe auszubeuten. Die Principien ſind auf beiden Seiten nur Loſungsworte ohne Bedeutung; es handelt ſich im

nämlich in effigie an der Wand hängend, als Lockvogel. Hier ſahen ſie den Naſenſtern in Natura. Auch eine deutſche Gräfin fand man hier. Es zeigten ſich hier auch die vornehmſten Diplomaten von Krähwinkel, nebſt ihren kräh- und ſchiefwinklichten Gemahlinnen. Hier hörte man mitunter ſehr ausgezeichnete Clavierſpieler und Geiger, neuangekommene Virtuoſen, die von Seelenverkäufern an das Haus Leo empfohlen worden und ſich in ſeinen Soiréen muſikaliſch ausbeuten ließen. Es waren die holden Klänge der Mutterſprache, ſogar der Großmutterſprache, welche hier den Deutſchen begrüßten. Hier ward die Mundart des Hamburger Dreckwalls am reinſten geſprochen, und wer dieſe klaſſiſchen Laute vernahm, dem ward zu Muthe, als röche er wieder die Twieten des Mönkedamms. Wenn aber gar die Adelaide von Beethoven geſungen wurde, floſſen hier die ſentimentalſten Thränen! Ja, jenes Haus war eine Oaſe, eine ſehr aaſige Oaſe deutſcher Gemüthlichkeit in der Sandwüſte der franzöſiſchen Verſtandswelt, es war eine Lauberhütte des traulichſten Cancans, wo man ruddelte wie an den Ufern des Mains, wo man klingelte wie im Weichbilde der hil'gen Stadt Cöln, wo dem vaterländiſchen Klatſch manchmal auch zur Erfriſchung ein Gläschen Bier beigeſellt ward — deutſches Herz, was verlangſt du mehr? Es wäre Jammerſchade, wenn dieſe Klatſchbude geſchloſſen würde.

58.

Paris, den 6. Mai 1843.

Die koſtbare Zeit wird leichtſinnig verzettelt. Ich ſage die koſtbare Zeit, und ich verſtehe darunter die Friedensjahre, die uns durch die Regierung Ludwig Philipps verbürgt ſind. An dem Lebensfaden deſſelben hängt die Ruhe Frankreichs, und der Mann iſt alt, und unerbittlich iſt die Scheere der Parze. Statt dieſe Zeit zu benutzen und den Knäuel der innern und äußern Mißverſtändniſſe zu entwirren, ſucht man die Verwickelungen und Schwierigkeiten noch zu ſteigern. Nichts als geſchminkte Komödie, und Ränke hinter den Couliſſen. Durch dieſes Kleintreiben kann Frankreich wirklich an den Rand des Abgrunds gerathen. Die Wetterfahnen verlaſſen ſich auf ihr berühmtes Talent der Vielſeitigkeit in der Bewegung; ſie fürchten nicht die ärgſten Stürme, da ſie immer verſtanden, ſich nach jedem Luftzug zu drehen. Ja, der Wind kann Euch nicht brechen, denn Ihr ſeid noch beweglicher wie der Wind. Aber Ihr bedenkt nicht, daß Ihr trotz Eurer windigen Verſatilität dennoch kläglich aus Eurer Höhe herabpurzelt, wenn der Thurm niederſtürzt, auf deſſen Spitze Ihr geſtellt ſeid! Fallen müßt Ihr mit Frankreich, und dieſer Thurm iſt untergraben, und im Norden hauſen ſehr böswillige Wettermacher. Die

Schamanen an der Newa ſind in dieſem Augenblick nicht in der Extaſe des Sturmbeſchwörens; aber hier hängt doch alles von Laune ab, von der abſoluten Laune erhabenſter Willkühr. Wie geſagt, mit dem Ableben Ludwig Philipps verſchwindet alle Bürgſchaft der Ruhe; dieſer größere Hexenmeiſter hält die Stürme gebunden durch ſeine geduldige Klugheit. Wer ruhig ſchlafen will, muß in ſeinem Nachtgebet den König von Frankreich allen Schutzengeln des Lebens empfehlen.

Guizot wird ſich noch geraume Zeit halten, was gewiß wünſchenswerth, da eine miniſterielle Kriſis immer mit unvorhergeſehenen Fatalitäten verbunden iſt. Ein Miniſterwechſel iſt bei den veränderungſüchtigen Franzoſen vielleicht ein Surrogat für den periodiſchen Dynaſtienwechſel. Aber dieſe Umwälzungen im Perſonal der höchſten Staatsbeamten ſind darum nicht minder ein Unglück für ein Land, das mehr als jedes andere der Stabilität bedürftig iſt. Wegen ihrer precären Stellung können die Miniſter ſich in keine weitausgreifende Plane einlaſſen, und der nackte Erhaltungstrieb abſorbirt alle ihre Kräfte. Ihr ſchlimmſtes Mißgeſchick iſt nicht ſowohl ihre Abhängigkeit vom königlichen Willen, der meiſtens verſtändig und heilſam iſt, ſondern ihre Abhängigkeit von den ſogenannten Conſervativen, jenen conſtitutionellen Janitſcharen, welche hier nach Laune die Miniſter abſetzen und einſetzen. Erregt einer derſelben ihre Ungnade, ſo verſammeln ſie ſich in ihren parlamentariſchen Ortas, und pauken los auf ihre Keſſel. Die Ungnade dieſer Leute entſpringt aber gewöhnlich aus wirklichen Suppenkeſſel-Intereſſen: ſie ſind es nämlich, welche in Frankreich eigentlich regieren, indem kein Miniſter ihnen etwas verweigern darf, keinerlei Amt oder Vergünſtigung, weder ein Conſulat für den älteſten Sohn ihres Herrn Schwagers, noch ein Tabaksprivilegium für die Wittwe ihres Portiers. Es iſt unrichtig, wenn man von dem Regiment der Bourgeoiſie im Allgemeinen ſpricht, man ſollte nur von dem Regimente der conſervativen Deputirten reden; dieſe ſind es, welche das jetzige Frankreich ausbeuten, in ihrem Privatintereſſe, wie einſt der Geburtsadel. Letzterer iſt von der conſervativen Partei keineswegs beſtimmt geſondert, und wir begegnen manchen alten Namen unter den parlamentariſchen Tagesherrſchern. Der Name Conſervative iſt aber eigentlich ebenfalls keine richtige Bezeichnung, da es gewiß nicht allen, die wir ſolchermaßen benamſen, um die Conſervation der politiſchen Zuſtände zu thun iſt, und manche daran ſehr gern ein Bischen rütteln möchten; ebenſo wie es in der Oppoſition ſehr viele Männer gibt, die das Beſtehende um alles in der Welt willen nicht umſtürzen möchten, und gar beſonders vor dem Krieg eine Todesſcheu hegen. Die meiſten jener Oppoſitionsmänner wollen nur ihre Partei ans Regiment bringen, um dieſes, gleich den Conſervativen, in ihrem Privatintereſſe auszubeuten. Die Principien ſind auf beiden Seiten nur Loſungsworte ohne Bedeutung; es handelt ſich im

Grunde nur darum, welche von beiden Parteien die materiellen Vortheile der Herrſchaft erwerbe. In dieſer Beziehung haben wir hier denſelben Kampf, der ſich jenſeits des Canals, unter den Namen Whigs und Tories, ſeit zwei Jahrhunderten hinſchleppt.

Die engliſche conſtitutionelle Regierungsform war, wie männiglich bekannt, das große Muſter, wonach ſich das jetzige franzöſiſche parlamentariſche Gemeinweſen gebildet; namentlich die Doctrinaire haben dieſes Vorbild bis zur Pedanterie nachzuäffen geſucht, und es wäre nicht unwahrſcheinlich, daß die allzugroße Nachgiebigkeit, womit das heutige Miniſterium die Uſurpationen der Conſervativen erduldet und ſich von denſelben ausbeuten läßt, am Ende aus einer gelehrten Gründlichkeit hervorginge, die ihr reiches, durch mühſame Studien erworbenes Wiſſen getreulichſt documentiren möchte. Der 29. October, d. h. der Herr Profeſſor, den die Oppoſition mit jenem Monatsdatum bezeichnet, kennt das Räderwerk der engliſchen Staatsmaſchine beſſer als irgend jemand, und wenn er glaubt, daß eine ſolche Maſchine auch dieſſeits des Canals nicht anders fungiren könne, als durch die unſittlichen Mittel, in deren Anwendung Walpole ein Meiſter und Robert Peel keineswegs ein Stümper war, ſo iſt eine ſolche Anſicht gewiß ſehr zu beklagen, aber wir können ihr nicht mit hinlänglicher Gelehrſamkeit und Geſchichtskenntniß widerſprechen. Wir müſſen ſagen, die Maſchine ſelbſt taugt nichts; aber fehlt uns dieſer Muth, ſo können wir den dirigirenden Maſchinenmeiſter keiner allzu herben Kritik unterwerfen. Und wozu nützte am Ende dieſe Kritik? Was hülfe es, in Augsburg zu rügen, wenn an der Seine geſündigt wird? Die Oppoſition eines Ausländers in ausländiſchen Blättern, wo es ſich um Gebreſte der innern Verwaltung Frankreichs handelt, wäre eine Rodomontade, die eben ſo ungeziemend wie närriſch. Nicht die innere Adminiſtration, ſondern nur Acte der Politik, die auch auf unſer eignes Vaterland einen Einfluß üben könnten, ſoll ein Correſpondent beſprechen. Ich werde daher die jetzige Corruption, das Beſtechungsſyſtem, womit meine Collegen in deutſchen Zeitungen ſo viele Colonnen anfüllen, weder in Frage ſtellen noch rechtfertigen. Was geht das uns an, wer in Frankreich die beſten Aemter, die fetteſten Sinecuren, die prachtvollſten Orden erſchleicht oder an ſich reißt? Was kümmert es uns, ob es ein Schnapphahn der Rechten oder ein Schnapphahn der Linken iſt, der die goldenen Gedärme des Budgets einſteckt? Wir haben nur dafür zu ſorgen, daß wir uns ſelbſt in der reſpectiven Heimath von unſern heimiſchen Tories oder Whigs durch kein Aemtchen, durch keinen Titel, durch kein Bändchen, erkaufen laſſen, wenn es gilt, für die Intereſſen des deutſchen Volks zu reden oder zu ſtimmen! Warum ſollen wir jetzt über den Splitter, den wir in franzöſiſchen Augen bemerkt, ſo viel Zeter ſchreien, wenn wir uns über den Balken in den blauen Augen unſrer deutſchen Behörden entweder gar nicht oder

ſehr kleinlaut äußern dürfen? Wer könnte übrigens in Deutſchland beurtheilen, ob der Franzoſe, dem das franzöſiſche Miniſterium eine Stelle oder Gunſt gewährt, dieſelbe verdienter- oder unverdienterweiſe empfing? Die Aemterjägerei wird nicht aufhören unter einem Miniſterium Thiers oder Barot, wenn Guizot fällt. Kämen gar die Republikaner ans Ruder, ſo würde die Corruption ſich mehr im Gewande der Hypochriſie zeigen, ſtatt daß ſie jetzt ohne Schminke, ſchier naiv cyniſch auftritt. Die Partei wird immer den Männern der Partei die große Schüſſel vorſetzen. Einen entſetzlich grauenhaften Anblick böte uns gewiß die Stunde, „wo ſich das Laſter erbricht und die Tugend zu Tiſche ſitzt!“ Mit welcher Wolfsgier würden die armen Hungerleider der Tugend nach der langen Faſtenzeit ſich über die guten Speiſen herſtürzen! Wie mancher Cato würde ſich bei dieſer Gelegenheit den Magen verderben! Wehe den Verräthern, die ſich ſatt gegeſſen und ſogar Rebhühner und Trüffeln gegeſſen und Champagner getrunken während unſrer jetzigen Zeit der Verderbniß, der Beſtechung, der Guizot'ſchen Corruption!

Ich will nicht unterſuchen, von welcher Beſchaffenheit dieſe ſogenannte Guizot'ſche Corruption iſt, und welche Beklagniſſe die verletzten Intereſſen anführen. Muß der große Puritaner wirklich ſeiner Selbſterhaltung wegen zu dem anglikaniſchen Beſtechungsſyſtem ſeine Zuflucht nehmen, ſo iſt er gewiß ſehr zu bedauern; eine Veſtalin, welche einer maison de tolérance vorſtehen müßte, befände ſich gewiß in keiner minder unpaſſenden Lage. Vielleicht beſticht ihn ſelbſt der Gedanke, daß von ſeiner Selbſterhaltung auch der Fortbeſtand des ganzen jetzigen geſellſchaftlichen Zuſtandes von Frankreich abhängig ſei. Das Zuſammbrechen deſſelben iſt für ihn der Beginn aller möglichen Schreckniſſe. Guizot iſt der Mann des geregelten Fortſchrittes, und er ſieht die theuern, bluttheuern Erworbenheiten der Revolution jetzt mehr als je gefährdet durch ein düſter heranziehendes Weltgewitter. Er möchte gleichſam Zeit gewinnen, um die Garben der Ernte unter Dach zu bringen. In der That, die Fortdauer jener Friedensperiode, wo die gereiften Früchte eingeſcheuert werden können, iſt unſer erſtes Bedürfniß. Die Saat der liberalen Principien iſt erſt grünlich abſtract emporgeſchoſſen, und das muß erſt ruhig einwachſen in die concret knorrigſte Wirklichkeit. Die Freiheit, die bisher nur hie und da Menſch geworden, muß auch in die Maſſen ſelbſt, in die unterſten Schichten der Geſellſchaft, übergehen und Volk werden. Dieſe Volkwerdung der Freiheit, dieſer geheimnißvolle Proceß, der, wie jede Geburt, wie jede Frucht, als nothwendige Bedingniß Zeit und Ruhe begehrt, iſt gewiß nicht minder wichtig, als es jene Verkündigung der Principien war, womit ſich unſre Vorgänger beſchäftigt haben. Das Wort wird Fleiſch, und das Fleiſch blutet. Wir haben eine geringere Arbeit, aber größeres Leid, als unſre Vorgänger, welche glaubten, alles ſei glücklich zu Ende gebracht, nach-

dem die heiligen Freiheits- und Gleichheitsgeſetze feierlich proclamirt und auf hundert Schlachtfeldern ſanctionirt worden. Ach! das iſt noch jetzt der leidige Irrthum ſo vieler Revolutionsmänner, welche ſich einbilden, die Hauptſache ſei, daß ein Fetzen Freiheit mehr oder weniger abgeriſſen werde von dem Purpurmantel der regierenden Macht; ſie ſind zufrieden, wenn nur die Ordonnanz, die irgend ein demokratiſches Grundgeſetz promulgirt, recht hübſch, ſchwarz auf weiß, abgedruckt ſteht im Moniteur. Da erinnere ich mich, als ich vor zwölf Jahren den alten Lafayette beſuchte, drückte derſelbe mir beim Fortgehen ein Papier in die Hand, und er hatte dabei ganz die überzeugte Miene eines Wunderdoctors, der uns ein Univerſalelixir überreicht. Es war die bekannte Erklärung der Menſchenrechte, die der Alte vor ſechszig Jahren aus Amerika mitgebracht und noch immer als die Panacee betrachtete, womit man die ganze Welt radical curiren könne. Nein, mit dem bloßen Recept iſt dem Kranken noch nicht geholfen, obgleich jenes unerläßlich iſt: er bedarf auch der Tauſendmiſcherei des Apothekers, der Sorgfalt der Wärterin, er bedarf der Ruhe, er bedarf der Zeit.

Retroſpective Aufklärung.

(Auguſt 1854.)

Als ich in obigem Berichte, vielleicht etwas zu beſchaulich indifferent aber mit gutem Gewiſſen, ganz ohne heuchleriſche Tugendgrämelei, über die ſogenannte Guizot'ſche Corruption ſchrieb, kam es mir wahrlich nicht in den Sinn, daß ich ſelber, fünf Jahre ſpäter, als Theilnehmer einer ſolchen Corruption angeklagt werden ſollte! Die Zeit war ſehr gut gewählt, und die Verleumdung hatte freien Spielraum, in der Sturm- und Drangperiode vom Februar 1848, wo alle politiſchen Leidenſchaften, plötzlich entzügelt, ihren raſenden Veitstanz begannen. Es herrſchte überall eine Verblendung, wie ſie nur bei den Hexen auf dem Blocksberg oder bei dem Jakobinismus in ſeinen roheſten Schreckenstagen vorgekommen. Es gab wieder unzählige Clubs, wo von den ſchmutzigſten Lippen der unbeſcholtenſte Leumund angeſpukt ward; die Mauern aller Gebäude waren mit Schmähungen, Denunciationen, Aufruhrpredigten, Drohungen, Invectiven, in Verſen und in Proſa, beſudelt; eine ſchmierige Mordbrandliteratur. Sogar Blanqui, der incarnirte Terrorismus und der braveſte Kerl unter der Sonne, ward damals der gemeinſten Angeberei und eines Einverſtändniſſes mit der Polizei bezüchtigt. — Keine honette Perſon vertheidigte ſich mehr. Wer einen ſchönen Mantel beſaß, verhüllte darin das Antlitz. In der erſten Revolution mußte der Name Pitt

dazu dienen, die beſten Patrioten als verkaufte Verräther zu beflecken — Danton, Robespierre, ja ſogar Marat, denuncirte man als beſoldet von Pitt. Der Pitt der Februarrevolution hieß Guizot, und den lächerlichſten Verdächtigungen mußte der Name Guizot Vorſchub leiſten. Erregte man den Neid eines jener Tageshelden, die ſchwach von Geiſt waren, aber lange in Sainte-Pelagie oder gar auf dem Mont-Saint-Michel geſeſſen, ſo konnte man darauf rechnen, nächſtens in ſeinem Club als ein Helfershelfer Guizots, als ein feiler Söldner des Guizot'ſchen Beſtechungsſyſtems angeklagt zu werden. Es gab damals keine Guillotine, womit man die Köpfe abſchnitt, aber man hatte eine Guizotine erfunden, womit man uns die Ehre abſchnitt. Auch der Name des Schreibers dieſer Blätter entging nicht der Verunglimpfung in jener Tollzeit, und ein Correſpondent der Allgemeinen Zeitung entblödete ſich nicht, in einem anonymen Artikel von den unwürdigen Stipulationen zu ſprechen, wodurch ich für eine namhafte Summe meine literariſche Thätigkeit den gouvernementalen Bedürfniſſen des Miniſteriums Guizot verkauft hätte.

Ich enthalte mich jeder Beleuchtung der Perſon jenes fürchterlichen Anklägers, deſſen rauhe Tugend durch die herrſchende Corruption ſo ſehr in Harniſch gerathen; ich will dieſem muthigen Ritter nicht das Viſir ſeiner Anonymität abreißen, und nur beiläufig bemerke ich, daß er kein Deutſcher, ſondern ein Italiener iſt, der, in Jeſuitenſchulen erzogen, ſeiner Erziehung treu blieb, und zu dieſer Stunde in den Bureaux der öſterreichiſchen Geſandtſchaft zu Paris eine kleine Anſtellung genießt. Ich bin tolerant, geſtatte jedem ſein Handwerk zu treiben, wir können nicht alle ehrliche Leute ſein, es muß Käuze von allen Farben geben, und wenn ich mir etwa eine Rüge geſtatte, ſo iſt es nur die raffinirte Treuloſigkeit, womit mein ultramontaner Brutus ſich auf die Autorität eines franzöſiſchen Flugblattes berief, das, der Tagesleidenſchaft dienend, nicht rein von Entſtellungen und Mißdeutungen jeder Art war, aber in Bezug auf mich ſelbſt ſich auch kein Wort zu Schulden kommen ließ, welches obige Bezüchtigung rechtfertigen konnte. Wie es kam, daß die ſonſt ſo behutſame Allgemeine Zeitung ein Opfer ſolcher Myſtification wurde, will ich ſpäter andeuten. Ich begnüge mich hier, auf die Augsburger Allgemeine Zeitung vom 23. Mai 1848, Außerordentliche Beilage, zu verweiſen, wo ich in einer öffentlichen Erklärung über die ſaubere Inſinuation ganz unumwunden, nicht der geringſten Zweideutigkeit Raum laſſend, mich ausſprach. Ich unterdrückte alle verſchämten Gefühle der Eitelkeit, und in öffentlicher Allgemeinen Zeitung machte ich das traurige Geſtändniß, daß auch mich am Ende die ſchreckliche Krankheit des Exils, die Armuth, heimgeſucht hatte, und daß auch ich meine Zuflucht nehmen mußte zu jenem „großen Almoſen, welches das franzöſiſche Volk an ſo viele Tauſende von Fremden ſpendete, die ſich durch ihren Eifer für die Sache der Revolution in ihrer Heimath mehr oder minder

glorreich compromittirt hatten, und an dem gaſtlichen Herde Frankreichs eine Freiſtätte ſuchten.“

Dieſes waren meine nackten Worte in der beſagten Erklärung, ich nannte die Sache bei ihrem betrübſamſten Namen. Obgleich ich wohl andeuten konnte, daß die Hülfsgelder, welche mir als eine “allocution annuelle d'une pension de secours” zuerkannt worden, auch wohl als eine hohe Anerkennung meiner literariſchen Reputation gelten mochten, wie man mir mit der zarteſten Courtoiſie notificirt hatte, ſo ſetzte ich doch jene Penſion unbedingt auf Rechnung der Nationalgroßmuth, der politiſchen Bruderliebe, welche ſich hier ebenſo rührend ſchön kund gab, wie es die engliſche Barmherzigkeit jemals gethan haben mag. Es gab hochfahrende Geſellen unter meinen Exil-Collegen, welche jede Unterſtützung nur Subvention nannten; bettelſtolze Ritter, welche alle Verpflichtung haßten, nannten ſie ein Darlehn, welches ſie ſpäter wohlverzinſt den Franzoſen zurückzahlen würden—ich jedoch demüthigte mich vor der Nothwendigkeit, und gab der Sache ihren wahren Namen. In der erwähnten Erklärung hatte ich hinzugeſetzt: „Ich nahm ſolche Hülfsgelder in Anſpruch kurz nach jener Zeit, als die bedauerlichen Bundestagsdecrete erſchienen, die mich, als den Chorführer eines ſogenannten jungen Deutſchlands, auch finanziell zu verderben ſuchten, indem ſie nicht blos meine vorhandenen Schriften, ſondern auch alles was ſpäterhin aus meiner Feder fließen würde, im Voraus mit Interdict belegten, und mich ſolchermaßen meines Vermögens und meiner Erwerbsmittel beraubten, ohne Urtheil und Recht.“

Ja, „ohne Urtheil und Recht.“ — Ich glaube mit Fug ſolchermaßen ein Verfahren bezeichnen zu dürfen, das unerhört war in den Annalen abſurder Gewaltthätigkeit. Durch ein Decret meiner heimiſchen Regierung wurden nicht blos alle Schriften verboten, die ich bisher geſchrieben, ſondern auch die künftigen, alle Schriften, welche ich hinführo ſchreiben würde; mein Gehirn wurde confiſcirt, und meinem armen unſchuldigen Magen ſollten durch dieſes Interdict alle Lebensmittel abgeſchnitten werden. Zugleich ſollte auch mein Name ganz ausgerottet werden aus dem Gedächtniß der Menſchen, und an alle Cenſoren meiner Heimath erging die ſtrenge Verordnung, daß ſie ſowohl in Tagesblättern, wie in Broſchüren und Büchern jede Stelle ſtreichen ſollten, wo von mir die Rede ſei, gleichviel ob günſtig oder nachtheilig. Kurzſichtige Thoren! ſolche Beſchlüſſe und Verordnungen waren ohnmächtig gegen einen Autor, deſſen geiſtige Intereſſen ſiegreich aus allen Verfolgungen hervorgingen, wenn auch ſeine zeitlichen Finanzen ſehr gründlich zu Grunde gerichtet wurden, ſo daß ich noch heute die Nachwirkung der kleinlichen Rücken verſpüre. Aber verhungert bin ich nicht, obgleich ich in jener Zeit von der bleichen Sorge hart genug bedrängt ward. Das Leben in Paris iſt ſo koſtſpielig, beſonders

wenn man hier verheirathet iſt, und keine Kinder hat. Letztere, dieſe liebe kleine Puppen vertreiben dem Gatten und zumal der Gattin die Zeit, und da brauchen ſie keine Zerſtreuung außer dem Hauſe zu ſuchen, wo dergleichen ſo theuer. Und dann habe ich nie die Kunſt gelernt, wie man die Hungrigen mit bloßen Worten abſpeiſt, um ſo mehr da mir die Natur ein ſo wohlhabendes Aeußere verliehen, daß niemand an meine Dürftigkeit geglaubt hätte. Die Nothleidenden, die bisher meine Hülfe reichlich genoſſen, lachten, wenn ich ſagte, daß ich künftig ſelber darben müſſe. War ich nicht der Verwandte aller möglichen Millionäre? Hatte nicht der Generaliſſimus aller Millionäre, hatte nicht dieſer Millionäriſſimus mich ſeinen Freund genannt, ſeinen Freund? Ich konnte nie meinen Clienten begreiflich machen, daß der große Millionäriſſimus mich eben deshalb ſeinen Freund nenne, weil ich kein Geld von ihm begehre; verlangte ich Geld von ihm, ſo hätte ja gleich die Freundſchaft ein Ende! Die Zeiten von David und Jonathan, von Oreſtes und Pylades ſeien vorüber. Meine armen, hülfsbedürftigen Dummköpfe glaubten, daß man ſo leicht etwas von den Reichen erhalten könne. Sie haben nicht, wie ich, geſehen, mit welchen ſchrecklichen eiſernen Schlöſſern und Stangen ihre großen Geldkiſten verwahrt ſind. Nur von Leuten, welche ſelbſt wenig haben, läßt ſich allenfalls etwas erborgen, denn erſtens ſind ihre Kiſten nicht von Eiſen, und dann wollen ſie reicher ſcheinen als ſie ſind.

Ja, zu meinen ſonderbaren Mißgeſchicken gehörte auch, daß nie jemand an meine eignen Geldnöthen glauben wollte. In der Magna Charta, welche, wie uns Cervantes berichtet, der Gott Apollo den Poeten octroyirt hat, lautet freilich der erſte Paragraph: „Wenn ein Poet verſichert, daß er kein Geld habe, ſolle man ihm auf ſein bloßes Wort glauben, und keinen Eidſchwur verlangen" — ach! ich berief mich vergebens auf dieſes Vorrecht meines Poetenſtandes. So geſchah es auch, daß die Verleumdung leichtes Spiel hatte, als ſie die Motive, welche mich bewogen, die in Rede ſtehende Penſion anzunehmen, nicht den natürlichſten Nöthen und Befugniſſen zuſchrieb. Ich erinnere mich, als damals mehre meiner Landsleute, darunter der entſchiedenſte und geiſtreichſte, Dr. Marx, zu mir kamen, um ihren Unwillen über den verleumderiſchen Artikel der Allgemeinen Zeitung auszuſprechen, riethen ſie mir, kein Wort darauf zu antworten, indem ſie ſelbſt bereits in deutſchen Blättern ſich dahin geäußert hätten, daß ich die empfangene Penſion gewiß nur in der Abſicht angenommen, um meine ärmern Parteigenoſſen thätiger unterſtützen zu können. Solches ſagten mir ſowohl der ehemalige Herausgeber der Neuen Rheiniſchen Zeitung, als auch die Freunde, welche ſeinen Generalſtab bildeten; ich aber dankte für die liebreiche Theilnahme, und ich verſicherte dieſen Freunden, daß ſie ſich geirrt, daß ich gewöhnlich jene Penſion ſehr gut für mich ſelbſt brauchen konnte, und daß ich dem böswilligen anonymen Artikel der Allgemeinen Zeitung nicht

indirekt durch meine Freunde, ſondern direkt mit eigner Namensunterſchrift entgegentreten müſſe.

Bei dieſer Gelegenheit will ich auch erwähnen, daß die Redaction des franzöſiſchen Flugblattes, die Revue Retroſpective, auf welches ſich der Correſpondent der Allgemeinen Zeitung berief, ihren Unwillen über eine ſolche Citation, in einer beſtimmten Abwehr bezeugen wollte, die übrigens ganz überflüſſig geweſen wäre, da der flüchtigſte Anblick auf jenes franzöſiſche Blatt hinlänglich darthat, daß daſſelbe an jeder Verunglimpfung meines Namens unſchuldig; doch die Exiſtenz jenes Blattes, welches in zwangloſen Lieferungen erſchien, war ſehr ephemer, und es ward von dem tollen Tagesſtrudel verſchlungen, bevor es die projectirte Abwehr bringen konnte. Der Redacteur en chef jener retroſpectiven Revue war der Buchhändler Paulin, ein wackerer ehrlicher Mann, der ſich mir ſeit zwei Decennien immer ſehr theilnehmend und dienſtwillig erwieſen; durch Geſchäftsbezüge und gemeinſchaftliche intime Freunde hatten wir Gelegenheit, uns wechſelſeitig hochſchätzen und achten zu lernen. Paulin war der Aſſocié meines Freundes Dubochet, er liebt wie einen Bruder meinen vielberühmten Freund Mignet und er vergöttert Thiers, welcher, unter uns geſagt, die Revue Retroſpective heimlich patroniſirte; jedenfalls ward ſie von Perſonen ſeiner Coterie geſtiftet und geleitet, und dieſen Perſonen konnte es wohl nicht in den Sinn kommen, einen Mann zu verunglimpfen, von welchem ſie wußten, daß ihr Gönner ihn mit ſeiner beſondern Vorliebe beehrte.

Die Redaction der Allgemeinen Zeitung hatte in keinem Fall jenes franzöſiſche Blatt gekannt, ehe ſie den ſaubern Corruptions-Artikel druckte. In der That, der flüchtigſte Anblick hätte ihr die abgefeimte Argliſt ihres Correſpondenten entdeckt. Dieſe beſtand darin, daß er mir eine Solidarität mit Perſonen aufſud, die von mir gewiß eben ſo entfernt und eben ſo verſchieden waren, wie ein Cheſterkäſe vom Monde. Um zu zeigen, wie das Guizot'ſche Miniſterium nicht blos durch Aemtervertheilung, ſondern auch durch baare Geldſpenden ſein Corruptionsſyſtem übte, hatte die erwähnte franzöſiſche Revue das Budget, Einnahme und Ausgabe des Departements dem Guizot vorſtand, abgedruckt, und hier ſahen wir allerdings jedes Jahr die ungeheuerſten Summen verzeichnet für ungenannte Ausgaben, und das anklagende Blatt hatte gedroht, in ſpätern Nummern die Perſonen namhaft zu machen, in deren Säckel jene Schätze gefloſſen. Durch das plötzliche Eingehen des Blattes kam die Drohung nicht zur Ausführung, was uns ſehr leid war, da jeder alsdann ſehen konnte, wie wir bei ſolcher geheimen Munificenz, welche direct vom Miniſter oder ſeinem Secretair ausging und eine Gratification für beſtimmte Dienſte war, niemals betheiligt geweſen. Von ſolchen ſogenannten bons du ministre, den wirklichen Geheimfonds, ſind ſehr zu unterſcheiden die Penſionen, womit der Miniſter ſein Budget ſchon belaſtet vorfindet, zu Gunſten

beſtimmter Perſonen, denen jährlich beſtimmte Summen als Unterſtützung zuerkannt worden. Es war eine ſehr ungroßmüthige, ich möchte ſagen eine ſehr unfranzöſiſche Handlung, daß das retroſpective Flugblatt, nachdem es in Bauſch und Bogen die verſchiedenen Geſandtſchaftsgehalte und Geſandtſchaftsausgaben angegeben, auch die Namen der Perſonen druckte, welche Unterſtützungspenſionen genoſſen, und wir müſſen ſolches um ſo mehr tadeln, da hier nicht blos in Dürftigkeit geſunkene Männer des höchſten Ranges vorkamen, ſondern auch große Damen, die ihre gefallene Größe gern unter einigen Putzflittern verbargen, und jetzt mit Kummer ihr vornehmes Elend enthüllt ſahen. Von zarterem Tacte geleitet, wird der Deutſche dem unartigen Beiſpiel der Franzoſen nicht folgen, und wir verſchweigen hier die Nomenclatur der hochadligen und durchlauchtigen Frauen, die wir auf der Liſte der Penſionsfonds im Departemente Guizot's verzeichnet fanden. Unter den Männern, welche auf derſelben Liſte mit jährlichen Unterſtützungsſummen genannt waren, ſahen wir Exulanten aus allen Weltgegenden, Flüchtlinge aus Griechenland und St. Domingo, Armenien und Bulgarien, aus Spanien und Polen, hochklingende Namen von Baronen, Grafen, Fürſten, Generälen und Ex-Miniſtern, von Prieſtern ſogar, gleichſam eine Ariſtokratie der Armuth bildend, während auf den Liſten der Caſſen andrer Departemente minder brillante arme Teufel paradirten. Der deutſche Poet brauchte ſich wahrlich ſeiner Genoſſenſchaft nicht zu ſchämen, und er befand ſich in Geſellſchaften von Berühmtheiten des Talentes und des Unglücks, deren Schickſal erſchütternd. Dicht neben meinem Namen auf der erwähnten Penſionsliſte, in derſelben Rubrik und in derſelben Kategorie, fand ich den Namen eines Mannes, der einſt ein Reich beherrſchte größer als die Monarchie des Ahasverus, der da König war von Haube bis Kuſch, von Indien bis an die Mohren, über hundert und ſieben und zwanzig Länder; — es war Godoi, der Prince de la Paix, der unumſchränkte Günſtling Ferdinands VII. und ſeiner Gattin, die ſich in ſeine Naſe verliebt hatte — Nie ſah ich eine umfangreichere, kurfürſtlichere Purpurnaſe, und ihre Füllung mit Schnupftabak muß gewiß dem armen Godoi mehr gekoſtet haben, als ſein franzöſiſches Jahrgehalt betrug. Ein anderer Name, den ich neben dem meinigen erblickte, und der mich mit Rührung und Ehrfurcht erfüllte, war der meines Freundes und Schickſalsgenoſſen, des eben ſo glorreichen wie unglücklichen Auguſtin Thierry, des größten Geſchichtſchreibers unſerer Zeit. Aber anſtatt neben ſolchen reſpectabeln Leuten meinen Namen zu nennen, wußte der ehrliche Correſpondent der Allgemeinen Zeitung aus den erwähnten Budgetliſten, wo freilich auch penſionirte diplomatiſche Agenten verzeichnet ſtanden, juſt zwei Namen der deutſchen Landsmannſchaft herauszuklauben, welche Perſonen gehörten, die gewiß beſſer ſein mochten als ihr Ruf, aber jedenfalls dem meinigen ſchaden mußten, weil

man mich damals mit ihnen zuſammenſtellte. Der Eine war ein deutſcher Gelehrter aus Göttingen, ein Legationsrath, der von jeher der Sündenbock der liberalen Partei geweſen, und das Talent beſaß, durch eine zur Schau getragene diplomatiſche Geheimthuerei für das Schlimmſte zu gelten. Begabt mit einem Schatz von Kenntniſſen und einem eiſernen Fleiße, war er für viele Cabinette ein ſehr brauchbarer Arbeiter geweſen, und ſo arbeitete er ſpäter gleichfalls in der Kanzlei Guizots, welcher ihn auch mit verſchiedenen Miſſionen betraute, und dieſe Dienſte rechtfertigen ſeine Beſoldung, die ſehr beſcheiden war. Die Stellung des andern Landsmanns, mit welchem der ehrliche Corruptionscorreſpondent mich zuſammen nannte, hatte mit der meinigen eben ſo wenig Analogie, wie die des erſteren: er war ein Schwabe, der bisher als unbeſcholtener Spießbürger in Stuttgart lebte, aber jetzt in einem fatal zweideutigen Lichte erſchien, als man ſah, daß er auf dem Budget Guizots mit einer Penſion verzeichnet ſtand, die faſt eben ſo groß war wie das Jahrgehalt, das aus derſelben Caſſe der Oberſt Guſtavſohn, Exkönig von Schweden, bezog; ja ſie war drei oder viermal ſo groß, wie die auf demſelben Guizot'ſchen Budget eingezeichneten Penſionen des Baron von Eckſtein und des Hrn. Capefigue, welche beide, nebenbei geſagt, ſeit undenklicher Zeit Correſpondenten der Allgemeinen Zeitung ſind. Der Schwabe konnte in der That ſeine fabelhaft große Penſion durch kein notoriſches Verdienſt rechtfertigen, er lebte nicht als Verfolgter in Paris, ſondern wie geſagt, in Stuttgart als ein ſtiller Unterthan des Königs von Würtemberg, er war kein großer Dichter, er war kein Lumen der Wiſſenſchaft, kein Aſtronom, kein berühmter Staatsmann, kein Heros der Kunſt, er war überhaupt kein Heros, im Gegentheil er war ſehr unkriegeriſch, und als er einſt die Redaction der Allgemeinen Zeitung beleidigt hatte, und dieſe letztere ſpornſtreichs von Augsburg nach Stuttgart reiſte, um den Mann auf Piſtolen herauszufordern: — da wollte der gute Schwabe kein Bruderblut vergießen (denn die Redaction der Allgemeinen Zeitung iſt von Geburt eine Schwäbin), und er lehnte das Piſtolenduell noch aus dem ganz beſondern Sanitätsgrunde ab, weil er keine bleiernen Kugeln vertragen könne und ſein Bauch nur an gebackene Schalekugeln und ſchwäbiſche Knödeln gewöhnt ſei.

Corſen, nordamerikaniſcher Indianer und Schwaben verzeihen nie; und auf dieſe ſchwäbiſche Vendetta rechnete der Jeſuitenzögling, als er ſeinen corrupten Corruptionsartikel der Allgemeinen Zeitung einſchickte; und die Redaction derſelben ermangelte nicht, brühwarm eine Pariſer Correſpondenz abzudrucken, welche den guten Leumund des unerſchoſſenen ſchwäbiſchen Landsmanns den unheimlichſten und ſchändlichſten Hypotheſen und Conjuncturen überlieferte. Die Redaction der Allgemeinen Zeitung konnte ihre Unparteilichkeit bei der Aufnahme dieſes Artikels um ſo glänzender zur Schau ſtellen, da darin einer ihrer befreundeten Correſpondenten nicht minder bedenklich bloß-

geſtellt war. Ich weiß nicht, ob ſie der Meinung geweſen, daß ſie mir durch den Abdruck ſchmählicher aber haltloſer Beſchuldigungen einen Dienſt erweiſe, indem ſie mir dadurch Gelegenheit böte, jedem unwürdigen Gerede, jeder im Nebel ſchleichenden Inſinuation mit einer beſtimmten Erklärung entgegen zu treten — Genug, die Redaction der Allgemeinen Zeitung druckte den eingeſandten Corruptionsartikel, doch ſie begleitete denſelben mit einer Note, worin ſie in Bezug auf meine Penſion die Bemerkung machte, „daß ich dieſelbe in keinem Falle für das, was ich ſchrieb, ſondern nur für das was ich nicht ſchrieb, empfangen haben könne.“

Ach, dieſe gewiß wohlgemeinte, aber wegen ihrer allzuwitzigen Abfaſſung ſehr verunglückte Ehrenrettungsnote war ein wahres Pavé, ein Pflaſterſtein, wie die franzöſiſchen Journaliſten in ihrer Coterieſprache eine ungeſchickte Vertheidigung nennen, welche den Vertheidigten todtſchlägt, wie es der Bär in der Fabel that, als er von der Stirn des ſchlafenden Freundes eine Schmeißfliege verſcheuchen wollte, und mit dem Quaderſtein, den er auf ſie ſchleuderte, auch das Hirn des Schützlings zerſchmetterte.

Das augsburgiſche Pavé mußte mich empfindlicher verletzen, als der Correſponbenzartikel der armſeligen Schmeißfliege, und in der Erklärung, die ich damals, wie oben erwähnt, in der Allgemeinen Zeitung drucken ließ, ſagte ich darüber folgende Worte: „Die Redaction der Allgemeinen Zeitung begleitet „jene Correſpondenz mit einer Note, worin ſie vielmehr die Meinung aus„ſpricht, daß ich nicht für das was ich ſchrieb jene Unterſtützung empfangen „haben möge, ſondern für das was ich nicht ſchrieb. Die Redaction der „Allgemeinen Zeitung, die ſeit zwanzig Jahren nicht ſowohl durch das, was „ſie von mir druckte, als vielmehr durch das was ſie nicht druckte, hin„länglich Gelegenheit hatte, zu merken, daß ich nicht der ſervile Schriftſteller „bin, der ſich ſein Stillſchweigen bezahlen läßt — beſagte Redaction hätte „mich wohl mit jener levis nota verſchonen können.“

Zeit, Ort und Umſtände erlaubten damals keine weitern Erörterungen, doch heute, wo alle Rückſichten erloſchen, iſt es mir erlaubt, noch viel thatſächlicher darzuthun, daß ich weder für das was ich ſchrieb, noch für das was ich nicht ſchrieb, vom Miniſterium Guizot beſtochen ſein konnte. Für Menſchen, die mit dem Leben abgeſchloſſen, haben ſolche retroſpective Rechtfertigungen einen ſonderbar wehmüthigen Reiz, und ich überlaſſe mich demſelben mit träumeriſcher Indolenz. Es iſt mir zu Sinne, als ob ich einem Längſtverſtorbenen eine fromme Genugthuung verſchaffe; jedenfalls ſtehen hier am rechten Platze die folgenden Erläuterungen über franzöſiſche Zuſtände zur Zeit des Miniſteriums Guizot.

Das Miniſterium vom 29. November 1840 ſollte man eigentlich nicht das Miniſterium Guizot, ſondern vielmehr das Miniſterium Soult nennen, da

letzterer Präſident des Miniſterconſeils war. Aber Soult war nur deſſen Titularoberhaupt, ungefähr wie der jedesmalige König von Hannover immer den Titel eines Rectors der Univerſität Georgia-Auguſta führt, während Se. Magnificenz, der zeitliche Prorector zu Göttingen, die wirkliche Rectoratsgewalt ausübt. Trotz der officiellen Machtvollkommenheit Soults war von ihm nie die Rede; nur daß zuweilen die liberalen Blätter, wenn ſie mit ihm zufrieden waren, ihn den Sieger von Toulouſe nannten; hatte er aber ihr Mißfallen erregt, ſo verhöhnten ſie ihn, ſteif und feſt behauptend, daß er die Schlacht bei Toulouſe nicht gewonnen habe. Man ſprach nur von Guizot, und dieſer ſtand während mehren Jahren im Zenith ſeiner Popularität bei der Bourgeoiſie, die von der Kriegsluſt ſeines Vorgängers ins Bockshorn gejagt worden; es verſteht ſich von ſelbſt, daß der Nachfolger von Thiers noch größere Sympathie jenſeits des Rheins erregte. Wir Deutſchen konnten dem Thiers nicht verzeihen, daß er uns aus dem Schlaf getrommelt, aus unſerm gemüthlichen Pflanzenſchlaf, und wir rieben uns die Augen und riefen: Vivat Guizot! Beſonders die Gelehrten ſangen das Lob deſſelben, in Pindar'ſchen Hymnen, wo auch die Proſodie, das antike Silbenmaß, treu nachgeahmt war, und ein hier durchreiſender deutſcher Profeſſor der Philologie verſicherte mir, daß Guizot eben ſo groß ſei wie Thierſch. Ja, eben ſo groß wie mein lieber, menſchenfreundlicher Freund Thierſch, der Verfaſſer der beſten griechiſchen Grammatik! Auch die deutſche Preſſe ſchwärmte für Guizot, und nicht blos die zahmen Blätter, ſondern auch die wilden, und dieſe Begeiſterung dauerte ſehr lange; ich erinnere mich, noch kurz vor dem Sturz des vielgefeierten Lieblings der Deutſchen, fand ich im radicalſten deutſchen Journal, in der Speyerer Zeitung, eine Apologie Guizots aus der Feder eines jener Tyrannenfreſſer, deren Tomahawk und Scalpirmeſſer keine Barmherzigkeit jemals kannte. Die Begeiſterung für Guizot ward in der Allgemeinen Zeitung fürnehmlich vertreten von meinem Collegen mit dem Venuszeichen und von meinem Collegen mit dem Pfeil; erſterer ſchwang das Weihrauchfaß mit ſacerdotaler Weihe, letzterer bewahrte ſelbſt in der Extaſe ſeine Süße und Zierlichkeit: beide hielten aus bis zur Kataſtrophe.

Was mich betrifft, ſo hatte ich, ſeitdem ich mich ernſthaft mit franzöſiſcher Literatur beſchäftigt, die ausgezeichneten Verdienſte Guizots immer erkannt und begriffen, und meine Schriften zeugen von meiner frühen Verehrung des weltberühmten Mannes. Ich liebte mehr ſeinen Nebenbuhler Thiers, aber nur ſeiner Perſönlichkeit wegen, nicht ob ſeiner Geiſtesrichtung, die eine bornirt nationale iſt, ſo daß er faſt ein franzöſiſcher Altdeutſcher zu nennen wäre, während Guizots kosmopolitiſche Anſchauungsweiſe meiner eignen Denkungsart näher ſtand. Ich liebte vielleicht in erſterem manche Fehler, deren man mich ſelber zieh, während die Tugenden des andern beinahe abſtoßend auf

mich wirkten. Erstern mußte ich oft tadeln, doch geschah es mit Widerstreben; wenn mir Letzterer Lob abzwang, so ertheilte ich es gewiß erst nach strengster Prüfung. Wahrlich nur mit unabhängiger Wahrheitsliebe besprach ich den Mann, welcher damals den Mittelpunkt aller Besprechungen bildete, und ich referirte immer getreu was ich hörte. Es war für mich eine Ehrensache, die Berichte, worin ich den Charakter und die gouvernementalen Ideen (nicht die administrativen Acte) des großen Staatsmannes am wärmsten würdigte, hier in diesem Buche ganz unverändert abzudrucken, obgleich dadurch manche Wiederholungen entstehen mußten. Der geneigte Leser wird bemerken, diese Besprechungen gehen nicht weiter als bis gegen Ende des Jahres 1843, wo ich überhaupt aufhörte, politische Artikel für die Allgemeine Zeitung zu schreiben, und mich darauf beschränkte, dem Redacteur derselben in unserer Privatcorrespondenz manchmal freundschaftliche Mittheilungen zu machen; nur dann und wann veröffentlichte ich einen Artikel über Wissenschaft und schöne Künste.

Das ist nun das Schweigen, das N i c h t schreiben, wovon die Allgemeine Zeitung spricht, und das mir als ein Verkauf meiner Redefreiheit ausgedeutet werden sollte. Lag nicht viel näher die Annahme, daß ich um jene Zeit in meinem Glauben an Guizot schwankend, überhaupt an ihm irre geworden sein mochte? Ja, das war der Fall, doch im März 1848 geziemte mir kein solches Geständniß. Das erlaubten damals weder Pietät noch Anstand. Ich mußte mich darauf beschränken, der treulosen Insinuation, welche mein plötzliches Verstummen der Bestechung zuschrieb, in der erwähnten Erklärung blos das rein Factische meines Verhältnisses zum Guizot'schen Ministerio entgegenzustellen. Ich wiederhole hier diese Thatsachen. Vor dem 29. November 1840, wo Herr Guizot das Ministerium übernahm, hatte ich nie die Ehre gehabt, denselben zu sehen. Erst einen Monat später machte ich ihm einen Besuch, um ihm dafür zu danken, daß die Comptabilität seines Departements von ihm die Weisung erhalten hatte, mir auch unter dem neuen Ministerium meine jährliche Unterstützungspension nach wie vor in monatlichen Terminen auszuzahlen. Jener Besuch war der erste und zugleich der letzte, den ich in diesem Leben dem illustren Manne abstattete. In der Unterredung, womit er mich beehrte, sprach er mit Tiefsinn und Wärme seine Hochschätzung für Deutschland aus, und diese Anerkennung meines Vaterlandes, so wie auch die schmeichelhaften Worte, welche er mir über meine eignen literarischen Erzeugnisse sagte, waren die einzige Münze, mit welcher er mich bestochen hat. Nie fiel es ihm ein, irgend einen Dienst von mir zu verlangen. Und am allerwenigsten mochte es dem stolzen Manne, der nach Impopularität lechzte, in den Sinn kommen, eine kümmerliche Lobspende in der französischen Presse oder in der Augsburger Allgemeinen Zeitung von mir zu verlangen, von mir,

der ihm bisher ganz fremd war, während weit gravitätischere und also zuverlässigere Leute, wie der Baron von Eckstein oder der Historiograph Capefigue, welche beide, wie oben bemerkt, ebenfalls Mitarbeiter der Allgemeinen Zeitung waren, mit Herrn Guizot in vieljährigem gesellschaftlichen Verkehr gestanden, und gewiß ein delicates Vertrauen verdient hätten. Seit der erwähnten Unterredung habe ich Herrn Guizot nie wieder gesehen; nie sah ich seinen Secretair, oder sonst jemand, der in seinem Bureau arbeitete. Nur zufällig erfuhr ich einst, daß Herr Guizot von transrhenanischen Gesandtschaften oft und dringend angegangen worden, mich aus Paris zu entfernen. Nicht ohne Lachen konnte ich dann an die ärgerlichen Gesichter denken, welche jene Reclamanten geschnitten haben mochten, als sie entdeckten, daß der Minister, von welchem sie meine Ausweisung verlangt, mich obendrein durch ein Jahrgehalt unterstützte. Wie wenig derselbe wünschte, dieses edle Verfahren devulgirt zu sehen, begriff ich ohne besondern Wink, und discrete Freunde, denen ich nichts verhehlen kann, theilten meine Schadenfreude.

Für diese Belustigung und die Großmuth, womit er mich behandelt, war ich Herrn Guizot gewiß zu großem Dank verpflichtet. Doch als ich in meinem Glauben an seine Standhaftigkeit gegen königliche Zumuthungen irre ward, als ich ihn vom Willen Ludwig Philipp's allzu verderblich beherrscht sah, und den großen, entsetzlichen Irrthum dieses autokratischen Starrwillens, dieses unheilvollen Eigensinns begriff: da würde wahrlich nicht der psychische Zwang der Dankbarkeit mein Wort gefesselt haben, ich hätte gewiß mit ehrfurchtsvoller Betrübniß die Mißgriffe gerügt, wodurch das allzunachgiebige Ministerium, oder vielmehr der bethörte König, das Land und die Welt dem Untergange entgegenführte. Aber es knebelten meine Feder auch brutale physische Hindernisse, und diese reelle Ursache meines Schweigens, meines Nichtschreibens, kann ich erst heute öffentlich enthüllen.

Ja, im Fall ich auch das Gelüste empfunden hätte, in der Allgemeinen Zeitung gegen das unselige Regierungssystem Ludwig Philipps nur eine Silbe drucken zu lassen, so wäre mir solches unmöglich gewesen, aus dem ganz einfachen Grunde: weil der kluge König schon vor dem 29. November gegen einen solchen verbrecherischen Correspondenten-Einfall, gegen ein solches Attentat, seine Maßregeln genommen, indem er höchstselbst geruhte, den damaligen Censor der Allgemeinen Zeitung zu Augsburg nicht blos zum Ritter, sondern sogar zum Officier der französischen Ehrenlegion zu ernennen. So groß auch meine Vorliebe für den seligen König war, so fand doch der Augsburger Censor, daß ich nicht genug liebte, und er strich jedes mißliebige Wort, und sehr viele meiner Artikel über die königliche Politik blieben ganz ungedruckt. Aber kurz nach der Februarrevolution, wo mein armer Ludwig Philipp ins Exil gewandert war, erlaubte mir weder die Pietät noch der Anstand

die Veröffentlichung einer ſolchen Thatſache, ſelbſt im Fall der Augsburger Cenſor ihr ſein Imprimatur verliehen hätte.

Ein anderes, ähnliches Geſtändniß geſtattete damals nicht die Cenſur des Herzens, die noch weit ängſtlicher als die der Allgemeinen Zeitung. Nein, kurz nach dem Sturze Guizot's durfte ich nicht öffentlich eingeſtehen, daß ich vorher auch aus Furcht ſchwieg. Ich mußte mir nämlich Anno 1844 geſtehen, daß wenn Herr Guizot von meiner Correſpondenz erführe und die darin enthaltene Kritik ihm einigermaßen mißfiele, der leidenſchaftliche Mann wohl fähig geweſen wäre, die Gefühle der Großmuth überwindend, dem unbequemen Kritiker in einer ſehr ſummariſchen Weiſe das Handwerk zu legen. Mit der Ausweiſung des Correſpondenten aus Paris hätte auch ſeine Pariſer Correſpondenz nothwendigerweiſe ein Ende gehabt. In der That, Se. Magnificenz hatte die Fasces der Gewalt in Händen, er konnte mir zu jeder Zeit das consilium abeundi ertheilen, und ich mußte dann auf der Stelle den Ranzen ſchnüren. Seine Pedelle in blauer Uniform mit citronengelben Aufſchlägen hätten mich bald meinen Pariſer Studien entriſſen und bis an jene Pfähle begleitet, „die wie das Zebrah ſind geſtreift," wo mich andere Pedelle mit noch viel fataleren Livréen und germaniſch ungeſchliffenen Manieren in Empfang genommen hätten, um mir die Honeurs des Vaterlandes zu machen — —

Aber unglücklicher Poet, warſt du nicht durch deine franzöſiſche Naturaliſation hinlänglich geſchützt gegen ſolche Miniſterwillkür?

Ach, die Beantwortung dieſer Frage entreißt mir ein Geſtändniß, das vielleicht die Klugheit geböte zu verſchweigen. Aber die Klugheit und ich, wir haben ſchon lange nicht mehr aus derſelben Kumpe gegeſſen — und ich will heute rückſichtslos bekennen, daß ich mich nie in Frankreich naturaliſiren ließ, und meine Naturaliſation, die für eine notoriſche Thatſache gilt, dennoch nur ein deutſches Mährchen iſt. Ich weiß nicht, welcher müſſige oder liſtige Kopf daſſelbe erſonnen. Mehre Landsleute wollten freilich aus authentiſcher Quelle dieſe Naturaliſation erſchnüffelt haben; ſie referirten darüber in deutſchen Blättern, und ich unterſtützte den irrigen Glauben durch Schweigen. Meine lieben literariſchen und politiſchen Gegner in der Heimath, und manche ſehr einflußreiche intime Feinde hier in Paris, wurden dadurch irre geleitet, und glaubten, ich ſei durch ein franzöſiſches Bürgerrecht gegen mancherlei Vexationen und Machinationen geſchützt, womit der Fremde, der hier einer exceptionellen Jurisdiction unterworfen iſt, ſo leicht heimgeſucht werden kann. Durch dieſen wohlthätigen Irrthum entging ich mancher Böswilligkeit und auch mancher Ausbeutung von Induſtriellen, die in geſchäftlichen Conflicten ihre Bevorrechtung benutzt hätten. Eben ſo widerwärtig wie koſtſpielig wird auf die Länge in Paris der Zuſtand des Fremden, der nicht naturaliſirt iſt. Man wird geprellt und geärgert, und zumeiſt eben von naturaliſirten Ausländern,

die am ſchäbigſten darauf erpicht ſind, ihre erworbenen Befugniſſe zu mißbrauchen. Aus mißmuthiger Fürſorge erfüllte ich einſt die Formalitäten, die zu nichts verpflichten und uns doch in den Stand ſetzen, nöthigſten Falls die Rechte der Naturaliſation ohne Zögerniß zu erlangen. Aber ich hegte immer eine unheimliche Scheu vor dem definitiven Act. Durch dieſes Bedenken, durch dieſe tiefeingewurzelte Abneigung gegen die Naturaliſation, gerieth ich in eine falſche Stellung, die ich als die Urſache aller meiner Nöthen, Kümmerniſſe und Fehlgriffe während meinem drei und zwanzigjährigen Aufenthalt in Paris betrachten muß. Das Einkommen eines guten Amtes hätte hier meinen koſtſpieligen Haushalt und die Bedürfniſſe einer nicht ſowohl launiſchen als vielmehr menſchlich freien Lebensweiſe hinreichend gedeckt — aber ohne vorhergehende Naturaliſation war mir der Staatsdienſt verſchloſſen. Hohe Würden und fette Sinecuren ſtellten mir meine Freunde lockend genug in Ausſicht, und es fehlte nicht an Beiſpielen von Ausländern, die in Frankreich die glänzendſten Stufen der Macht und der Ehre erſtiegen — Und ich darf es ſagen, ich hätte weniger als andere mit einheimiſcher Scheelſucht zu kämpfen gehabt, denn nie hatte ein Deutſcher in ſo hohem Grade wie ich die Sympathie der Franzoſen gewonnen, ſowohl in der literariſchen Welt als auch in der hohen Geſellſchaft, und nicht als Gönner, ſondern als Camerad pflegte der Vornehmſte meinen Umgang. Der ritterliche Prinz, der dem Throne am nächſten ſtand, und nicht blos ein ausgezeichneter Feldherr und Staatsmann war, ſondern auch das „Buch der Lieder" im Original las, hätte mich gar zu gern in franzöſiſchen Dienſten geſehen, und ſein Einfluß wäre groß genug geweſen, um mich in ſolcher Laufbahn zu fördern. Ich vergeſſe nicht die Liebenswürdigkeit, womit einſt im Garten des Schloſſes einer fürſtlichen Freundin der große Geſchichtſchreiber der franzöſiſchen Revolution und des Empires, welcher damals der allgewaltige Präſident des Conſells war, meinen Arm ergriff, und mit mir ſpazieren gehend, lange und lebhaft in mich drang, daß ich ihm ſagen möchte, was mein Herz begehre, und daß er ſich anheiſchig mache, mir Alles zu verſchaffen. — Im Ohr klingt mir noch jetzt der ſchmeichleriſche Klang ſeiner Stimme, in der Naſe prickelt mir noch der Duft des großen blühenden Magnoliabaums, dem wir vorübergingen, und der mit ſeinen alabaſterweißen vornehmen Blumen in die blauen Lüfte emporragte, ſo prachtvoll, ſo ſtolz, wie damals, in den Tagen ſeines Glückes, das Herz des deutſchen Dichters!

Ja, ich habe das Wort genannt. Es war der närriſche Hochmuth des deutſchen Dichters, der mich davon abhielt, auch nur pro Forma ein Franzoſe zu werden. Es war eine ideale Grille, wovon ich mich nicht losmachen konnte. In Bezug auf das, was wir gewöhnlich Patriotismus nennen, war ich immer ein Freigeiſt, doch konnte ich mich nicht eines gewiſſen Schauers erwehren, wenn ich etwas thun ſollte, was nur halbweg als ein Losſagen vom Vater-

Lande erſcheinen mochte. Auch im Gemüthe des Aufgeklärteſten niſtet immer ein kleines Alräunchen des alten Aberglaubens, das ſich nicht ausbannen läßt; man ſpricht nicht gern davon, aber es treibt in den geheimſten Schlupfwinkeln unſrer Seele ſein unkluges Weſen. Die Ehe, welche ich mit unſerer lieben Frau Germania, der blonden Bärenhäuterin, geführt, war nie eine glückliche geweſen. Ich erinnere mich wohl noch einiger ſchönen Mondſcheinnächte, wo ſie mich zärtlich preßte an ihren großen Busen mit den tugendhaften Zitzen — doch dieſe ſentimentalen Nächte laſſen ſich zählen, und gegen Morgen trat immer eine verdrießlich gähnende Kühle ein, und begann das Keifen ohne Ende. Auch lebten wir zuletzt getrennt von Tiſch und Bett. Aber bis zu einer eigentlichen Scheidung ſollte es nicht kommen. Ich habe es nie übers Herz bringen können, mich ganz loszuſagen von meinem Hauskreuz. Jede Abtrünnigkeit iſt mir verhaßt, und ich hätte mich von keiner deutſchen Katze losſagen mögen, nicht von einem deutſchen Hund, wie unausſtehlich mir auch ſeine Flöhe und Treue. Das kleinſte Ferkelchen meiner Heimath kann ſich in dieſer Beziehung nicht über mich beklagen. Unter den vornehmen und geiſtreichen Sauen von Perigord, welche die Trüffeln erfunden und ſich damit mäſten, verläugnete ich nicht die beſcheidenen Grünzlinge, die daheim im Teutoburger Wald nur mit der Frucht der vaterländiſchen Eiche ſich atzen aus ſchlichtem Holztrog, wie einſt ihre frommen Vorfahren, zur Zeit als Arminius den Varus ſchlug. Ich habe auch nicht eine Borſte meines Deutſchthums, keine einzige Schelle an meiner deutſchen Kappe eingebüßt, und ich habe noch immer das Recht, daran die ſchwarz-roth-goldene Cocarde zu heften. Ich darf noch immer zu Maßmann ſagen: „Wir deutſche Eſel!“ Hätte ich mich in Frankreich naturaliſiren laſſen, würde mir Maßmann antworten können: „Nur Ich bin ein deutſcher Eſel, du aber biſt es nicht mehr“ — und er ſchlüge dabei einen verhöhnenden Purzelbaum, der mir das Herz bräche. Nein, ſolcher Schmach habe ich mich nicht ausgeſetzt. Die Naturaliſation mag für andere Leute paſſen; ein verſoffener Advokat aus Zweibrücken, ein Strohkopf mit einer eiſernen Stirn und einer kupfernen Naſe, mag immerhin, um ein Schulmeiſteramt zu erſchnappen, ein Vaterland aufgeben, das nichts von ihm weiß und nie etwas von ihm erfahren wird — aber daſſelbe geziemt ſich nicht für einen deutſchen Dichter, welcher die ſchönſten deutſchen Lieder gedichtet hat. Es wäre für mich ein entſetzlicher, wahnſinniger Gedanke, wenn ich mir ſagen müßte, ich ſei ein deutſcher Poet und zugleich ein naturaliſirter Franzoſe. — Ich käme mir ſelber vor wie eine jener Mißgeburten mit zwei Köpfen, die man in den Buden der Jahrmärkte zeigt. Es würde mich beim Dichten unerträglich genieren, wenn ich dächte, der eine Kopf finge auf einmal an, im franzöſiſchen Truthahnpathos die unnatürlichſten Alexandriner zu ſcandiren, während der andere in den angeborenen wahren Naturmetren der deutſchen Sprache

die am ſchäbigſten darauf erpicht ſind, ihre erworbenen Befugniſſe zu mißbrauchen. Aus mißmuthiger Fürſorge erfüllte ich einſt die Formalitäten, die zu nichts verpflichten und uns doch in den Stand ſetzen, nöthigſten Falls die Rechte der Naturaliſation ohne Zögerniß zu erlangen. Aber ich hegte immer eine unheimliche Scheu vor dem definitiven Act. Durch dieſes Bedenken, durch dieſe tiefeingewurzelte Abneigung gegen die Naturaliſation, gerieth ich in eine falſche Stellung, die ich als die Urſache aller meiner Nöthen, Kümmerniſſe und Fehlgriffe während meinem drei und zwanzigjährigen Aufenthalt in Paris betrachten muß. Das Einkommen eines guten Amtes hätte hier meinen koſtſpieligen Haushalt und die Bedürfniſſe einer nicht ſowohl launiſchen als vielmehr menſchlich freien Lebensweiſe hinreichend gedeckt — aber ohne vorhergehende Naturaliſation war mir der Staatsdienſt verſchloſſen. Hohe Würden und fette Sinecuren ſtellten mir meine Freunde lockend genug in Ausſicht, und es fehlte nicht an Beiſpielen von Ausländern, die in Frankreich die glänzendſten Stufen der Macht und der Ehre erſtiegen — Und ich darf es ſagen, ich hätte weniger als andere mit einheimiſcher Scheelſucht zu kämpfen gehabt, denn nie hatte ein Deutſcher in ſo hohem Grade wie ich die Sympathie der Franzoſen gewonnen, ſowohl in der literariſchen Welt als auch in der hohen Geſellſchaft, und nicht als Gönner, ſondern als Camerad pflegte der Vornehmſte meinen Umgang. Der ritterliche Prinz, der dem Throne am nächſten ſtand, und nicht blos ein ausgezeichneter Feldherr und Staatsmann war, ſondern auch das „Buch der Lieder" im Original las, hätte mich gar zu gern in franzöſiſchen Dienſten geſehen, und ſein Einfluß wäre groß genug geweſen, um mich in ſolcher Laufbahn zu fördern. Ich vergeſſe nicht die Liebenswürdigkeit, womit einſt im Garten des Schloſſes einer fürſtlichen Freundin der große Geſchichtſchreiber der franzöſiſchen Revolution und des Empires, welcher damals der allgewaltige Präſident des Conſeils war, meinen Arm ergriff, und mit mir ſpazieren gehend, lange und lebhaft in mich drang, daß ich ihm ſagen möchte, was mein Herz begehre, und daß er ſich anheiſchig mache, mir Alles zu verſchaffen. — Im Ohr klingt mir noch jetzt der ſchmeichleriſche Klang ſeiner Stimme, in der Naſe prickelt mir noch der Duft des großen blühenden Magnoliabaums, dem wir vorübergingen, und der mit ſeinen alabaſterweißen vornehmen Blumen in die blauen Lüfte emporragte, ſo prachtvoll, ſo ſtolz, wie damals, in den Tagen ſeines Glückes, das Herz des deutſchen Dichters!

Ja, ich habe das Wort genannt. Es war der närriſche Hochmuth des deutſchen Dichters, der mich davon abhielt, auch nur pro Forma ein Franzoſe zu werden. Es war eine ideale Grille, wovon ich mich nicht losmachen konnte. In Bezug auf das, was wir gewöhnlich Patriotismus nennen, war ich immer ein Freigeiſt, doch konnte ich mich nicht eines gewiſſen Schauers erwehren, wenn ich etwas thun ſollte, was nur halbweg als ein Losſagen vom Vater-

lande erſcheinen mochte. Auch im Gemüthe des Aufgeklärteſten niſtet immer ein kleines Alräunchen des alten Aberglaubens, das ſich nicht ausbannen läßt; man ſpricht nicht gern davon, aber es treibt in den geheimſten Schlupfwinkeln unſrer Seele ſein unkluges Weſen. Die Ehe, welche ich mit unſerer lieben Frau Germania, der blonden Bärenhäuterin, geführt, war nie eine glückliche geweſen. Ich erinnere mich wohl noch einiger ſchönen Mondſcheinnächte, wo ſie mich zärtlich preßte an ihren großen Busen mit den tugendhaften Zitzen — doch dieſe ſentimentalen Nächte laſſen ſich zählen, und gegen Morgen trat immer eine verdrießlich gähnende Kühle ein, und begann das Keifen ohne Ende. Auch lebten wir zuletzt getrennt von Tiſch und Bett. Aber bis zu einer eigentlichen Scheidung ſollte es nicht kommen. Ich habe es nie übers Herz bringen können, mich ganz loszuſagen von meinem Hauskreuz. Jede Abtrünnigkeit iſt mir verhaßt, und ich hätte mich von keiner deutſchen Katze losſagen mögen, nicht von einem deutſchen Hund, wie unausſtehlich mir auch ſeine Flöhe und Treue. Das kleinſte Ferkelchen meiner Heimath kann ſich in dieſer Beziehung nicht über mich beklagen. Unter den vornehmen und geiſtreichen Sauen von Perigord, welche die Trüffeln erfunden und ſich damit mäſten, verläugnete ich nicht die beſcheidenen Grünlinge, die daheim im Teutoburger Wald nur mit der Frucht der vaterländiſchen Eiche ſich atzen aus ſchlichtem Holztrog, wie einſt ihre frommen Vorfahren, zur Zeit als Arminius den Varus ſchlug. Ich habe auch nicht eine Borſte meines Deutſchthums, keine einzige Schelle an meiner deutſchen Kappe eingebüßt, und ich habe noch immer das Recht, daran die ſchwarz-roth-goldene Cocarde zu heften. Ich darf noch immer zu Maßmann ſagen: „Wir deutſche Eſel!“ Hätte ich mich in Frankreich naturaliſiren laſſen, würde mir Maßmann antworten können: „Nur Ich bin ein deutſcher Eſel, du aber biſt es nicht mehr“ — und er ſchlüge dabei einen verhöhnenden Purzelbaum, der mir das Herz bräche. Nein, ſolcher Schmach habe ich mich nicht ausgeſetzt. Die Naturaliſation mag für andere Leute paſſen; ein verſoffener Advokat aus Zweibrücken, ein Strohkopf mit einer eiſernen Stirn und einer kupfernen Naſe, mag immerhin, um ein Schulmeiſteramt zu erſchnappen, ein Vaterland aufgeben, das nichts von ihm weiß und nie etwas von ihm erfahren wird — aber daſſelbe geziemt ſich nicht für einen deutſchen Dichter, welcher die ſchönſten deutſchen Lieder gedichtet hat. Es wäre für mich ein entſetzlicher, wahnſinniger Gedanke, wenn ich mir ſagen müßte, ich ſei ein deutſcher Poet und zugleich ein naturaliſirter Franzoſe. — Ich käme mir ſelber vor wie eine jener Mißgeburten mit zwei Köpfen, die man in den Buden der Jahrmärkte zeigt. Es würde mich beim Dichten unerträglich geniren, wenn ich dächte, der eine Kopf finge auf einmal an, im franzöſiſchen Truthahnpathos die unnatürlichſten Alexandriner zu ſcandiren, während der andere in den angebornen wahren Naturmetren der deutſchen Sprache ſeine

Gefühle ergösse. Und ach! unausſtehlich ſind mir, wie die Metrik, ſo die Verſe der Franzoſen, dieſer parfumirte Quark — kaum ertrage ich ihre ganz geruchloſen beſſeren Dichter. — Wenn ich jene ſogenannte poésie lyrique der Franzoſen betrachte, erkenne ich erſt ganz die Herrlichkeit der deutſchen Dichtkunſt, und ich könnte mir alsdann wohl etwas darauf einbilden, daß ich mich rühmen darf, in dieſem Gebiete meine Lorbeeren errungen zu haben. — Wir wollen auch kein Blatt davon aufgeben, und der Steinmetz, der unſre letzte Schlafſtätte mit einer Inſchrift zu verzieren hat, ſoll keine Einrede zu gewärtigen haben, wenn er dort eingräbt die Worte: Hier ruht ein deutſcher Dichter.

59.

Paris, den 7. Mai 1843.

Die Gemäldeausſtellung erregt dieſes Jahr ungewöhnliches Intereſſe, aber es iſt mir unmöglich, über die geprieſenen Vorzüglichkeiten dieſes Salons nur ein halbweg vernünftiges Urtheil zu fällen. Bis jetzt empfand ich nur ein Mißbehagen ſonder Gleichen, wenn ich die Gemächer des Louvre durchwandelte. Dieſe tollen Farben, die alle zu gleicher Zeit auf mich loskreiſchen, dieſer bunte Wahnwitz, der mich von allen Seiten angrinſt, dieſe Anarchie in goldenen Rahmen, macht auf mich einen peinlichen, fatalen Eindruck. Ich quäle mich vergebens, dieſes Chaos im Geiſte zu ordnen und den Gedanken der Zeit darin zu entdecken, oder auch nur den verwandtſchaftlichen Charakterzug, wodurch dieſe Gemälde ſich als Producte unſrer Gegenwart kundgeben. Alle Werke einer und derſelben Periode haben nämlich einen ſolchen Charakterzug, das Malerzeichen des Zeitgeiſtes. Z. B. auf der Leinwand des Watteaux, oder des Boucher, oder des Vanloo, ſpiegelt ſich ab das graziöſe gepuderte Schäferſpiel, die geſchminkte, tändelnde Leerheit, das ſüßliche Reifrockglück des herrſchenden Pompadourthums: überall hellfarbig bebänderte Hirtenſtäbe, nirgends ein Schwert. In entgegengeſetzter Weiſe ſind die Gemälde des David und ſeiner Schüler nur das farbige Echo der republikaniſchen Tugendperiode, die in den imperialiſtiſchen Kriegsruhm überſchlägt, und wir ſehen hier eine forcirte Begeiſterung für das marmorne Modell, einen abſtracten froſtigen Verſtandesrauſch, die Zeichnung correct, ſtreng, ſchroff, die Farbe trüb, hart, unverdaulich: Spartanerſuppen. Was wird ſich aber unſern Nachkommen, wenn ſie einſt die Gemälde der heutigen Maler betrachten, als die zeitliche Signatur offenbaren? Durch welche gemeinſame Eigenthümlichkeiten werden ſich dieſe Bilder gleich beim erſten Blick als Erzeugniſſe aus unſrer gegenwärtigen Periode ausweiſen? Hat vielleicht der Geiſt der Bour-

gewiſſe, der Induſtrialismus, der jetzt das ganze ſociale Leben Frankreichs durchdringt, auch ſchon in den zeichnenden Künſten ſich dergeſtalt geltend gemacht, daß allen heutigen Gemälden das Wappen dieſer neuen Herrſchaft aufgedrückt iſt? Beſonders die Heiligenbilder, woran die diesjährige Ausſtellung ſo reich iſt, erregen in mir eine ſolche Vermuthung. Da hängt im langen Saal eine Geißelung, deren Hauptfigur, mit ihrer leidenden Miene, dem Director einer verunglückten Actiengeſellſchaft ähnlich ſieht, der vor ſeinen Actionären ſteht und Rechnung ablegen ſoll; ja letztere ſind auch auf dem Bilde zu ſehen, und zwar in der Geſtalt von Henkern und Phariſäern, die gegen den Ecce homo ſchrecklich erboſt ſind und an ihren Aktien ſehr viel Geld verloren zu haben ſcheinen. Der Maler ſoll in der Hauptfigur ſeinen Oheim portraitirt haben. Die Geſichter auf den eigentlich hiſtoriſchen Bildern, welche heidniſche und mittelalterliche Geſchichten darſtellen, erinnern ebenfalls an Kramladen, Börſenſpeculation, Mercantilismus, Spießbürgerlichkeit. Da iſt ein Wilhelm der Eroberer zu ſehen, dem man nur eine Bärenmütze aufzuſetzen brauchte, und er verwandelte ſich in einen Nationalgardiſten, der mit muſterhaftem Eifer die Wache bezieht, ſeine Wechſel pünktlich bezahlt, ſeine Gattin ehrt und gewiß das Ehrenlegionskreuz verdient. Aber gar die Portraits! Die meiſten haben einen ſo pecuniairen, eigennützigen, verdroſſenen Ausdruck, den ich mir nur dadurch erkläre, daß das lebendige Original in den Stunden der Sitzung immer an das Geld dachte, welches ihm das Portrait koſten werde, während der Maler beſtändig die Zeit bedauerte, die er mit dem jämmerlichen Lohndienſt vergeuden mußte.

Unter den Heilgenbildern, welche von der Mühe zeugen, die ſich die Franzoſen geben, recht religiös zu thun, bemerkte ich eine Samaritanerin am Brunnen. Obgleich der Heiland dem feindſeligen Stamme der Juden angehört, übt ſie dennoch an ihm Barmherzigkeit. Sie bietet dem Durſtigen ihren Waſſerkrug, und während er trinkt, betrachtet ſie ihn mit einem ſonderbaren Seitenblick, der ungemein pfiffig und mich an die geſcheidte Antwort erinnerte, welche einſt eine kluge Tochter Schwabens dem Herrn Superintendenten gab, als dieſer die Schuljugend im Religionsunterricht examinirte. Er frug nämlich, woran das Weib aus Samaria erkannt hatte, daß Jeſus ein Jude war? An der Beſchneidung — antwortete keck die kleine Schwäbin.

Das merkwürdigſte Heiligenbild des Salons iſt von Horaz Vernet, dem einzigen großen Meiſter, welcher dies Jahr ein Bild zur Ausſtellung geliefert. Das Sujet iſt ſehr verfänglich, und wir müſſen, wo nicht die Wahl, doch gewiß die Auffaſſung deſſelben beſtimmt tadeln. Dieſes Sujet, der Bibel entlehnt, iſt die Geſchichte Juda's und ſeiner Schwiegertochter Thamar. Nach unſern modernen Begriffen und Gefühlen erſcheinen uns beide Perſonen in einem ſehr unſittlichen Lichte. Jedoch nach der Anſicht des Alterthums, wo

die höchſte Aufgabe des Weibes darin beſtand, daß ſie Kinder gebar, daß ſie den Stamm ihres Mannes fortpflanzte — (zumal nach der althebräiſchen Denkweiſe, wo der nächſte Anverwandte die Wittwe eines Verſtorbenen heirathen mußte, wenn derſelbe kinderlos ſtarb, nicht blos damit durch ſolche poſthume Nachkommenſchaft die Familiengüter, ſondern damit auch das Andenken der Todten, ihr Fortleben in den Spätergebornen, gleichſam ihre irdiſche Unſterblichkeit geſichert werde) — nach ſolcher antiken Anſchauungsweiſe war die Handlung der Thamar eine höchſt ſittliche, fromme, gottgefällige That, naiv ſchön und faſt ſo heroiſch wie die That der Judith, die unſern heutigen Patriotismusgefühlen ſchon etwas näher ſteht. Was ihren Schwiegervater Juda betrifft, ſo vindiciren wir für ihn eben keinen Lorbeer, aber wir behaupten, daß er in keinem Falle eine Sünde beging. Denn erſtens war die Beiwohnung eines Weibes, das er an der Landſtraße fand, für den Hebräer der Vorzeit eben ſo wenig eine unerlaubte Handlung, wie der Genuß einer Frucht, die er von einem Baume an der Straße abgebrochen hätte, um ſeinen Durſt zu löſchen; und es war gewiß ein heißer Tag im heißen Meſopotamien, und der arme Erzvater Juda lechzte nach einer Erfriſchung. Und dann trägt ſeine Handlung ganz den Stempel des göttlichen Willens, ſie war eine providencielle: ohne jenen großen Durſt hätte Thamar kein Kind bekommen; dieſes Kind aber wurde der Ahnherr Davids, welcher als König über Juda und Iſrael herrſchte, und es ward alſo zugleich auch der Stammvater jenes noch größern Königs mit der Dornenkrone, den jetzt die ganze Welt verehrt, Jeſus von Nazareth.

Was die Auffaſſung des Sujets betrifft, ſo will ich, ohne mich in einen allzu homiletiſchen Tadel einzulaſſen, dieſelbe mit wenigen Worten beſchreiben. Thamar, die ſchöne Perſon, ſitzt an der Landſtraße und offenbart bei dieſer Gelegenheit ihre üppigſten Reize. Fuß, Bein, Knie u. ſ. w. ſind von einer Vollendung, die an Poeſie gränzt. Der Buſen quillt hervor aus dem knappen Gewand, blühend, duftig, verlockend, wie die verbotene Frucht im Garten Eden. Mit der rechten Hand, die ebenfalls entzückend trefflich gemalt iſt, hält ſich die Schöne einen Zipfel ihres weißen Gewandes vors Geſicht, ſo daß nur die Stirn und die Augen ſichtbar. Dieſe großen ſchwarzen Augen ſind verführeriſch wie die Stimme der glatten Satansmuhme. Das Weib iſt zu gleicher Zeit Apfel und Schlange, und wir dürfen den armen Juda nicht deßwegen verdammen, daß er ihr die verlangten Pfänder, Stab, Ring und Gürtel ſehr haſtig hinreicht. Sie hat, um dieſelben in Empfang zu nehmen, die linke Hand ausgeſtreckt, während ſie, wie geſagt, mit der rechten das Geſicht verhüllt. Dieſe doppelte Bewegung der Hände iſt von einer Wahrheit, wie ſie die Kunſt nur in ihren glücklichſten Momenten hervorbringt. Es iſt hier eine Naturtreue, die zauberhaft wirkt. Dem Juda gab der Maler eine be-

gehrliche Phyſiognomie, die eher an einen Faun als an einen Patriarchen erinnern dürfte, und ſeine ganze Bekleidung beſteht in jener weißen wollenen Decke, die ſeit der Eroberung Algiers auf ſo vielen Bildern eine ſo große Rolle ſpielt. Seit die Franzoſen mit dem Orient in unmittelbarſte Bekanntſchaft getreten, geben ihre Maler auch den Helden der Bibel ein wahrhaftes morgenländiſches Coſtüm. Das frühere traditionelle Idealcoſtüm iſt in der That etwas abgenutzt durch dreihundertjährigen Gebrauch, und am allerwenigſten wäre es paſſend, nach dem Beiſpiel der Venetianer, die alten Hebräer in einer modernen Tagestracht zu vermummen. Auch Landſchaft und Thiere des Morgenlandes behandeln ſeitdem die Franzoſen mit größerer Treue in ihren Hiſtorienbildern, und dem Kameele, welches ſich auf dem Gemälde des Horaz Vernet befindet, ſieht man es wohl an, daß der Maler es unmittelbar nach der Natur copirt und nicht, wie ein deutſcher Maler, aus der Tiefe ſeines Gemüths geſchöpft hat. Ein deutſcher Maler hätte vielleicht hier, in der Kopfbildung des Kameels, das Sinnige, das Vorweltliche, ja das Altteſtamentaliſche hervortreten laſſen. Aber der Franzoſe hat nur eben ein Kameel gemalt wie Gott es erſchaffen hat, ein oberflächliches Kameel, woran kein einziges ſymboliſches Haar iſt, und welches, ſein Haupt hervorſtreckend über die Schulter des Juda, mit der größten Gleichgültigkeit dem verfänglichen Handel zuſchaut. Dieſe Gleichgültigkeit, dieſer Indifferentismus, iſt ein Grundzug des in Rede ſtehenden Gemäldes, und auch in dieſer Beziehung trägt daſſelbe das Gepräge unſrer Periode. Der Maler tauchte ſeinen Pinſel weder in die ätzende Böswilligkeit Voltaire'ſcher Satire, noch in die liederlichen Schmutztöpfe von Parny und Conſorten; ihn leitet weder Polemik noch Immoralität; die Bibel gilt ihm ſo viel wie jedes andere Buch, er betrachtet daſſelbe mit echter Toleranz, er hat gar kein Vorurtheil mehr gegen dieſes Buch, er findet es ſogar hübſch und amüſant, und er verſchmäht es nicht, demſelben ſeine Sujets zu entlehnen. In dieſer Weiſe malte er Judith, Rebekka am Brunnen, Abraham und Hagar, und ſo malte er auch Juda und Thamar, ein vortreffliches Gemälde, das wegen ſeiner localartigen Auffaſſung ein ſehr paſſendes Altarbild wäre für die pariſer neue Kirche von Notre-Dame-de-Lorette, im Lorettenquartier.

Horaz Vernet gilt bei der Menge für den größten Maler Frankreichs, und ich möchte dieſer Anſicht nicht widerſprechen. Jedenfalls iſt er der nationalſte der franzöſiſchen Maler, und er überragt ſie alle durch das fruchtbare Können, durch die dämoniſche Ueberſchwänglichkeit, durch die ewig blühende Selbſtverjüngung ſeiner Schöpferkraft. Das Malen iſt ihm angeboren wie dem Seidenwurm das Spinnen, wie dem Vogel das Singen, und ſeine Werke erſcheinen wie Ergebniſſe der Nothwendigkeit. Kein Stil, aber Natur. Fruchtbarkeit die ans Lächerliche grenzt. Eine Caricatur hat den Horaz Vernet dar-

unter der Regierung Karls X., eines Königs, der perſönlich die höchſte Achtung verdiente, und von dem man im voraus überzeugt war, daß er, dem Heile ſeiner Seele alle Erdengüter opfernd, mit ritterlichem Muthe bis zum letzten Athemzuge für die Kirche kämpfen werde, gegen Satan und die revolutionairen Heiden. Man ſtürzte ihn vom Thron, eben weil man ihn für einen edlen, gewiſſenhaften ehrlichen Mann hielt. Ja, er war es, eben ſo wie Ludwig XVI., aber 1830 wäre der bloße Verdacht ebenfalls hinreichend geweſen, um Karl X. dem Untergang zu widmen. Dieſer Verdacht iſt auch der wahre Grund, weshalb ſein Enkel in Frankreich keine Zukunft hat: man weiß, daß ihn die Geiſtlichkeit erzogen, und das Volk nannte ihn immer le petit jésuite.

Es iſt ein wahres Glück für die Juliusdynaſtie, daß ſie durch Zufall und Zeitumſtände dieſem tödtlichen Verdachte entgangen iſt. Der Vater Ludwig Philipps war wenigſtens kein Frömmler; das geſtehen ſelbſt ſeine ärgſten Verleumder. Er geſtattete dem Sohne die freie Ausbildung ſeines Geiſtes, und dieſer hat mit der Ammenmilch die Philoſophie des achtzehnten Jahrhunderts eingeſogen. Auch lautet der Refrain aller legitimiſtiſchen Klagen, daß der jetzige König nicht gottesfürchtig genug ſei, daß er immer ein liberaler Freigeiſt geweſen, und daß er ſogar ſeine Kinder in Unglauben heranwachſen laſſe. In der That, ſeine Söhne ſind ganz die Söhne des neuen Frankreichs, in deſſen öffentlichen Collegien ſie ihren Unterricht genoſſen. Der verſtorbene Herzog von Orleans war der Stolz der jungen Generation, die mit ihm in die Schule gegangen und wahrhaftig viel gelernt hatte. Der Umſtand, daß die Mutter des Kronprinzen von Frankreich eine Proteſtantin, iſt von unabſehbarer Wichtigkeit. Der Verdacht der Bigotterie, der der ältern Dynaſtie ſo fatal geworden, wird die Orleans nicht treffen.

Der Kampf gegen die Kirche wird nichtsdeſtoweniger ſeine große politiſche Bedeutung behalten. Wie gewaltig auch die Macht des Clerus in der letzten Zeit emporblühte, wie bedeutend auch ſeine Stellung in der Geſellſchaft, wie ſehr er auch gedeiht, ſo ſind doch die Gegner immer gerüſtet ihm die Stirne zu bieten, und wenn bei nächtlichem Ueberfall der Liberalismus ſein „Burſche heraus!“ ruft, kommen gleich an allen Fenſtern die Lichter zum Vorſchein, und Jung und Alt rennt heran mit allen möglichen Schlägern, wo nicht gar mit den Piken des Jakobinismus. Der Clerus will, wie er es immer wollte, in Frankreich zur Oberherrſchaft kommen, und wir ſind unparteiiſch genug, um ſeine geheimen und öffentlichen Beſtrebungen nicht den kleinen Trieben des Ehrgeizes, ſondern den uneigennützigſten Beſorgniſſen für das Seelenheil des Volkes zuzuſchreiben. Die Erziehung der Jugend iſt ein Mittel, wodurch der heilige Zweck am klügſten befördert wird, auch iſt auf dieſem Wege ſchon das Unglaublichſte geſchehen, und der Clerus mußte nothwendigerweiſe mit den

Befugniſſen der Univerſität in Colliſion gerathen. Um die Oberaufſicht des vom Staat organiſirten liberalen Unterrichts zu vernichten, ſuchte man die revolutionairen Antipathien gegen Privilegien jeder Art ins Intereſſe zu ziehen, und die Männer, welche, gelangten ſie zur Herrſchaft, nicht einmal die Freiheit des Denkens erlauben würden, ſchwärmen jetzt mit begeiſterten Phraſen für Lehrfreiheit, und klagen über Geiſtesmonopol. Der Kampf mit der Univerſität war alſo kein zufälliges Scharmützel, und mußte früh oder ſpät ausbrechen; der Widerſtand war ebenfalls ein Act der Nothwendigkeit, und obgleich wider Willen und Luſt, mußte dennoch die Univerſität den Fehdehandſchuh aufnehmen. Aber ſelbſt den gemäßigtſten ſtieg bald das kochende Blut der Leidenſchaft zu Häupten, und es war Michelet, der weiche, mondſcheinſanfte Michelet, welcher plötzlich wild wurde und im öffentlichen Auditorium des College-de-France die Worte ausrief: „Um Euch fortzujagen, haben wir eine Dynaſtie geſtürzt, und iſt es nöthig, ſo werden wir noch ſechs Dynaſtien umſtürzen, um Euch fortzujagen!“ — Daß eben Menſchen wie Michelet und ſein wahlverwandter Freund Edgar Quinet als die heftigſten Kämpen aufgetreten gegen die Cleriſei, iſt eine merkwürdige Erſcheinung, die ich mir nie träumen ließ, als ich zuerſt die Schriften dieſer Männer las, Schriften, die auf jeder Seite Zeugniß geben von tiefſter Sympathie für das Chriſtenthum. Ich erinnere mich einer rührenden Stelle der franzöſiſchen Geſchichte von Michelet, wo der Verfaſſer von der Liebesangſt ſpricht, die ihn ergreife, wenn er den Verfall der Kirche zu beſprechen habe: es ſei ihm dann zu Muthe, wie damals, als er ſeine alte Mutter pflegte, die auf ihrem Krankenbette ſich durchgelegen hatte, ſo daß er nur mit aller erſinnlichen Schonung ihren wunden Leib zu berühren wagte. Es zeugt gewiß nicht von jener Klugheit, die man ſonſt als Jeſuitismus bezeichnet hat, daß man Leute wie Michelet und Quinet zum zornigſten Widerſtand aufſtachelte. Der Ernſt möchte uns ſchier verlaſſen, indem wir dieſen Mißgriff hervorheben, zumal in Bezug auf Michelet. Dieſer Michelet iſt ein geborner Spiritualiſt, Niemand hegt einen tiefern Abſcheu vor der Aufklärung des 18. Jahrhunderts, vor dem Materialismus, vor der Frivolität, vor jenen Voltairianern, deren Name noch immer Legion iſt, und mit denen er ſich jetzt dennoch verbündete. Er hat ſogar zur Logik ſeine Zuflucht nehmen müſſen! Hartes Schickſal für einen Mann, der ſich nur in den Fabelwäldern der Romantik heimiſch fühlt, der ſich am liebſten auf myſtiſch blauen Gefühlswogen ſchaukelt, und ſich ungern mit Gedanken abgiebt, die nicht ſymboliſch vermummt! Ueber ſeine Sucht der Symbolik, über ſein beſtändiges Hinweiſen auf das Symboliſche, habe ich im Quartier Latin zuweilen ſehr anmuthig ſcherzen hören, und Michelet heißt dort Monſieur Symbole. Die Vorherrſchaft der Phantaſie und des Gemüthes übt aber einen gewaltigen Reiz auf die ſtudirende Jugend, und ich habe mehrmals vergebens verſucht, bei

Monsieur Symbole im Collège-de-France zu hospitiren; ich fand den Hörsaal immer überfüllt von Studenten, die mit Begeisterung sich um den Gefeierten drängten. Seine Wahrheitsliebe und strenge Redlichkeit ist vielleicht ebenfalls der Grund, warum man ihn so ehrt und liebt. Als Schriftsteller behauptet Michelet den ersten Rang. Seine Sprache ist die holdseligste, die man sich denken kann, und alle Edelsteine der Poesie glänzen in seiner Darstellung. Soll ich einen Tadel aussprechen, so möchte ich zunächst den Mangel an Dialektik und Ordnung bedauern: wir begegnen hier einer bis zur Fratze gesteigerten Abenteuerlichkeit, einem berauschten Uebermaß, wo das Erhabene überschlägt ins Scurrile und das Sinnige ins Läppische. Ist er ein großer Historiker? Verdient er neben Thiers, Mignet, Guizot und Thierry, diesen ewigen Sternen, genannt zu werden? Ja, er verdient es, obgleich er die Geschichte in einer ganz andern Weise schreibt. Soll der Historiker, nachdem er geforscht und gedacht, uns die Vorfahren und ihr Treiben, die That der Zeit zur Anschauung bringen; soll er durch die Zaubergewalt des Wortes die todte Vergangenheit aus dem Grabe beschwören, daß sie lebendig vor unsre Seele tritt — ist dieses die Aufgabe, so können wir versichern, daß Michelet sie vollständig löst. Mein großer Lehrer, der selige Hegel, sagte mir einst: wenn man die Träume aufgeschrieben hätte, welche die Menschen während einer bestimmten Periode geträumt haben, so würde einem aus der Lectüre dieser gesammelten Träume ein ganz richtiges Bild vom Geiste jener Periode aufsteigen. Michelets französische Geschichte ist eine solche Collection von Träumen, ein solches Traumbuch: das ganze träumende Mittelalter schaut daraus hervor mit seinen tiefen leidenden Augen, mit dem gespenstigen Lächeln, und wir erschrecken fast ob der grellen Wahrheit der Farbe und Gestalt. In der That, für die Schilderung jener somnambulen Zeit paßte eben ein somnambuler Geschichtschreiber, wie Michelet.

In derselben Weise wie gegen Michelet, hat gegen Quinet sowohl die clericale Partei als auch die Regierung ein höchst unkluges Verfahren eingeschlagen. Daß erstere, die Männer der Liebe und des Friedens, sich in ihrem frommen Eifer weder klug noch sanftmüthig zeigen würden, setzt mich nicht in Verwunderung. Aber eine Regierung, an deren Spitze ein Mann der Wissenschaft, hätte sich doch milder und vernünftiger benehmen können. Ist der Geist Guizots ermüdet von den Tageskämpfen? Oder hätten wir uns in ihm geirrt, als wir ihn für den Kämpen hielten, der die Eroberungen des menschlichen Geistes gegen Lug und Clerisei am standhaftesten vertheidigen würde? Als er, nach dem Sturz von Thiers, ans Ruder kam, schwärmten für ihn alle Schulmeister Germanias, und wir machten Chorus mit dem aufgeklärten Gelehrtenstand. Diese Hosianna-Tage sind vorüber, und es ergreift uns eine Verzagniß, ein Zweifel, ein Mißmuth, der nicht auszusprechen weiß, was er

nur dunkel empfindet und ahndet, und der ſich endlich in ein grämliches Stillſchweigen verſenkt. Da wir wirklich nicht recht wiſſen was wir ſagen ſollen, da wir an dem alten Meiſter irre geworden, ſo dürfte es wohl am rathſamſten ſein, von andern Dingen zu ſchwatzen als von der Tagespolitik im gelangweilten, ſchläfrigen und gähnenden Frankreich. — Nur über das Verfahren gegen Edgar Quinet wollen wir noch unſere unmaßgebliche Rüge ausſprechen. Wie den Michelet, hätte man auch den Edgar Quinet nicht ſo ſchnöde reizen dürfen, daß auch dieſer jetzt, ganz ſeinem innerſten Naturell zuwider, getrieben ward, das Chriſtkind mit ſammt dem Bade auszuſchütten und in die Reihen jener Cohorten zu treten, welche die äußerſte Linke der revolutionären Armada bilden. Spiritualiſten ſind alles fähig, wenn man ſie raſend macht, und ſie können alsdann ſogar in den nüchtern vernünftigſten Rationalismus überſchnappen. Wer weiß, ob nicht Michelet und Quinet am Ende die craſſeſten Jakobiner werden, die tollſten Vernunftanbeter, fanatiſche Nachfrevler von Robespierre und Marat.

Michelet und Quinet ſind nicht blos gute Cameraden, getreue Waffenbrüder, ſondern auch wahlverwandte Geiſtesgenoſſen. Dieſelben Sympathien, dieſelben Antipathien. Nur iſt das Gemüth des einen weicher, ich möchte ſagen indiſcher; der andere hat hingegen in ſeinem Weſen etwas Derbes, etwas Gothiſches. Michelet mahnt mich an die großblumig ſtarkgewürzten Rieſengedichte des Mahabharata; Quinet erinnert vielmehr an die eben ſo ungeheuerlichen, aber ſchrofferen und felſenhafteren Lieder der Edda. Quinet iſt eine nordiſche Natur, man kann ſagen eine deutſche, ſie hat ganz den deutſchen Charakter, im guten wie im üblen Sinne; Deutſchlands Odem weht in allen ſeinen Schriften. Wenn ich den Ahasver oder andre Quinet'ſche Poeſien leſe, wird mir ganz heimathlich zu Muthe, ich glaube die vaterländiſchen Nachtigallen zu vernehmen, ich rieche den Duft der Gelbveiglein, wohlbekannte Glockentöne ſummen mir ums Haupt, auch die wohlbekannten Schellenkappen höre ich klingeln: deutſchen Tiefſinn, deutſchen Denkerſchmerz, deutſche Gemüthlichkeit, deutſche Maikäfer, mitunter ſogar ein Bischen deutſche Langeweile finde ich in den Schriften unſeres Edgar Quinet. Ja, er iſt der unſrige, er iſt ein Deutſcher, eine gute deutſche Haut, obgleich er ſich in jüngſter Zeit als ein wüthender Germanenfreſſer geberdete. Die rauhe, etwas täppiſche Weiſe, womit er in der „Revue des deux Mondes" gegen uns loszog, war nichts weniger als franzöſiſch, und eben an dem tüchtigen Fauſtſchlag und der echten Grobheit erkannten wir den Landsmann. Edgar iſt ganz ein Deutſcher, nicht blos dem Geiſte, ſondern auch der äußern Erſcheinung nach, und wer ihm auf den Straßen von Paris begegnet, hält ihn gewiß für irgend einen Halle'ſchen Theologen, der eben durchs Examen gefallen, und um ſich zu erholen nach Frankreich gedämmert. Eine kräftige, vierſchrötige, ungekämmte

Geſtalt. Ein liebes, ehrliches, wehmüthiges Geſicht. Grauer, ſchlottriger Oberrock, den Jung-Stilling genäht zu haben ſcheint. Stiefel, die vielleicht einſt Jakob Böhm beſohlte.

Quinet hat lange Zeit jenſeits des Rheines gelebt, namentlich in Heidelberg, wo er ſtudirte und ſich täglich in Creuzers Symbolik berauſchte. Er durchwanderte ganz Deutſchland zu Fuß, beſah alle unſere gothiſchen Ruinen und ſchmollirte dort mit den ausgezeichnetſten Geſpenſtern. Im teutoburger Walde, wo Hermann den Varus ſchlug, hat er weſtphäliſchen Schinken mit Pumpernickel gegeſſen; auf dem Sonnenſtein gab er ſeine Karte ab. Ob er auch zu Mölln Eulenſpiegels Grab beſuchte, kann ich nicht behaupten. Was ich aber ganz beſtimmt weiß, das iſt: es gibt jetzt in der ganzen Welt keine drei Dichter, die ſo viel Phantaſie, Ideenreichthum und Genialität beſitzen wie Edgar Quinet.

61.

Paris, 21. Juni 1843.

Alle Jahre beſuche ich regelmäßig die feierliche Sitzung in der Rotunde des Palais Mazarin, wo man ſich ſtundenlang vorher einfinden muß um Platz zu finden, unter der Elite der Geiſtesariſtokratie, wozu glücklicherweiſe die ſchönſten Damen gehören. Nach langem Warten kommen endlich durch eine Seitenthür die Herren Academiker, die Mehrzahl aus Leuten beſtehend, die ſehr alt oder wenigſtens nicht ſehr geſund ſind; Schönheit darf hier nicht geſucht werden. Sie ſetzen ſich auf ihre langen, harten Holzbänke; man ſpricht zwar von den Fauteuils der Academie, aber dieſe exiſtiren nicht in der Wirklichkeit und ſind nur eine Fiction. Die Sitzung beginnt mit einer langen, langweiligen Rede über die Jahreszeiten und die eingegangenen Preisſchriften, die der temporäre Präſident zu halten pflegt. Hierauf erhebt ſich der Secretair, der perpetuelle, deſſen Amt ein ewiges iſt, wie das Königthum. Die Secretaire der Academie und Ludwig Philipp ſind Perſonen, die nicht durch Miniſter- und Kammerlaune abgeſetzt werden können. Leider iſt Ludwig Philipp ſchon hochbejahrt, und wir wiſſen noch nicht, ob ſein Nachfolger uns mit gleichem Talent die ſchöne Friedensruhe erhalten wird. Aber Mignet iſt noch jung, oder, was noch beſſer, er iſt der Typus der Jugendlichkeit ſelbſt, er bleibt verſchont von der Hand der Zeit, die uns andern die Haare weiß färbt, wo nicht gar ausrauft, und die Stirne ſo häßlich fältelt: der ſchöne Mignet trägt noch ſeine goldlockichte Friſur wie vor zwölf Jahren, und ſein Antlitz iſt noch immer blühend wie das der Olympier. Sobald der Perpetuelle auf die Rednerbühne getreten, nimmt er ſeine Lorgnette und beäugelt das Publicum.

„Er zählt die Häupter ſeiner Lieben,
Und ſieh, es fehlt kein theures Haupt.“

Hierauf betrachtet er auch die um ihn her ſitzenden Collegen, und wenn ich boshaft wäre, würde ich ſeinen Blick ganz eigen commentiren. Er kommt mir in ſolchen Momenten immer vor wie ein Hirt, der ſeine Heerde muſtert. Sie gehören ihm ja alle, ihm, dem Perpetuellen, der ſie alle überleben und ſie früh oder ſpät in ſeinen Précis historiques ſeciren und balſamiren wird. Er ſcheint eines Jeden Geſundheitszuſtand zu prüfen, um ſich zu der künftigen Rede vorbereiten zu können. Der alte Ballanche ſieht ſehr krank aus, und Mignet ſchüttelt den Kopf. Da jener arme Mann gar kein Leben gelebt und auf dieſer Erde gar nichts anderes gethan hat, als daß er zu den Füßen von Madame Recamier ſaß und Bücher ſchrieb, die niemand lieſt und jeder lobt, ſo wird Mignet wirklich ſeine Noth haben, ihm in ſeinem Précis historique eine menſchliche Seite abzugewinnen, und ihn genießbar zu machen.

In der heutigen Sitzung war der verſtorbene Daunou der Gegenſtand, den Mignet behandelte. Zu meiner Schande geſtehe ich, daß letzterer mir unbegreiflich wenig bekannt war, daß ich nur mit Mühe einige ſeiner Lebensmomente in meinem Gedächtniſſe wiederfand. Auch bei Anderen, beſonders bei der jüngeren Generation, begegnete ich einer großen Unwiſſenheit in Bezug auf Daunou. Und dennoch hatte dieſer Mann während einem halben Jahrhundert an dem großen Rad gedreht, und dennoch hatte er unter der Republik und dem Kaiſerthume die wichtigſten Aemter bekleidet, und dennoch war er bis an ſein Lebensende ein tadelloſer Verfechter der Menſchheitsrechte, ein unbeugſamer Kämpe gegen Geiſtesknechtſchaft, einer jener hohen Organiſatoren der Freiheit, die gut ſprachen, aber noch beſſer handelten, und das ſchöne Wort in die heilſame That umſchufen. Warum aber iſt er trotz aller ſeiner Verdienſte, trotz ſeiner raſtloſen politiſchen und literariſchen Thätigkeit dennoch nicht berühmt geworden? Warum glüht in unſrer Erinnerung ſein Name nicht ſo farbig wie die Namen ſo mancher ſeiner Collegen, die eine minder bedeutende Rolle geſpielt? Was fehlte ihm um zur Berühmtheit zu gelangen? Ich will es mit einem Worte ſagen: die Leidenſchaft. Nur durch irgend eine Manifeſtation der Leidenſchaft werden die Menſchen auf dieſer Erde berühmt. Hier genügt eine einzige Handlung, ein einziges Wort, aber ſie müſſen das leidenſchaftliche Gepräge tragen. Ja, ſogar die zufällige Begegnung mit großen Ereigniſſen der Leidenſchaft gewährt unſterblichen Nachruhm. Der ſelige Daunou war aber ein ſtiller Mönch, der den klöſterlichen Frieden im Gemüthe trug, während alle Stürme der Revolution um ihn her raſeten, der ſein Tagwerk vollbrachte ruhig und furchtlos, unter Robespierre wie unter Napoleon, und der eben ſo beſcheiden ſtarb, wie er beſcheiden lebte. Ich will nicht ſagen,

daß ſeine Seele nicht glühte, aber es war eine Gluth ohne Flamme, ohne Gepraſſel, ohne Spectakel.

Trotz dem ſcheinloſen Leben des Mannes wußte Mignet doch Intereſſe für dieſen ſtillen Helden zu erregen, und da dieſer das höchſte Lob verdiente, konnte es ihm auch in reichem Maße gezollt werden. Aber wäre auch Daunou keineswegs ein ſo rühmenswerther Menſch geweſen, hätte er gar zu jenen charakterloſen Fröſchen gehört, deren ſo mancher im Sumpf (Marais) des Conventes ſaß und ſchweigſam fortlebte, während die Beſſern ſich um den Kopf ſprachen, ja er hätte ſogar ein Lump ſein können, ſo würde ihn dennoch der Weihrauchkeſſel des officiellen Lobes ſattſam eingequalmt haben. Obgleich Mignet ſeine Reden Précis historiques nennt, ſo ſind ſie doch noch immer die alten Eloges, und es ſind noch dieſelben Complimente aus der Zeit Ludwigs XIV., nur daß ſie jetzt nicht mehr in gepuderten Allongeperrücken ſtecken, ſondern ſehr modern friſirt ſind. Und der jetzige Secretaire perpetuel der Academie iſt einer der größten Friſeure unſrer Zeit, und beſitzt den rechten Schick für dieſes edle Gewerbe. Selbſt wenn an einem Menſchen kein einzigs gutes Haar iſt, weiß er ihm doch einige Löckchen des Lobes anzukräuſeln und den Kahlkopf unter dem Toupet der Phraſe zu verbergen. Wie glücklich ſind doch dieſe franzöſiſchen Academiker! Da ſitzen ſie im ſüßeſten Seelenfrieden auf ihren ſichern Bänken, und ſie können ruhig ſterben, denn ſie wiſſen, wie bedenklich auch ihre Handlungen geweſen, ſo wird ſie doch der gute Mignet nach ihrem Tode rühmen und preiſen. Unter den Palmen ſeines Wortes, die ewig grün wie die ſeiner Uniform, eingelullt von dem Geplätſcher der oratoriſchen Antitheſen, lagern ſie hier in der Academie wie in einer kühlen Oaſe. Die Karawane der Menſchheit aber ſchreitet ihnen zuweilen vorüber, ohne daß ſie es merkten, oder etwas anders vernahmen als das Geklingel der Kameele.

Anhang.

Communismus, Philoſophie und Cleriſei.

1.

Paris, den 15. Juni 1843.

Hätte ich zur Zeit des Kaiſers Nero in Rom privatiſirt und etwa für die Oberpoſtamtszeitung von Böotien oder für die unofficielle Staatszeitung von Abdera die Correſpondenz beſorgt, ſo würden meine Collegen nicht ſelten darüber geſcherzt haben, daß ich z. B. von den Staatsintriguen der Kaiſerin-Mutter gar nichts zu berichten wiſſe, daß ich nicht einmal von den glänzenden Diners rede, womit der judäiſche König Agrippa das diplomatiſche Corps zu Rom jeden Samſtag regalire, und daß ich hingegen beſtändig von jenen Galiläern ſpräche, von jenem obſcuren Häuflein, das, meiſtens aus Sclaven und alten Weibern beſtehend, in Kämpfen und Viſionen ſein blödſinniges Leben verträume und ſogar von den Juden desavouirt werde. Meine wohlunterrichteten Collegen hätten gewiß ganz beſonders ironiſch über mich gelächelt, wenn ich vielleicht von dem Hoffeſte des Cäſars, wobei Se. Majeſtät Höchſtſelbſt die Guitarre ſpielte, nichts Wichtigeres zu berichten wußte, als daß einige jener Galiläer mit Pech beſtrichen und angezündet wurden, und ſolchergeſtalt die Gärten des goldenen Palaſtes erleuchteten. Es war in der That eine ſehr bedeutſame Illumination, und es war ein grauſamer, echt römiſcher Witz, daß die ſogenannten Obſcuranten als Lichter dienen mußten bei der Feier der antiken Lebensluſt. Aber dieſer Witz iſt zu Schanden geworden, jene Menſchenfackeln ſtreuten Funken umher, wodurch die alte Römerwelt mit all ihrer morſchen Herrlichkeit in Flammen aufging: die Zahl jenes obſcuren Häufleins ward Legion, im Kampfe mit ihr mußten die Legionen Cäſars die Waffen ſtrecken, und das ganze Reich, die Herrſchaft zu Waſſer und zu Lande, gehört jetzt den Galiläern.

Es ist durchaus nicht meine Absicht, hier in homiletische Betrachtungen überzugehen, ich habe nur durch ein Beispiel zeigen wollen, in welcher siegreichen Weise eine spätere Zukunft jene Vorneigung rechtfertigen dürfte, womit ich in meinen Berichten sehr oft von einer kleinen Gemeinde gesprochen, die, der Ecclesia pressa des ersten Jahrhunderts sehr ähnlich, in der Gegenwart verachtet und verfolgt wird, und doch eine Propaganda auf den Beinen hat, deren Glaubenseifer und düsterer Zerstörungswille ebenfalls an galiläische Anfänge erinnert. Ich spreche wieder von den Communisten, der einzigen Partei in Frankreich, die eine entschlossene Beachtung verdient. Ich würde für die Trümmer des Saint-Simonismus, dessen Bekenner, unter seltsamen Aushängeschildern, noch immer am Leben sind, so wie auch für die Fourriéristen, die noch frisch und rührig wirken, dieselbe Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen; aber diese ehrenwerthen Männer bewegt doch nur das Wort, die soziale Frage als Frage, der überlieferte Begriff, und sie werden nicht getrieben von dämonischer Nothwendigkeit, sie sind nicht die prädestinirten Knechte, womit der höchste Weltwille seine ungeheuren Beschlüsse durchsetzt. Früh oder spät wird die zerstreute Familie Saint-Simons und der ganze Generalstab der Fourriéristen zu dem wachsenden Heere des Communismus übergehen, und, dem rohen Bedürfnisse das gestaltende Wort leihend, gleichsam die Rolle der Kirchenväter übernehmen.

Eine solche Rolle spielt bereits Pierre Leroux, den wir vor elf Jahren in der Salle-Taitbout als einen der Bischöfe des Saint-Simonismus kennen lernten. Ein vortrefflicher Mann, der nur den Fehler hatte, für seinen damaligen Stand viel zu trübsinnig zu sein. Auch hat ihm Enfantin das sarcastische Lob ertheilt: „Das ist der tugendhafteste Mensch nach den Begriffen der Vergangenheit.“ Seine Tugend hat allerdings etwas vom alten Sauerteig der Entsagungsperiode, etwas verschollen Stoisches, das in unsrer Zeit ein fast befremdlicher Anachronismus ist, und gar den heitern Richtungen einer pantheistischen Genußreligion gegenüber, als eine honorable Lächerlichkeit erscheinen mußte. Auch ward es diesem traurigen Vogel am Ende sehr unbehaglich in dem glänzenden Gitterkorb, worin so viele Goldfasanen und Adler, aber noch mehr Sperlinge flatterten, und Pierre Leroux war der erste, der gegen die Doctrin von der neuen Sittlichkeit protestirte und sich mit einem fanatischen Anathema von der fröhlich bunten Genossenschaft zurückzog. Hierauf unternahm er, in Gemeinschaft mit Hyppolyt Carnot, die neuere Revue encyclopédique und die Artikel, die er darin schrieb, so wie auch sein Buch De l'humanité bilden den Uebergang zu den Doctrinen, die er jetzt, seit einem Jahre, in der Revue indépendante niederlegte. Wie es jetzt mit der großen Encyclopädie aussieht, woran Leroux und der vortreffliche Reynauld am thätigsten wirken, darüber kann ich nichts Bestimmtes sagen. So viel darf ich behaup-

zwinkern, und der wie Saint-Simon und Fourier zuweilen in der bitterſten Noth und Entbehrung darbte, ohne ſich ſonderlich zu beklagen: er iſt nicht im Stande, die Kümmerniſſe ſeiner Mitmenſchen ruhig zu ertragen, ſeine harte Augenwimper feuchtet ſich beim Anblick fremden Elends, und die Ausbrüche ſeines Mitleids ſind alsdann ſtürmiſch, raſend, nicht ſelten ungerecht.

Ich habe mich eben einer indiscreten Hinweiſung auf Armuth ſchuldig gemacht. Aber ich konnte doch nicht umhin, dergleichen zu erwähnen; dieſe Armuth iſt charakteriſtiſch und zeigt uns, wie der vortreffliche Mann die Leiden des Volks nicht blos mit dem Verſtande erfaßt, ſondern auch leiblich mitgelitten hat, und wie ſeine Gedanken in der ſchrecklichſten Realität wurzeln. Das gibt ſeinen Worten ein pulſirendes Lebensblut und einen Zauber, der ſtärker als die Macht des Talentes. — Ja, Pierre Leroux iſt arm, wie Saint-Simon und Fourier es waren, und die providencielle Armuth dieſer großen Socialiſten war es, wodurch die Welt bereichert wurde, bereichert mit einem Schatze von Gedanken, die uns neue Welten des Genuſſes und des Glückes eröffnen. In welcher gräßlichen Armuth Saint-Simon ſeine letzten Jahre verbrachte, iſt allgemein bekannt; während er ſich mit der leidenden Menſchheit, dem großen Patienten, beſchäftigte und Heilmittel erſann für deſſen achtzehnhundertjähriges Gebreſte, erkrankte er ſelbſt zuweilen vor Miſere, und er friſtete ſein Daſein nur durch Betteln. Auch Fourier mußte zu den Almoſen der Freunde ſeine Zuflucht nehmen, und wie oft ſah ich ihn, in ſeinem grauen, abgeſchabten Rocke, längs den Pfeilern des Palais-Royal haſtig dahinſchreiten, die beiden Rocktaſchen ſchwer belaſtet, ſo daß aus der einen der Hals einer Flaſche und aus der andern ein langes Brod hervorguckten. Einer meiner Freunde, der ihn mir zuerſt zeigte, machte mich aufmerkſam auf die Dürftigkeit des Mannes, der ſeine Getränke beim Weinſchank und ſein Brod beim Bäcker ſelber holen mußte. Wie kommt es, frug ich, daß ſolche Männer, ſolche Wohlthäter des Menſchengeſchlechts, in Frankreich darben müſſen? Freilich, erwiederte mein Freund ſarcaſtiſch lächelnd, das macht dem geprieſenen Lande der Intelligenz keine ſonderliche Ehre, und das würde gewiß nicht bei uns in Deutſchland paſſiren: die Regierung würde bei uns die Leute von ſolchen Grundſätzen gleich unter ihre beſondere Obhut nehmen und ihnen lebenslänglich freie Koſt und Wohnung geben.

Ja, Armuth iſt das Loos der großen Menſchheitshelfer, der heilenden Denker in Frankreich, aber dieſe Armuth iſt bei ihnen nicht blos ein Antrieb zu tieferer Forſchung und ein ſtärkendes Stahlbad der Geiſteskräfte, ſondern ſie iſt auch eine empfehlende Annonce für ihre Lehre, und in dieſer Beziehung gleichfalls von providenzieller Bedeutſamkeit. In Deutſchland wird der Mangel an irdiſchen Gütern ſehr gemüthlich entſchuldigt, und beſonders das Genie darf bei uns darben und verhungern, ohne eben verachtet zu werden. In England

Taktik, wo der Zweck die Mittel heiligt. So wird Couſin von zwei entgegengeſetzten Seiten angegriffen, und während die ganze Glaubensarmee mit fliegenden Kreuzfahnen, unter Anführung des Erzbiſchofs von Chartres, gegen ihn vorrückt, ſtürmen auf ihn los auch die Sansculotten des Gedanken, brave Herzen, ſchwache Köpfe, mit Pierre Leroux an ihrer Spitze. In dieſem Kampfe ſind alle unſre Siegeswünſche für Couſin; denn, wenn auch die Bevorrechtung der Univerſität ihre Uebelſtände hat, ſo verhindert ſie doch, daß der ganze Unterricht in die Hände jener Leute fällt, die immer mit unerbittlicher Grauſamkeit die Männer der Wiſſenſchaft und des Fortſchrittes verfolgten, und ſo lange Couſin in der Sorbonne wohnt, wird wenigſtens dort nicht wie ehemals der Scheiterhaufen als letztes Argument, als ultima ratio, in der Tagespolitik angewendet werden. Ja, er wohnt dort als Gonfaloniere der Gedankenfreiheit, und das Banner derſelben weht über dem ſonſt ſo verrufenen Obſcurantenneſte der Sorbonne. Was uns für Couſin noch beſonders ſtimmt, iſt die liebreiche Perfidie, womit man die Beſchuldigungen des Pierre Leroux auszubeuten wußte. Die Argliſt hatte ſich diesmal hinter die Tugend verſteckt, und Couſin wird wegen einer Handlung angeklagt, für die, hätte er ſie wirklich begangen, ihm nur Lob, volles orthodoxes Lob von der clericalen Partei geſpendet werden müßte: Janſeniſten ebenſowohl wie Jeſuiten predigten ja immer den Grundſatz, daß man um jeden Preis das öffentliche Aergerniß zu verhindern ſuche. Nur das öffentliche Aergerniß ſei die Sünde, und nur dieſe ſolle man vermeiden, ſagte gar ſalbungsvoll der fromme Mann, den Molière kanoniſirt hat. Aber nein, Couſin darf ſich keiner ſo erbaulichen That rühmen, wie man ſie ihm zuſchreibt; dergleichen liegt vielmehr im Charakter ſeiner Gegner, die von jeher, um den Scandal zu hintertreiben oder ſchwache Seelen vor Zweifel zu bewahren, es nicht verſchmähten, Bücher zu verſtümmeln, oder ganz umzuändern, oder zu vernichten, oder ganz neue Schriften unter erborgten Namen zu ſchmieden, ſo daß die koſtbarſten Denkmale und Urkunden der Vorzeit theils gänzlich untergegangen, theils verfälſcht ſind. Nein, der heilige Eifer des Büchercaſtrirens und gar der fromme Betrug der Interpolationen gehört nicht zu den Gewohnheiten der Philoſophen.

Und Victor Couſin iſt ein Philoſoph, in der ganzen deutſchen Bedeutung des Wortes. Pierre Leroux iſt es nur im Sinne der Franzoſen, die unter Philoſophie vielmehr allgemeine Unterſuchungen über geſellſchaftliche Fragen verſtehen. In der That, Victor Couſin iſt ein deutſcher Philoſoph, der ſich mehr mit dem menſchlichen Geiſte, als mit den Bedürfniſſen der Menſchheit beſchäftigt, und durch das Nachdenken über das große Ego in einen gewiſſen Egoismus gerathen. Die Liebhaberei für den Gedanken an und für ſich abſorbirte bei ihm alle Seelenkräfte, aber der Gedanke ſelbſt intereſſirte ihn zunächſt wegen der ſchönen Form, und in der Methaphyſik ergötzte ihn am Ende

Partei der Zukunft frondirt wird. Ja, das adelthümliche Faubourg Saint-Germain und die proletariſchen Faubourgs Saint-Antoine und Saint-Marceau überbieten ſich in der Verhöhnung der geldſtolzen Emporkömmlinge und wie ſich von ſelbſt verſteht, die alten Republikaner mit ihrem Tugendpathos und die Bonapartiſten mit pathetiſchen Heldentiraden ſtimmen ein in dieſen herabwürdigenden Ton. Erwägt man dieſe zuſammenwirkenden Grölle, ſo wird es begreiflich, warum dem Reichen jetzt in der öffentlichen Meinung eine faſt übertriebene Geringſchätzung zu Theil wird, während jeder nach Reichthum lechzt.

Ich möchte, auf das Thema zurückkommend, womit ich dieſen Artikel begonnen, hier ganz beſonders andeuten, wie es für den Communismus ein unberechenbar günſtiger Umſtand iſt, daß der Feind, den er bekämpft, bei all' ſeiner Macht dennoch in ſich ſelber keinen moraliſchen Halt beſitzt. Die heutige Geſellſchaft vertheidigt ſich nur aus platter Nothwendigkeit, ohne Glauben an ihr Recht, ja ohne Selbſtachtung, ganz wie jene ältere Geſellſchaft, deren morſches Gebälke zuſammenſtürzte, als der Sohn des Zimmermanns kam.

2.

Paris, den 8. Juli 1843.

In China ſind ſogar die Kutſcher höflich. Wenn ſie in einer engen Straße mit ihren Fuhrwerken etwas hart an einander ſtoßen und Deichſeln und Räder ſich verwickeln, erheben ſie keineswegs ein Schimpfen und Fluchen wie die Kutſcher bei uns zu Lande, ſondern ſie ſteigen ruhig von ihrem Sitz herunter, machen eine Anzahl Knixe und Bücklinge, ſagen ſich diverſe Schmeicheleien, bemühen ſich hernach, gemeinſchaftlich ihre Wagen in das gehörige Geleiſe zu bringen, und wenn alles wieder in Ordnung iſt, machen ſie nochmals verſchiedene Bücklinge und Knixe, ſagen ſich ein reſpectives Lebewohl und fahren von dannen. Aber nicht blos unſre Kutſcher, ſondern auch unſre Gelehrten ſollten ſich hieran ein Beiſpiel nehmen. Wenn dieſe Herren mit einander in Colliſion gerathen, machen ſie ſehr wenig Complimente, und ſuchen ſich keineswegs hülfreich zu verſtändigen, ſondern ſie fluchen und ſchimpfen alsdann wie die Kutſcher des Occidents. Und dieſes klägliche Schauſpiel gewähren uns zumeiſt Theologen und Philoſophen, obgleich erſtere auf das Dogma der Demuth und Barmherzigkeit beſonders angewieſen ſind, und letztere in der Schule der Vernunft zunächſt Geduld und Gelaſſenheit erlernt haben ſollten. Die Fehde zwiſchen der Univerſität und den Ultramontanen hat dieſen Frühling bereits mit einer Flora von Grobheiten und Schmähreden bereichert, die

Talent offenbart hat. Leroux iſt gewiß ein größerer Producent im Denken, aber es fehlt ihm hier, wie geſagt, die Methode. Er hat blos die Ideen, und in dieſer Hinſicht iſt ihm eine gewiſſe Aehnlichkeit mit Joſeph Schelling nicht abzuſprechen, nur daß alle ſeine Ideen das befreiende Heil der Menſchheit betreffen, und er, weit entfernt, die alte Religion mit der Philoſophie zu flicken, vielmehr die Philoſophie mit dem Gewande einer neuen Religion beſchenkt. Unter den deutſchen Philoſophen iſt es Krauſe, mit dem Leroux die meiſte Verwandtſchaft hat. Sein Gott iſt ebenfalls nicht außerweltlich, ſondern er iſt ein Inſaſſe dieſer Welt, behält aber dennoch eine gewiſſe Perſönlichkeit, die ihn ſehr gut kleidet. An der immortalité de l'âme kaut Leroux beſtändig, ohne davon ſatt zu werden; es iſt dies nichts als ein perfectionirtes Wiederkäuen der ältern Perfectibilitätslehre. Weil er ſich gut aufgeführt in dieſem Leben, hofft Leroux, daß er in einer ſpätern Exiſtenz zu noch größerer Vollkommenheit gelangen werde; Gott ſtehe alsdann Couſin bei, wenn derſelbe nicht unterdeſſen ebenfalls Fortſchritte gemacht hat!

Pierre Leroux mag wohl jetzt funfzig Jahr alt ſein, wenigſtens ſieht er darnach aus; vielleicht iſt er jünger. Körperlich iſt er nicht von der Natur allzu verſchwenderiſch begünſtigt worden. Eine unterſetzte, ſtämmige, vierſchrötige Geſtalt, die keineswegs durch die Traditionen der vornehmen Welt einige Grazie gewonnen. Leroux iſt ein Kind des Volks, war in ſeiner Jugend Buchdrucker, und er trägt noch heute in ſeiner äußern Erſcheinung die Spuren des Proletariats. Wahrſcheinlich mit Abſicht hat er den gewöhnlichen Firniß verſchmäht, und wenn er irgend einer Koketterie fähig iſt, ſo beſteht dieſe vielleicht in dem hartnäckigen Beharren bei der rohen Urſprünglichkeit. Es giebt Menſchen, welche nie Handſchuhe tragen, weil ſie kleine weiße Hände haben, woran man die höhere Race erkennt; Pierre Leroux trägt ebenfalls keine Handſchuhe, aber ſicherlich aus ganz andern Gründen. Er iſt ein ascetiſcher Entſagungsmenſch, dem Luxus und jedem Sinnenreiz abhold, und die Natur hat ihm die Tugend erleichtert. Wir wollen aber den Adel ſeiner Geſinnung, den Eifer, womit er dem Gedanken alle niederen Intereſſen opferte, überhaupt ſeine hohe Uneigennützigkeit, als nicht minder verdienſtlich anerkennen, und noch weniger wollen wir den rohen Diamanten deswegen herabſetzen, weil er keine glänzende Geſchliffenheit beſitzt und ſogar in trübes Blei gefaßt iſt. — Pierre Leroux iſt ein Mann, und mit der Männlichkeit des Charakters verbindet er, was ſelten iſt, einen Geiſt, der ſich zu den höchſten Speculationen emporſchwingt, und ein Herz, welches ſich verſenken kann in die Abgründe des Volksſchmerzes. Er iſt nicht blos ein denkender, ſondern auch ein fühlender Philoſoph, und ſein ganzes Leben und Streben iſt der Verbeſſerung des moraliſchin und materiellen Zuſtandes der untern Claſſen gewidmet. Er, der geſtählte Ringer, der die härteſten Schläge des Schickſals ertrüge, ohne zu

Anhang.

Communismus, Philoſophie und Cleriſei.

1.

Paris, den 15. Juni 1843.

Hätte ich zur Zeit des Kaiſers Nero in Rom privatiſirt und etwa für die Oberpoſtamtszeitung von Böotien oder für die unofficielle Staatszeitung von Abdera die Correſpondenz beſorgt, ſo würden meine Collegen nicht ſelten darüber geſcherzt haben, daß ich z. B. von den Staatsintriguen der Kaiſerin-Mutter gar nichts zu berichten wiſſe, daß ich nicht einmal von den glänzenden Diners rede, womit der judäiſche König Agrippa das diplomatiſche Corps zu Rom jeden Samſtag regalire, und daß ich hingegen beſtändig von jenen Galiläern ſpräche, von jenem obſcuren Häuflein, das, meiſtens aus Sclaven und alten Weibern beſtehend, in Kämpfen und Viſionen ſein blödſinniges Leben verträume und ſogar von den Juden desavouirt werde. Meine wohlunterrichteten Collegen hätten gewiß ganz beſonders ironiſch über mich gelächelt, wenn ich vielleicht von dem Hoffeſte des Cäſars, wobei Se. Majeſtät Höchſtſelbſt die Guitarre ſpielte, nichts Wichtigeres zu berichten wußte, als daß einige jener Galiläer mit Pech beſtrichen und angezündet wurden, und ſolchergeſtalt die Gärten des goldenen Palaſtes erleuchteten. Es war in der That eine ſehr bedeutſame Illumination, und es war ein grauſamer, echt römiſcher Witz, daß die ſogenannten Obſcuranten als Lichter dienen mußten bei der Feier der antiken Lebensluſt. Aber dieſer Witz iſt zu Schanden geworden, jene Menſchenfackeln ſtreuten Funken umher, wodurch die alte Römerwelt mit all ihrer morſchen Herrlichkeit in Flammen aufging: die Zahl jenes obſcuren Häufleins ward Legion, im Kampfe mit ihr mußten die Legionen Cäſars die Waffen ſtrecken, und das ganze Reich, die Herrſchaft zu Waſſer und zu Lande, gehört jetzt den Galiläern.

iſt man ſchon minder tolerant, das Verdienſt eines Mannes wird dort nur nach ſeinem Einkommen abgeſchätzt, und "how much is he worth?" heißt buchſtäblich: wie viel Geld beſitzt er, wie viel verdient er? Ich habe mit eigenen Ohren angehört, wie in Florenz ein dicker Engländer ganz ernſthaft einen Franciscanermönch fragte: wie viel es ihm jährlich einbringe, daß er ſo baarfüßig und mit einem dicken Strick um den Leib herumgehe? In Frankreich iſt es anders, und wie gewaltig auch die Gewinnſucht des Induſtrialismus um ſich greift, ſo iſt doch die Armuth bei ausgezeichneten Perſonen ein wahrer Ehrentitel, und ich möchte ſchier behaupten, daß der Reichthum, einen unehrlichen Verdacht begründend, gewiſſermaßen mit einem geheimen Makel, mit einer levis nota, die ſonſt vortrefflichſten Leute behafte. Das mag wohl daher entſtehen, weil man bei ſo vielen die unſaubern Quellen kennt, woraus die großen Reichthümer gefloſſen. Ein Dichter ſagte: „daß der erſte König ein glücklicher Soldat war!" — in Betreff der Stifter unſerer heutigen Finanz-Dynaſtien dürfen wir vielleicht das proſaiſche Wort ausſprechen: daß der erſte Banquier ein glücklicher Spitzbube geweſen. Der Cultus des Reichthums iſt zwar in Frankreich ſo allgemein wie in andern Ländern, aber es iſt ein Cultus ohne heiligen Reſpect: die Franzoſen tanzen ebenfalls um das goldene Kalb, aber ihr Tanzen iſt zugleich Spott, Perſiflage, Selbſtverhöhnung, eine Art Cancan. Es iſt dieſes eine merkwürdige Erſcheinung, erklärbar theils aus der generöſen Natur der Franzoſen, theils auch aus ihrer Geſchichte. Unter dem alten Regime galt nur die Geburt, nur die Ahnenzahl gab Anſehen, und die Ehre war eine Frucht des Stammbaums. Unter der Republik gelangte die Tugend zur Herrſchaft, die Armuth ward eine Würde, und wie vor Angſt, ſo auch vor Scham, verkroch ſich das Geld. Aus jener Periode ſtammen die vielen dicken Sousſtücke, die ernſthaften Kupfermünzen mit den Symbolen der Freiheit, ſo wie auch die Traditionen von peruniärer Uneigennützigkeit, die wir noch heutigen Tages bei den höchſten Staatsverwaltern Frankreichs antreffen. Zur Zeit des Kaiſerthums florirte nur der militairiſche Ruhm, eine neue Ehre ward geſtiftet, die der Ehrenlegion, deren Großmeiſter, der ſiegreiche Imperator, mit Verachtung herabſchaute auf die rechnende Krämergilde, auf die Lieferanten, die Schmuggler, die Stockjobbers, die glücklichen Spitzbuben. Während der Reſtauration intriguirte der Reichthum gegen die Geſpenſter des alten Regimes, die wieder ans Ruder gekommen und deren Inſolenz täglich mehr wuchs: das beleidigte, ehrgeizige Geld wurde Demagoge, liebäugelte herablaſſend mit den Kurzjacken, und als die Juliusſonne die Gemüther erhitzte, ward der Adelkönig Karl X. vom Throne herabgeſchmiſſen. Der Bürgerkönig Ludwig Philipp ſtieg hinauf, er, der Repräſentant des Geldes, das jetzt herrſcht, aber in der öffentlichen Meinung zu gleicher Zeit von der beſiegten Partei der Vergangenheit und der getäuſchten

ten, daß dieſes Werk eine würdige Fortſetzung ſeines Vorgängers iſt, jenes coloſſalen Pamphlets in dreißig Quartbänden, worin Diderot das Wiſſen ſeines Jahrhunderts reſumirte. In einem beſondern Abdruck erſchienen die Artikel, welche Leroux in ſeiner Encyklopädie gegen den Couſin'ſchen Eklecticismus oder Eklectismus, wie die Franzoſen das Unding nennen, geſchrieben hat. Couſin iſt überhaupt das ſchwarze Thier, der Sündenbock, gegen welchen Pierre Leroux ſeit undenklicher Zeit polemiſirt, und dieſe Polemik iſt bei ihm zur Monomanie geworden. In den Decemberheften der Revue indépendante erreicht ſie ihren raſend gefährlichſten und ſcandaloſeſten Gipfel. Couſin wird hier nicht blos wegen ſeiner eigenen Denkweiſe angegriffen, ſondern auch bösartiger Handlungen beſchuldigt. Diesmal läßt ſich die Tugend vom Winde der Leidenſchaft am weiteſten fortreißen, und geräth aufs hohe Meer der Verleumdung. Nein, wir wiſſen es aus guter Quelle, daß Couſin zufälligerweiſe ganz unſchuldig iſt an den unverzeihlichſten Modificirungen, welche die poſthume Schrift ſeines Schülers Jouffroi erlitten; wir wiſſen es nämlich nicht aus dem Munde ſeiner Anhänger, ſondern ſeiner Gegner, die ſich darüber beklagen, daß Couſin aus ängſtlicher Schonung der Univerſitätsintereſſen die Publication der Jouffroi'ſchen Schrift widerrathen und verdrießlich ſeine Beihülfe verweigert habe. Sonderbare Wiedergeburt derſelben Erſcheinungen, wie wir ſie bereits vor zwanzig Jahren in Berlin erlebt! Diesmal begreifen wir ſie beſſer, und wenn auch unſre perſönlichen Sympathien nicht für Couſin ſind, ſo wollen wir doch unparteiiſch geſtehen, daß ihn die radicale Partei mit demſelben Unrecht und mit derſelben Beſchränktheit verläſterte, die wir uns ſelbſt einſt in Bezug auf den großen Hegel zu Schulden kommen ließen. Auch dieſer wollte gern, daß ſeine Philoſophie im ſchützenden Schatten der Staatsgewalt ruhig gedeihe und mit dem Glauben der Kirche in keinen Kampf geriethe, ehe ſie hinlänglich ausgewachſen und ſtark, — und der Mann, deſſen Geiſt am klarſten und deſſen Doctrin am liberalſten war, ſprach ſie dennoch in ſo trüb ſcholaſtiſcher, verclauſulirter Form aus, daß nicht blos die religiöſe, ſondern auch die politiſche Partei der Vergangenheit in ihm einen Verbündeten zu beſitzen glaubte. Nur die Eingeweihten lächelten ob ſolchem Irrthum, und erſt heute verſtehen wir dieſes Lächeln; damals waren wir jung und thöricht und ungeduldig, und wir eiferten gegen Hegel, wie jüngſt die äußerſte Linke in Frankreich gegen Couſin eiferte. Nur daß bei dieſem die äußerſte Rechte ſich nicht täuſchen läßt durch die Vorſichtsmaßregeln des Ausdrucks; die römiſch-katholiſch-apoſtoliſche Cleriſei zeigt ſich hier weit ſcharfſichtiger als die königlich-preußiſch-proteſtantiſche; ſie weiß ganz beſtimmt, daß die Philoſophie ihr ſchlimmſter Feind iſt, ſie weiß, daß dieſer Feind ſie aus der Sorbonne verdrängt hat, und um dieſe Feſtung wieder zu erobern, unternahm ſie gegen Couſin einen Vertilgungskrieg, und ſie führt ihn mit jener geweihten

daß ſeine Seele nicht glühte, aber es war eine Gluth ohne Flamme, ohne Geprasſel, ohne Spectakel.

Trotz dem ſcheinloſen Leben des Mannes wußte Mignet doch Intereſſe für dieſen ſtillen Helden zu erregen, und da dieſer das höchſte Lob verdiente, konnte es ihm auch in reichem Maße gezollt werden. Aber wäre auch Daunou keineswegs ein ſo rühmenswerther Menſch geweſen, hätte er gar zu jenen charakterloſen Fröſchen gehört, deren ſo mancher im Sumpf (Marais) des Conventes ſaß und ſchweigſam fortlebte, während die Beſſern ſich um den Kopf ſprachen, ja er hätte ſogar ein Lump ſein können, ſo würde ihn dennoch der Weihrauchkeſſel des officiellen Lobes ſattſam eingequalmt haben. Obgleich Mignet ſeine Reden Précis historiques nennt, ſo ſind ſie doch noch immer die alten Eloges, und es ſind noch dieſelben Complimente aus der Zeit Ludwigs XIV., nur daß ſie jetzt nicht mehr in gepuderten Allongeperrücken ſtecken, ſondern ſehr modern friſirt ſind. Und der jetzige Secretaire perpetuel der Academie iſt einer der größten Friſeure unſrer Zeit, und beſitzt den rechten Schick für dieſes edle Gewerbe. Selbſt wenn an einem Menſchen kein einzigs gutes Haar iſt, weiß er ihm doch einige Löckchen des Lobes anzukräuſeln und den Kahlkopf unter dem Toupet der Phraſe zu verbergen. Wie glücklich ſind doch dieſe franzöſiſchen Academiker! Da ſitzen ſie im ſüßeſten Seelenfrieden auf ihren ſichern Bänken, und ſie können ruhig ſterben, denn ſie wiſſen, wie bedenklich auch ihre Handlungen geweſen, ſo wird ſie doch der gute Mignet nach ihrem Tode rühmen und preiſen. Unter den Palmen ſeines Wortes, die ewig grün wie die ſeiner Uniform, eingelullt von dem Geplätſcher der oratoriſchen Antitheſen, lagern ſie hier in der Academie wie in einer kühlen Oaſe. Die Karawane der Menſchheit aber ſchreitet ihnen zuweilen vorüber, ohne daß ſie es merkten, oder etwas anders vernahmen als das Geklingel der Kameele.

Anhang.

Communismus, Philoſophie und Cleriſei.

1.

Paris, den 15. Juni 1843.

Hätte ich zur Zeit des Kaiſers Nero in Rom privatiſirt und etwa für die Oberpoſtamtszeitung von Böotien oder für die unofficielle Staatszeitung von Abdera die Correſpondenz beſorgt, ſo würden meine Collegen nicht ſelten darüber geſcherzt haben, daß ich z. B. von den Staatsintriguen der Kaiſerin-Mutter gar nichts zu berichten wiſſe, daß ich nicht einmal von den glänzenden Diners rede, womit der judäiſche König Agrippa das diplomatiſche Corps zu Rom jeden Samſtag regalire, und daß ich hingegen beſtändig von jenen Galiläern ſpräche, von jenem obſcuren Häuflein, das, meiſtens aus Sclaven und alten Weibern beſtehend, in Kämpfen und Viſionen ſein blödſinniges Leben verträume und ſogar von den Juden desavouirt werde. Meine wohlunterrichteten Collegen hätten gewiß ganz beſonders ironiſch über mich gelächelt, wenn ich vielleicht von dem Hoffeſte des Cäſars, wobei Se. Majeſtät Höchſtſelbſt die Guitarre ſpielte, nichts Wichtigeres zu berichten wußte, als daß einige jener Galiläer mit Pech beſtrichen und angezündet wurden, und ſolchergeſtalt die Gärten des goldenen Palaſtes erleuchteten. Es war in der That eine ſehr bedeutſame Illumination, und es war ein grauſamer, echt römiſcher Witz, daß die ſogenannten Obſcuranten als Lichter dienen mußten bei der Feier der antiken Lebensluſt. Aber dieſer Witz iſt zu Schanden geworden, jene Menſchenfackeln ſtreuten Funken umher, wodurch die alte Römerwelt mit all ihrer morſchen Herrlichkeit in Flammen aufging: die Zahl jenes obſcuren Häufleins ward Legion, im Kampfe mit ihr mußten die Legionen Cäſars die Waffen ſtrecken, und das ganze Reich, die Herrſchaft zu Waſſer und zu Lande, gehört jetzt den Galiläern.

Es ist durchaus nicht meine Absicht, hier in homiletische Betrachtungen überzugehen, ich habe nur durch ein Beispiel zeigen wollen, in welcher siegreichen Weise eine spätere Zukunft jene Vorneigung rechtfertigen dürfte, womit ich in meinen Berichten sehr oft von einer kleinen Gemeinde gesprochen, die, der Ecclesia pressa des ersten Jahrhunderts sehr ähnlich, in der Gegenwart verachtet und verfolgt wird, und doch eine Propaganda auf den Beinen hat, deren Glaubenseifer und düsterer Zerstörungswille ebenfalls an galiläische Anfänge erinnert. Ich spreche wieder von den Communisten, der einzigen Partei in Frankreich, die eine entschlossene Beachtung verdient. Ich würde für die Trümmer des Saint-Simonismus, dessen Bekenner, unter seltsamen Aushängeschildern, noch immer am Leben sind, so wie auch für die Fourriéristen, die noch frisch und rührig wirken, dieselbe Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen; aber diese ehrenwerthen Männer bewegt doch nur das Wort, die sociale Frage als Frage, der überlieferte Begriff, und sie werden nicht getrieben von dämonischer Nothwendigkeit, sie sind nicht die prädestinirten Knechte, womit der höchste Weltwille seine ungeheuren Beschlüsse durchsetzt. Früh oder spät wird die zerstreute Familie Saint-Simons und der ganze Generalstab der Fourriéristen zu dem wachsenden Heere des Communismus übergehen, und, dem rohen Bedürfnisse das gestaltende Wort leihend, gleichsam die Rolle der Kirchenväter übernehmen.

Eine solche Rolle spielt bereits Pierre Leroux, den wir vor elf Jahren in der Salle-Taitbout als einen der Bischöfe des Saint-Simonismus kennen lernten. Ein vortrefflicher Mann, der nur den Fehler hatte, für seinen damaligen Stand viel zu trübsinnig zu sein. Auch hat ihm Enfantin das sarcastische Lob ertheilt: „Das ist der tugendhafteste Mensch nach den Begriffen der Vergangenheit.“ Seine Tugend hat allerdings etwas vom alten Sauerteig der Entsagungsperiode, etwas verschollen Stoisches, das in unsrer Zeit ein fast befremdlicher Anachronismus ist, und gar den heitern Richtungen einer pantheistischen Genußreligion gegenüber, als eine honorable Lächerlichkeit erscheinen mußte. Auch ward es diesem traurigen Vogel am Ende sehr unbehaglich in dem glänzenden Gitterkorb, worin so viele Goldfasanen und Adler, aber noch mehr Sperlinge flatterten, und Pierre Leroux war der erste, der gegen die Doctrin von der neuen Sittlichkeit protestirte und sich mit einem fanatischen Anathema von der fröhlich bunten Genossenschaft zurückzog. Hierauf unternahm er, in Gemeinschaft mit Hyppolyt Carnot, die neuere Revue encyclopédique und die Artikel, die er darin schrieb, so wie auch sein Buch De l'humanité bilden den Uebergang zu den Doctrinen, die er jetzt, seit einem Jahre, in der Revue indépendante niederlegte. Wie es jetzt mit der großen Encyclopädie aussieht, woran Leroux und der vortreffliche Reynauld am thätigsten wirken, darüber kann ich nichts Bestimmtes sagen. So viel darf ich behaup-

ten, daß dieſes Werk eine würdige Fortſetzung ſeines Vorgängers iſt, jenes coloſſalen Pamphlets in dreißig Quartbänden, worin Diderot das Wiſſen ſeines Jahrhunderts reſumirte. In einem beſondern Abdruck erſchienen die Artikel, welche Leroux in ſeiner Encyklopädie gegen den Couſin'ſchen Eklecticismus oder Eklectismus, wie die Franzoſen das Unding nennen, geſchrieben hat. Couſin iſt überhaupt das ſchwarze Thier, der Sündenbock, gegen welchen Pierre Leroux ſeit undenklicher Zeit polemiſirt, und dieſe Polemik iſt bei ihm zur Monomanie geworden. In den Decemberheften der Revue indépendante erreicht ſie ihren raſend gefährlichſten und ſcandaloſeſten Gipfel. Couſin wird hier nicht blos wegen ſeiner eigenen Denkweiſe angegriffen, ſondern auch böswilliger Handlungen beſchuldigt. Diesmal läßt ſich die Tugend vom Winde der Leidenſchaft am weiteſten fortreißen, und geräth aufs hohe Meer der Verleumdung. Nein, wir wiſſen es aus guter Quelle, daß Couſin zufälligerweiſe ganz unſchuldig iſt an den unverzeihlichſten Modificirungen, welche die poſthume Schrift ſeines Schülers Jouffroi erlitten; wir wiſſen es nämlich nicht aus dem Munde ſeiner Anhänger, ſondern ſeiner Gegner, die ſich darüber beklagen, daß Couſin aus ängſtlicher Schonung der Univerſitätsintereſſen die Publication der Jouffroi'ſchen Schrift widerrathen und verdrießlich ſeine Beihülfe verweigert habe. Sonderbare Wiedergeburt derſelben Erſcheinungen, wie wir ſie bereits vor zwanzig Jahren in Berlin erlebt! Diesmal begreifen wir ſie beſſer, und wenn auch unſre perſönlichen Sympathien nicht für Couſin ſind, ſo wollen wir doch unparteiiſch geſtehen, daß ihn die radicale Partei mit demſelben Unrecht und mit derſelben Beſchränktheit verläſterte, die wir uns ſelbſt einſt in Bezug auf den großen Hegel zu Schulden kommen ließen. Auch dieſer wollte gern, daß ſeine Philoſophie im ſchützenden Schatten der Staatsgewalt ruhig gedeihe und mit dem Glauben der Kirche in keinen Kampf geriethe, ehe ſie hinlänglich ausgewachſen und ſtark, — und der Mann, deſſen Geiſt am klarſten und deſſen Doctrin am liberalſten war, ſprach ſie dennoch in ſo trüb ſcholaſtiſcher, verclauſulirter Form aus, daß nicht blos die religiöſe, ſondern auch die politiſche Partei der Vergangenheit in ihm einen Verbündeten zu beſitzen glaubte. Nur die Eingeweihten lächelten ob ſolchem Irrthum, und erſt heute verſtehen wir dieſes Lächeln; damals waren wir jung und thöricht und ungeduldig, und wir eiferten gegen Hegel, wie jüngſt die äußerſte Linke in Frankreich gegen Couſin eiferte. Nur daß bei dieſem die äußerſte Rechte ſich nicht täuſchen läßt durch die Vorſichtsmaßregeln des Ausdrucks; die römiſch-katholiſch-apoſtoliſche Cleriſei zeigt ſich hier weit ſcharfſichtiger als die königlich-preußiſch-proteſtantiſche; ſie weiß ganz beſtimmt, daß die Philoſophie ihr ſchlimmſter Feind iſt, ſie weiß, daß dieſer Feind ſie aus der Sorbonne verdrängt hat, und um dieſe Feſtung wieder zu erobern, unternahm ſie gegen Couſin einen Vertilgungskrieg, und ſie führt ihn mit jener geweihten

iſt man ſchon minder tolerant, das Verdienſt eines Mannes wird dort nur nach ſeinem Einkommen abgeſchätzt, und "how much is he worth?" heißt buchſtäblich: wie viel Geld beſitzt er, wie viel verdient er? Ich habe mit eigenen Ohren angehört, wie in Florenz ein dicker Engländer ganz ernſthaft einen Franciscanermönch fragte: wie viel es ihm jährlich einbringe, daß er ſo baarfüßig und mit einem dicken Strick um den Leib herumgehe? In Frankreich iſt es anders, und wie gewaltig auch die Gewinnſucht des Induſtrialismus um ſich greift, ſo iſt doch die Armuth bei ausgezeichneten Perſonen ein wahrer Ehrentitel, und ich möchte ſchier behaupten, daß der Reichthum, einen unehrlichen Verdacht begründend, gewiſſermaßen mit einem geheimen Makel, mit einer levis nota, die ſonſt vortrefflichſten Leute behafte. Das mag wohl daher entſtehen, weil man bei ſo vielen die unſaubern Quellen kennt, woraus die großen Reichthümer gefloſſen. Ein Dichter ſagte: „daß der erſte König ein glücklicher Soldat war!" — in Betreff der Stifter unſerer heutigen Finanz-Dynaſtien dürfen wir vielleicht das proſaiſche Wort ausſprechen: daß der erſte Banquier ein glücklicher Spitzbube geweſen. Der Cultus des Reichthums iſt zwar in Frankreich ſo allgemein wie in andern Ländern, aber es iſt ein Cultus ohne heiligen Reſpect: die Franzoſen tanzen ebenfalls um das goldene Kalb, aber ihr Tanzen iſt zugleich Spott, Perſiflage, Selbſtverhöhnung, eine Art Cancan. Es iſt dieſes eine merkwürdige Erſcheinung, erklärbar theils aus der generöſen Natur der Franzoſen, theils auch aus ihrer Geſchichte. Unter dem alten Regime galt nur die Geburt, nur die Ahnenzahl gab Anſehen, und die Ehre war eine Frucht des Stammbaums. Unter der Republik gelangte die Tugend zur Herrſchaft, die Armuth ward eine Würde, und wie vor Angſt, ſo auch vor Scham, verkroch ſich das Geld. Aus jener Periode ſtammen die vielen dicken Sousſtücke, die ernſthaften Kupfermünzen mit den Symbolen der Freiheit, ſo wie auch die Traditionen von pecuniärer Uneigennützigkeit, die wir noch heutigen Tages bei den höchſten Staatsverwaltern Frankreichs antreffen. Zur Zeit des Kaiſerthums florirte nur der militairiſche Ruhm, eine neue Ehre ward geſtiftet, die der Ehrenlegion, deren Großmeiſter, der ſiegreiche Imperator, mit Verachtung herabſchaute auf die rechnende Krämergilde, auf die Lieferanten, die Schmuggler, die Stockjobbers, die glücklichen Spitzbuben. Während der Reſtauration intriguirte der Reichthum gegen die Geſpenſter des alten Regimes, die wieder ans Ruder gekommen und deren Inſolenz täglich mehr wuchs: das beleidigte, ehrgeizige Geld wurde Demagoge, liebäugelte herablaſſend mit den Kurzjacken, und als die Juliusſonne die Gemüther erhitzte, ward der Adelkönig Karl X. vom Throne herabgeſchmiſſen. Der Bürgerkönig Ludwig Philipp ſtieg hinauf, er, der Repräſentant des Geldes, das jetzt herrſcht, aber in der öffentlichen Meinung zu gleicher Zeit von der beſiegten Partei der Vergangenheit und der getäuſchten

Partei der Zukunft frondirt wird. Ja, das adelthümliche Faubourg Saint-Germain und die proletariſchen Faubourgs Saint-Antoine und Saint-Marceau überbieten ſich in der Verhöhnung der geldſtolzen Emporkömmlinge und wie ſich von ſelbſt verſteht, die alten Republikaner mit ihrem Tugendpathos und die Bonapartiſten mit pathetiſchen Heldentiraden ſtimmen ein in dieſen herabwürdigenden Ton. Erwägt man dieſe zuſammenwirkenden Grölle, ſo wird es begreiflich, warum dem Reichen jetzt in der öffentlichen Meinung eine faſt übertriebene Geringſchätzung zu Theil wird, während jeder nach Reichthum lechzt.

Ich möchte, auf das Thema zurückkommend, womit ich dieſen Artikel begonnen, hier ganz beſonders andeuten, wie es für den Communismus ein unberechenbar günſtiger Umſtand iſt, daß der Feind, den er bekämpft, bei all' ſeiner Macht dennoch in ſich ſelber keinen moraliſchen Halt beſitzt. Die heutige Geſellſchaft vertheidigt ſich nur aus platter Nothwendigkeit, ohne Glauben an ihr Recht, ja ohne Selbſtachtung, ganz wie jene ältere Geſellſchaft, deren morſches Gebälke zuſammenſtürzte, als der Sohn des Zimmermanns kam.

2.

Paris, den 8. Juli 1843.

In China ſind ſogar die Kutſcher höflich. Wenn ſie in einer engen Straße mit ihren Fuhrwerken etwas hart an einander ſtoßen und Deichſeln und Räder ſich verwickeln, erheben ſie keineswegs ein Schimpfen und Fluchen wie die Kutſcher bei uns zu Lande, ſondern ſie ſteigen ruhig von ihrem Sitz herunter, machen eine Anzahl Knixe und Bücklinge, ſagen ſich diverſe Schmeicheleien, bemühen ſich hernach, gemeinſchaftlich ihre Wagen in das gehörige Geleiſe zu bringen, und wenn alles wieder in Ordnung iſt, machen ſie nochmals verſchiedene Bücklinge und Knixe, ſagen ſich ein reſpectives Lebewohl und fahren von dannen. Aber nicht blos unſre Kutſcher, ſondern auch unſre Gelehrten ſollten ſich hieran ein Beiſpiel nehmen. Wenn dieſe Herren mit einander in Colliſion gerathen, machen ſie ſehr wenig Complimente, und ſuchen ſich keineswegs hülfreich zu verſtändigen, ſondern ſie fluchen und ſchimpfen alsdann wie die Kutſcher des Occidents. Und dieſes klägliche Schauſpiel gewähren uns zumeiſt Theologen und Philoſophen, obgleich erſtere auf das Dogma der Demuth und Barmherzigkeit beſonders angewieſen ſind, und letztere in der Schule der Vernunft zunächſt Geduld und Gelaſſenheit erlernt haben ſollten. Die Fehde zwiſchen der Univerſität und den Ultramontanen hat dieſen Frühling bereits mit einer Flora von Grobheiten und Schmähreden bereichert, die

ſelbſt auf unſern deutſchen Miſtbeeten nicht koſtbarer gedeihen könnte. Das wuchert, das ſproßt, das blüht in unerhörter Pracht. Wir haben weder Luſt noch Beruf, hier zu botaniſiren. Der Duft mancher Giftblumen könnte uns betäubend zu Kopf ſteigen, und uns verhindern, mit kühler Unparteilichkeit den Werth beider Parteien und die politiſche Bedeutung und Bedeutſamkeit des Kampfes zu würdigen. Sobald die Leidenſchaften ein Bischen verduftet ſind, wollen wir ſolche Würdigung verſuchen. So viel können wir ſchon heute ſagen: das Recht iſt auf beiden Seiten, und die Perſonen werden getrieben von der fatalſten Nothwendigkeit. Der größte Theil der Katholiſchen, weiſe und gemäßigt, verdammt zwar das unzeitige Schilderheben ihrer Parteigenoſſen, aber dieſe gehorchen dem Befehl ihres Gewiſſens, ihrem höchſten Glaubensgeſetz, dem compelle intrare, ſie thun ihre Schuldigkeit, und ſie verdienen daher unſre Achtung. Wir kennen ſie nicht, wir haben kein Urtheil über ihre Perſon, und wir ſind nicht berechtigt, an ihrer Ehrlichkeit zu zweifeln . . .

Dieſe Leute ſind nicht eben meine Lieblinge, aber aufrichtig geſtanden, trotz ihrem düſtern, blutrünſtigen Zelotismus ſind ſie mir lieber als die toleranten Amphibien des Glaubens und des Wiſſens, als jene Kunſtgläubigen, die ihre erſchlafften Seelen durch fromme Muſik und Heiligenbilder kitzeln laſſen, und gar als jene Religionsdilettanten, die für die Kirche ſchwärmen, ohne ihren Dogmen einen ſtrengen Gehorſam zu widmen, die mit den heiligen Symbolen nur liebäugeln, aber keine ernſthafte Ehe eingehen wollen, und die man hier catholiques marrons nennt. Letztere füllen jetzt unſre faſhionablen Kirchen, z. B. Sainte-Madeleine, oder Notre-Dame-de-Lorette, jene heiligen Boudoirs, wo der ſüßlichſte Rococogeſchmack herrſcht, ein Weihkeſſel, der nach Lavendel duftet, reichgepolſterte Betſtühle, roſige Beleuchtung und ſchmachtende Geſänge, überall Blumen und tändelnde Engel, kokette Andacht, die ſich fächert mit Eventails von Boucher und Watteau — Pompadourchriſtenthum.

Ebenſo unrecht wie unrichtig iſt die Benennung Jeſuiten, womit man hier die Gegner der Univerſität zu bezeichnen pflegt. Erſtens giebt es gar keine Jeſuiten mehr in dem Sinne, den man mit jenem Namen verknüpft. Aber wie es oben in der Diplomatie Leute giebt, die jedesmal, wenn die Fluthzeit der Revolution eintritt, das gleichzeitige Heranbranden ſo vieler brauſenden Wellen für das Werk eines Comité directeur in Paris erklären: ſo giebt es Tribunen hier unten, die, wenn die Ebbe beginnt, wenn die revolutionairen Springfluthen ſich wieder verlaufen, dieſe Erſcheinung den Intriguen der Jeſuiten zuſchreiben, und ſich ernſthaft einbilden, es reſidire ein Jeſuitengeneral in Rom, welcher durch ſeine vermummten Schergen die Reaction der ganzen Welt leite. Nein, es exiſtirt kein ſolcher Jeſuitengeneral in Rom, wie auch in Paris kein Comité directeur exiſtirt; das ſind Mährchen für große Kin-

der, hohle Schreckpopanze, moderner Aberglaube. Oder iſt es eine bloße Kriegsliſt, daß man die Gegner der Univerſität für Jeſuiten erklärt? Es giebt in der That hier zu Lande keinen Namen, der weniger populair wäre. Man hat im vorigen Jahrhundert gegen dieſen Orden ſo gründlich polemiſirt, daß noch eine geraume Zeit vergehen dürfte, ehe man ein mildes, unparteiiſches Urtheil über ihn fällen wird. Es will mich bedünken, als habe man die Jeſuiten nicht ſelten ein Bischen jeſuitiſch behandelt, und als ſeien die Verleumdungen, die ſie ſich zu Schulden kommen ließen, ihnen manchmal mit zu großen Zinſen zurückgezahlt worden. Man könnte auf die Väter der Geſellſchaft Jeſu das Wort anwenden, welches Napoleon über Robespierre ausſprach: Sie ſind hingerichtet worden, nicht gerichtet. Aber der Tag wird kommen, wo man auch ihnen Gerechtigkeit widerfahren laſſen und ihre Verdienſte anerkennen wird. Schon jetzt müſſen wir eingeſtehen, daß ſie durch ihre Miſſionsanſtalten die Geſittung der Welt, die Civiliſation unberechenbar gefördert, daß ſie ein heilſames Gegengift geweſen gegen die lebenverpeſtenden Miasmen von Port-Royal, daß ſogar ihre vielgeſcholtene Accomodationslehre noch das einzige Mittel war, wodurch die Kirche über die moderne, freiheitsluſtige und genußſüchtige Menſchheit ihre Oberherrſchaft bewahren konnte. Mangez un boeuf et soyez chrétien, ſagten die Jeſuiten zu dem Beichtkinde, dem in der Charwoche nach einem Stückchen Rindfleiſch gelüſtete; aber ihre Nachgiebigkeit lag nur in der Noth des Momentes, und ſie hätten ſpäter, ſo bald ihre Macht befeſtigt, die fleiſchfreſſenden Völker wieder zu den magerſten Faſtenſpeiſen zurückgelenkt. Laxe Doctrinen für die empörte Gegenwart, eiſerne Ketten für die unterjochte Zukunft. Sie waren ſo klug!

Aber alle Klugheit hilft nichts gegen den Tod. Sie liegen längſt im Grabe. Es giebt freilich Leute in ſchwarzen Mänteln und mit ungeheuern, dreieckig aufgekrämpten Filzhüten, aber das ſind keine echten Jeſuiten. Wie manchmal ein zahmes Schaf ſich in ein Wolfsfell des Radicalismus vermummt, aus Eitelkeit, oder Eigennutz, oder Schabernack, ſo ſteckt im Fuchspelz des Jeſuitismus manchmal nur ein beſchränktes Grauchen. — Ja, ſie ſind todt. Die Väter der Geſellſchaft Jeſu haben in den Sacriſteien nur ihre Garderobe zurückgelaſſen, nicht ihren Geiſt. Dieſer ſpukt an andern Orten, und manche Champions der Univerſität, die ihn ſo eifrig exorciren, ſind vielleicht davon beſeſſen, ohne es zu merken. Ich ſage dieſes nicht in Bezug auf die Herren Michelet und Quinet, die ehrlichſten und wahrhaftigſten Seelen, ſondern ich habe hier im Auge zunächſt den wohlbeſtallten Miniſter des öffentlichen Unterrichts, den Rector der Univerſität, den Herrn Villemain. Seiner Magnificenz zweideutiges Treiben berührt mich immer widerwärtig. Ich kann leider nur dem Eſprit und dem Stile dieſes Mannes meine Achtung zollen. Nebenbei geſagt, wir ſehen hier, daß der berühmte Ausſpruch von Buffon: "le style,

c'est l'homme," grundfalſch iſt. Der Stil des Herrn Villemain iſt ſchön, edel, wohlgewachſen und reinlich. — Auch Victor Couſin kann ich nicht ganz verſchonen mit dem Vorwurf des Jeſuitismus. Der Himmel weiß, daß ich geneigt bin, Herrn Couſins Vorzügen Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, daß ich den Glanz ſeines Geiſtes gern anerkenne: aber die Worte, womit er jüngſt in der Academie die Ueberſetzung Spinoza's ankündigte, zeugen weder von Muth noch von Wahrheitsliebe. Couſin hat gewiß die Intereſſen der Philoſophie unendlich gefördert, indem er den Spinoza dem denkenden Frankreich zugänglich machte, aber er hätte zugleich ehrlich geſtehen ſollen, daß er dadurch der Kirche keinen großen Dienſt geleiſtet. Im Gegentheil ſagte er, der Spinoza ſei von einem ſeiner Schüler, einem Zögling der Ecole normale, überſetzt worden, um ihn mit einer Widerlegung zu begleiten, und während die Prieſterpartei die Univerſität ſo heftig angreife, ſei es doch eben dieſe arme, unſchuldige, verketzerte Univerſität, welche den Spinoza widerlege, den gefährlichen Spinoza, jenen Erbfeind des Glaubens, der mit einer Feder aus den ſchwarzen Flügeln Satans ſeine beiden Bücher geſchrieben! Wen betrügt man hier? ruft Figaro. Es war in der Académie des sciences morales et politiques, wo Couſin in ſolcher Weiſe die franzöſiſche Ueberſetzung des Spinoza ankündigte; ſie iſt außerordentlich gelungen, während die gerühmte Widerlegung ſo ſchwach und dürftig iſt, daß ſie in Deutſchland für ein Werk der Ironie gelten würde.

3.

Paris, den 20. Juli 1843.

Jedes Volk hat ſeinen Nationalfehler, und wir Deutſchen haben den unſrigen, nämlich jene berühmte Langſamkeit, wir wiſſen es ſehr gut, wir haben Blei in den Stiefeln, ſogar in den Pantoffeln. Aber was nützt den Franzoſen alle Geſchwindigkeit, all ihr flinkes anſtelliges Weſen, wenn ſie eben ſo ſchnell vergeſſen, was ſie gethan? Sie haben kein Gedächtniß, und das iſt ihr größtes Unglück. Die Frucht jeder That und jeder Unthat geht hier verloren durch Vergeßlichkeit. Jeden Tag müſſen ſie den Kreislauf ihrer Geſchichte wieder durchlaufen, ihr Leben wieder von vorne anfangen, ihre Kämpfe aufs neue durchkämpfen und morgen hat der Sieger vergeſſen daß er geſiegt hatte, und der Ueberwundene hat eben ſo leichtſinnig ſeine Niederlage und ihre heilſamen Lehren vergeſſen. Wer hat im Julius 1830 die große Schlacht gewonnen? Wer hat ſie verloren? Wenigſtens in dem großen Hospital, wo, um mich eines Ausdrucks von Mignet zu bedienen, jede geſtürzte Macht ihre Bleſſirten untergebracht hat, hätte man ſich deſſen erinnern ſollen! Dieſe ein-

zige Bemerkung erlauben wir uns in Beziehung auf die Debatten, die in der Pairskammer über den Secundairunterricht ſtattgefunden, und wo die clericale Partei nur ſcheinbar unterlag. In der That triumphirte ſie, und es war ſchon ein hinlänglicher Triumph, daß ſie als organiſirte Partei ans Tageslicht trat. Wir ſind weit entfernt, dieſes kühne Auftreten zu tadeln, und es mißfällt uns weit weniger, als jene ſchlottrige Halbheit, welche die Gegner ſich zu Schulden kommen ließen. Wie kläglich zeigte ſich hier Herr Villemain, der kleine Rhetor, der windige Bel-Eſprit, dieſer abgeſtandene Voltairianer, der ſich ein Bischen an den Kirchenvätern gerieben, um einen gewiſſen ernſthaften Anſtrich zu gewinnen, und der von einer Unwiſſenheit beſeelt war, die ans Erhabene grenzte! Es iſt mir unbegreiflich, daß ihm Herr Guizot nicht auf der Stelle den Laufpaß gegeben, denn dieſem großen Gelehrten mußte jene ſchülerhafte Verlegenheit, jener Mangel an den dürftigſten Vorkenntniſſen, jene wiſſenſchaftliche Nullität, noch weit empfindlicher mißfallen, als irgend ein politiſcher Fehler! Um die Schwäche und Inhaltloſigkeit ſeines Collegen einigermaßen zu decken, mußte Guizot mehrmals das Wort ergreifen; aber alles, was er ſagte, war matt, farblos und unerquicklich. Er würde gewiß beſſere Dinge vorgebracht haben, wenn er nicht Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, ſondern Miniſter des Unterrichts geweſen wäre, und für die beſondern Intereſſen dieſes Departements eine Lanze gebrochen hätte. Ja, er würde ſich für die Gegenpartei noch weit gefährlicher erwieſen haben, wenn er ganz ohne weltliche Macht, nur mit ſeiner geiſtlichen Macht bewaffnet, wenn er als bloßer Profeſſor für die Befugniſſe der Philoſophie in die Schranken getreten wäre! In einer ſolchen günſtigern Lage war Victor Couſin, und ihm gebührt vorzugsweiſe die Ehre des Tages. Couſin iſt nicht, wie jüngſt ziemlich griesgrämig behauptet worden, ein philoſophiſcher Dilettant, ſondern er iſt vielmehr ein großer Philoſoph, er iſt hier Hausſohn der Philoſophie, und als dieſe angegriffen wurde von ihren unverſöhnlichſten Feinden, mußte unſer Victor Couſin ſeine oratio pro domo halten. Und er ſprach gut, ja vortrefflich, mit Ueberzeugung. Es iſt für uns immer ein koſtbares Schauſpiel, wenn die friedliebendſten Männer, die durchaus von keiner Streitluſt beſeelt ſind, durch die innern Bedingungen ihrer Exiſtenz, durch die Macht der Ereigniſſe, durch ihre Geſchichte, ihre Stellung, ihre Natur, kurz durch eine unabweisliche Fatalität, gezwungen werden, zu kämpfen. Ein ſolcher Kämpfer, ein ſolcher Gladiator der Nothwendigkeit war Couſin, als ein unphiloſophiſcher Miniſter des Unterrichts die Intereſſen der Philoſophie nicht zu vertheidigen vermochte. Keiner wußte beſſer als Victor Couſin, daß es ſich hier um keine neue Sache handelte, daß ſein Wort wenig beitragen würde zur Schlichtung des alten Streits, und daß da kein definitiver Sieg zu erwarten ſei. Ein ſolches Bewußtſein übt immer einen dämpfenden Einfluß, und alles Brillantfeuer des

Geiſtes konnte auch hier die innere Trauer über die Fruchtloſigkeit aller Anſtrengungen keineswegs verbergen. Selbſt bei den Gegnern haben Couſins Reden einen ehrenden Eindruck hervorgebracht, und die Feindſchaft, die ſie ihm widmen, iſt ebenfalls eine Anerkennung. Den Villemain verachten ſie, den Couſin aber fürchten ſie. Sie fürchten ihn nicht wegen ſeiner Geſinnung, nicht wegen ſeines Charakters, nicht wegen ſeiner individuellen Vorzüge oder Fehler, ſondern ſie fürchten in ihm die deutſche Philoſophie. Du lieber Himmel! man erzeigt hier unſerer deutſchen Philoſophie und unſerm Couſin allzu große Ehre. Obgleich letzterer ein geborner Dialektiker iſt, obgleich er zugleich für Form die größte Begabniß beſitzt, obgleich er bei ſeiner philoſophiſchen Specialität auch noch von großem Kunſtſinn unterſtützt wird, ſo iſt er doch noch ſehr weit davon entfernt, die deutſche Philoſophie ſo gründlich tief in ihrem Weſen zu erfaſſen, daß er ihre Syſteme in einer klaren, allgemein verſtändlichen Sprache formuliren könnte, wie es nöthig wäre für die Franzoſen, die nicht wie wir die Geduld beſitzen, ein abſtractes Idiom zu ſtudiren. Was ſich aber nicht in gutem Franzöſiſch ſagen läßt, iſt nicht gefährlich für Frankreich. Die Section der Sciences morales et politiques der franzöſiſchen Academie hat bekanntlich eine Darſtellung der deutſchen Philoſophie ſeit Kant zu einer Preisfrage gewählt, und Couſin, der hier als Hauptdirigent zu betrachten iſt, ſuchte vielleicht fremde Kräfte, wo ſeine eignen nicht ausreichten. Aber auch andere haben die Aufgabe nicht gelöſt, und in der jüngſten feierlichen Sitzung der Academie ward uns angekündigt, daß auch dies Jahr keine Preisſchrift über die deutſche Philoſophie gekrönt werden könne.

Gefängnißreform und Strafgeſetzgebung.

(Paris, Juli 1843.)

Nachdem der Geſetzvorſchlag über die Gefängnißreform während vier Wochen in der Deputirtenkammer debattirt worden, iſt derſelbe endlich mit ſehr unweſentlichen Abänderungen und durch eine bedeutende Majorität angenommen worden. Damit wir es gleich von vorn herein ſagen, nur der Miniſter des Innern, der eigentliche Schöpfer jenes Geſetzvorſchlags, war der Einzige, der mit feſten Füßen auf der Höhe der Frage ſtand, der beſtimmt wußte, was er wollte und einen Triumph der Ueberlegenheit feierte. Dem Rapporteur, Herrn von Tocqueville, gebührt das Lob, daß er mit Feſtigkeit ſeine Gedanken durchfocht; er iſt ein Mann von Kopf, der wenig Herz hat und bis zum Gefrierpunkt die Argumente ſeiner Logik verfolgt; auch haben ſeine Reden einen

gewiſſen froſtigen Glanz, wie geſchnittenes Eis. Was Herrn Tocqueville jedoch an Gemüth fehlt, das hat ſein Freund, Mr. de Beaumont, in liebreichſter Fülle, und dieſe beiden Unzertrennlichen, die wir immer gepaart ſehen, auf ihren Reiſen, in ihren Publicationen, in der Deputirtenkammer, ergänzen ſich aufs beſte. Der eine, der ſcharfe Denker, und der andere, der milde Gemüthsmenſch, gehören beiſammen, wie das Eſſigfläſchchen und das Oelfläſchchen. — Aber die Oppoſition, wie vague, wie gehaltlos, wie ſchwach, wie ohnmächtig zeigte ſie ſich bei dieſer Gelegenheit! Sie wußte nicht was ſie wollte, ſie mußte das Bedürfniß der Reform eingeſtehen, konnte nichts Poſitives vorſchlagen, war beſtändig im Widerſpruch mit ſich ſelber und opponirte hier, wie gewöhnlich, aus blöder Gewohnheit des Oppoſitionsmetiers. Und dennoch würde ſie, um letzterm zu genügen, leichtes Spiel gehabt haben, wenn ſie ſich auf das hohe Pferd der Idee geſetzt hätte, auf irgend eine genereuſe Roſinante der Theorienwelt, ſtatt auf ebener Erde den zufälligen Lücken und Schwächen des miniſteriellen Syſtems nachzukriechen und im Detail zu chikaniren ohne das Ganze erſchüttern zu können. Nicht einmal unſer unvergleichlicher Don Alphonſo de la Martine, der ingenioſe Junker, zeigte ſich hier in ſeiner idealen Ritterlichkeit. Und doch war die Gelegenheit günſtig, und er hätte hier die höchſten und wichtigſten Menſchheitsfragen beſprechen können, mit olympererſchütternden Worten; er konnte hier feuerſpeiende Berge reden und mit einem Ocean von Weltuntergangspoeſie die Kammer überſchwemmen. Aber nein, der edle Hidalgo war hier ganz entblößt von ſeinem ſchönen Wahnſinn und ſprach ſo vernünftig wie die nüchternſten ſeiner Collegen.

Ja, nur auf dem Felde der Idee hätte die Oppoſition, wo nicht ſich behaupten, doch wenigſtens glänzen können. Bei ſolcher Gelegenheit hätte eine deutſche Oppoſition ihre gelehrteſten Lorbeeren erfochten. Denn die Gefängnißſtrafe iſt ja enthalten in jener allgemeinen Frage über die Bedeutung der Strafe überhaupt, und hier treten uns die großen Theorien entgegen, die wir heute nur in flüchtigſter Kürze erwähnen wollen, um für die Würdigung des neuen Gefängnißgeſetzes einen deutſchen Standpunkt zu gewinnen.

Wir ſehen hier zunächſt die ſogenannte Vergeltungstheorie, das alte harte Geſetz der Urzeit, jenes Jus Talionis, das wir noch bei dem altteſtamentaliſchen Moſes in ſchauerlichſter Naivetät vorfinden: Leben um Leben, Auge um Auge, Zahn um Zahn. Mit dem Martyrtode des großen Verſöhners fand auch dieſe Idee der Sühne ihren Abſchluß, und wir können behaupten, der milde Chriſtus habe dem antiken Geſetze auch hier perſönlich Genüge gethan und daſſelbe auch für die übrige Menſchheit aufgehoben. Sonderbar! während hier die Religion im Fortſchritt erſcheint, iſt es die Philoſophie, welche ſtationair geblieben, und die Strafrechtstheorie unſerer Philoſophen von Kant bis auf Hegel iſt trotz aller Verſchiedenheit des Ausdrucks noch immer das alte

Jus Talionis. Selbſt unſer Hegel wußte nichts Beſſeres anzugeben, und er vermochte nur die rohe Anſchauungsweiſe einigermaßen zu ſpiritualiſiren, ja bis zur Poeſie zu erheben. Bei ihm iſt die Strafe das Recht des Verbrechers; nämlich indem dieſer das Verbrechen begeht, gewinnt er ein unveräußerliches Recht auf die adäquate Beſtrafung; letztere iſt gleichſam das objective Verbrechen. Das Princip der Sühne iſt hier bei Hegel ganz daſſelbe wie bei Moſes, nur daß dieſer den antiken Begriff der Fatalität in der Bruſt trug, Hegel aber immer von dem modernen Begriff der Freiheit bewegt wird: ſein Verbrecher iſt ein freier Menſch, das Verbrechen ſelbſt iſt ein Act der Freiheit, und es muß ihm dafür ſein Recht geſchehen. Hierüber nur ein Wort. Wir ſind dem altſacerdotalen Standpunkt entwachſen, und es widerſtrebt uns zu glauben, daß, wenn der Einzelne eine Unthat begangen, die Geſellſchaft in Corpore gezwungen ſei, dieſelbe Unthat zu begehen, ſie feierlich zu wiederholen. Für den modernen Standpunkt, wie wir ihn bei Hegel finden, iſt jedoch unſer ſocialer Zuſtand noch zu niedrig; denn Hegel ſetzt immer eine abſolute Freiheit voraus, von der wir noch ſehr entfernt ſind und vielleicht noch eine gute Weile entfernt bleiben werden.

Unſere zweite große Straftheorie iſt die der Abſchreckung. Dieſe iſt weder religiös, noch philoſophiſch, ſie iſt rein abſurd. Hier wird einem Menſchen, der ein Verbrechen beging, Pein angethan, damit ein dritter dadurch abgeſchreckt werde, ein ähnliches Verbrechen zu begehen. Es iſt das höchſte Unrecht, daß Jemand leiden ſoll zum Heile eines Andern, und dieſe Theorie mahnte mich immer an die armen souffre-douleurs, die ehemals mit den kleinen Prinzen erzogen wurden und jedesmal durchgepeitſcht wurden, wenn ihr erlauchter Camerad irgend einen Fehler begangen. Dieſe nüchterne und frivole Abſchreckungstheorie borgt von der ſacerdotalen Theorie gleichſam ihre Pompes funebres, auch ſie errichtet auf öffentlichem Markt ein Caſtrum doloris, um die Zuſchauer anzulocken und zu verblüffen. Der Staat iſt hier ein Charlatan, nur mit dem Unterſchied, daß der gewöhnliche Charlatan dir verſichert, er reiße die Zähne aus ohne Schmerzen zu verurſachen, während jener im Gegentheil durch ſeine ſchauerlichen Apparate mit weit größern Schmerzen droht, als vielleicht der arme Patient wirklich zu ertragen hat. Dieſe blutige Charlatanerie hat mich immer angewidert.

Soll ich hier die ſogenannte Theorie vom phyſiſchen Zwang, die zu meiner Zeit in Göttingen und in der umliegenden Gegend zum Vorſchein gekommen, als eine beſondere Theorie erwähnen? Nein, ſie iſt nichts als der alte Abſchreckungsſauerteig, neu umgeknetet. Ich habe mal einen ganzen Winter hindurch den Likurg Hannovers, den traurigen Hofrath Bauer, darüber ſchwätzen gehört, in ſeiner ſeichteſten Proſa. Dieſe Tortur erduldete ich ebenfalls

aus phyſiſchem Zwang, denn der Schwätzer war Examinator meiner Facultät, und ich wollte damals Doctor Juris werden.

Die dritte große Straftheorie iſt die, wobei die moraliſche Verbeſſerung des Verbrechers in Betracht kommt. Die wahre Heimath dieſer Theorie iſt China, wo alle Autorität von der väterlichen Gewalt abgeleitet wird. Jeder Verbrecher iſt dort ein ungezogenes Kind, das der Vater zu beſſern ſucht, und zwar durch den Bambus. Dieſe patriarchaliſche, gemüthliche Anſicht hat in neuerer Zeit ganz beſonders in Preußen ihre Verehrer gefunden, die ſie auch in die Geſetzgebung einzuführen ſuchten. Bei ſolcher chineſiſchen Bambustheorie drängt ſich uns zunächſt das Bedenken auf, daß alle Verbeſſerung nichts helfen dürfte, wenn nicht vorher die Verbeſſerer gebeſſert würden. In China ſcheint das Staatsoberhaupt dergleichen Einrede dunkel zu fühlen, und wenn im Reiche der Mitte irgend ein ungeheures Verbrechen begangen wird, legt ſich der Kaiſer, der Himmelsſohn, ſelber eine harte Buße auf, wähnend, daß er ſelber durch irgend eine Sünde ein ſolches Landesunglück verſchuldet haben müſſe. Wir würden es mit großem Vergnügen ſehen, wenn unſer heimiſcher Pietismus auf ſolche fromme Irrthümer gerathe, und ſich zum Heil des Staates weiblich kaſteien wollte. In China gehört es zur Conſequenz der patriarchaliſchen Anſicht, daß es neben den Beſtrafungen auch geſetzliche Belohnungen gibt, daß man für gute Handlungen irgend einen Ehrenkopf mit oder ohne Schleife bekömmt, wie man für ſchlechte Handlungen die gehörige Tracht Schläge empfängt, ſo daß, um mich philoſophiſch auszudrücken, der Bambus die Belohnung des Laſters und der Orden die Strafe der Tugend iſt. Die Partiſane der körperlichen Züchtigung haben jüngſt in den Rheinprovinzen einen Widerſtand gefunden, der aus einer Empfindungsweiſe hervorgegangen, die nicht ſehr original iſt und leider als ein Ueberbleibſel der franzöſiſchen Fremdherrſchaft betrachtet werden dürfte.

Wir haben noch eine vierte große Straftheorie, die wir kaum noch eine ſolche nennen können, da der Begriff „Strafe" hier ganz verſchwindet. Man nennt ſie die Präventionstheorie, weil hier die Verhütung der Verbrechen das leitende Princip iſt. Die eifrigſten Vertreter dieſer Anſicht ſind zunächſt die Radikalen aller ſocialiſtiſchen Schulen. Als der Entſchiedenſte muß hier der Engländer Owen genannt werden, der kein Recht der Beſtrafung anerkennt, ſo lange die Urſache der Verbrechen, die ſocialen Uebel, nicht fortgeräumt worden. So denken auch die Communiſten, die materialiſtiſchen eben ſo wohl wie die ſpiritualiſtiſchen, welche letztern ihre Abneigung gegen das herkömmliche Criminalrecht, das ſie das altteſtamentaliſche Rachegeſetz nennen, durch evangeliſche Texte beſchönigen. Die Fouririſten dürfen ebenfalls conſequenterweiſe kein Strafrecht anerkennen, da nach ihrer Lehre die Verbrechen nur durch ausgeartete Leidenſchaften entſtehen und ihr Staat ſich eben die Aufgabe geſtellt

hat, durch eine neue Organiſation der menſchlichen Leidenſchaften ihre Ausartung zu verhüten. Die Saint-Simoniſten hatten freilich weit höhere Begriffe von der Unendlichkeit des menſchlichen Gemüthes, als daß ſie ſich auf einen geregelten und numerirten Schematismus der Leidenſchaften, wie wir ihn bei Fourier finden, eingelaſſen hätten. Jedoch auch ſie hielten das Verbrechen nicht blos für ein Reſultat geſellſchaftlicher Mißſtände, ſondern auch einer fehlerhaften Erziehung, und von den beſſer geleiteten, wohlerzogenen erwarteten ſie eine vollſtändige Regeneration, das Weltreich der Liebe, wo alle Traditionen der Sünde in Vergeſſenheit gerathen und die Idee eines Strafrechts als eine Blasphemie erſcheinen würde.

Minder ſchwärmeriſche und ſogar ſehr practiſche Naturen haben ſich ebenfalls für die Präventionstheorie entſchieden, inſofern ſie von der Volkserziehung die Abnahme der Verbrechen erwarteten. Sie haben noch ganz beſondere ſtaatsökonomiſche Vorſchläge gemacht, die dahin zielen, den Verbrecher vor ſeinen eigenen böſen Anfechtungen zu ſchützen, in derſelben Weiſe wie die Geſellſchaft vor der Unthat ſelbſt hinreichend bewahrt wird. Hier ſtehen wir auf dem poſitiven Boden der Präventionslehre. Der Staat wird hier gleichſam eine große Polizeianſtalt, im edelſten und würdigſten Sinne, wo dem böſen Gelüſte jeder Antrieb entzogen wird, wo man nicht durch Ausſtellungen von Leckerbiſſen und Putzwaaren einen armen Schlucker zum Diebſtahl und die arme Gefallſucht zur Proſtitution reizt, wo keine diebiſchen Emporkömmlinge, keine Robert-Macaires der hohen Finanz, keine Menſchenfleiſchhändler, keine glücklichen Halunken ihren unverſchämten Luxus öffentlich zur Schau geben dürfen, kurz wo das demoraliſirende böſe Beiſpiel unterdrückt wird. Kommen trotz aller Vorkehrungsmaßregeln dennoch Verbrechen zum Vorſchein, ſo ſucht man die Verbrecher unſchädlich zu machen; und ſie werden entweder eingeſperrt oder, wenn ſie der Ruhe der Geſellſchaft gar zu gefährlich ſind, ein Bischen hingerichtet. Die Regierung, als Mandatarin der Geſellſchaft, verhängt hier keine Pein als Strafe, ſondern als Nothwehr, und der höhere oder geringere Grad dieſer Pein wird nur von dem Grade des Bedürfniſſes der ſocialen Selbſtvertheidigung beſtimmt. Nur von dieſem Geſichtspunkte aus, ſind wir für die Todesſtrafe, oder vielmehr für die Tödtung großer Böſewichter, welche die Polizei aus dem Wege ſchaffen muß, wie ſie tolle Hunde todt ſchlägt.

Wenn man aufmerkſam das Expos des motifs lieſt, womit der franzöſiſche Miniſter des Innern ſeinen Geſetzentwurf in Betreff der Gefängnißreform einleitete, ſo iſt es augenſcheinlich, wie hier die zuletzt bezeichnete Anſicht den Grundgedanken bildet, und wie das ſogenannte Repreſſiv-Princip der Franzoſen im Grunde nur die Praxis unſerer Präventivtheorie iſt.

Im Princip ſind alſo unſere Anſichten ganz übereinſtimmend mit denen der franzöſiſchen Regierung. Aber unſere Gefühle ſträuben ſich gegen die Mit-

tel, wodurch die gute Abſicht erreicht werden ſoll. Auch halten wir ſie für Frankreich ganz ungeeignet. In dieſem Lande der Sociabilität wäre die Abſperrung in Zellen, die pennſylvaniſche Methode, eine unerhörte Grauſamkeit, und das franzöſiſche Volk iſt zu großmüthig, als daß es je um ſolchen Preis ſeine geſellſchaftliche Ruhe erkaufen möchte. Ich bin daher überzeugt, ſelbſt nachdem die Kammern eingewilligt, kommt das entſetzlithe unmenſchliche, ja unnatürliche Cellulargefängnißweſen nicht in Ausführung, und die vielen Millionen, welche die nöthigen Bauten koſten, ſind gottlob verlorenes Geld. Dieſe Burgverließe des neuen Bürgeritterthums wird das Volk eben ſo unwillig niederreißen, wie es einſt die adelige Baſtille zerſtörte. So furchtbar und düſter dieſelbe von Außen geweſen ſein mochte, ſo war ſie doch gewiß nur ein heiteres Kiosk, ein ſonniges Garteuhaus, im Vergleich mit jenen kleinen, ſchweigenden amerikaniſchen Höllen, die nur ein blödſinniger Pietiſt erſinnen, und nur ein herzloſer Krämer, der für ſein Eigenthum zittert, billigen konnte. Der gute fromme Bürger ſoll hinfüro ruhiger ſchlafen können — das will die Regierung mit löblichem Eifer bewirken. Aber warum ſollen ſie nicht etwas weniger ſchlafen? — Beſſere Leute müſſen jetzt wachend die Nächte verbringen. Und dann, haben ſie nicht den lieben Gott, um ſie zu ſchützen, ſie, die frommen? — Oder zweifeln ſie an dieſem Schutz, ſie, die frommen?

Aus den Pyrenäen.

1.

Barèges, den 26. Juli 1846.

Seit Menſchengedenken gab es kein ſolches Zuſtrömen nach den Heilquellen von Barèges, wie dieſes Jahr. Das kleine Dorf, das aus etwa ſechzig Häuſern und einigen Dutzend Nothbaracken beſteht, kann die kranke Menge nicht mehr faſſen; Spätkömmlinge fanden kaum ein kümmerliches Obdach für eine Nacht, und mußten leidend umkehren. Die meiſten Gäſte ſind franzöſiſche Militairs, die in Afrika ſehr viele Lorbeeren, Lanzenſtiche und Rheumatismen eingeerntet haben. Einige alte Officiere aus der Kaiſerzeit keuchen hier ebenfalls umher, und ſuchen in der Badewanne die glorreichen Erinnerungen zu vergeſſen, die ſie bei jedem Witterungswechſel ſo verdrießlich jucken. Auch ein deutſcher Dichter befindet ſich hier, der manches auszubaden haben mag, aber bis jetzt keineswegs ſeines Verſtandes verluſtig und noch viel weniger in ein Irrenhaus eingeſperrt worden iſt, wie ein Berliner Correſpondent in der hochlöblichen Leipziger Allgemeinen Zeitung berichtet hat. Freilich, wir können uns irren,

Heinrich Heine iſt vielleicht verrückter als er ſelbſt weiß; aber mit Gewißheit dürfen wir verſichern, daß man ihn hier, in dem anarchiſchen Frankreich, noch immer auf freien Füßen herumgehen läßt, was ihm wahrſcheinlich zu Berlin wo die geiſtige Sanitätspolizei ſtrenger gehandhabt wird, nicht geſtattet werden möchte. Wie dem auch ſei, fromme Gemüther an der Spree mögen ſich tröſten, wenn auch nicht der Geiſt, ſo iſt doch der Leib des Dichters hinlänglich belaſtet von lähmenden Gebreſten, und auf der Reiſe von Paris hierher ward ſein Siechthum ſo unleidlich, daß er unfern von Baguère de Bigorre den Wagen verlaſſen und ſich auf einem Lehnſeſſel über das Gebirge tragen laſſen mußte. Er hatte bei dieſer erhabenen Fahrt manche erfreuliche Lichtblicke, nie hat ihn Sonnenglanz und Waldgrün inniger bezaubert, und die großen Felſenkoppen, wie ſteinerne Rieſenhäupter, ſahen ihn an mit fabelhaftem Mitleid. Die Hautes Pyrénées ſind wunderbar ſchön. Beſonders ſeelenerquickend iſt die Muſik der Bergwaſſer, die wie ein volles Orcheſter in den rauſchenden Thalfluß, den ſogenannten Gâve, hinabſtürzen. Gar lieblich iſt dabei das Geklingel der Lämmerheerden, zumal wenn ſie in großer Anzahl wie jauchzend von den Bergeshalden heruntergeſprungen kommen, voran die langwolligen Mutterſchafe und doriſch gehörnten Widder, welche große Glocken an den Hälſen tragen, und nebenherlaufend der junge Hirt, der ſie nach dem Thaldorfe zur Schur führt, und bei dieſer Gelegenheit auch die Liebſte beſuchen will. Einige Tage ſpäter iſt das Geklingel minder heiter, denn es hat unterdeſſen gewittert, aſchgraue Nebelwolken hängen tief herab, und mit ſeinen geſchornen, fröſtelnd nackten Lämmern ſteigt der junge Hirt melancholiſch wieder hinauf in ſeine Alpeneinſamkeit; er iſt ganz eingewickelt in ſeinen braunen, reichgeflickten Baskeſenmantel, und das Scheiden von Ihr war vielleicht bitter.

Ein ſolcher Anblick mahnt mich aufs lebhafteſte an das Meiſterwerk von Decamps, welches der diesjährige Salon beſaß, und das von ſo Vielen, ja von dem kunſtverſtändigſten Franzoſen, Theophile Gautier, mit hartem Unrecht getadelt ward. Der Hirt auf jenem Gemälde, der in ſeiner zerlumpten Majeſtät wie ein wahrer Bettelkönig ausſieht, und an ſeiner Bruſt unter den Fetzen des Mantels, ein armes Schäfchen vor dem Regenguß zu ſchützen ſucht, die ſtumpfſinnig trüben Wetterwolken mit ihren feuchten Grimaſſen, der zottigh äßliche Schäferhund — alles iſt auf jenem Bilde ſo naturwahr, ſo pyrenäengetreu gemalt, ſo ganz ohne ſentimentalen Anſtrich und ohne ſüßliche Veridealiſirung, daß einem hier das Talent des Decamps faſt erſchreckend, in ſeiner naivſten Nacktheit, offenbar wird.

Die Pyrenäen werden jetzt von vielen franzöſiſchen Malern mit großem Glück ausgebeutet, beſonders wegen der hieſigen pittoresken Volkstrachten, und die Leiſtungen von Leleux, die unſer feintreffender Pfeil-College immer ſo ſchön gewürdigt, verdienen das geſpendete Lob; auch bei dieſem Maler iſt

tel, wodurch die gute Abſicht erreicht werden ſoll. Auch halten wir ſie für Frankreich ganz ungeeignet. In dieſem Lande der Sociabilität wäre die Abſperrung in Zellen, die pennſylvaniſche Methode, eine unerhörte Grauſamkeit, und das franzöſiſche Volk iſt zu großmüthig, als daß es je um ſolchen Preis ſeine geſellſchaftliche Ruhe erkaufen möchte. Ich bin daher überzeugt, ſelbſt nachdem die Kammern eingewilligt, kommt das entſetzlithe unmenſchliche, ja unnatürliche Cellulargefängnißweſen nicht in Ausführung, und die vielen Millionen, welche die nöthigen Bauten koſten, ſind gottlob verlorenes Geld. Dieſe Burgverließe des neuen Bürgerritterthums wird das Volk eben ſo unwillig niederreißen, wie es einſt die adelige Baſtille zerſtörte. So furchtbar und düſter dieſelbe von Außen geweſen ſein mochte, ſo war ſie doch gewiß nur ein heiteres Kiosk, ein ſonniges Gartenhaus, im Vergleich mit jenen kleinen, ſchweigenden amerikaniſchen Höllen, die nur ein blödſinniger Pietiſt erſinnen, und nur ein herzloſer Krämer, der für ſein Eigenthum zittert, billigen konnte. Der gute fromme Bürger ſoll hinfüro ruhiger ſchlafen können — das will die Regierung mit löblichem Eifer bewirken. Aber warum ſollen ſie nicht etwas weniger ſchlafen? — Beſſere Leute müſſen jetzt wachend die Nächte verbringen. Und dann, haben ſie nicht den lieben Gott, um ſie zu ſchützen, ſie, die frommen? — Oder zweifeln ſie an dieſem Schutz, ſie, die frommen?

Aus den Pyrenäen.

1.

Barèges, den 26. Juli 1846.

Seit Menſchengedenken gab es kein ſolches Zuſtrömen nach den Heilquellen von Barèges, wie dieſes Jahr. Das kleine Dorf, das aus etwa ſechzig Häuſern und einigen Dutzend Nothbaracken beſteht, kann die kranke Menge nicht mehr faſſen; Spätkömmlinge fanden kaum ein kümmerliches Obdach für eine Nacht, und mußten leidend umkehren. Die meiſten Gäſte ſind franzöſiſche Militairs, die in Afrika ſehr viele Lorbeeren, Lanzenſtiche und Rheumatismen eingeerntet haben. Einige alte Officiere aus der Kaiſerzeit keuchen hier ebenfalls umher, und ſuchen in der Badewanne die glorreichen Erinnerungen zu vergeſſen, die ſie bei jedem Witterungswechſel ſo verdrießlich jucken. Auch ein deutſcher Dichter befindet ſich hier, der manches auszubaden haben mag, aber bis jetzt keineswegs ſeines Verſtandes verluſtig und noch viel weniger in ein Irrenhaus eingeſperrt worden iſt, wie ein Berliner Correſpondent in der hochlöblichen Leipziger Allgemeinen Zeitung berichtet hat. Freilich, wir können uns irren,

Heinrich Heine iſt vielleicht verrückter als er ſelbſt weiß; aber mit Gewißheit dürfen wir verſichern, daß man ihn hier, in dem anarchiſchen Frankreich, noch immer auf freien Füßen herumgehen läßt, was ihm wahrſcheinlich zu Berlin wo die geiſtige Sanitätspolizei ſtrenger gehandhabt wird, nicht geſtattet werden möchte. Wie dem auch ſei, fromme Gemüther an der Spree mögen ſich tröſten, wenn auch nicht der Geiſt, ſo iſt doch der Leib des Dichters hinlänglich belaſtet von lähmenden Gebreſten, und auf der Reiſe von Paris hierher ward ſein Siechthum ſo unleidlich, daß er unfern von Bagnères de Bigorre den Wagen verlaſſen und ſich auf einem Lehnſeſſel über das Gebirge tragen laſſen mußte. Er hatte bei dieſer erhabenen Fahrt manche erfreuliche Lichtblicke, nie hat ihn Sonnenglanz und Waldgrün inniger bezaubert, und die großen Felſenkoppen, wie ſteinerne Rieſenhäupter, ſahen ihn an mit fabelhaftem Mitleid. Die Hautes Pyrénées ſind wunderbar ſchön. Beſonders ſeelenerquickend iſt die Muſik der Bergwaſſer, die wie ein volles Orcheſter in den rauſchenden Thalfluß, den ſogenannten Gâve, hinabſtürzen. Gar lieblich iſt dabei das Geklingel der Lämmerheerden, zumal wenn ſie in großer Anzahl wie jauchzend von den Bergeshalden heruntergeſprungen kommen, voran die langwolligen Mutterſchafe und doriſch gehörnten Widder, welche große Glocken an den Hälſen tragen, und nebenherlaufend der junge Hirt, der ſie nach dem Thaldorfe zur Schur führt, und bei dieſer Gelegenheit auch die Liebſte beſuchen will. Einige Tage ſpäter iſt das Geklingel minder heiter, denn es hat unterdeſſen gewittert, aſchgraue Nebelwolken hängen tief herab, und mit ſeinen geſchornen, fröſtelnd nackten Lämmern ſteigt der junge Hirt melancholiſch wieder hinauf in ſeine Alpeneinſamkeit; er iſt ganz eingewickelt in ſeinen braunen, reichgeflickten Baskeſenmantel, und das Scheiden von Ihr war vielleicht bitter.

Ein ſolcher Anblick mahnt mich aufs lebhafteſte an das Meiſterwerk von Decamps, welches der diesjährige Salon beſaß, und das von ſo Vielen, ja von dem kunſtverſtändigſten Franzoſen, Theophile Gautier, mit hartem Unrecht getadelt ward. Der Hirt auf jenem Gemälde, der in ſeiner zerlumpten Majeſtät wie ein wahrer Bettelkönig ausſieht, und an ſeiner Bruſt unter den Fetzen des Mantels, ein armes Schäfchen vor dem Regenguß zu ſchützen ſucht, die ſtumpfſinnig trüben Wetterwolken mit ihren feuchten Grimaſſen, der zottighäßliche Schäferhund — alles iſt auf jenem Bilde ſo naturwahr, ſo pyrenäengetreu gemalt, ſo ganz ohne ſentimentalen Anſtrich und ohne ſüßliche Veridealiſirung, daß einem hier das Talent des Decamps faſt erſchreckend, in ſeiner naivſten Nacktheit, offenbar wird.

Die Pyrenäen werden jetzt von vielen franzöſiſchen Malern mit großem Glück ausgebeutet, beſonders wegen der hieſigen pittoresken Volkstrachten, und die Leiſtungen von Leleux, die unſer feintreffender Pfeil-College immer ſo ſchön gewürdigt, verdienen das geſpendete Lob; auch bei dieſem Maler iſt

Wahrheit der Natur, aber ohne ihre Bescheidenheit, sie tritt schier allzu keck hervor und sie artet aus in Virtuosität. Die Kleidung der Bergbewohner, der Bearnaisen, der Basken und der Grenzspanier, ist in der That so eigenthümlich und staffeleifähig, wie es ein junger Enthusiast von der Pinselgilde, der den banalen Frack verabscheut, nur irgend verlangen kann; besonders pittoresk ist die Kopfbedeckung der Weiber, die scharlachrothe, bis an die Hüften über den schwarzen Leibrock herabhängende Kapuze. Einen überaus köstlichen Anblick gewähren derartig costümirte Ziegenhirtinnen, wenn sie, auf hochgesattelten Maulthieren sitzend, den alterthümlichen Spinnstock unterm Arm, mit ihren gehörnten schwarzen Zöglingen über die äußersten Spitzen der Berge einherreiten, und der abenteuerliche Zug sich in den reinsten Contouren abzeichnet an dem sonnigblauen Himmelsgrund.

Das Gebäude, worin sich die Bade-Anstalt von Barèges befindet, bildet einen schauderhaften Contrast mit den umgebenden Naturschönheiten, und sein mürrisches Aeußere entspricht vollkommen den innern Räumen: unheimlich finstere Zellen, gleich Grabgewölben, mit gar zu schmalen steinernen Badewannen, eine Art provisorischer Särge, worin man alle Tage eine Stunde lang sich üben kann im Stilleliegen mit ausgestreckten Beinen und gekreuzten Armen, eine nützliche Vorübung für Lebensabiturienten. Das beklagenswertheste Gebrechen zu Barèges ist der Wassermangel; die Heilquellen strömen nämlich nicht in hinlänglicher Fülle. Eine traurige Abhülfe in dieser Beziehung gewähren die sogenannten Piscinen, ziemlich enge Wasserbehälter, worin sich ein Dutzend, auch wohl anderthalb Dutzend Menschen gleichzeitig baden, in aufrechter Stellung. Hier giebt es Berührungen, die selten angenehm sind, und bei dieser Gelegenheit begreift man in ihrem ganzen Tiefsinn die Worte des toleranten Ungars, der sich den Schnurrbart strich und zu seinem Cameraden sagte: „Mir ist ganz gleich was der Mensch ist, ob er Christ oder Jude, republikanisch oder kaiserlich, Türke oder Preuße, wenn nur der Mensch gesund ist.“

2.

Barèges, den 7. August 1846.

Ueber die therapeutische Bedeutung der hiesigen Bäder wage ich nicht, mich mit Bestimmtheit auszusprechen. Es läßt sich vielleicht überhaupt nichts bestimmtes darüber sagen. Man kann das Wasser einer Quelle chemisch zersetzen und genau angeben, wie viel Schwefel, Salz oder Butter darin enthalten ist, aber niemand wird es wagen, selbst in bestimmten Fällen, die Wirkung dieses Wassers für ein ganz probates, untrügliches Heilmittel zu

erklären; denn dieſe Wirkung iſt ganz abhängig von der individuellen Leibesbeſchaffenheit des Kranken, und das Bad, das bei gleichen Krankheitſymptomen dem einen fruchtet, übt auf den andern nicht den mindeſten, wo nicht gar den ſchädlichſten Einfluß. In der Weiſe, wie z. B. der Magnetismus, enthalten auch die Heilquellen eine Kraft, die hinlänglich conſtatirt aber keineswegs determinirt iſt, deren Grenzen und auch geheimſte Natur den Forſchern bis jetzt unbekannt geblieben, ſo daß der Arzt dieſelben nur verſuchsweiſe, wo alle andern Mittel fehlſchlagen, als Medicament anzuwenden pflegt. Wenn der Sohn Aesculaps gar nicht mehr weiß, was er mit dem Patienten anfangen ſoll, dann ſchickt er uns ins Bad mit einem langen Conſultationszettel, der nichts anderes iſt, als ein offener Empfehlungsbrief an den Zufall!

Die Lebensmittel ſind hier ſehr ſchlecht, aber deſto theurer. Frühſtück und Mittageſſen werden den Gäſten in hohen Körben und von ziemlich klebrigen Mägden aufs Zimmer getragen, ganz wie in Göttingen. Hätten wir nur hier ebenfalls den jugendlich-academiſchen Appetit, womit wir einſt die gelehrt-trockenſten Kalbsbraten Georgia Auguſta's zermalmten! Das Leben ſelbſt iſt hier ſo langweilig wie an den blumigen Ufern der Leine. Doch kann ich nicht umhin, zu erwähnen, daß wir zwei ſehr hübſche Bälle genoſſen, wo die Tänzer alle ohne Krücken erſchienen. Es fehlte dabei nicht an einigen Töchtern Albions, die ſich durch Schönheit und linkiſches Weſen auszeichneten; ſie tanzten als ritten ſie auf Eſeln. Unter den Franzöſinnen glänzte die Tochter des berühmten Cellarius, die — welche Ehre für das kleine Barèges — hier eigenfüßig die Polka tanzte. Auch mehre junge Tanzniren der Pariſer großen Oper, welche man Ratten nennt, unter andern die ſilberfüßige Mademoiſelle Lelhomme, wirbelten hier ihre Entrechats, und ich dachte bei dieſem Anblick wieder lebhaft an mein liebes Paris, wo ich es vor lauter Tanz und Muſik am Ende nicht mehr aushalten konnte, und wohin das Herz ſich jetzt dennoch wieder zurückſehnt. Wunderbar närriſcher Zauber! Vor lauter Plaiſir und Beluſtigung wird Paris zuletzt ſo ermüdend, ſo erdrückend, ſo überläſtig, alle Freuden ſind dort mit ſo erſchöpfender Anſtrengung verbunden, daß man jauchzend froh iſt, wenn man dieſer Galeere des Vergnügens einmal entſpringen kann — und kaum iſt man einige Monate von dort entfernt, ſo kann eine einzige Walzermelodie oder der bloße Schatten eines Tänzerinnenbeins in unſerm Gemüthe das ſehnſüchtigſte Heimweh nach Paris erwecken! Das geſchieht aber nur den bemoosten Häuptern dieſes ſüßen Bagnos, nicht den jungen Burſchen unſrer Landsmannſchaft, die nach einem kurzen Semeſteraufenthalt in Paris gar kläglich bejammern, daß es dort nicht ſo gemüthlich ſtill ſei wie jenſeits des Rheins, wo das Zellenſyſtem des einſamen Nachdenkens eingeführt iſt, daß man ſich dort nicht ruhig ſammeln könne wie etwa zu Magdeburg oder Spandau, daß das ſittliche Bewußtſein

ſich dort verliere im Geräuſch der Genußwellen die ſich überſtürzen, daß die Zerſtreuung dort zu groß ſei — ja, ſie iſt wirklich zu groß in Paris, denn während wir uns dort zerſtreuen, zerſtreut ſich auch unſer Geld!

Ach, das Geld! Es weiß ſich ſogar hier in Barèges zu zerſtreuen, ſo langweilig auch dieſes Hellneſt. Es überſteigt alle Begriffe, wie theuer der hieſige Aufenthalt! er koſtet mehr als das Doppelte, was man in andern Badeörtern ausgiebt. Und welche Habſucht bei dieſen Gebirgsbewohnern, die man als eine Art Naturkinder, als Reſte einer Unſchuldsrace zu preiſen pflegt! Sie huldigen dem Geld mit einer Inbrunſt, die an Fanatismus grenzt, und das iſt ihr eigentlicher Nationalcultus. Aber iſt das Geld jetzt nicht der Gott der ganzen Welt, ein allmächtiger Gott, den ſelbſt der verſtockteſte Atheiſt keine drei Tage lang verläugnen könnte, denn ohne ſeine göttliche Hülfe würde ihm der Bäcker nicht den kleinſten Semmel verabfolgen laſſen.

Dieſer Tage, bei der großen Hitze, kamen ganze Schwärme von Engländern nach Barèges; rothgeſunde, beefſteakgemäſtete Geſichter, die mit der bleichen Gemeinde der Badegäſte ſchier beleidigend contraſtirten. Der bedeutendſte dieſer Ankömmlinge iſt ein enorm reiches und leidlich bekanntes Parlamentsglied von der toryiſtiſchen Clique. Dieſer Gentleman ſcheint die Franzoſen nicht zu lieben, aber hingegen uns Deutſche mit der größten Zuneigung zu beehren. Er rühmte beſonders unſre Redlichkeit und Treue. Auch wolle er zu Paris, wo er den Winter zu verbringen gedenke, ſich keine franzöſiſchen Bedienten, ſondern nur deutſche anſchaffen. Ich dankte ihm für das Zutrauen, das er uns ſchenke, und empfahl ihm einige Landsleute von der hiſtoriſchen Schule.

Zu den hieſigen Badegäſten rechnen wir auch, wie männiglich bekannt iſt, den Prinzen von Nemours, der einige Stunden von hier, zu Lüz, mit ſeiner Familie wohnt, aber täglich hierher fährt, um ſein Bad zu nehmen. Als er das erſtemal in dieſer Abſicht nach Barèges kam, ſaß er in einer offenen Kaleſche, obgleich das miſerabelſte Nebelwetter an jenem Tage herrſchte; ich ſchloß daraus, daß er ſehr geſund ſein müſſe, und jedenfalls keinen Schnupfen ſcheue. Sein erſter Beſuch galt dem hieſigen Militairhospital, wo er leutſelig mit den kranken Soldaten ſprach, ſich nach ihren Bleſſuren erkundigte, auch nach ihrer Dienſtzeit u. ſ. w. Eine ſolche Demonſtration, obgleich ſie nur ein altes Trompeterſtückchen iſt, womit ſchon ſo viele erlauchte Perſonen ihre Virtuoſität beurkundet haben, verfehlt doch nie ihre Wirkung, und als der Fürſt bei der Badeanſtalt anlangte, wo das neugierige Publicum ihn erwartete, war er bereits ziemlich populair. Nichtsdeſtoweniger iſt der Herzog von Nemours nicht ſo beliebt, wie ſein verſtorbener Bruder, deſſen Eigenſchaften ſich mit mehr Offenheit kund gaben. Dieſer herrliche Menſch, oder beſſer geſagt dieſes herrliche Menſchengedicht, welches Ferdinand Orleans

hieß, war gleichſam in einem populairen, allgemein faßlichen Stil gedichtet, während der Nemours in einer für die große Menge minder leicht zugänglichen Kunſtform ſich zurückzieht. Beide Prinzen bildeten immer einen merkwürdigen Gegenſatz in ihrer äußern Erſcheinung. Die des Orleans war nonchalant ritterlich; der andere hat vielmehr etwas von feiner Patricier-Art. Erſterer war ganz ein junger franzöſiſcher Officier, überſprudelnd von leichtſinnigſter Bravour, ganz die Sorte, die gegen Feſtungsmauern und Frauenherzen mit gleicher Luſt Sturm läuft. Es heißt, der Nemours ſei ein guter Soldat, vom kaltblütigſten Muthe, aber nicht ſehr kriegeriſch. Er wird daher, wenn er zur Regentſchaft gelangt, ſich nicht ſo leicht von der Trompete Bellona's verlocken laſſen, wie ſein Bruder deſſen fähig war; was uns ſehr lieb iſt, da wir wohl ahnen, welches theure Land der Kriegsſchauplatz ſein würde, und welches naive Volk am Ende die Kriegskoſten bezahlen müßte. Nur eins möchte ich gern wiſſen, ob nämlich der Herzog von Nemours auch ſo viel Geduld beſitzt wie ſein glorreicher Vater, der durch dieſe Eigenſchaft, die allen ſeinen franzöſiſchen Gegnern fehlt, unermüdlich geſiegt und dem ſchönen Frankreich und der Welt den Frieden erhalten hat.

36.

Barèges, den 29. Mai 1846.

Der Herzog von Nemours hat auch Geduld. Daß er dieſe Cardinaltugend beſitzt, bemerkte ich an der Gelaſſenheit, womit er jede Verzögerung erträgt, wenn ſein Bad bereitet wird. Er erinnert keineswegs an ſeinen Großoheim und deſſen J'ai failli attendre! Der Herzog von Nemours verſteht zu warten und als eine ebenfalls gute Eigenſchaft bemerkte ich an ihm, daß er andere nicht lange warten läßt. Ich bin ſein Nachfolger (nämlich in der Badewanne) und muß ihm das Lob ertheilen, daß er dieſelbe ſo pünktlich verläßt, wie ein gewöhnlicher Sterblicher, dem hier ſeine Stunde bis auf die Minute zugemeſſen iſt. Er kommt alle Tage hieher, gewöhnlich in einem offenen Wagen, ſelber die Pferde lenkend, während neben ihm ein verdrießlich müſſiges Kutſchergeſicht und hinter ihm ſein corpulenter deutſcher Kammerdiener ſitzt. Sehr oft, wenn das Wetter ſchön, läuft der Fürſt neben dem Wagen her, die ganze Strecke von Lüz bis Barèges, wie er denn überhaupt Leibesübungen ſehr zu lieben ſcheint. Er macht auch mit ſeiner Gemahlin, die eine der ſchönſten Frauen iſt, ſehr häufige Ausflüge nach merkwürdigen Gebirgsörtern. So kam er mit ihr jüngſt hieher, um den Pic du Midi zu beſteigen, und während die Fürſtin mit ihrer Geſellſchaftsdame in Palankinen den Berg

hinaufgetragen ward, eilte der junge Fürſt ihnen voraus, um auf der Koppe eine Weile einſam und ungeſtört jene coloſſalen Naturſchönheiten zu betrachten, die unſere Seele ſo idealiſch emporheben aus der niedern Werkeltagswelt. Als jedoch der Prinz auf die Spitze des Berges gelangte, erblickte er dort ſteifaufgepflanzt — drei Gendarmen! Nun giebt es aber wahrlich nichts auf der Welt, was ernüchternder und abkühlender wirken mag, als das poſitive Geſetztafelgeſicht eines Gendarmen und das ſchauderhafte Citronengelb ſeines Bandeliers. Alle ſchwärmeriſchen Gefühle werden uns da gleichſam in der Bruſt arretirt, au nom de la loi. Ich mußte wehmüthig lachen, als man mir erzählte, wie dämiſch verdrießlich der Nemours ausgeſehen, als er bemerkte, welche Sürpriſe der ſervile Dienſteifer des Präfecten ihm auf dem Gipfel des Pic du Midi bereitet hatte.

Hier in Barèges wird es täglich langweiliger. Das Unleidliche iſt eigentlich nicht der Mangel an geſellſchaftlichen Zerſtreuungen, ſondern vielmehr, daß man auch die Vortheile der Einſamkeit entbehrt, indem hier beſtändig ein Schreien und Lärmen, das kein ſtilles Hinträumen erlaubt, und uns jeden Augenblick aus unſern Gedanken aufſchreckt. Ein grelles, nervenzerreißendes Knallen mit der Peitſche, die hieſige Nationalmuſik, hört man vom früheſten Morgen bis ſpät in die Nacht. Wenn nun gar das ſchlechte Wetter eintritt und die Berge ſchlaftrunken ihre Nebelkappen über die Ohren ziehen, dann dehnen ſich hier die Stunden zu ennüyanten Ewigkeiten. Die leibhaftige Göttin der Langeweile, das Haupt gehüllt in eine bleierne Kapuze und Klopſtocks Meſſiade in der Hand, wandelt dann durch die Straße von Barèges, und wen ſie angähnt, dem verſickert im Herzen der letzte Tropfen Lebensmuth! Es geht ſo weit, daß ich aus Verzweiflung die Geſellſchaft unſers Gönners, des engliſchen Parlamentsgliedes, nicht mehr zu vermeiden ſuche. Er zollt noch immer die gerechteſte Anerkennung unſern Haustugenden und ſittlichen Vorzügen. Doch will es mich bedünken, als liebe er uns weniger enthuſiaſtiſch, ſeitdem ich in unſern Geſprächen die Aeußerung fallen ließ, daß die Deutſchen jetzt ein großes Gelüſte empfänden nach dem Beſitz einer Marine, daß wir zu allen Schiffen unſerer künftigen Flotte ſchon die Namen erſonnen, daß die Patrioten in den Zwangsprytaneen, ſtatt der bisherigen Wolle, jetzt nur Linnen zu Segeltüchern ſpinnen wollen, und daß die Eichen im Teutoburger Walde, die ſeit der Niederlage des Varus geſchlafen, endlich erwacht ſeien und ſich zu freiwilligen Maſtbäumen erboten haben. Dem edlen Briten mißfiel ſehr dieſe Mittheilung, und er meinte: wir Deutſchen thäten beſſer, wenn wir den Ausbau des Cölner Doms, des großen Glaubenswerks unſrer Väter, mit unzerſplitterten Kräften betrieben.

Jedesmal wenn ich mit Engländern über meine Heimath rede, bemerke ich mit tiefſter Beſchämung, daß der Haß, den ſie gegen die Franzoſen hegen, für

dieſes Volk weit ehrenvoller iſt, als die impertinente Liebe, die ſie uns Deutſchen angedeihen laſſen, und die wir immer irgend einer Lacune unſrer weltlichen Macht oder unſrer Intelligenz verdanken: ſie lieben uns wegen unſrer maritimen Unmacht, wobei keine Handelsconcurrenz zu beſorgen ſteht; ſie lieben uns wegen unſrer politiſchen Naivetät, die ſie im Fall eines Krieges mit Frankreich in alter Weiſe auszubeuten hoffen. — —

Muſikaliſche Saiſon von 1844.

Erſter Bericht.

Paris, den 25. April 1844.

A tout seigneur tout honneur. Wir beginnen heute mit Berlioz, deſſen erſtes Concert die muſikaliſche Saiſon eröffnete und gleichſam als Ouvertüre derſelben zu betrachten war. Die mehr oder minder neuen Stücke, die hier dem Publikum vorgetragen wurden, fanden den gebührenden Applaus, und ſelbſt die trägſten Gemüther wurden fortgeriſſen von der Gewalt des Genius, der ſich in allen Schöpfungen des großen Meiſters bekundet. Hier iſt ein Flügelſchlag, der keinen gewöhnlichen Sangesvogel verräth, das iſt eine coloſſale Nachtigall, ein Sproſſer von Adlersgröße, wie es deren in der Urwelt gegeben haben ſoll. Ja, die Berlioziſche Muſik überhaupt hat für mich etwas urwelthliches, wo nicht gar antediluvianiſches, und ſie mahnt mich an untergegangene Thiergattungen, an fabelhafte Königsthümer und Sünden, an aufgethürmte Unmöglichkeiten: an Babylon, an die hängenden Gärten der Semiramis, an Ninive, an die Wunderwerke von Mizraim, wie wir dergleichen erblicken auf den Gemälden des Engländers Martin. In der That, wenn wir uns nach einer Analogie in der Malerkunſt umſehen, ſo finden wir die wahlverwandteſte Aehnlichkeit zwiſchen Berlioz und dem tollen Briten: derſelbe Sinn für das Ungeheuerliche, für das Rieſenhafte, für materielle Unermeßlichkeit. Bei dem einen die grellen Schatten- und Licht-Effecte, bei dem andern kreiſchende Inſtrumentirung; bei dem einen wenig Melodie, bei dem andern wenig Farbe, bei beiden wenig Schönheit und gar kein Gemüth. Ihre Werke ſind weder antik noch romantiſch, ſie erinnern weder an Griechenland noch an das katholiſche Mittelalter, ſondern ſie mahnen weit höher hinauf an die aſſyriſch-babyloniſch-ägyptiſche Architectur-Periode und an die maſſenhafte Paſſion, die ſich darin ausſprach.

Welch ein ordentlicher moderner Menſch iſt dagegen unſer Felix Mendelsſohn-Bartholdy, der hochgefeierte Landsmann, den wir heute zunächſt wegen der Symphonie erwähnen, die im Concertſaale des Conſervatoires von ihm

gegeben worden. Dem thätigen Eifer ſeiner hieſigen Freunde und Gönner verdanken wir dieſen Genuß. Obgleich dieſe Symphonie Mendelsſohns im Conſervatoire ſehr froſtig aufgenommen wurde, verdient ſie dennoch die Anerkennung aller wahrhaft Kunſtverſtändigen. Sie iſt von echter Schönheit, und gehört zu Mendelsſohns beſten Arbeiten. Wie aber kommt es, daß dem ſo verdienten und hochbegabten Künſtler, ſeit der Aufführung des Paulus, den man dem hieſigen Publicum auferlegte, dennoch kein Lorbeerkranz auf franzöſiſchem Boden hervorblühen will? Wie kommt es, daß hier alle Bemühungen ſcheitern, und daß das letzte Verzweiflungsmittel des Odeontheaters, die Aufführung der Chöre zur Antigone, ebenfalls nur ein klägliches Reſultat hervorbrachte? Mendelsſohn bietet uns immer Gelegenheit, über die höchſten Probleme der Aeſthetik nachzudenken. Namentlich werden wir bei ihm immer an die große Frage erinnert: was iſt der Unterſchied zwiſchen Kunſt und Lüge? Wir bewundern bei dieſem Meiſter zumeiſt ſein großes Talent für Form, für Stiliſtik, ſeine Begabniß ſich das Außerordentlichſte anzueignen, ſeine reizend ſchöne Faktur, ſein feines Eidechſenohr, ſeine zarten Fühlhörner und ſeine ernſthafte, ich möchte faſt ſagen paſſionirte Indifferenz. Suchen wir in einer Schweſterkunſt nach einer analogen Erſcheinung, ſo finden wir ſie diesmal in der Dichtkunſt, und ſie heißt Ludwig Tieck. Auch dieſer Meiſter wußte immer das Vorzüglichſte zu reproduciren, ſei es ſchreibend, oder vorleſend, er verſtand ſogar das Naive zu machen, und er hat doch nie etwas geſchaffen was die Menge bezwang und lebendg blieb in ihrem Herzen. Dem begabteren Mendelsſohn würde es ſchon eher gelingen, etwas ewig bleibendes zu ſchaffen, aber nicht auf dem Boden, wo zunächſt Wahrheit und Leidenſchaft verlangt wird, nämlich auf der Bühne; auch Ludwig Tieck, trotz ſeinem hitzigſten Gelüſte, konnte es nie zu einer dramatiſchen Leiſtung bringen.

Außer der Mendelsſohn'ſchen Symphonie hörten wir im Conſervatoire mit großem Intereſſe eine Symphonie des ſeligen Mozart, und eine nicht minder talentvolle Compoſition von Händel. Sie wurden mit großem Beifall aufgenommen.

Unſer vortrefflicher Landsmann Ferdinand Hiller genießt unter den wahrhaft Kunſtverſtändigen ein zu großes Anſehen, als daß wir nicht, ſo groß auch die Namen ſind, die wir eben genannt, den ſeinigen hier unter den Componiſten erwähnen dürften, deren Arbeiten im Conſervatoire die verdiente Anerkennung fanden. Hiller iſt mehr ein denkender als ein fühlender Muſiker, und man wirft ihm noch obendrein eine zu große Gelehrſamkeit vor. Geiſt und Wiſſenſchaft mögen wohl manchmal in den Compoſitionen dieſes Doctrinairs etwas kühlend wirken, jedenfalls aber ſind ſie immer anmuthig, reizend und ſchön. Von ſchiefmäuliger Excentricität iſt hier keine Spur, Hiller beſitzt eine artiſtiſche Wahlverwandtſchaft mit ſeinem Landsmann Wolfgang Goethe. Auch Hiller

ward geboren zu Frankfurt, wo ich, bei meiner letzten Durchreiſe, ſein väterliches Haus ſah; es iſt genannt „zum grünen Froſch,“ und das Abbild eines Froſches iſt über der Hausthüre zu ſehen. Hillers Compoſitionen erinnern aber nie an ſolch' unmuſikaliſche Beſtie, ſondern nur an Nachtigallen, Lerchen und ſonſtiges Frühlingsgevögel.

An concertgebenden Pianiſten hat es auch dieſes Jahr nicht gefehlt. Namentlich die Ideen des Merzen waren in dieſer Beziehung ſehr bedenkliche Tage. Das alles klimpert drauf los und will gehört ſein, und ſei es auch nur zum Schein, um jenſeits der Barrière von Paris ſich als große Celebrität geberden zu dürfen. Den erbettelten oder erſchlichenen Fetzen Feuilletonlob wiſſen die Kunſtjünger, zumal in Deutſchland, gehörig auszubeuten, und in den dortigen Reclamen heißt es dann, das berühmte Genie, der große Rudolph W. ſei angekommen, der Nebenbuhler von Liszt und Thalberg, der Clavierheros, der in Paris ſo großes Aufſehen erregt habe und ſogar von dem Kritiker Jules Janin gelobt worden, Hoſianna! Wer nun eine ſolche arme Fliege zufällig in Paris geſehen hat, und überhaupt weiß, wie wenig hier von noch weit bedeutendern Perſonnagen Notiz genommen wird, findet die Leichtgläubigkeit des Publicums ſehr ergötzlich, und die plumpe Unverſchämtheit der Virtuoſen ſehr ekelhaft. Das Gebrechen aber liegt tiefer, nämlich in dem Zuſtand unſrer Tagespreſſe, und dieſer iſt wieder nur ein Ergebniß fatalerer Zuſtände. Ich muß immer darauf zurückkommen, daß es nur drei Pianiſten giebt, die eine ernſte Beachtung verdienen, nämlich: Chopin, der holdſelige Tondichter, der aber leider auch dieſen Winter ſehr krank und wenig ſichtbar war; dann Thalberg, der muſikaliſche Gentleman, der am Ende gar nicht nöthig hätte, Clavier zu ſpielen, um überall als eine ſchöne Erſcheinung begrüßt zu werden, und der ſein Talent auch wirklich nur als eine Apanage zu betrachten ſcheint; und dann unſer Liszt, der trotz aller Verkehrtheiten und verletzenden Ecken dennoch unſer theurer Liszt bleibt, und in dieſem Augenblick wieder die ſchöne Welt von Paris in Aufregung geſetzt. Ja, er iſt hier, der große Agitator, unſer Franz Liszt, der irrende Ritter aller möglichen Orden, (mit Ausnahme der franzöſiſchen Ehrenlegion, die Ludwig Philipp keinem Virtuoſen geben will); er iſt hier der hohenzollern-hechingenſche Hofrath, der Doctor der Philoſophie und Wunderdoctor der Muſik, der wieder auferſtandene Rattenfänger von Hameln, der neue Fauſt, dem immer ein Pudel in der Geſtalt Belloni's folgt, der geadelte und dennoch edle Franz Liszt! Er iſt hier, der moderne Amphion, der mit den Tönen ſeines Saitenſpiels beim Cölner Dombau die Steine in Bewegung ſetzte, daß ſie ſich zuſammenfügten, wie einſt die Mauern von Theben! Er iſt hier, der moderne Homer, den Deutſchland, Ungarn und Frankreich, die drei größten Länder, als Landeskind reclamiren, während der Sänger der Ilias nur von ſieben kleinen Provinzialſtädten in Anſpruch ge-

nommen ward! Er iſt hier, der Attila, die Geißel Gottes aller Erard'ſchen Pianos, die ſchon bei der Nachricht ſeines Kommens erzitterten und die nun wieder unter ſeiner Hand zucken, bluten und wimmern, daß die Thierquälergeſellſchaft ſich ihrer annehmen ſollte! Er iſt hier, das tolle, ſchöne, häßliche, räthſelhafte, fatale und mitunter ſehr kindiſche Kind ſeiner Zeit, der gigantiſche Zwerg, der raſende Roland mit dem ungariſchen Ehrenſäbel, der geniale Hans Narr, deſſen Wahnſinn uns ſelber den Sinn verwirrt, und dem wir in jedem Fall den loyalen Dienſt erweiſen, daß wir die große Furore, die er hier erregt, zur öffentlichen Kunde bringen. Wir conſtatiren unumwunden die Thatſache des ungeheuern Succès; wie wir dieſe Thatſache nach unſerm Privatbedünken ausdeuten und ob wir überhaupt unſern Privatbeifall dem gefeierten Virtuoſen zollen oder verſagen, mag demſelben gewiß gleichgültig ſein, da unſre Stimme nur die eines Einzelnen und unſre Autorität in der Tonkunſt nicht von ſonderlicher Bedeutung iſt.

Wenn ich früherhin von dem Schwindel hörte, der in Deutſchland und namentlich in Berlin ausbrach, als ſich Liszt dort zeigte, zuckte ich mitleidig die Achſel und dachte: das ſtille ſabbathliche Deutſchland will die Gelegenheit nicht verſäumen, um ſich ein Bischen erlaubte Bewegung zu machen, es will die ſchlaftrunkenen Glieder ein wenig rütteln, und meine Abderiten an der Spree kitzeln ſich gern in einen gegebenen Enthuſiasmus hinein, und Einer declamirt dem Andern nach: „Amor, Beherrſcher der Menſchen und der Götter!“ Es iſt ihnen, dacht ich, bei dem Spectakel um den Spectakel ſelbſt zu thun, um den Spectakel an ſich, gleichviel wie deſſen Veranlaſſung heiße, Georg Herwegh, Franz Liszt oder Fanny Elßler; wird Herwegh verboten, ſo hält man ſich an Liszt, der unverfänglich und uncompromittirend. So dachte ich, ſo erklärte ich mir die Lisztomanie, und ich nahm ſie für ein Merkmal des politiſch unfreien Zuſtandes jenſeit des Rheines. Aber ich habe mich doch geirrt, und das merkte ich vorige Woche im italieniſchen Opernhaus, wo Liszt ſein erſtes Concert gab und zwar vor einer Verſammlung, die man wohl die Blüthe der hieſigen Geſellſchaft nennen konnte. Jedenfalls waren es wachende Pariſer, Menſchen, die mit den höchſten Erſcheinungen der Gegenwart vertraut, die mehr oder minder lange mitgelebt hatten das große Drama der Zeit, darunter ſo viele Invaliden aller Kunſtgenüſſe, die müdeſten Männer der That, Frauen die ebenfalls ſehr müde, indem ſie den ganzen Winter hindurch die Polka getanzt, eine Unzahl beſchäftigter und blaſirter Gemüther — das war wahrlich kein deutſch-ſentimentales, berliniſch anempfindelndes Publicum, vor welchem Liszt ſpielte, ganz allein, oder vielmehr nur begleitet von ſeinem Genius. Und dennoch, wie gewaltig, wie erſchütternd wirkte ſchon ſeine bloße Erſcheinung! Wie ungeſtüm war der Beifall, der ihm entgegenklatſchte! Auch Bouquets wurden ihm zu Füßen geworfen! Es war ein erhabener

Anblick, wie der Triumphator mit Seelenruhe die Blumensträuße auf ſich regnen ließ, und endlich, graziöſe lächelnd, eine rothe Camelia, die er aus einem ſolchen Bouquet hervorzog, an ſeine Bruſt ſteckte. Und dieſes that er in Gegenwart einiger jungen Soldaten, die eben aus Afrika gekommen, wo ſie keine Blumen, ſondern bleierne Kugeln auf ſich regnen ſahen und ihre Bruſt mit den rothen Camelias des eignen Heldenbluts geziert ward, ohne daß man hier oder dort davon beſonders Notiz nahm. Sonderbar! dachte ich, dieſe Pariſer, die den Napoleon geſehen, der eine Schlacht nach der andern liefern mußte, um ihre Aufmerkſamkeit zu feſſeln, dieſe jubeln jetzt unſerm Franz Liszt! Und welcher Jubel! Eine wahre Verrücktheit, wie ſie unerhört in den Annalen der Furore! Was iſt aber der Grund dieſer Erſcheinung? Die Löſung der Frage gehört vielleicht eher in die Pathologie als in die Aeſthetik. Ein Arzt, deſſen Specialität weibliche Krankheiten ſind, und den ich über den Zauber befragte, den unſer Liszt auf ſein Publicum ausübt, lächelte äußerſt ſonderbar und ſprach da allerlei von Magnetismus, Galvanismus, Elektricität, von der Contagion in einem ſchwülen, mit unzähligen Wachskerzen und einigen hundert parfümirten und ſchwitzenden Menſchen angefüllten Saale, von Hiſtrionalepilepſie, von den Phänomen des Kitzelns, von muſikaliſchen Cantharіden und andern ſcabroſen Dingen, welche, glaub' ich, Bezug haben auf die Myſterien der bona dea. Vielleicht aber liegt die Löſung der Frage nicht ſo abenteuerlich tief, ſondern auf einer ſehr proſaiſchen Oberfläche. Es will mich manchmal bedünken, die ganze Hexerei ließe ſich dadurch erklären, daß niemand auf dieſer Welt ſeine Succeſſe, oder vielmehr die mise en scène derſelben ſo gut zu organiſiren weiß, wie unſer Franz Liszt. In dieſer Kunſt iſt er ein Genie, ein Philadelphia, ein Bosko, ja ein Meyerbeer. Die vornehmſten Perſonen dienen ihm als Compères, und ſeine Miethenthuſiaſten ſind muſterhaft dreſſirt. Knallende Champagnerflaſchen und der Ruf von verſchwenderiſcher Freigebigkeit, ausposaunt durch die glaubwürdigſten Journale, lockt Recruten in jeder Stadt. Nichtsdeſtoweniger mag es der Fall ſein, daß unſer Franz Liszt wirklich von Natur ſehr ſpendabel und frei wäre von Geldgeiz, einem ſchäbigen Laſter, das ſo vielen Virtuoſen anklebt, namentlich den Italienern, und das wir ſogar bei dem flötenſüßen Rubini finden, von deſſen Filz eine in jeder Beziehung ſehr ſpaßhafte Anekdote erzählt wird. Der berühmte Sänger hatte nämlich in Verbindung mit Franz Liszt eine Kunſtreiſe auf gemeinſchaftliche Koſten unternommen, und der Profit der Concerte, die man in verſchiedenen Städten geben wollte, ſollte getheilt werden. Der große Pianiſt, der überall den Generalintendanten ſeiner Berühmtheit, den ſchon erwähnten Signor Belloni, mit ſich herumführt, übertrug demſelben bei dieſer Gelegenheit alles Geſchäftliche. Als der Signor Belloni aber nach beendigter Geſchäftsführung ſeine Rechnung eingab, bemerkte Rubini mit

ſich dort verliere im Geräuſch der Genußwellen die ſich überſtürzen, daß die Zerſtreuung dort zu groß ſei — ja, ſie iſt wirklich zu groß in Paris, denn während wir uns dort zerſtreuen, zerſtreut ſich auch unſer Geld!

Ach, das Geld! Es weiß ſich ſogar hier in Barèges zu zerſtreuen, ſo langweilig auch dieſes Hellneſt. Es überſteigt alle Begriffe, wie theuer der hieſige Aufenthalt! er koſtet mehr als das Doppelte, was man in andern Badeörtern ausgiebt. Und welche Habſucht bei dieſen Gebirgsbewohnern, die man als eine Art Naturkinder, als Reſte einer Unſchuldsrace zu preiſen pflegt! Sie huldigen dem Geld mit einer Inbrunſt, die an Fanatismus grenzt, und das iſt ihr eigentlicher Nationalcultus. Aber iſt das Geld jetzt nicht der Gott der ganzen Welt, ein allmächtiger Gott, den ſelbſt der verſtockteſte Atheiſt keine drei Tage lang verläugnen könnte, denn ohne ſeine göttliche Hülfe würde ihm der Bäcker nicht den kleinſten Semmel verabfolgen laſſen.

Dieſer Tage, bei der großen Hitze, kamen ganze Schwärme von Engländern nach Barèges; rothgeſunde, beefſteakgemäſtete Geſichter, die mit der bleichen Gemeinde der Badegäſte ſchier beleidigend contraſtirten. Der bedeutendſte dieſer Ankömmlinge iſt ein enorm reiches und leidlich bekanntes Parlamentsglied von der toryiſtiſchen Clique. Dieſer Gentleman ſcheint die Franzoſen nicht zu lieben, aber hingegen uns Deutſche mit der größten Zuneigung zu beehren. Er rühmte beſonders unſre Redlichkeit und Treue. Auch wolle er zu Paris, wo er den Winter zu verbringen gedenke, ſich keine franzöſiſchen Bedienten, ſondern nur deutſche anſchaffen. Ich dankte ihm für das Zutrauen, das er uns ſchenke, und empfahl ihm einige Landsleute von der hiſtoriſchen Schule.

Zu den hieſigen Badegäſten rechnen wir auch, wie männiglich bekannt iſt, den Prinzen von Nemours, der einige Stunden von hier, zu Lüz, mit ſeiner Familie wohnt, aber täglich hierher fährt, um ſein Bad zu nehmen. Als er das erſtemal in dieſer Abſicht nach Barèges kam, ſaß er in einer offenen Kaleſche, obgleich das miſerabelſte Nebelwetter an jenem Tage herrſchte; ich ſchloß daraus, daß er ſehr geſund ſein müſſe, und jedenfalls keinen Schnupfen ſcheue. Sein erſter Beſuch galt dem hieſigen Militairhoſpital, wo er leutſelig mit den kranken Soldaten ſprach, ſich nach ihren Bleſſuren erkundigte, auch nach ihrer Dienſtzeit u. ſ. w. Eine ſolche Demonſtration, obgleich ſie nur ein altes Trompeterſtückchen iſt, womit ſchon ſo viele erlauchte Perſonen ihre Virtuoſität beurkundet haben, verfehlt doch nie ihre Wirkung, und als der Fürſt bei der Badeanſtalt anlangte, wo das neugierige Publicum ihn erwartete, war er bereits ziemlich populair. Nichtsdeſtoweniger iſt der Herzog von Nemours nicht ſo beliebt, wie ſein verſtorbener Bruder, deſſen Eigenſchaften ſich mit mehr Offenheit kund gaben. Dieſer herrliche Menſch, oder beſſer geſagt dieſes herrliche Menſchengedicht, welches Ferdinand Orleans

hieß, war gleichſam in einem populairen, allgemein faßlichen Stil gedichtet, während der Nemours in einer für die große Menge minder leicht zugänglichen Kunſtform ſich zurückzieht. Beide Prinzen bildeten immer einen merkwürdigen Gegenſatz in ihrer äußern Erſcheinung. Die des Orleans war nonchalant ritterlich; der andere hat vielmehr etwas von feiner Patricier-Art. Erſterer war ganz ein junger franzöſiſcher Officier, überſprudelnd von leichtſinnigſter Bravour, ganz die Sorte, die gegen Feſtungsmauern und Frauenherzen mit gleicher Luſt Sturm läuft. Es heißt, der Nemours ſei ein guter Soldat, vom kaltblütigſten Muthe, aber nicht ſehr kriegeriſch. Er wird daher, wenn er zur Regentſchaft gelangt, ſich nicht ſo leicht von der Trompete Bellona's verlocken laſſen, wie ſein Bruder deſſen fähig war; was uns ſehr lieb iſt, da wir wohl ahnen, welches theure Land der Kriegsſchauplatz ſein würde, und welches naive Volk am Ende die Kriegskoſten bezahlen müßte. Nur eins möchte ich gern wiſſen, ob nämlich der Herzog von Nemours auch ſo viel Geduld beſitzt wie ſein glorreicher Vater, der durch dieſe Eigenſchaft, die allen ſeinen franzöſiſchen Gegnern fehlt, unermüdlich geſiegt und dem ſchönen Frankreich und der Welt den Frieden erhalten hat.

36.

Barèges, den 29. Mai 1846.

Der Herzog von Nemours hat auch Geduld. Daß er dieſe Cardinaltugend beſitzt, bemerkte ich an der Gelaſſenheit, womit er jede Verzögerung erträgt, wenn ſein Bad bereitet wird. Er erinnert keineswegs an ſeinen Großoheim und deſſen J'ai failli attendre! Der Herzog von Nemours verſteht zu warten und als eine ebenfalls gute Eigenſchaft bemerkte ich an ihm, daß er andere nicht lange warten läßt. Ich bin ſein Nachfolger (nämlich in der Badewanne) und muß ihm das Lob ertheilen, daß er dieſelbe ſo pünktlich verläßt, wie ein gewöhnlicher Sterblicher, dem hier ſeine Stunde bis auf die Minute zugemeſſen iſt. Er kommt alle Tage hieher, gewöhnlich in einem offenen Wagen, ſelber die Pferde lenkend, während neben ihm ein verdrießlich müſſiges Kutſchergeſicht und hinter ihm ſein corpulenter deutſcher Kammerdiener ſitzt. Sehr oft, wenn das Wetter ſchön, läuft der Fürſt neben dem Wagen her, die ganze Strecke von Lüz bis Barèges, wie er denn überhaupt Leibesübungen ſehr zu lieben ſcheint. Er macht auch mit ſeiner Gemahlin, die eine der ſchönſten Frauen iſt, ſehr häufige Ausflüge nach merkwürdigen Gebirgsörtern. So kam er mit ihr jüngſt hieher, um den Pic du Midi zu beſteigen, und während die Fürſtin mit ihrer Geſellſchaftsdame in Palankinen den Berg

hinaufgetragen ward, eilte der junge Fürſt ihnen voraus, um auf der Koppe eine Weile einſam und ungeſtört jene coloſſalen Naturſchönheiten zu betrachten, die unſere Seele ſo idealiſch emporheben aus der niedern Werkeltagswelt. Als jedoch der Prinz auf die Spitze des Berges gelangte, erblickte er dort ſteifaufgepflanzt — drei Gendarmen! Nun giebt es aber wahrlich nichts auf der Welt, was ernüchternder und abkühlender wirken mag, als das poſitive Geſetztafelgeſicht eines Gendarmen und das ſchauderhafte Citronengelb ſeines Bandeliers. Alle ſchwärmeriſchen Gefühle werden uns da gleichſam in der Bruſt arretirt, au nom de la loi. Ich mußte wehmüthig lachen, als man mir erzählte, wie dämiſch verdrießlich der Nemours ausgeſehen, als er bemerkte, welche Sürpriſe der ſervile Dienſteifer des Präfecten ihm auf dem Gipfel des Pic du Midi bereitet hatte.

Hier in Barèges wird es täglich langweiliger. Das Unleidliche iſt eigentlich nicht der Mangel an geſellſchaftlichen Zerſtreuungen, ſondern vielmehr, daß man auch die Vortheile der Einſamkeit entbehrt, indem hier beſtändig ein Schreien und Lärmen, das kein ſtilles Hinträumen erlaubt, und uns jeden Augenblick aus unſern Gedanken aufſchreckt. Ein grelles, nervenzerreißendes Knallen mit der Peitſche, die hieſige Nationalmuſik, hört man vom früheſten Morgen bis ſpät in die Nacht. Wenn nun gar das ſchlechte Wetter eintritt und die Berge ſchlaftrunken ihre Nebelkappen über die Ohren ziehen, dann dehnen ſich hier die Stunden zu ennüyanten Ewigkeiten. Die leibhaftige Göttin der Langeweile, das Haupt gehüllt in eine bleierne Kapuze und Klopſtocks Meſſiade in der Hand, wandelt dann durch die Straße von Barèges, und wen ſie angähnt, dem verſickert im Herzen der letzte Tropfen Lebensmuth! Es geht ſo weit, daß ich aus Verzweiflung die Geſellſchaft unſers Gönners, des engliſchen Parlamentsgliedes, nicht mehr zu vermeiden ſuche. Er zollt noch immer die gerechteſte Anerkennung unſern Haustugenden und ſittlichen Vorzügen. Doch will es mich bedünken, als liebe er uns weniger enthuſiaſtiſch, ſeitdem ich in unſern Geſprächen die Aeußerung fallen ließ, daß die Deutſchen jetzt ein großes Gelüſte empfänden nach dem Beſitz einer Marine, daß wir zu allen Schiffen unſerer künftigen Flotte ſchon die Namen erſonnen, daß die Patrioten in den Zwangspryianeen, ſtatt der bisherigen Wolle, jetzt nur Linnen zu Segeltüchern ſpinnen wollen, und daß die Eichen im Teutoburger Walde, die ſeit der Niederlage des Varus geſchlafen, endlich erwacht ſeien und ſich zu freiwilligen Maſtbäumen erboten haben. Dem edlen Briten mißfiel ſehr dieſe Mittheilung, und er meinte: wir Deutſchen thäten beſſer, wenn wir den Ausbau des Cölner Doms, des großen Glaubenswerks unſrer Väter, mit unzerſplitterten Kräften betrieben.

Jedesmal wenn ich mit Engländern über meine Heimath rede, bemerke ich mit tiefſter Beſchämung, daß der Haß, den ſie gegen die Franzoſen hegen, für

zu rathen, bei Broggi eine Portion Ravioli zu eſſen, und nachher ebenfalls einen Augenblick vor der Thüre der Reſtauration verweilend das Haus der großen Oper zu betrachten. Es zeichnet ſich nicht aus durch brillanten Luxus, es hat vielmehr das Aeußere eines ſehr anſtändigen Pferdeſtalles, und das Dach iſt platt. Auf dieſem Dach ſtehen acht große Statuen, welche Muſen vorſtellen. Eine neunte fehlt, und ach! das iſt eben die Muſe der Muſik. Ueber die Abweſenheit dieſer ſehr achtungswerthen Muſe ſind die ſonderbarſten Auslegungen im Schwange. Proſaiſche Leute ſagen, ein Sturmwind habe ſie vom Dache heruntergeworfen. Poetiſchere Gemüther behaupten dagegen, die arme Polyhymnia habe ſich ſelbſt hinabgeſtürzt, in einem Anfall von Verzweiflung über das miſerable Singen von Monſieur Duprez. Das iſt immer möglich; die zerbrochene Glasſtimme von Duprez iſt ſo mißtönend geworden, daß es kein Menſch, viel weniger eine Muſe, aushalten kann, dergleichen anzuhören. Wenn das noch länger dauert, werden auch die andern Töchter der Mnemoſyne ſich vom Dach ſtürzen, und es wird bald gefährlich ſein, des Abends über die Rue Lepelletier zu gehen. Von der ſchlechten Muſik, die hier in der großen Oper ſeit einiger Zeit graſſirt, will ich gar nicht reden. Donizetti iſt in dieſem Augenblick noch der beſte, der Achilles. Man kann ſich alſo leicht eine Vorſtellung machen von den geringern Heroen. Wie ich höre, hat auch jener Achilles ſich in ſein Zelt zurückgezogen; er boudirt, Gott weiß warum! und er ließ der Direction melden, daß er die verſprochenen fünf und zwanzig Opern nicht liefern werde, da er geſonnen ſei, ſich auszuruhen. Welche Prahlerei! Wenn eine Windmühle dergleichen ſagte, würden wir nicht weniger lachen. Entweder hat ſie Wind und dreht ſich, oder ſie hat keinen Wind und ſteht ſtill. Hr. Donizetti hat aber hier einen rührigen Vetter, Signor Accurſi, der beſtändig für ihn Wind macht.

Der jüngſte Kunſtgenuß, den uns die Academie de Muſique gegeben, iſt der Lazzarone von Halevy. Dieſes Werk hat ein trauriges Schickſal gehabt, es fiel durch mit Pauken und Trompeten. Ueber den Werth enthalte ich mich jeder Aeußerung; ich conſtatire blos ſein ſchreckliches Ende.

Jedesmal wenn in der Academie de Muſique oder bei den Buffos eine Oper durchfällt oder ſonſt ein ausgezeichnetes Fiasco gemacht wird, bemerkt man dort eine unheimliche hagere Figur mit blaſſem Geſicht und kohlſchwarzen Haaren, eine Art männlicher Ahnfrau, deren Erſcheinung immer ein muſikaliſches Unglück bedeutet. Die Italiener, ſobald ſie derſelben anſichtig, ſtrecken haſtig den Zeige- und Mittelfinger aus und ſagen, das ſei der Jettatore. Die leichtſinnigen Franzoſen aber, die nicht einmal einen Aberglauben haben, zucken blos die Achſel und nennen jene Geſtalt Monſieur Spontini. Es iſt in der That unſer ehemaliger Generaldirector der berliner großen Oper, der Componiſt der Veſtalin und des Ferdinand Cortes, zweier Prachtwerke, die noch

lange fortblühen werden im Gedächtniſſe der Menſchen, die man noch lange bewundern wird, während der Verfaſſer ſelbſt alle Bewunderung eingebüßt und nur noch ein welkes Geſpenſt iſt, das neidiſch umherſpukt und ſich ärgert über das Leben der Lebendigen. Er kann ſich nicht darüber tröſten, daß er längſt todt iſt und ſein Herrſcherſtab übergegangen in die Hände Meyerbeers. Dieſer, behauptet der Verſtorbene, habe ihn verdrängt aus ſeinem Berlin, das er immer ſo ſehr geliebt; und wer aus Mitleid für ehemalige Größe die Geduld hat, ihn anzuhören, kann haarklein erfahren, wie er ſchon unzählige Actenſtücke geſammelt, um die Meyerbeer'ſchen Verſchwörungs-Intriguen zu enthüllen.

Die fixe Idee des armen Mannes iſt und bleibt Meyerbeer, und man erzählt die ergötzlichſten Geſchichten, wie die Animoſität ſich immer durch eine zu große Beimiſchung von Eitelkeit unſchädlich erweiſt. Klagt irgend ein Schriftſteller über Meyerbeer, daß dieſer z. B. die Gedichte die er ihm ſchon ſeit Jahren zugeſchickt, noch immer nicht componirt habe, dann ergreift Spontini haſtig die Hand des verletzten Poeten, und ruft: "j'ai votre affaire, ich weiß das Mittel, wie Sie ſich an Meyerbeer rächen können, es iſt ein untrügliches Mittel, und es beſteht darin, daß Sie über mich einen großen Artikel ſchreiben, und je höher Sie meine Verdienſte würdigen, deſto mehr ärgert ſich Meyerbeer." Ein andermal iſt ein franzöſiſcher Miniſter ungehalten über den Verfaſſer der Hugenotten, der trotz der Urbanität, womit man ihn hier behandelt hat, dennoch in Berlin eine ſervile Hofcharge übernommen, und unſer Spontini ſpringt freudig an den Miniſter hinan und ruft: "j'ai votre affaire, Sie können den Undankbaren aufs härteſte beſtrafen, Sie können ihm einen Dolchſtich verſetzen, und zwar indem Sie mich zum Großofficier der Ehrenlegion ernennen." Jüngſt findet Spontini den armen Leon Pillet, den unglücklichen Director der großen Oper, in der wüthendſten Aufregung gegen Meyerbeer, der ihm durch Mr. Gouin anzeigen ließ, daß er wegen des ſchlechten Singperſonals den Propheten noch nicht geben wolle. Wie funkelten da die Augen des Italieners! "J'ai votre affaire," rief er entzückt, „ich will Ihnen einen göttlichen Rath geben, wie Sie den Ehrgeizling zu Tode demüthigen: laſſen Sie mich in Lebensgröße meißeln, ſetzen Sie meine Statue ins Foyer der Oper, und dieſer Marmorblock wird dem Meyerbeer wie ein Alp das Herz zerdrücken." Der Gemüthszuſtand Spontini's beginnt nachgerade ſeine Angehörigen, namentlich die Familie des reichen Pianofabrikanten Erard, womit er durch ſeine Gattin verſchwägert, in große Beſorgniſſe zu verſetzen. Jüngſt fand ihn jemand in den obern Sälen des Louvre, wo die ägyptiſchen Antiquitäten aufgeſtellt. Der Ritter Spontini ſtand wie eine Bildſäule mit verſchlungenen Armen faſt eine Stunde lang vor einer großen Mumie, deren prächtige Goldlarve einen König ankündigt, der kein geringe-

ner ſein ſoll, als jener Amenophes, unter deſſen Regierung die Kinder Iſrael das Land Aegypten verlaſſen haben. Aber Spontini brach am Ende ſein Schweigen, und ſprach folgendermaßen: „Unſeliger Pharao! du biſt an meinem Unglück ſchuld. Ließeſt du die Kinder Iſrael nicht aus dem Lande Aegypten fortziehen, oder hätteſt du ſie ſämmtlich im Nil erſäufen laſſen, ſo wäre ich nicht durch Meyerbeer und Mendelsſohn aus Berlin verdrängt worden, und ich dirigirte dort noch immer die große Oper und die Hofconcerte. Unſeliger Pharao, ſchwacher Krokodilenkönig, durch deine halben Maßregeln geſchah es, daß ich jetzt ein zu Grunde gerichteter Mann bin — und Moſes und Halevy und Mendelsſohn und Meyerbeer haben geſiegt!“ Solche Reden hält der unglückliche Mann, und wir können ihm unſer Mitleid nicht verſagen.

Was Meyerbeer betrifft, ſo wird, wie oben angedeutet, ſein Prophet noch lange Zeit ausbleiben. Er ſelbſt aber wird nicht, wie die Zeitungen jüngſt meldeten, für immer in Berlin ſeinen Aufenthalt nehmen. Er wird wie bisher abwechſelnd die eine Hälfte des Jahres hier in Paris und die andere in Berlin zubringen, wozu er ſich förmlich verpflichtet hat. Seine Lage erinnert ſo ziemlich an Proſerpina, nur daß der arme Maeſtro hier wie dort ſeine Hölle und ſeine Höllenqual findet. Wir erwarten ihn noch dieſen Sommer hier, in der ſchönen Unterwelt, wo ſchon einige Schock muſikaliſcher Teufel und Teufelinnen ſeiner harren, um ihm die Ohren voll zu heulen. Von Morgens bis Abends muß er Sänger und Sängerinnen anhören, die hier debütiren wollen, und in ſeinen Freiſtunden beſchäftigen ihn die Albums reiſender Engländerinnen.

An Debütanten war dieſen Winter in der großen Oper kein Mangel. Ein deutſcher Landsmann debütirte als Marcel in den Hugenotten. Er war vielleicht in Deutſchland nur ein Grobian mit einer brummigen Bierſtimme, und glaubte deßhalb in Paris als Baſſiſt auftreten zu können. Der Kerl ſchrie wie ein Waldeſel. Auch eine Dame, die ich im Verdacht habe, eine Deutſche zu ſein, producirte ſich auf den Brettern der Rue Lepelletier. Sie ſoll außerordentlich tugendhaft ſein, und ſingt ſehr falſch. Man behauptet, nicht blos der Geſang, ſondern alles an ihr, die Haare, zwei Drittel ihrer Zähne, die Hüften, der Hintertheil, Alles ſei falſch, nur ihr Athem ſei echt; die frivolen Franzoſen werden dadurch gezwungen ſein, ſich ehrfuchtsvoll von ihr entfernt zu halten. Unſere Prima-Donna, Madame Stolz, wird ſich nicht länger behaupten können; der Boden iſt unterminirt, und obgleich ihr als Weib alle Geſchlechtsliſt zu Gebote ſteht, wird ſie doch am Ende von dem großen Giacomo Machiavelli überwunden, der die Viardot-Garcia an ihrer Stelle engagirt ſehen möchte, um die Hauptrolle in ſeinem Propheten zu ſingen. Madame Stolz ſieht ihr Schickſal voraus, ſie ahnt, daß ſelbſt die Affenliebe, die

ihr der Director der Oper widmet, ihr nichts helfen kann, wenn der große Meiſter der Tonkunſt ſeine Künſte ſpielen läßt; und ſie hat beſchloſſen, freiwillig Paris zu verlaſſen, nie wieder zurückzukehren und in fremden Landen ihr Leben zu beſchließen. Ingrata patria, ſagte ſie jüngſt, ne ossa quidem mea habebis. In der That, ſeit einiger Zeit beſteht ſie wirklich nur noch aus Haut und Knochen.

Bei den Italienern, in der Opera buffa, gab es vorigen Winter eben ſo brillante Fiascos wie in der großen Oper. Auch über die Sänger wurde dort viel geklagt, mit dem Unterſchied, daß die Italiener manchmal nicht ſingen wollten und die armen franzöſiſchen Sangeshelden nicht ſingen konnten. Nur das koſtbare Nachtigallenpaar, Signor Mario und Signora Griſi, waren immer pünktlich auf ihrem Poſten in der Salle Ventadour, und trillerten uns dort den blühendſten Frühling vor, während draußen Schnee und Wind, und Fortepianoconcerte, und Deputirtenkammerdebatten, und Polkawahnſinn. Ja, das ſind holdſelige Nachtigallen, und die italieniſche Oper iſt der ewig blühende ſingende Wald, wohin ich oft flüchte, wenn winterlicher Trübſinn mich umnebelt, oder der Lebensfroſt unerträglich wird. Dort, im ſüßen Winkel einer etwas verdeckten Loge, wird man wieder angenehm erwärmt, und man verblutet wenigſtens nicht in der Kälte. Der melodiſche Zauber verwandelt dort in Poeſie, was eben noch täppiſche Wirklichkeit war, der Schmerz verliert ſich in Blumenarabesken, nnd bald lacht wieder das Herz. Welche Wonne, wenn Mario ſingt, und in den Augen der Griſi die Töne des geliebten Sproſſers ſich gleichſam abſpiegeln wie ein ſichtbares Echo! Welche Luſt, wenn die Griſi ſingt und in ihrer Stimme der zärtliche Blick und das beglückte Lächeln des Mario melodiſch wiederhallt! Es iſt ein liebliches Paar, und der perſiſche Dichter, der die Nachtigall die Roſe unter den Vögeln und die Roſe wieder die Nachtigall unter den Blumen genannt hat, würde hier erſt recht in ein Imbroglio gerathen, denn jene beiden, Mario und Griſi, ſind nicht blos durch Geſang, ſondern auch durch Schönheit ausgezeichnet.

Ungern, trotz jenem reizenden Paar, vermiſſen wir hier bei den Buffos Pauline Viardot, oder, wie wir ſie lieber nennen, die Garcia. Sie iſt nicht erſetzt, und niemand kann ſie erſetzen. Dieſe iſt keine Nachtigall, die blos ein Gattungstalent hat und das Frühlingsgenre vortrefflich ſchluchzt und trillert; — ſie iſt auch keine Roſe, denn ſie iſt häßlich, aber von einer Art Häßlichkeit, die edel, ich möchte faſt ſagen ſchön iſt, und die den großen Löwenmaler Lacroix manchmal bis zur Begeiſterung entzückte! In der That, die Garcia mahnt weniger an die civiliſirte Schönheit und zahme Grazie unſerer europäiſchen Heimath, als vielmehr an die ſchauerliche Pracht einer exotiſchen Wildniß, und in manchen Momenten ihres paſſionirten Vortrags, zumal wenn ſie den großen Mund mit den blendend weißen Zähnen überweit öffnet,

und ſo grauſam ſüß und anmuthig fletſchend lächelt: dann wird Einem zu Muthe, als müßten jetzt auch die ungeheuerlichen Vegetationen und Thiergattungen Hindoſtans oder Afrikas zum Vorſchein kommen; — man meint, jetzt müßten auch Rieſenpalmen, umrankt von tauſendblumigen Lianen, emporſchießen;—und man würde ſich nicht wundern, wenn plötzlich ein Leoparde, oder eine Giraffe, oder ſogar eine Rudel Elephantenkälber über die Scene liefen. Wir hören mit großem Vergnügen, daß dieſe Sängerin wieder auf dem Wege nach Paris iſt.

Während die Academie de Muſique aufs jammervollſte darniederlag, und die Italiener ſich ebenfalls betrübſam hinſchleppten, erhob ſich die dritte lyriſche Scene, die Opera comique, zu ihrer fröhlichſten Höhe. Hier überflügelte ein Erfolg den andern, und die Caſſe hatte immer einen guten Klang. Ja, es wurde noch mehr Geld als Lorbeeren eingeerntet, was gewiß für die Direction kein Unglück geweſen. Die Texte der neuen Opern, die ſie gab, waren immer von Scribe, dem Manne, der einſt das große Wort ausſprach: das Gold iſt eine Chimäre! und der dennoch dieſer Chimäre beſtändig nachläuft. Er iſt der Mann des Geldes, des klingenden Realismus, der ſich nie verſteigt in die Romantik einer unfruchtbaren Wolkenwelt, und ſich feſtklammert an der irdiſchen Wirklichkeit der Vernunftheirath, des induſtriellen Bürgerthums und der Tantième. Einen ungeheuren Beifall findet Scribe's neue Oper, die Sirene, wozu Auber die Muſik geſchrieben. Autor und Componiſt paſſen ganz für einander: ſie haben den raffinirteſten Sinn für das Intereſſante, ſie wiſſen uns angenehm zu unterhalten, ſie entzücken und blenden uns ſogar durch die glänzenden Facetten ihres Eſprits, ſie beſitzen ein gewiſſes Filigrantalent der Verknüpfung allerliebſter Kleinigkeiten, und man vergißt bei ihnen, daß es eine Poeſie giebt. Sie ſind eine Art Kunſtloretten, welche alle Geſpenſtergeſchichten der Vergangenheit aus unſrer Erinnerung fortlächeln, und mit ihrem koketten Getändel wie mit Pfauenfächern die ſumſenden Zukunftgedanken, die unſichtbaren Mücken, von uns abwedeln. Zu dieſer harmlos buhleriſchen Gattung gehört auch Adam, der mit ſeinem Caglioſtro ebenfalls in der Opera comique ſehr leichtfertige Lorbeeren eingeerntet. Adam iſt eine liebenswürdige erfreuliche Erſcheinung, und ein Talent, welches noch großer Entwicklung fähig iſt. Eine rühmliche Erwähnung verdient auch Thomas, deſſen Operette Mina viel Glück gemacht.

Alle dieſe Triumphe übertraf jedoch die Vogue des Deſerteurs, einer alten Oper von Monſigny, welche die Opera comique aus den Cartons der Vergeſſenheit hervorzog. Hier iſt echt franzöſiſche Muſik, die heiterſte Grazie, eine harmloſe Süße, eine Friſche wie der Duft von Waldblumen, Naturwahrheit, ſogar Poeſie. Ja, letztere fehlt nicht, aber es iſt eine Poeſie ohne Schauer der Unendlichkeit, ohne geheimnißvollen Zauber, ohne Wehmuth,

ohne Ironie, ohne Morbidezza, ich möchte faſt ſagen, eine elegant bäuriſche Poeſie der Geſundheit. Die Oper von Monſigny mahnte mich unmittelbar an ſeinen Zeitgenoſſen, den Maler Greuze: ich ſah hier wie leibhaftig die ländlichen Scenen, die dieſer gemalt, und ich glaubte gleichſam die Muſikſtücke zu vernehmen, die dazu gehörten. Bei der Anhörung jener Oper ward es mir ganz deutlich, wie die bildenden und die recitirenden Künſte derſelben Periode immer einen und denſelben Geiſt athmen, und ihre Meiſterwerke die intimſte Wahlverwandtſchaft beurkunden.

Ich kann dieſen Bericht nicht ſchließen, ohne zu bemerken, daß die muſikaliſche Saiſon noch nicht zu Ende iſt und dieſes Jahr gegen alle Gewohnheit bis in den Mai fortklingt. Die bedeutendſten Bälle und Concerte werden in dieſem Augenblick gegeben, und die Polka wetteifert noch mit dem Piano. Ohren und Füße ſind müde, aber können ſich doch noch nicht zur Ruhe begeben. Der Lenz, der ſich diesmal ſo früh einſtellt, macht Fiasco, man bemerkt kaum das grüne Laub und die Sonnenlichter. Die Aerzte, vielleicht ganz beſonders die Irrenärzte, werden bald viel Beſchäftigung gewinnen. In dieſem bunten Taumel, in dieſer Genußwuth, in dieſem ſingenden, ſpringenden Strudel lauert Tod und Wahnſinn. Die Hämmer der Pianoforte wirken fürchterlich auf unſre Nerven, und die große Drehkrankheit, die Polka, giebt uns den Gnadenſtoß.

Spätere Notiz.

Den vorſtehenden Mittheilungen füge ich aus melancholiſcher Grille die folgenden Blätter hinzu, die dem Sommer 1847 angehören, und meine letzte muſikaliſche Berichterſtattung bilden. Für mich hat alle Muſik ſeitdem aufgehört, und ich ahnte nicht, als ich das Leidensbild Donizetti's crayonirte, daß eine ähnliche und weit ſchmerzlichere Heimſuchung mir nahete. Die kurze Kunſtnotiz lautet wie folgt:

Seit Guſtav Adolf, glorreichen Andenkens, hat keine ſchwediſche Reputation ſo viel Lärm in der Welt gemacht, wie Jenny Lind. Die Nachrichten, die uns darüber aus England zukommen, grenzen ans Unglaubliche. In den Zeitungen klingen nur Poſaunenſtöße, Fanfaren des Triumphes: wir hören nur Pindar'ſche Lobgeſänge. Ein Freund erzählte mir von einer engliſchen Stadt, wo alle Glocken geläutet wurden, als die ſchwediſche Nachtigall dort ihren Einzug hielt; der dortige Biſchof feierte dieſes Ereigniß durch eine merkwürdige Predigt. In ſeinem anglicaniſchen Episcopalcoſtüme, welches der Leichenbittertracht eines Chefs des Pompes funèbres nicht unähnlich, beſtieg

er die Kanzel der Hauptkirche, und begrüßte die Neuangekommene als einen Heiland in Weibskleidern, als eine Frau Erlöſerin, die vom Himmel herabgeſtiegen, um unſre Seelen durch ihren Geſang von der Sünde zu befreien, während die andern Cantatricen eben ſo viele Teufelinnen ſeien, die uns hineintrillern in den Rachen des Satanas. Die Italienerinnen Griſi und Perſiani müſſen vor Neid und Aerger jetzt gelb werden wie Canarienvögel, während unſre Jenny, die ſchwediſche Nachtigall, von einem Triumph zum andern flattert. Ich ſage unſre Jenny, denn im Grunde repräſentirt die ſchwediſche Nachtigall nicht excluſive das kleine Schweden, ſondern ſie repräſentirt die ganze germaniſche Stammesgenoſſenſchaft, die der Cimbern eben ſo ſehr wie die der Teutonen, ſie iſt auch eine Deutſche, eben ſo gut wie ihre naturwüchſigen und pflanzenſchläfrigen Schweſtern an der Elbe und am Neckar, ſie gehört Deutſchland, wie, der Verſicherung des Franz Horn gemäß, auch Shakeſpeare uns angehört, und wie gleicherweiſe Spinoza, ſeinem innerſten Weſen nach nur ein Deutſcher ſein kann — und mit Stolz nennen wir Jenny Lind die Unſre! Juble Uckermark, auch du haſt Theil an dieſem Ruhme! Springe, Maßmann, deine vaterländiſch freudigſten Sprünge, denn unſre Jenny ſpricht kein römiſches Rothwelſch, ſondern gothiſch, ſcandinaviſch, das deutſcheſte Deutſch, und du kannſt ſie als Landsmännin begrüßen; nur mußt du dich waſchen, ehe du ihr deine deutſche Hand reichſt. Ja, Jenny Lind iſt eine Deutſche, ſchon der Name Lind mahnt an Linden, die grünen Muhmen der deutſchen Eichen, ſie hat keine ſchwarzen Haare wie die welſchen Primadonnen, in ihren blauen Augen ſchwimmt nordiſches Gemüth und Mondſchein, und in ihrer Kehle tönt die reinſte Jungfräulichkeit! Das iſt es. "Maidenhood is in her voice" — das ſagten alle old spinsters von London, alle prüden Ladies und frommen Gentlemen ſprachen es augenverdrehend nach, die noch lebende mauvaise queue von Richardſon ſtimmte ein, und ganz Großbritannien feierte in Jenny Lind das ſingende Magdthum, die geſungene Jungferſchaft. Wir wollen es geſtehen, dieſes iſt der Schlüſſel der unbegreiflichen, räthſelhaft großen Begeiſterung, die Jenny Lind in England gefunden und, unter uns geſagt, auch gut auszubeuten weiß. Sie ſinge nur, hieß es, um das weltliche Singen recht bald wieder aufgeben zu können, und verſehen mit der nöthigen Ausſteuerſumme einen jungen proteſtantiſchen Geiſtlichen, den Paſtör Swenske, zu heirathen, der unterdeſſen ihrer harre daheim in ſeinem idylliſchen Pfarrhaus hinter Upſala, links um die Ecke. Seitdem freilich will verlauten, als ob der junge Paſtör Swenske nur ein Mythos und der wirkliche Verlobte der hohen Jungfrau ein alter abgeſtandener Komödiant der Stockholmer Bühne ſei — aber das iſt gewiß Verleumdung. Der Keuſchheitsſinn dieſer Prima Donna immaculata offenbart ſich am ſchönſten in ihrem Abſcheu vor Paris, dem modernen Sodom, den ſie bei jeder Gelegen-

heit ausſpricht, zur höchſten Erbauung aller Dames patronesses der Sittlichkeit jenſeits des Canals. Jenny hat aufs beſtimmteſte gelobt, nie auf den Laſterbrettern der Rue Lepelletier ihre ſingende Jungferſchaft dem franzöſiſchen Publico Preis zu geben; ſie hat alle Anträge, welche ihr Herr Leon Pillet durch ſeine Kunſtruffiani machen ließ, ſtreng abgelehnt. „Dieſe rauhe Tugend macht mich ſtutzen" — würde der alte Paulet ſagen. Iſt etwa die Volksſage gegründet, daß die heutige Nachtigall in frühern Jahren ſchon einmal in Paris geweſen und im hieſigen ſündhaften Conſervatoire Muſikunterricht genoſſen habe, wie andre Singvögel, welche ſeitdem ſehr lockere Zeiſige geworden ſind? Oder fürchtet Jenny jene frivole Pariſer Kritik, die bei einer Sängerin nicht die Sitten, ſondern nur die Stimme kritiſirt, und Mangel an Schule für das größte Laſter hält? Dem ſei wie ihm wolle, unſre Jenny kommt nicht hierher und wird die Franzoſen nicht aus ihrem Sündenpfuhl herausſingen. Sie bleiben verfallen der ewigen Verdammniß.

Hier in der Pariſer muſikaliſchen Welt iſt alles beim Alten; in der Academie-royale-de-Muſique iſt noch immer grauer, feuchtkalter Winter, während draußen Maiſonne und Veilchenduft. Im Veſtibul ſteht noch immer wehmüthig trauernd die Bildſäule des göttlichen Roſſini; er ſchweigt. Es macht Herrn Leon Pillet Ehre, daß er dieſem wahren Genius ſchon bei Lebzeiten eine Statue geſetzt. Nichts iſt poſſirlicher, als die Grimaſſe zu ſehen, womit Scheelſucht und Neid ſie betrachten. Wenn Signor Spontini dort vorbeigeht, ſtößt er ſich jedesmal an dieſem Steine. Da iſt unſer großer Maeſtro Meyerbeer viel klüger, und wenn er des Abends in die Oper ging, wußte er jenem Marmor des Anſtoßes immer vorſichtig auszuweichen, er ſuchte ſogar den Anblick deſſelben zu vermeiden; in derſelben Weiſe pflegen die Juden zu Rom, ſelbſt auf ihren eiligſten Geſchäftsgängen, immer einen großen Umweg zu machen, um nicht jenem fatalen Triumphbogen des Titus vorbei zu kommen, der zum Gedächtniß des Untergangs von Jeruſalem errichtet worden. Ueber Donizetti's Zuſtand werden die Berichte täglich trauriger. Während ſeine Melodien freudegaukelnd die Welt erheitern, während man ihn überall ſingt und trillert, ſitzt er ſelbſt, ein entſetzliches Bild des Blödſinns, in einem Krankenhauſe bei Paris. Nur für ſeine Toilette hatte er vor einiger Zeit noch ein kindiſches Bewußtſein bewahrt, und man mußte ihn täglich ſorgfältig anziehen, in vollſtändiger Galla, der Frack geſchmückt mit allen ſeinen Orden; ſo ſaß er bewegungslos, den Hut in der Hand, vom früheſten Morgen bis zum ſpäteſten Abend. Aber das hat auch aufgehört, er erkennt niemand mehr; das iſt Menſchenſchickſal.

Heinrich Heine

über

Ludwig Börne.

(1840.)

Wir halten es für unſere Pflicht, der Schrift über Börne die Ehrenerklärung voranzuſchicken, welche Heine in Nr. 3 der „Augsburger Allgemeinen Zeitung" vom Jahre 1846 der in dieſem Buche ſchwer verletzten Madame Wohl (jetziger Madame Straus) gemacht hat.

Philadelphia, im September 1855. Der Verleger.

Die betreffenden Stellen der „Augsburger Allgemeinen Zeitung" lauten folgendermaßen:

Geehrter Herr Redacteur!

Herr Dr. Wertheim dahier hat mir nachſtehenden Brief des Herrn H. Heine im Original zukommen laſſen und mich berechtigt, jeden beliebigen Gebrauch davon zu machen; ich erſuche Sie, denſelben wörtlich in Ihr geſchätztes Blatt aufnehmen zu wollen.

Paris, den 26. Dec. 1845. Ihr ergebener Diener

Salomon Straus.

„Liebſter Doctor! Ich theile ganz Ihre Anſicht über die Ehrenhaftigkeit der Madame Straus und das ihr widerfahrene Unrecht. Hätte der Gemahl dieſer Dame, als ich mich mit ihm geſchoſſen hatte und verwundet ward, die in ſolchen Fällen üblichen Höflichkeiten nicht unterlaſſen, ſo würde ich mich gewiß meinerſeits beeifert haben, ſeiner Frau die bündigſte Ehrenerklärung zu geben, um ſo mehr, da ich ſchon damals die feſte Ueberzeugung gewonnen, daß die Anzüglichkeiten, die ich mir in Betreff ihrer zu Schulden kommen ließ, auf ganz irrigen und grundloſen Annahmen beruhten. Mit Vergnügen ergreife ich jetzt die Gelegenheit, die ſich mir darbietet, in der geeignetſten Weiſe meine Sinnesänderung in jener Beziehung zu beurkunden. Ich veranſtalte nämlich bei Hoffmann und Campe in Hamburg eine verbeſſerte Geſammtausgabe meiner Werke, und ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß darin die Stellen, welche Madame Straus perſönlich berührten, nicht wieder abgedruckt werden. Ich bitte Sie, der ehrenwerthen Dame dieſe Mittheilung zu machen und ihr zugleich anzudeuten, daß jene Stellen (wie mein Verleger bezeugen kann) nicht im urſprünglichen Manuſcripte ſtanden, wie ich es nach Hamburg zum Drucke ſchickte, und daß ſie erſt ſpäter, als ich mir daſſelbe wieder zur Durchſicht hierher zurückſchicken ließ, flüchtig hineingeſchrieben wurden, in einer menſchlichen Stunde und nicht ohne Provocation.

Paris, den 22. December 1845.

Ihr Freund H. Heine."

Vorſtehender Brief iſt die treue Copie des Herrn Heine an mich.

L. Wertheim, Dr. M.

Erſtes Buch.

Es war im Jahr 1815, nach Chriſti Geburt, daß mir der Name Börne zuerſt an's Ohr klang. Ich befand mich mit meinem ſeligen Vater auf der Frankfurter Meſſe, wohin er mich mitgenommen, damit ich mich in der Welt einmal umſehe; das ſei bildend. Da bot ſich mir ein großes Schauſpiel. In den ſogenannten Hütten, oberhalb der Zeil, ſah ich die Wachsfiguren, wilde Thiere, außerordentliche Kunſt- und Naturwerke. Auch zeigte mir mein Vater die großen, ſowohl chriſtlichen als jüdiſchen Magazine, worin man die Waaren 10 Procent unter den Fabrikpreis einkauft, und man doch immer betrogen wird. Auch das Rathhaus, den Römer, ließ er mich ſehen, wo die deutſchen Kaiſer gekauft wurden, 10 Procent unter den Fabrikpreis. Der Artikel iſt am Ende ganz ausgegangen. Einſt führte mich mein Vater ins Leſekabinet einer der △ oder □ Logen, wo er oft ſoupirte, Kaffee trank, Karten ſpielte und ſonſtige Freimaurer-Arbeiten verrichtete. Während ich im Zeitungsleſen vertieft lag, flüſterte mir ein junger Menſch, der neben mir ſaß, leiſe ins Ohr:

„Das iſt der Doctor Börne, welcher gegen die Comödianten ſchreibt!“

Als ich aufblickte, ſah ich einen Mann, der, nach einem Journale ſuchend, mehrmals im Zimmer ſich hin- und herbewegte und bald wieder zur Thür hinausging. So kurz auch ſein Verweilen, ſo blieb mir doch das ganze Weſen des Mannes im Gedächtniſſe, und noch heute könnte ich ihn mit diplomatiſcher Treue abkonterfeien. Er trug einen ſchwarzen Leibrock, der noch ganz neu glänzte, und blendend weiße Wäſche; aber er trug dergleichen nicht wie ein Stutzer, ſondern mit einer wohlhabenden Nachläſſigkeit, wo nicht gar mit einer verdrießlichen Indifferenz, die hinlänglich bekundete, daß er ſich mit dem Knoten der weißen Kravatte nicht lange vor dem Spiegel beſchäftigt, und daß er den Rock gleich angezogen, ſobald ihn der Schneider gebracht, ohne lange zu prüfen, ob er zu eng oder zu weit.

Er ſchien weder groß noch klein von Geſtalt, weder mager noch dick, ſein Geſicht war weder roth noch blaß, ſondern von einer angerötheten Bläſſe oder verblaßten Röthe, und was ſich darin zunächſt ausſprach, war eine gewiſſe ablehnende Vornehmheit, ein gewiſſes Dedain, wie man es bei Menſchen findet, die ſich beſſer als ihre Stellung fühlen, aber an der Leute Anerkenntniß zwei-

feln. Es war nicht jene geheime Majestät, die man auf dem Antlitz eines Königs oder eines Genies, die sich incognito unter der Menge verborgen halten, entdecken kann; es war vielmehr jener revolutionaire, mehr oder minder titanenhafte Mißmuth, den man auf den Gesichtern der Prätendenten jeder Art bemerkt. Sein Auftreten, seine Bewegung, sein Gang, hatten etwas Sicheres, Bestimmtes, Charaktervolles. Sind außerordentliche Menschen heimlich umflossen von dem Ausstrahlen ihres Geistes? Ahnet unser Gemüth dergleichen Glorie, die wir mit den Augen des Leibes nicht sehen können? Das moralische Gewitter in einem solchen außerordentlichen Menschen wirkt vielleicht elektrisch auf junge noch nicht abgestumpfte Gemüther, die ihm nahen, wie das materielle Gewitter auf Katzen wirkt? Ein Funken aus dem Auge des Mannes berührte mich, ich weiß nicht wie, aber ich vergaß nicht diese Berührung und vergaß nie den Doktor Börne, welcher gegen die Comödianten schrieb.

Ja, er war damals Theaterkritiker und übte sich an den Helden der Bretterwelt. Wie mein Universitäts-Freund Dieffenbach, als wir in Bonn studirten, überall wo er einen Hund oder eine Katze erwischte, ihnen gleich die Schwänze abschnitt, aus purer Schneidelust, was wir ihm damals, als die armen Bestien gar entsetzlich heulten, so sehr verargten, später aber ihm gern verziehen, da ihn diese Schneidelust zu dem größten Operateur Deutschlands machte: so hat sich auch Börne zuerst an Comödianten versucht, und manchen jugendlichen Uebermuth, den er damals beging an den Heigeln, Weidnern, Ursprüngen und dergleichen unschuldigen Thieren, die seitdem ohne Schwänze herumlaufen, muß man ihm zu Gute halten für die besseren Dienste, die er später als großer politischer Operateur mit seiner gewetzten Kritik zu leisten verstand.

Es war Varnhagen von Ense, welcher etwa zehn Jahre nach dem erwähnten Begegnisse den Namen Börne wieder in meiner Erinnerung heraufrief, und mir Aufsätze des Mannes, namentlich in der „Wage" und in den „Zeitschwingen" zu lesen gab. Der Ton, womit er mir diese Lectüre empfahl, war bedeutsam dringend, und das Lächeln, welches um die Lippen der anwesenden Rahel schwebte, jenes wohlbekannte, räthselhaft wehmüthige, vernunftvoll mystische Lächeln, gab der Empfehlung ein noch größeres Gewicht. Rahel schien nicht blos auf literarischem Wege über Börne unterrichtet zu sein, und wie ich mich erinnere, versicherte sie bei dieser Gelegenheit: es existirten Briefe, die Börne einst an eine geliebte Person gerichtet habe, und worin sein leidenschaftlicher hoher Geist sich noch glänzender als in seinen gedruckten Aufsätzen ausspräche. Auch über seinen Styl äußerte sich Rahel, und zwar mit Worten, die jeder, der mit ihrer Sprache nicht vertraut ist, sehr mißverstehen möchte; sie sagte: Börne kann nicht schreiben, eben so wenig wie ich oder Jean Paul. Unter Schreiben verstand sie nämlich die ruhige Anordnung, so

zu ſagen die Redaction der Gedanken, die logiſche Zuſammenſetzung der Redetheile, kurz jene Kunſt des Periodenbaues, den ſie ſowohl bei Goethe, wie bei ihrem Gemahl ſo enthuſiaſtiſch bewunderte, und worüber wir damals faſt täglich die fruchtbarſten Debatten führten. Die heutige Proſa, was ich hier beiläufig bemerken will, iſt nicht ohne viel Verſuch, Berathung, Widerſpruch und Mühe geſchaffen worden. Rahel liebte vielleicht Börne um ſo mehr, da ſie ebenfalls zu jenen Autoren gehörte, die, wenn ſie gut ſchreiben ſollen, ſich immer in einer leidenſchaftlichen Anregung, in einem gewiſſen Geiſtesrauſch befinden müſſen: Bachanten des Gedankens, die dem Gotte mit heiliger Trunkenheit nachtaumeln. Aber bei ihrer Vorliebe für wahlverwandte Naturen, hegte ſie dennoch die größte Bewunderung für jene beſonnenen Bildner des Wortes, die all' ihr Denken, Fühlen und Anſchauen, abgelöſt von der gebärenden Seele, wie einen gegebenen Stoff zu handhaben und gleichſam plaſtiſch darzuſtellen wiſſen. Ungleich jener großen Frau, hegte Börne den engſten Widerwillen gegen dergleichen Darſtellungsart; in ſeiner ſubjectiven Befangenheit begriff er nicht die objective Freiheit, die Goethe'ſche Weiſe, und die künſtleriſche Form hielt er für Gemüthloſigkeit: er glich dem Kinde, welches, ohne den glühenden Sinn einer griechiſchen Statue zu ahnen, nur die marmornen Formen betaſtet und über Kälte klagt.

Indem ich hier anticipirend von dem Widerwillen rede, welchen die Goetheſche Darſtellungsart in Börne aufregte, laſſe ich zugleich errathen, daß die Schreibart des letztern ſchon damals kein unbedingtes Wohlgefallen bei mir hervorrief. Es iſt nicht meines Amtes, die Mängel dieſer Schreibweiſe aufzudecken, auch würde jede Andeutung über das, was mir an dieſem Style am meiſten mißfiel, nur von den wenigſten verſtanden werden. Nur ſo viel will ich bemerken, daß, um vollendete Proſa zu ſchreiben, unter andern auch eine große Meiſterſchaft in metriſchen Formen erforderlich iſt. Ohne ſolche Meiſterſchaft fehlt dem Proſaiker ein gewiſſer Takt, es entſchlüpfen ihm Wortfügungen, Ausdrücke, Cäſuren und Wendungen, die nur in gebundener Rede ſtatthaft ſind, und es entſteht ein geheimer Mißlaut, der nur wenige, aber ſehr feine Ohren verletzt.

Wie ſehr ich aber auch geneigt war, an der Außenſchale, an dem Style Börne's zu mäkeln, und namentlich wo er nicht beſchreibt, ſondern raiſonnirt, die kurzen Sätze ſeiner Proſa als eine kindiſche Unbeholfenheit zu betrachten: ſo ließ ich doch dem Inhalt, dem Kern ſeiner Schriften, die reichlichſte Gerechtigkeit widerfahren, ich verehrte die Originalität, die Wahrheitsliebe, überhaupt den edlen Charakter, der ſich durchgängig darin ausſprach, und ſeitdem verlor ich den Verfaſſer nicht mehr aus dem Gedächtniß. Man hatte mir geſagt, daß er noch immer zu Frankfurt lebe, und als ich mehre Jahre ſpäter, Anno 1827, durch dieſe Stadt reiſen mußte, um mich nach München zu begeben,

hatte ich mir beſtimmt vorgenommen, dem Doctor Börne in ſeiner Behauſung meinen Beſuch abzuſtatten. Dieſes gelang mir, aber nicht ohne vieles Umherfragen und Fehlſuchen; überall wo ich mich nach ihm erkundigte, ſah man mich ganz befremdlich an, und man ſchien in ſeinem Wohnorte ihn entweder wenig zu kennen, oder ſich noch weniger um ihn zu bekümmern. Sonderbar! Hören wir in der Ferne von einer Stadt, wo dieſer oder jener große Mann lebt, unwillkührlich denken wir uns ihn als den Mittelpunkt der Stadt, deren Dächer ſogar von ſeinem Ruhme beſtrahlt würden. Wie wundern wir uns nun, wenn wir in der Stadt ſelbſt anlangen und den großen Mann wirklich darin aufſuchen wollen und ihn erſt lange erfragen müſſen, bis wir ihn unter der großen Menge herausfinden! So ſieht der Reiſende ſchon in weiteſter Ferne den hohen Dom einer Stadt; gelangt er aber in ihr Weichbild ſelbſt, ſo verſchwindet derſelbe wieder ſeinen Blicken, und erſt hin- und herwandernd, durch viele krumme und enge Sträßchen kommt der große Thurmbau wieder zum Vorſchein, in der Nähe von gewöhnlichen Häuſern und Boutiken, die ihn ſchier verborgen halten.

Als ich bei einem kleinen Brillenhändler nach Börne frug, antwortete er mir mit pfiffig wiegendem Köpfchen: wo der Doctor Börne wohnt, weiß ich nicht, aber Madame Wohl wohnt auf dem Wollgraben. Eine alte rothhaarige Magd, die ich ebenfalls anſprach, gab mir endlich die erwünſchte Auskunft, indem ſie vergnügt lachend hinzuſetzte: ich diene ja bei der Mutter von Madame Wohl.

Ich hatte Mühe, den Mann wieder zu erkennen, deſſen früheres Ausſehen mir noch lebhaft im Gedächtniſſe ſchwebte. Keine Spur mehr von vornehmer Unzufriedenheit und ſtolzer Verdüſterung. Ich ſah jetzt ein zufriedenes Männchen, ſehr ſchmächtig, aber nicht krank, ein kleines Köpfchen mit ſchwarzen glatten Härchen, auf den Wangen ſogar ein Stück Röthe, die lichtbraunen Augen ſehr munter, Gemüthlichkeit in jedem Blick, in jeder Bewegung, auch im Tone. Dabei trug er ein geſtricktes Kamiſölchen von grauer Wolle, welches eng anliegend wie ein Ringenpanzer, ihm ein drollig mährchenhaftes Anſehen gab. Er empfing mich mit Herzlichkeit und Liebe; es vergingen keine drei Minuten und wir geriethen ins vertraulichſte Geſpräch. Wovon wir zuerſt redeten? Wenn Köchinnen zuſammen kommen, ſprechen ſie von ihrer Herrſchaft, und wenn deutſche Schriftſteller zuſammen kommen, ſprechen ſie von ihren Verlegern. Unſere Converſation begann daher mit Cotta und Campe, und als ich, nach einigen gebräuchlichen Klagen, die guten Eigenſchaften des letzteren eingeſtand, vertraute mir Börne, daß er mit einer Herausgabe ſeiner ſämmtlichen Schriften ſchwanger gehe, und für dieſes Unternehmen ſich den Campe merken wolle. Ich konnte nämlich von Julius Campe verſichern, daß er kein gewöhnlicher Buchhändler ſei, der mit dem Edlen, Schönen,

Großen nur Geſchäfte machen und eine gute Conjunctur benutzen will, ſondern daß er manchmal das Große, Schöne, Edle unter ſehr ungünſtigen Conjuncturen druckt und wirklich ſehr ſchlechte Geſchäfte damit macht. Auf ſolche Worte horchte Börne mit beiden Ohren, und ſie haben ihn ſpäterhin veranlaßt, nach Hamburg zu reiſen und ſich mit dem Verleger der Reiſebilder über eine Herausgabe ſeiner ſämmtlichen Schriften zu verſtändigen.

Sobald die Verleger abgethan ſind, beginnen die wechſelſeitigen Complimente, zwiſchen zwei Schriftſtellern, die ſich zum erſten Male ſprechen. Ich übergehe, was Börne über meine Vorzüglichkeit äußerte, und erwähne nur den leiſen Tadel, den er bisweilen in den ſchäumenden Kelch des Lobes einträpfeln ließ. Er hatte nämlich kurzvorher den zweiten Theil der Reiſebilder geleſen, und vermeinte, daß ich von Gott, welcher doch Himmel und Erde erſchaffen und ſo weiſe die Welt regiere, mit zu wenig Reverenz, hingegen von dem Napoleon, welcher doch nur ein ſterblicher Despot geweſen, mit übertriebener Ehrfurcht geſprochen habe. Der Deiſt und Liberale trat mir alſo ſchon merkbar entgegen. Er ſchien den Napoleon wenig zu lieben, obgleich er doch unbewußt den größten Reſpect vor ihm in der Seele trug. Es verdroß ihn, daß die Fürſten ſein Standbild von der Vendomeſäule ſo ungroßmüthig herabgeriſſen.

„Ach! rief er, mit einem bittern Seufzer: Ihr konntet dort ſeine Statue getroſt ſtehen laſſen; Ihr brauchtet nur ein Plakat mit der Inſchrift: „18. Brümaire" daran zu befeſtigen, und die Vendomeſäule wäre ſeine verdiente Schandſäule geworden! Wie liebte ich dieſen Mann bis zum 18. Brümaire, noch bis zum Frieden von Campo Formio bin ich ihm zugethan, als er aber die Stufen des Thrones erſtieg, ſank er immer tiefer im Werthe; man konnte von ihm ſagen: er iſt die rothe Treppe hinaufgefallen!"

„Ich habe noch dieſen Morgen, ſetzte Börne hinzu, ihn bewundert, als ich in dieſem Buche, das hier auf meinem Tiſche liegt — er zeigte auf Thiers Revolutionsgeſchichte, — die vortreffliche Anekdote las, wie Napoleon zu Udine eine Entrevue mit Kobentzel hat, und im Eifer des Geſprächs das Porzelan zerſchlägt, das Kobentzel einſt von der Kaiſerin Catharina erhalten, und gewiß ſehr liebte. Dieſes zerſchlagene Porzelan hat vielleicht den Frieden von Campo Formio herbeigeführt. Der Kobentzel dachte gewiß: mein Kaiſer hat ſo viel Porzelan, und das giebt ein Unglück, wenn der Kerl nach Wien käme und gar zu feurig in Eifer geriethe: das beſte iſt, wir machen mit ihm Friede. Wahrſcheinlich in jener Stunde, als zu Udine das Porzelanſervice von Kobentzel zu Boden purzelte und in lauter Scherben zerbrach, zitterte zu Wien alles Porzelan, und nicht blos die Kaffeekannen und Taſſen, ſondern auch die chineſiſchen Pagoden, ſie nickten mit den Köpfen vielleicht haſtiger als je, und der Friede wurde ratificirt. In Bilderläden ſieht man den Napoleon gewöhnlich, wie er

auf bäumendem Roß den Simplom beſteigt, wie er mit hochgeſchwungener Fahne über die Brücke von Lodi ſtürmt u. ſ. w. Wenn ich aber ein Maler wäre, ſo würde ich ihn darſtellen, wie er das Service von Kobentzel zerſchlägt. Das war ſeine erfolgreichſte That. Jeder König fürchtete ſeitdem für ſein Porzelan, und gar beſondere Angſt überkam die Berliner wegen ihrer großen Porzelanfabrik. Sie haben keinen Begriff davon, liebſter Heine, wie man durch den Beſitz von ſchönem Porzelan im Zaum gehalten wird. Sehen Sie z. B. mich, der ich einſt ſo wild war, als ich wenig Gepäck hatte und gar kein Porzelan. Mit dem Beſitzthum, und gar mit gebrechlichem Beſitzthum kommt die Furcht und die Knechtſchaft. Ich habe mir leider vor kurzem ein ſchönes Theeſervice angeſchafft — die Kanne war ſo lockend prächtig vergoldet — auf der Zuckerdoſe war das eheliche Glück abgemalt, zwei Liebende, die ſich ſchnäbeln — auf der einen Taſſe der Katharinenthurm, auf einer andern die Konſtablerwache, lauter vaterländiſche Gegenden auf den übrigen Taſſen. — Ich habe wahrhaftig jetzt meine liebe Sorge, daß ich in meiner Dummheit nicht zu frei ſchreibe und plötzlich flüchten müßte. — Wie könnte ich in der Geſchwindigkeit all' dieſe Taſſen und gar die große Kanne einpacken? In der Eile könnten ſie zerbrochen werden, und zurücklaſſen möchte ich ſie in keinem Falle. Ja wir Menſchen ſind ſonderbare Käutze! Derſelbe Menſch, der vielleicht Ruhe und Freude ſeines Lebens, ja das Leben ſelbſt aufs Spiel ſetzen würde, um ſeine Meinungsfreiheit zu behaupten, der will doch nicht gern ein paar Taſſen verlieren, und wird ein ſchweigender Sklave, um ſeine Theekanne zu conſerviren. Wahrhaftig, ich fühle, wie das verdammte Porzelan mich im Schreiben hemmt, ich werde ſo milde, ſo vorſichtig, ſo ängſtlich .... Am Ende glaub' ich gar, der Porzelanhändler war ein öſterreichiſcher Polizeiagent und Metternich hat mir das Porzelan auf den Hals geladen, um mich zu zähmen. Ja, ja, deshalb war es ſo wohlfeil und der Mann war ſo beredſam. Ach! die Zuckerdoſe mit dem ehelichen Glück war eine ſo ſüße Lockſpeiſe! Ja, je mehr ich mein Porzelan betrachte, deſto wahrſcheinlicher wird mir der Gedanke, daß es von Metternich herrührt. Ich verdenke es ihm nicht im Mindeſten, daß man mir auf ſolche Weiſe beizukommen ſucht. Wenn man kluge Mittel gegen mich anwendet, werde ich nie unwirſch; nur die Plumpheit und die Dummheit iſt mir unausſtehlich. Da iſt aber unſer frankfurter Senat——"

Ich habe meine Gründe, den Mann nicht weiter ſprechen zu laſſen, und bemerke nur, daß er am Ende ſeiner Rede mit gutmüthigem Lachen ausrief:

„Aber noch bin ich ſtark genug, meine Porzelanfeſſeln zu brechen, und macht man mir den Kopf warm, wahrhaftig, die ſchöne vergoldete Theekanne fliegt zum Fenſter hinaus mitſammt der Zuckerdoſe und dem ehelichen Glück und dem Katharinenthurm und der Konſtablerwache und den vaterländiſchen Gegenden, und ich bin dann wieder ein freier Mann, nach wie vor!"

Börne's Humor, wovon ich eben ein ſprechendes Beiſpiel gegeben, unterſchied ſich von dem Humor Jean Paul's dadurch, daß letzterer gern die entfernteſten Dinge ineinanderrührte, während jener, wie ein luſtiges Kind, nur nach dem Nahliegenden griff, und während die Phantaſie des konfuſen Polyhiſtors von Bayreuth in der Rumpelkammer aller Zeiten herumkramte und mit Siebenmeilenſtiefeln alle Weltgegenden durchſchweifte, hatte Börne nur den gegenwärtigen Tag im Auge und die Gegenſtände, die ihn beſchäftigten, lagen alle in ſeinem räumlichen Geſichtskreis. Er beſprach das Buch, das er eben geleſen, das Ereigniß, das eben vorfiel, den Stein, an den er ſich eben geſtoßen, Rothſchild, an deſſen Haus er täglich vorbeiging, den Bundestag, der auf der Zeil reſidirt, und den er ebenfalls an Ort und Stelle haſſen konnte, endlich alle Gedankenwege führten ihn zu Metternich. Sein Groll gegen Goethe hatte vielleicht ebenfalls örtliche Anfänge; ich ſage Anfänge, nicht Urſachen; denn wenn auch der Umſtand, daß Frankfurt ihre gemeinſchaftliche Vaterſtadt war, Börne's Aufmerkſamkeit zunächſt auf Goethe lenkte, ſo war doch der Haß, der gegen dieſen Mann in ihm brannte und immer leidenſchaftlicher entloderte, nur die nothwendige Folge einer tiefen in der Natur beider Männer begründeten Differenz. Hier wirkte keine kleinliche Schelſucht, ſondern ein uneigennütziger Widerwille, der angebornen Trieben gehorcht, ein Hader, welcher, alt wie die Welt, ſich in allen Geſchichten des Menſchengeſchlechts kund giebt, und am grellſten hervortrat in dem Zweikampfe, welchen der judäiſche Spiritualismus gegen helleniſche Lebensherrlichkeit führte, ein Zweikampf, der noch immer nicht entſchieden iſt und vielleicht nie ausgekämpft wird: der kleine Nazarener haßte den großen Griechen, der noch dazu ein griechiſcher Gott war.

Das Werk von Wolfgang Menzel war eben erſchienen, und Börne freute ſich kindiſch, daß jemand gekommen ſei, der den Muth zeige ſo rückſichtslos gegen Goethe aufzutreten.

„Der Reſpekt" ſetzte er naiv hinzu, „hat mich immer davon abgehalten, dergleichen öffentlich auszuſprechen. Der Menzel, der hat Muth, der iſt ein ehrlicher Mann, und ein Gelehrter; den müſſen Sie kennen lernen, an dem werden wir noch viele Freude erleben; der hat viel Courage, der iſt ein grundehrlicher Mann, und ein großer Gelehrter! An dem Goethe iſt gar nichts, er iſt eine Memme, ein ſerviler Schmeichler und ein Dilettant."

Auf dieſes Thema kam er oft zurück; ich mußte ihm verſprechen, in Stuttgart den Menzel zu beſuchen, und er ſchrieb mir gleich zu dieſem Behufe eine Empfehlungskarte, und ich höre ihn noch eifrig hinzuſetzen: der hat Muth, außerordentlich viel Courage, der iſt ein braver, grundehrlicher Mann und ein großer Gelehrter!

Wie in ſeinen Aeußerungen über Goethe, ſo auch in ſeiner Beurtheilung

anderer Schriftſteller, verrieth Börne ſeine nazareniſche Beſchränktheit. Ich ſage nazareniſch, um mich weder des Ausdrucks „jüdiſch“ noch „chriſtlich“ zu bedienen, obgleich beide Ausdrücke für mich ſynonym ſind und von mir nicht gebraucht werden, um einen Glauben, ſondern um ein Naturell zu bezeichnen. „Juden“ und „Chriſten“ ſind für mich ganz ſinnverwandte Worte im Gegenſatz zu „Hellenen,“ mit welchem Namen ich ebenfalls kein beſtimmtes Volk, ſondern eine ſowohl angeborne als angebildete Geiſtesrichtung und Anſchauungsweiſe bezeichne. In dieſer Beziehung möchte ich ſagen: alle Menſchen ſind entweder Juden oder Hellenen, Menſchen mit ascetiſchen, bildfeindlichen, vergeiſtigungsſüchtigen Trieben, oder Menſchen von lebensheiterem, entfaltungsſtolzem und realiſtiſchem Weſen. So gab es Hellenen in deutſchen Predigerfamilien, und Juden, die in Athen geboren und vielleicht von Theſeus abſtammen. Der Bart macht nicht den Juden, oder der Zopf nicht den Chriſten, kann man hier mit Recht ſagen. Börne war ganz Nazarener, ſeine Antipathie gegen Goethe ging unmittelbar hervor aus ſeinem nazareniſchen Gemüthe, ſeine ſpätere politiſche Exaltazion war begründet in jenem ſchroffen Ascetismus, jenem Durſt nach Märtyrthum, der überhaupt bei den Republikanern gefunden wird, den ſie republikaniſche Tugend nennen und der von der Paſſionsſucht der früheren Chriſten ſo wenig verſchieden iſt. In ſeiner ſpätern Zeit wendete ſich Börne ſogar zum hiſtoriſchen Chriſtenthum, er ſank faſt in den Katholizismus, er fraterniſirte mit dem Pfaffen Lamenais und verfiel in den widerwärtigſten Kapuzinerton, als er ſich einſt über einen Nachfolger Goethe's, einen Pantheiſten von der heitern Obſervanz, öffentlich ausſprach. — Pſychologiſch merkwürdig iſt die Unterſuchung, wie in Börne's Seele allmählig das eingeborene Chriſtenthum emporſtieg, nachdem es lange niedergehalten worden von ſeinem ſcharfen Verſtand und ſeiner Luſtigkeit. Ich ſage Luſtigkeit gaité, nicht Freude, joie; die Nazarener haben zuweilen eine gewiſſe ſpringende gute Laune, eine witzige eichkätzchenhafte Munterkeit, gar lieblich kaprizlös, gar ſüß, auch glänzend, worauf aber bald eine ſtarre Gemüthsvertrübung folgt: es fehlt ihnen die Majeſtät der Genußſeligkeit, die nur bei bewußten Göttern gefunden wird.

Iſt aber in unſerem Sinne kein großer Unterſchied zwiſchen Juden und Chriſten, ſo exiſtirt dergleichen deſto herber in der Weltbetrachtung frankfurter Philiſter; über die Mißſtände, die ſich daraus ergeben, ſprach Börne ſehr viel und ſehr oft während den drei Tagen, die ich ihm zu Liebe in der freien Reichs- und Handelsſtadt Frankfurt am Main verweilte.

Ja, mit drolliger Güte drang er mir das Verſprechen ab, ihm drei Tage meines Lebens zu ſchenken, er ließ mich nicht mehr von ſich, und ich mußte mit ihm in der Stadt herumlaufen, allerlei Freunde beſuchen, auch Freundinnen, z. B. Madame Wohl auf dem Wollgraben. Dieſe Madame Wohl

auf dem Wollgraben ist die bekannte Freiheitsgöttin, an welche späterhin die Briefe aus Paris adressirt wurden. Ich sah eine magere Person, deren gelblich weißes, pockennarbiges Gesicht einem alten Matzekuchen glich. Trotz ihrem Aeußern und obgleich ihre Stimme kreischend war, wie eine Thüre, die sich auf rostigen Angeln bewegt, so gefiel mir doch alles, was die Person sagte; sie sprach nämlich mit großem Enthusiasmus von meinen Werken. Ich erinnere mich, daß sie ihren Freund in große Verlegenheit setzte, als sie ausplaudern wollte, was er ihr bei unserm Eintritt ins Ohr geflüstert; Börne ward roth wie ein Mädchen, als sie, trotz seiner Bitten, mir verrieth, er habe sich geäußert: mein Besuch sei für ihn eine größere Ehre, als wenn ihn Goethe besucht hätte. Wenn ich jetzt bedenke, wie schlecht er schon damals von Goethe dachte, so darf ich mir jene Aeußerung nicht als ein allzugroßes Compliment anrechnen.

Ueber das Verhältniß Börne's zu der erwähnten Dame erfuhr ich damals eben so wenig Bestimmtes, wie andere Leute. Auch war es mir gleichgültig, ob jenes Verhältniß warm oder kühl, feucht oder trocken war. Die böse Welt behauptete, Herr Börne säße bei Madame Wohl auf dem Wollgraben so recht in der Wolle: die ganze böse Welt zischelte: es herrsche zwischen beiden nur eine abstrakte Seelen-Verbindung, ihre Liebe sei platonisch.

Was mich betrifft, so interessirt mich bei ausgezeichneten Leuten der Gegenstand ihrer Liebesgefühle immer weniger, als das Gefühl der Liebe selbst. Letzteres aber — das weiß ich, muß bei Börne sehr stark gewesen sein. Wie später bei der Lektüre seiner gesammelten Schriften, so schon in Frankfurt durch manche hingeworfene Aeußerung, merkte ich, daß Börne zu verschiedenen Jahrzeiten seines Lebens von den Tücken des kleinen Gottes weidlich geplagt worden. Namentlich von den Qualen der Eifersucht weiß er viel zu sagen, wie denn überhaupt die Eifersucht in seinem Charakter lag, und ihn, im Leben wie in der Politik, alle Erscheinungen durch die gelbe Lupe des Mißtrauens betrachten ließ. Ich erwähnte, daß Börne zu verschiedenen Zeiten seines Lebens von Liebesleiden heimgesucht worden. —

„Ach," seufzte er einmal wie aus der Tiefe schmerzlicher Erinnerungen, „in spätern Jahren ist diese Leidenschaft noch weit gefährlicher als in der Jugend. Man sollte es kaum glauben, da sich doch mit dem Alter auch unsere Vernunft entwickelt hat, und diese uns unterstützen könnte im Kampfe mit der Leidenschaft. Saubere Unterstützung! Merken Sie sich das: die Vernunft hilft uns nur, jene kleinen Kaprizen zu bekämpfen, die wir auch ohne ihre Intervenzion bald überwinden würden. Aber sobald sich eine große wahre Leidenschaft unseres Herzens bemächtigt hat, und unterdrückt werden soll, wegen des positiven Schadens, der uns dadurch bedroht, alsdann gewährt uns die Vernunft wenig Hülfe, ja, die Canaille, sie wird alsdann sogar eine Bundes-

genoſſin des Feindes, und anſtatt unſere materiellen oder moraliſchen Intereſſen zu vertreten, leiht ſie dem Feinde, der Leidenſchaft, alle ihre Logik, alle ihre Sillogismen, alle ihre Sophismen, und dem ſtummen Wahnſinn liefert ſie die Waffe des Wortes. Vernünftig, wie ſie iſt, ſchlägt ſich die Vernunft immer zur Parthei des Stärkern, zur Parthei der Leidenſchaft, und verläßt ſie wieder, ſobald die Force derſelben durch die Gewalt der Zeit oder durch das Geſetz der Reaktion gebrochen wird. Wie verhöhnt ſie alsdann die Gefühle, die ſie kurz vorher ſo eifrig rechtfertigte! Mißtrauen Sie, lieber Freund, in der Leidenſchaft immer der Sprache der Vernunft, und iſt die Leidenſchaft erloſchen, ſo mißtrauen Sie ihr ebenfalls, und ſeien Sie nicht ungerecht gegen ihr Herz!"

Nachdem Börne mir Madame Wohl auf dem Wollgraben gezeigt, wollte er mich auch die übrigen Merkwürdigkeiten Frankfurts ſehen laſſen, und vergnügt, im gemüthlichſten Hundetrapp, lief er mir zur Seite, als wir durch die Straßen wanderten. Ein wunderliches Anſehen gab ihm ſein kurzes Mäntelchen und ſein weißes Hütchen, welches zur Hälfte mit einem ſchwarzen Flor umwickelt war. Der ſchwarze Flor bedeutete den Tod ſeines Vaters, welcher ihn bei Lebzeiten ſehr knapp gehalten, ihm jetzt aber auf einmal viel Geld hinterließ. Börne ſchien damals die angenehmen Empfindungen ſolcher Glücksveränderungen noch in ſich zu tragen, und überhaupt im Zenith des Wohlbehagens zu ſtehen. Er klagte ſogar über ſeine Geſundheit, d. h. er klagte, er werde täglich geſünder und mit der zunehmenden Geſundheit ſchwänden ſeine geiſtigen Fähigkeiten. „Ich bin zu geſund und kann nichts mehr ſchreiben, klagte er im Scherz, vielleicht auch im Ernſt, denn bei ſolchen Naturen iſt das Talent abhängig von gewiſſen krankhaften Zuſtänden, von einer gewiſſen Reizbarkeit, die ihre Empfindungs- und Ausdrucksweiſe ſteigert, und die mit der eintretenden Geſundheit wieder verſchwindet. „Er hat mich bis zur Dummheit kurirt," ſagte Börne von ſeinem Arzte, zu welchem er mich führte, und in deſſen Haus ich auch mit ihm ſpeiſte.

Die Gegenſtände, womit Börne in zufällige Berührung kam, gaben ſeinem Geiſte nicht blos die nächſte Beſchäftigung, ſondern wirkten auch unmittelbar auf die Stimmung ſeines Geiſtes, und mit ihrem Wechſel ſtand ſeine gute oder böſe Laune in unmittelbarer Verbindung. Wie das Meer von den vorüberziehenden Wolken, ſo empfing Börne's Seele die jedesmalige Färbung von den Gegenſtänden, denen er auf ſeinem Wege begegnete. Der Anblick ſchöner Gartenanlagen oder einer Gruppe ſchäckernder Mägde, die uns entgegenlachte, warfen gleichſam Roſenlichter über Börne's Seele, und der Wiederſchein derſelben gab ſich kund in ſprühenden Witzen. Als wir aber durch das Judenquartier gingen, ſchienen die ſchwarzen Häuſer ihre finſtern Schatten in ſein Gemüth zu gießen.

„Betrachten Sie dieſe Gaſſe, ſprach er ſeufzend, „und rühmen Sie mir alsdann das Mittelalter! Die Menſchen ſind todt, die hier gelebt und geweint haben, und können nicht widerſprechen, wenn unſere verrückten Poeten und noch verrücktern Hiſtoriker, wenn Naren und Schälke von der alten Herrlichkeit ihre Entzückungen drucken laſſen; aber wo die todten Menſchen ſchweigen, da ſprechen deſto lauter die lebendigen Steine.“

In der That, die Häuſer jener Straße ſahen mich an, als wollten ſie mir betrübſame Geſchichten erzählen, Geſchichten, die man wohl weiß, aber nicht wiſſen will, oder lieber vergäße, als daß man ſie ins Gedächtniß zurückriefe. So erinnere ich mich noch eines giebelhohen Hauſes, deſſen Kohlenſchwärze um ſo greller hervorſtach, da unter den Fenſtern eine Reihe kreideweißer Talglichter hingen; der Eingang, zur Hälfte mit roſtigen Eiſenſtangen vergittert, führte in eine dunkle Höhle, wo die Feuchtigkeit von den Wänden herabzurieſeln ſchien, und aus dem Innern tönte ein höchſt ſonderbarer, näſelnder Geſang. Die gebrochene Stimme ſchien die eines alten Mannes, und die Melodie wiegte ſich in den ſanfteſten Klagelauten, die allmählig bis zum entſetzlichſten Zorne anſchwollen. Was iſt das für ein Lied? frug ich meinen Begleiter. „Es iſt ein gutes Lied,“ antwortete dieſer mit einem mürriſchen Lachen, „ein lyriſches Meiſterſtück, das im diesjährigen Muſenalmanach ſchwerlich ſeines Gleichen findet . . .“ Sie kennen es vielleicht in der deutſchen Ueberſetzung: wir ſaßen an den Flüſſen Babels, unſere Harfen hingen an den Trauerweiden u. ſ. w. Ein Prachtgedicht! und der alte Rabbi Chayim ſingt es ſehr gut mit ſeiner zitt'rigen, abgemergelten Stimme; die Sonntag ſänge es vielleicht mit größerem Wohllaut, aber nicht mit ſo viel Ausdruck, mit ſo viel Gefühl . . . Denn der alte Mann haßt noch immer die Babylonier und weint noch täglich über den Untergang Jeruſalems durch Nebukatnezar . . . Dieſes Unglück kann er gar nicht vergeſſen, obgleich ſo viel Neues ſeitdem paſſirt iſt, und noch jüngſt der zweite Tempel durch Titus, den Böſewicht, zerſtört worden. Ich muß Ihnen nemlich bemerken, der alte Rabbi Chayim betrachtet den Titus keineswegs als ein delicium generis humani, er hält ihn für einen Böſewicht, den auch die Rache Gottes erreicht hat . . . Es iſt ihm nemlich eine kleine Mücke in die Naſe geflogen, die, allmählig wachſend, mit ihren Klauen in ſeinem Gehirn herumwühlte und ihm ſo grenzenloſe Schmerzen verurſachte, daß er nur dann einige Erholung empfand, wenn in ſeiner Nähe einige hundert Schmiede auf ihre Amboſe loshämmerten. Das iſt ſehr merkwürdig, daß alle Feinde der Kinder Iſrael ein ſo ſchlechtes Ende nehmen. Wie es dem Nebukatnezar gegangen iſt, wiſſen Sie, er iſt in ſeinen alten Tagen ein Ochs geworden und hat Gras eſſen müſſen. Sehen Sie den perſiſchen Staatsminiſter Haman, ward er nicht am Ende gehenkt zu Suſa, in der Hauptſtadt? Und Antiochus, der König von Syrien, iſt er nicht bei leben-

digem Leibe verfault, durch die Läuſeſucht? Die ſpätern Böſewichter, die Judenfeinde, ſollten ſich in Acht nehmen . . . Aber was hilft's, es ſchreckt ſie nicht ab, das furchtbare Beiſpiel, und dieſer Tage habe ich wieder eine Broſchüre gegen die Juden geleſen, von einem Profeſſor der Philoſophie, der ſich Magis amica nennt. Er wird einſt Gras eſſen, ein Ochs iſt er ſchon von Natur, vielleicht gar wird er mal gehenkt, wenn er die Sultanin Favorite des Königs von Flachſenfingen beleidigt, und Läuſe hat er gewiß auch ſchon wie der Antiochus. Am liebſten wär' mir's, er ginge zur See und machte Schiffbruch an der nordafrikaniſchen Küſte. Ich habe nämlich jüngſt geleſen, daß die Mahomedaner, die dort wohnen, ſich durch ihre Religion berechtigt glauben, alle Chriſten, die bei ihnen Schiffbruch leiden und in ihre Hände fallen, als Sklaven zu behandeln. Sie vertheilen unter ſich dieſe Unglücklichen und benutzen jeden derſelben nach ſeinen Fähigkeiten. So hat nun jüngſt ein Engländer, der jene Küſten bereiſte, dort einen deutſchen Gelehrten gefunden, der Schiffbruch gelitten und Sklave geworden, aber zu gar nichts anderem zu gebrauchen war, als daß man ihm Eier zum Ausbrüten unterlegte; er gehörte nämlich zur theologiſchen Fakultät. Ich wünſche nun, der Doctor Magis amica käme in eine ſolche Lage; wenn er auf ſeinen Eiern drei Wochen unaufſtehlich ſitzen müßte (ſind es Enteneier ſogar vier Wochen) ſo kämen ihm gewiß allerlei Gedanken in den Sinn, die ihm bisher nie eingefallen, und ich wette, er verwünſcht den Glaubensfanatismus, der in Europa die Juden und in Afrika die Chriſten herabwürdigt, und ſogar einen Doctor der Theologie bis zur Bruthenne entmenſcht . . . Die Hühner, die er ausgebrütet, werden ſehr tolerant ſchmecken, beſonders wenn man ſie mit einer Sauce à la Marengo verzehrt."

Aus leicht begreiflichen Gründen übergehe ich die Bemerkungen, die mein Begleiter in bitterſter Fülle losließ, als wir auf unſerer Wanderung im Weichbilde Frankfurts dem Hauſe vorübergingen, wo der Bundestag ſeine Sitzungen hält. Die Schildwache hielt ihr Mittagsſchläfchen in aufrechter Stellung, und die Schwalben, die an den Flieſen der Fenſter ihre friedlichen Neſter gebaut, flogen ſeelenruhig auf und nieder. Schwalben bedeuten Glück, behauptete meine Großmutter; ſie war ſehr abergläubiſch.

Von der Ecke der Schnur-Gaſſe bis zur Börſe mußten wir uns durchdrängen; hier fließt die goldene Ader der Stadt, hier verſammelt ſich der edle Handelsſtand und ſchachert und mauſchelt . . . Was wir nämlich in Norddeutſchland Mauſcheln nennen, iſt nichts anders als die eigentliche frankfurter Landesſprache, und ſie wird von der unbeſchnittenen Population eben ſo vortrefflich geſprochen, wie von der beſchnittenen. Börne ſprach dieſen Jargon ſehr ſchlecht, obgleich er, eben ſo wie Goethe, den heimathlichen Dialekt nie

ganz verläugnen konnte. Ich habe bemerkt, daß Frankfurter, die ſich von allen Handelsintereſſen entfernt hielten, am Ende jene frankfurter Ausſprache, die wir, wie geſagt, in Norddeutſchland Mauſcheln nennen, ganz verlernten.

Eine Strecke weiter, am Ausgange der Saalgaſſe, erfreuten wir uns einer viel angenehmeren Begegnung. Wir ſahen nämlich einen Rudel Knaben, welche aus der Schule kamen, hübſche Jungen mit roſigen Geſichtchen, einen Pack Bücher unterm Arm.

„Weit mehr Reſpekt,“ — rief Börne, — „weit mehr Reſpekt habe ich für dieſe Buben, als für ihre erwachſenen Väter. Jener Kleine mit der hohen Stirn denkt vielleicht jetzt an den zweiten puniſchen Krieg, und er iſt begeiſtert für Hannibal, und als man ihm heute erzählte, wie der große Karthager ſchon als Knabe den Römern Rache ſchwur . . . ich wette, da hat ſein kleines Herz mitgeſchworen . . . Haß und Untergang dem böſen Rom! Halte Deinen Eid, mein kleiner Waffenbruder. Ich möchte ihn küſſen, den vortrefflichen Jungen! Der andere Kleine, der ſo pfiffig hübſch ausſieht, denkt vielleicht an den Mithridates und möchte ihn einſt nachahmen . . . Das iſt auch gut, ganz gut, und du biſt mir willkommen. Aber, Burſche, wirſt du auch Gift ſchlucken können, wie der alte König des Pontus? Uebe dich frühzeitig. Wer mit Rom Krieg führen will, muß alle möglichen Gifte vertragen können, nicht blos plumpen Arſenik, ſondern auch einſchläferndes phantaſtiſches Opium, und gar das ſchleichende Aquatofona der Verläumdung! Wie gefällt Ihnen der Knabe, der ſo lange Beine hat und ein ſo unzufrieden aufgeſtülptes Näschen? Den jückt es vielleicht, ein Catalina zu werden, er hat auch lange Finger und er wird einmal den Ciceros unſerer Republik, den gepuderten Vätern des Vaterlandes, eine Gelegenheit geben, ſich mit langen ſchlechten Reden zu blamiren. Der dort, der arme kränkliche Bub, möchte gewiß weit lieber die Rolle des Brutus ſpielen . . . Armer Junge, du wirſt keinen Cäſar finden, und mußt dich begnügen, einige alte Perrücken mit Worten zu erſtechen, und wirſt dich endlich, nicht in dein Schwert, ſondern in die Schelling'ſche Philoſophie ſtürzen und verrückt werden! Ich habe Reſpekt für dieſe Kleinen, die ſich den ganzen Tag für die hochherzigſten Geſchichten der Menſchheit intereſſiren, während ihre Väter nur für das Steigen oder Fallen der Staatspapiere Intereſſe fühlen, und an Caffeebohnen und Cochenille und Manufakturwaaren denken! Ich hätte nicht übel Luſt, dem kleinen Brutus dort eine Tüte mit Zuckerkringeln zu kaufen . . . Nein, ich will ihm lieber Brantewein zu trinken geben, damit er klein bleibe . . . Nur ſo lange wir klein ſind, ſind wir ganz uneigennützig, ganz heldenmüthig, ganz heroiſch . . . Mit dem wachſenden Leib ſchrumpft die Seele immer mehr ein . . . Ich fühle es an mir ſelber . . . Ach, ich bin ein großer Mann geweſen, als ich noch ein kleiner Junge war!“

Als wir über den Römerberg kamen, wollte Börne mich in die alte Kaiſerburg hinaufführen, um dort die goldene Bulle zu betrachten.

„Ich habe ſie noch nie geſehen," ſeufzte er, „und ſeit meiner Kindheit hegte ich immer eine geheime Sehnſucht nach dieſer goldnen Bulle. Als Knabe machte ich mir die wunderlichſte Vorſtellung davon und ich hielt ſie für eine Kuh mit goldnen Hörnern; ſpäter bildete ich mir ein, es ſei ein Kalb, und erſt als ich ein großer Junge ward, erfuhr ich die Wahrheit, daß ſie nämlich nur eine alte Haut ſei, ein nichtsnützig Stück Pergament, worauf geſchrieben ſteht, wie Kaiſer und Reich ſich einander wechſelſeitig verkauften. Nein, laßt uns dieſen miſerabelen Contrakt, wodurch Deutſchland zu Grunde ging, nicht betrachten: ich will ſterben, ohne die goldne Bulle geſehen zu haben."

Ich übergehe hier ebenfalls die bitteren Nachbemerkungen. Es gab ein Thema, das man nur zu berühren brauchte, um die wildeſten und ſchmerzlichſten Gedanken, die in Börne's Seele lauerten, hervorzurufen; dieſes Thema war Deutſchland und der politiſche Zuſtand des deutſchen Volkes. Börne war Patriot vom Wirbel bis zur Zehe und das Vaterland war ſeine ganze Liebe.

Als wir denſelben Abend wieder durch die Judengaſſe gingen, und das Geſpräch über die Inſaſſen derſelben wieder anknüpften, ſprudelte die Quelle des Börne'ſchen Geiſtes um ſo heiterer, da auch jene Straße, die am Tage einen düſteren Anblick gewährte, jetzt aufs Fröhlichſte illuminirt war, und die Kinder Iſrael an jenem Abend, wie mir mein Cicerone erklärte, ihr luſtiges Lampenfeſt feierten. Dieſes iſt einſt geſtiftet worden zum ewigen Andenken an den Sieg, den die Makabäer über den König von Syrien ſo heldenmüthig erfochten haben.

„Sehen Sie," ſagte Börne, „das iſt der 18te October der Juden, nur daß dieſer makabäiſche 18te October mehr als zwei Jahrtauſende alt iſt, und noch immer gefeiert wird, ſtatt daß der leipziger 18te October noch nicht das funfzehnte Jahr erreicht hat, und bereits in Vergeſſenheit gerathen. Die Deutſchen ſollten bei der alten Madame Rothſchild in die Schule gehen, um Patriotismus zu lernen. Sehen Sie hier, in dieſem kleinen Hauſe wohnt die alte Frau, die Lätizia, die ſo viele Finanzbonaparten geboren hat, die große Mutter aller Anleihen, die aber trotz der Weltherrſchaft ihrer königlichen Söhne noch immer ihr kleines Stammſchlößchen in der Judengaſſe nicht verlaſſen will, und heute wegen des großen Freudenfeſtes ihre Fenſter mit weißen Vorhängen geziert hat. Wie vergnügt funkeln die Lämpchen, die ſie mit eigenen Händen anzündete, um jenen Siegestag zu feiern, wo Judas Makabäus und ſeine Brüder eben ſo tapfer und heldenmüthig das Vaterland befreiten, wie in unſern Tagen Friedrich Wilhelm, Alexander und Franz II. Wenn die gute Frau dieſe Lämpchen betrachtet, treten ihr die Thränen in die alten Augen, und ſie erinnert ſich mit wehmüthiger Wonne jener jüngeren

Zeit, wo der ſelige Meyer Anſchel Rothſchild, ihr theurer Gatte, das Lampenfeſt mit ihr feierte, und ihre Söhne noch kleine Bübchen waren und kleine Lichtchen auf den Boden pflanzten, und in kindiſcher Luſt darüber hin- und herſprangen, wie es Brauch und Sitte iſt in Iſrael!"

„Der alte Rothſchild," fuhr Börne fort, „der Stammvater der regierenden Dynaſtie, war ein braver Mann, die Frömmigkeit und Gutherzigkeit ſelbſt. Es war ein mildthätiges Geſicht mit einem ſpitzigen Bärtchen, auf dem Kopf ein dreieckig gehörnter Hut, und die Kleidung mehr als beſcheiden, faſt ärmlich. So ging er in Frankfurt herum, und beſtändig umgab ihn, wie ein Hofſtaat, ein Haufen armer Leute, denen er Almoſen ertheilte oder mit gutem Rath zuſprach; wenn man auf der Straße eine Reihe von Bettlern antraf mit getröſteten und vergnügten Mienen, ſo wußte man, daß hier eben der alte Rothſchild ſeinen Durchzug gehalten. Als ich noch ein kleines Bübchen war, und eines Freitags Abends mit meinem Vater durch die Judengaſſe ging, begegneten wir dem alten Rothſchild, welcher eben aus der Synagoge kam; ich erinnere mich, daß er, nachdem er mit meinem Vater geſprochen, auch mir einige liebreiche Worte ſagte, und daß er endlich die Hand auf meinen Kopf legte, um mich zu ſegnen. Ich bin feſt überzeugt, dieſem Rothſchild'ſchen Segen verdanke ich es, daß ſpäterhin, obgleich ich ein deutſcher Schriftſteller wurde, doch niemals das baare Geld in meiner Taſche ganz ausging."

Ich kann nicht umhin, hier die Zwiſchenbemerkung einzuſchalten, daß Börne immer im behaglichen Wohlſtande lebte, und ſein ſpäterer Ultraliberalismus keineswegs, wie bei vielen Patrioten, dem verbiſſenen Ingrimm der eigenen Armuth beizumeſſen war. Obgleich er ſelber reich war, ich ſage reich nach dem Maaßgabe ſeiner Bedürfniſſe, ſo hegte er doch einen unergründlichen Groll gegen die Reichen. Obgleich der Segen des Vaters auf ſeinem Haupte ruhte, ſo haßte er doch die Söhne, Meyer Amſel Rothſchild's Söhne.

Wie weit die perſönlichen Eigenſchaften dieſer Männer zu jenem Haſſe berechtigten, will ich hier nicht unterſuchen: es wird an einem anderen Orte ausführlich geſchehen. Hier möchte ich nur der Bemerkung Raum geben, daß unſere deutſchen Freiheitsprediger eben ſo ungerecht wie thöricht handeln, wenn ſie das Haus Rothſchild wegen ſeiner politiſchen Bedeutung, wegen ſeiner Einwirkung auf die Intereſſen der Revolution, kurz wegen ſeines öffentlichen Charakters, mit ſo viel Grimm und Blutgier anfeinden. Es giebt keine ſtärkere Beförderer der Revolution als eben die Rothſchilde . . . und was noch befremdlicher klingen mag: dieſe Rothſchilde, die Banquiers der Könige, dieſe fürſtlichen Seckelmeiſter, deren Exiſtenz durch einen Umſturz des europäiſchen Staatenſyſtems in die ernſthafteſten Gefahren gerathen dürfte, ſie tragen dennoch im Gemüthe das Bewußtſein ihrer revolutionären Sendung. Namentlich iſt dieſes der Fall bei dem Manne, der unter dem ſcheinloſen Namen

Baron James bekannt iſt, und in welchem ſich jetzt, nach dem Tode ſeines erlauchten Bruders von England, die ganze politiſche Bedeutung des Hauſes Rothſchild reſumirt. Dieſer Nero der Finanz, der ſich in der Rue-Laffitte ſeinen goldenen Palaſt erbauet hat, und von dort aus als unumſchränkter Imperator die Börſen beherrſcht, er iſt, wie weiland ſein Vorgänger, der römiſche Nero, am Ende ein gewaltſamer Zerſtörer des bevorrechteten Patrizierthums und Begründer der neuen Demokratie. Einſt, vor mehren Jahren, als er in guter Laune war und wir Arm in Arm, ganz familiär wie Hirſch Hyazinth ſagen würde, in den Straßen von Paris umherflannirten, ſetzte mir Baron James ziemlich klar auseinander: wie eben er ſelber, durch ſein Staatspapierenſyſtem, für den geſellſchaftlichen Fortſchritt in Europa überall die erſten Bedingniſſe erfüllt, gleichſam Bahn gebrochen habe.

„Zu jeder Begründung einer neuen Ordnung von Dingen" — ſagte er mir — „gehört ein Zuſammenfluß von bedeutenden Menſchen, die ſich mit dieſen Dingen gemeinſam zu beſchäftigen haben. Dergleichen Menſchen lebten ehemals vom Ertrag ihrer Güter oder ihres Amtes, und waren deßhalb nie ganz frei, ſondern immer an einen entfernten Grundbeſitz oder an irgend eine örtliche Amtsverwaltung gefeſſelt; jetzt aber gewährt das Staatspapierenſyſtem dieſen Menſchen die Freiheit, jeden beliebigen Aufenthalt zu wählen, überall können ſie von den Zinſen ihrer Staatspapiere, ihres portativen Vermögens geſchäftslos leben, und ſie ziehen ſich zuſammen und bilden die eigentliche Macht der Hauptſtädte. Von welcher Wichtigkeit aber eine ſolche Reſidenz der verſchiedenartigſten Kräfte, eine ſolche Centraliſation der Intelligenzen und ſocialen Autoritäten, das iſt hinlänglich bekannt. Ohne Paris hätte Frankreich nie ſeine Revolution gemacht; hier hatten ſo viele ausgezeichnete Geiſter Weg und Mittel gefunden, eine mehr oder minder ſorgloſe Exiſtenz zu führen, mit einander zu verkehren und ſo weiter. Jahrhunderte haben in Paris einen ſolchen günſtigen Zuſtand allmählich herbeigeführt. Durch das Rentenſyſtem wäre Paris weit ſchneller Paris geworden, und die Deutſchen, die gern eine ähnliche Hauptſtadt hätten, ſollten nicht über das Rentenſyſtem klagen: es centraliſirt, es macht vielen Leuten möglich, an einem ſelbſtgewählten Orte zu leben, und von dort aus der Menſchheit jeden nützlichen Impuls zu geben . . .

Von dieſem Standpunkte aus betrachtet Rothſchild die Reſultate ſeines Schaffens und Treibens. Ich bin mit dieſer Anſicht ganz einverſtanden, ja ich gehe noch weiter, und ich ſehe in Rothſchild einen der größten Revolutionäre, welche die moderne Demokratie begründeten. Richelieu, Robespierre und Rothſchild ſind für mich drei terroriſtiſche Namen, und ſie bedeuten die graduelle Vernichtung der alten Ariſtokratie. Richelieu, Robespierre und Rothſchild ſind die drei furchtbarſten Nivelleurs Europa's. Richelieu zerſtörte

die Souverainetät des Feudaladels und beugte ihn unter jene königliche Willkühr, die ihn entweder durch Hofdienſt herabwürdigte, oder durch krautjunkerliche Unthätigkeit in der Provinz vermodern ließ. Robespierre ſchlug dieſem unterwürfigen und faulen Adel endlich das Haupt ab. Aber der Boden blieb, und der neue Herr deſſelben, der neue Gutsbeſitzer, ward ganz wieder ein Ariſtokrat, wie ſeine Vorgänger, deren Prätentionen er unter anderem Namen fortſetzte. Da kam Rothſchild, und zerſtörte die Oberherrſchaft des Bodens, indem er das Staatspapierenſyſtem zur höchſten Macht emporhob, dadurch die großen Beſitzthümer und Einkünfte mobiliſirte, und gleichſam das Geld mit den ehemaligen Vorrechten des Bodens belehnte. Er ſtiftete freilich dadurch eine neue Ariſtokratie, aber dieſe, beruhend auf dem unzuverläſſigſten Elemente, auf dem Gelde, kann nimmermehr ſo nachhaltig mißwirken, wie die ehemalige Ariſtokratie, die im Boden, in der Erde ſelber, wurzelte. Geld iſt flüſſiger als Waſſer, windiger als Luft, und dem jetzigen Geldadel verzeiht man gern ſeine Impertinenzen, wenn man ſeine Vergänglichkeit bedenkt . . . er zerrinnt und verdunſtet, ehe man ſich deſſen verſieht.

Indem ich oben die Namen Richelieu, Robespierre und Rothſchild zuſammenſtellte, drängte ſich mir die Bemerkung auf, daß dieſe drei größten Terroriſten noch mancherlei andere Aehnlichkeiten bieten. Sie haben z. B. mit einander gemein eine gewiſſe natürliche Liebe zur Poeſie: Richelieu ſchrieb ſchlechte Tragödien, Robespierre machte erbärmliche Madrigale, und James Rothſchild, wenn er luſtig wird, fängt er an zu reimen . . .

Doch das gehört nicht hierher, dieſe Blätter haben ſich zunächſt mit einem kleineren Revoluzionär, mit Ludwig Börne zu beſchäftigen. Dieſer hegte, wie wir mit Bedauern bemerken, den höchſten Haß gegen die Rothſchilde, und in ſeinem Geſpräche, als wir zu Frankfurt dem Stammhauſe derſelben vorübergingen, äußerte ſich jener Haß bereits eben ſo grell und giftig, wie in ſeinen ſpäteren pariſer Briefen. Nichtsdeſtoweniger ließ er doch den perſönlichen Eigenſchaften dieſer Leute Gerechtigkeit wiederfahren, und er geſtand mir ganz naiv: daß er ſie nur haſſen könne, daß es ihm aber trotz aller Mühe nicht möglich ſei, ſie verächtlich oder gar lächerlich zu finden.

„Denn ſehen Sie," — ſprach er — „die Rothſchilde haben ſo viel Geld, eine ſolche Unmaſſe von Geld, daß ſie uns einen faſt grauenhaften Reſpekt einflößen; ſie identifizirten ſich ſo zu ſagen mit dem Begriff des Geldes überhaupt, und Geld kann man nicht verachten. Auch haben dieſe Leute das ſicherſte Mittel angewendet, um jenem Ridikül zu entgehen, dem ſo manche andere baroniſirte Millionären-Familien des alten Teſtaments verfallen ſind: ſie enthalten ſich des chriſtlichen Weihwaſſers. Die Taufe iſt jetzt bei den reichen Juden an der Tagesordnung, und das Evangelium, das dem armen Judäas vergebens geprebigt worden, iſt jetzt in Floribus bei den Reichen. Aber

da die Annahme deſſelben nur Selbſtbetrug, wo nicht gar Lüge iſt, und das angeheuchelte Chriſtenthum mit dem alten Adam bisweilen recht grell kontraſtirt, ſo geben dieſe Leute dem Witze und dem Spotte die bedenklichſten Blößen. Oder glauben Sie, daß durch die Taufe die innere Natur ganz verändert worden? Glauben Sie, daß man Läuſe in Flöhe verwandeln kann, wenn man ſie mit Waſſer begießt?"

Ich glaube nicht.

„Ich glaub's auch nicht, und ein eben ſo melancholiſcher wie lächerlicher Anblick iſt es für mich, wenn die alten Läuſe, die noch aus Egypten ſtammen, aus der Zeit der pharaoniſchen Plage, ſich plötzlich einbilden, ſie wären Flöhe, und chriſtlich zu hüpfen beginnen. In Berlin habe ich auf der Straße alte Töchter Iſraels geſehen, die am Halſe lange Kreuze trugen, Kreuze, die noch länger als ihre Naſen und bis an den Nabel reichten; in den Händen hielten ſie ein evangeliſches Geſangbuch, und ſie ſprachen von der prächtigen Predigt, die ſie eben in der Dreifaltigkeitskirche gehört. Die eine frug die andere: bei wem ſie das heilige Abendmahl genommen? und beide rochen dabei aus dem Halſe. Widerwärtiger war mir noch der Anblick von ſchmutzigen Bartjuden, die aus ihren polniſchen Kloaken kamen, von der Bekehrungsgeſellſchaft in Berlin für den Himmel angeworben wurden, und in ihrem mundfaulen Dialekte das Chriſtenthum predigten und ſo entſetzlich dabei ſtanken. Es wäre jedenfalls wünſchenswerth, wenn man dergleichen polniſches Läuſevolk nicht mit gewöhnlichem Waſſer, ſondern mit Eau-de-Cologne taufen ließe."

Im Hauſe des Gehängten, unterbrach ich dieſe Rede, muß man nicht von Stricken ſprechen, lieber Doktor, ſagen Sie mir vielmehr: wo ſind jetzt die großen Ochſen, die, wie mein Vater mir einſt erzählte, auf dem jüdiſchen Kirchhofe hier zu Frankfurt herumliefen und in der Nacht ſo entſetzlich brüllten, daß die Ruhe der Nachbarn dadurch geſtört wurde?

„Ihr Herr Vater" rief Börne lachend, „hat Ihnen in der That keine Unwahrheit geſagt. Es exiſtirte früherhin der Gebrauch, daß die jüdiſchen Viehhändler die männliche Erſtgeburt ihrer Kühe nach bibliſcher Vorſchrift dem lieben Gotte widmeten, und in dieſer Abſicht, aus allen Gegenden Deutſchlands, hierher nach Frankfurt brachten, wo man jenen Ochſen Gottes den jüdiſchen Kirchhof zum Graſen anwies, und wo ſie bis an ihr ſeliges Ende ſich herumtrieben und wirklich oft entſetzlich brüllten. Aber die alten Ochſen ſind jetzt todt, und das heutige Rindvieh hat nicht mehr den rechten Glauben, und ihre Erſtgeburten bleiben ruhig daheim, wenn ſie nicht gar zum Chriſtenthume übergehen. Die alten Ochſen ſind todt."

Ich kann nicht umhin, bei dieſer Gelegenheit zu erwähnen, daß mich Börne während meines Aufenthalts in Frankfurt einlud, bei einem ſeiner Freunde zu Mittag zu ſpeiſen, und zwar weil derſelbe, in getreuer Beharrniß an jüdi-

ſchen Gebräuchen, mir die berühmte Schaletſpeiſe vorſetzen werde; und in der That, ich erfreute mich dort jenes Gerichtes, das vielleicht noch egyptiſchen Urſprungs und alt wie die Pyramiden iſt. Ich wundre mich, daß Börne ſpäterhin, als er ſcheinbar in humoriſtiſcher Laune, in der That aber aus plebejiſcher Abſicht, durch mancherlei Erfindungen und Inſinuazionen, wie gegen Kronenträger überhaupt, ſo auch gegen ein gekröntes Dichterhaupt den Pöbel verhetzte ... ich wundre mich, daß er in ſeinen Schriften nie erzählt hat, mit welchem Appetit, mit welchem Enthuſiasmus, mit welcher Andacht, mit welcher Ueberzeugung ich einſt beim Doctor St. ..... das altjüdiſche Schaleteſſen verzehrt habe! Dieſes Gericht iſt aber auch ganz vortrefflich, und es iſt ſchmerzlichſt zu bedauern, daß die chriſtliche Kirche, die dem alten Judenthume ſo viel Gutes entlehnte, nicht auch den Schalet adoptirt hat. Vielleicht hat ſie ſich dieſes für die Zukunft noch vorbehalten, und wenn es ihr mal ganz ſchlecht geht, wenn ihre heiligſten Symbole, ſogar das Kreuz, ſeine Kraft verloren, greift die chriſtliche Kirche zum Schaleteſſen, und die entwiſchten Völker werden ſich wieder mit neuem Appetit in ihren Schooß hineindrängen. Die Juden wenigſtens werden ſich alsdann auch mit Ueberzeugung dem Chriſtenthume anſchließen ... denn, wie ich klar einſehe, es iſt nur der Schalet, der ſie zuſammenhält in ihrem alten Bunde. Börne verſicherte mir ſogar, daß die Abtrünnigen, welche zum neuen Bunde übergegangen, nur den Schalet zu riechen brauchen, um ein gewiſſes Heimweh nach der Synagoge zu empfinden, daß der Schalet ſo zu ſagen der Kuhreigen der Juden ſei.“

Auch nach Bornheim ſind wir mit einander hinausgefahren, am Sabbath, um dort Kaffee zu trinken und die Töchter Iſraels zu betrachten ... Es waren ſchöne Mädchen und rochen nach Schalet, allerliebſt. Börne zwinkerte mit den Augen. In dieſem geheimnißvollen Zwinkern, in dieſem unſicher lüſternen Zwinkern, das ſich vor der innern Stimme fürchtet, lag die ganze Verſchiedenheit unſerer Gefühlsweiſe. Börne nämlich war, wenn auch nicht in ſeinen Gedanken, doch deſto mehr in ſeinen Gefühlen, eine Sklave der nazareniſchen Abſtinenz; und wie es allen Leuten ſeines Gleichen geht, die zwar die ſinnliche Enthaltſamkeit als höchſte Tugend anerkennen, aber nicht vollſtändig ausüben können, ſo wagte er es nur im Verborgenen, zitternd und erröthend, wie ein genäſchiger Knabe, von Evas verbotenen Aepfeln zu koſten. Ich weiß nicht, ob bei dieſen Leuten der Genuß intenſiver iſt, als bei uns, die wir dabei den Reiz des geheimen Unterſchleifs, der moraliſchen Contrebande, entbehren; behauptet man doch, daß Mahomed ſeinen Türken den Wein verboten habe, damit er ihnen deſto ſüßer ſchmecke.

In großer Geſellſchaft war Börne wortkarg und einſylbig, und dem Fluß der Rede überließ er ſich nur im Zwiegeſpräch, wenn er glaubte, ſich neben einem gleichgeſinnten Menſchen zu befinden. Daß Börne mich für einen ſol-

chen anſah, war ein Irrthum, der ſpäterhin für mich ſehr viele Verdrießlichkeiten hatte. Schon damals in Frankfurt harmonirten wir nur im Gebiete der Politik, keineswegs in den Gebieten der Philoſophie, oder der Kunſt, oder der Natur — die ihm ſämmtlich verſchloſſen waren. Vielleicht entfallen mir ſpäterhin in dieſer Beziehung einige charakteriſtiſche Züge. Wir waren überhaupt von entgegengeſetztem Weſen, und dieſe Verſchiedenheit wurzelte am Ende vielleicht nicht bloß in unſerer moraliſchen, ſondern auch phyſiſchen Natur.

Es gibt im Grunde nur zwei Menſchenſorten, die mageren und die fetten, oder vielmehr Menſchen, die immer dünner werden, und ſolche, die aus ſchmächtigen Anfängen allmählig zur ründlichſten Corpulenz übergehen. Die erſteren ſind eben die gefährliche Sorte, die Cäſar ſo ſehr fürchtete — ich wollte, er wäre fetter, ſagt er von Caſſius. Brutus war von einer ganz andern Sorte, und ich bin überzeugt, wenn er nicht die Schlacht bei Philippi verloren, und ſich bei dieſer Gelegenheit erſtochen hätte, wäre er eben ſo dick geworden, wie der Schreiber dieſer Blätter. — „Und Brutus war ein braver Mann.“

Da ich hier an Shakeſpeare erinnert werde, ſo ergreife ich die Gelegenheit, mich für eine alte Lesart zu erklären, die den Hamlet „fett“ nennt. — Bedauernswürdiger Prinz von Dänemark! die Natur hatte Dich dazu beſtimmt, in glücklicher Wohlbeleibtheit Deine Tage zu verſchleudern, und da fällt auf einmal die Welt aus ihren Angeln, und Du ſollſt ſie wieder einrahmen! Armer dicker Dänenprinz! — — —

Die drei Tage, welche ich in Frankfurt in Börne's Geſellſchaft zubrachte, verfloſſen in faſt idylliſcher Friedſamkeit. Er beſtrebte ſich angelegentlichſt, mir zu gefallen. Er ließ die Raqueten ſeines Witzes ſo heiter als möglich aufleuchten, und wie bei chineſiſchen Feuerwerken am Ende der Feuerwerker ſelbſt unter ſprühendem Flammengepraſſel in die Luft ſteigt: ſo ſchloſſen die humoriſtiſchen Reden des Mannes immer mit einem tollen Brillantfeuer, worin er ſich ſelbſt aufs keckſte preis gab. Er war harmlos wie ein Kind. Bis zum letzten Augenblick meines Aufenthalts in Frankfurt, lief er gemüthlich neben mir einher, mir an den Augen ablauſchend, ob er mir vielleicht noch irgend eine Liebe erweiſen könne. Er wußte, daß ich auf Veranlaſſung des alten Baron Cotta nach München reiſte, um dort die Redaktion der politiſchen Annalen zu übernehmen, und auch einigen projektirten literariſchen Inſtituten meine Thätigkeit zu widmen. Es galt damals, für die liberale Preſſe jene Organe zu ſchaffen, die ſpäterhin ſo heilſamen Einfluß üben könnten; es galt, die Zukunft zu ſäen, eine Ausſaat, für welche in der Gegenwart nur die Feinde Augen hatten, ſo daß der arme Sämann ſchon gleich nur Aerger und Schmähung einerndtete. Männiglich bekannt ſind die giftigen Jämmerlichkeiten, welche die ultramontane ariſtokratiſche Propaganda in München gegen mich und meine Freunde ausübte.

„Hüten Sie ſich, in München mit den Pfaffen zu kollidiren," waren die letzten Worte, welche mir Börne beim Abſchied ins Ohr flüſterte. Als ich ſchon im Coupe des Poſtwagens ſaß, blickte er mir noch lange nach, wehmüthig, wie ein alter Seemann, der ſich aufs feſte Land zurückgezogen hat, und ſich von Mitleid bewegt fühlt, wenn er einen jungen Fant ſieht, der ſich zum erſten Male aufs Meer begiebt .... Der Alte glaubte damals, dem tückiſchen Elemente auf ewig Valet geſagt zu haben, und den Reſt ſeiner Tage im ſichern Hafen beſchließen zu können. Armer Mann! Die Götter wollten ihm dieſe Ruhe nicht gönnen! Er mußte bald wieder hinaus auf die hohe See, und dort begegneten ſich unſere Schiffe, während jener furchtbare Sturm wüthete, worin er zu Grunde ging. Wie das heulte! wie das krachte! Beim Licht der gelben Blitze, die aus dem ſchwarzen Gewölk herabſchoſſen, konnte ich genau ſehen, wie Muth und Sorge auf dem Geſichte des Mannes ſchmerzlich wechſelten! Er ſtand am Steuer ſeines Schiffes, und trotzte dem Ungeſtüm der Wellen, die ihn manchmal zu verſchlingen drohten, manchmal ihn nur kleinlich beſpritzten und durchnäßten, was einen ſo kummervollen und zugleich komiſchen Anblick gewährte, daß man darüber weinen und lachen konnte. Armer Mann! Sein Schiff war ohne Anker und ſein Herz ohne Hoffnung ... Ich ſah, wie der Maſt brach, wie die Winde das Tauwerk zerriſſen ... Ich ſah, wie er die Hand nach mir ausſtreckte ...

Ich durfte ſie nicht erfaſſen, ich durfte die koſtbare Ladung, die heiligen Schätze, die mir vertraut, nicht dem ſicheren Verderben preisgeben ... Ich trug an Bord meines Schiffes die Götter der Zukunft.

Zweites Buch.

Helgoland, den 1. Julius 1830.

— — Ich ſelber bin dieſes Guerilla-Krieges müde und ſehne mich nach Ruhe, wenigſtens nach einem Zuſtand, wo ich mich meinen natürlichen Neigungen, meiner träumeriſchen Art und Weiſe, meinem phantaſtiſchen Sinnen und Grübeln, ganz feſſellos hingeben kann. Welche Ironie des Geſchickes, daß ich, der ich mich ſo gerne auf die Pfühle des ſtillen beſchaulichen Gemüthlebens bette, daß eben ich dazu beſtimmt war, meine armen Mitdeutſchen aus ihrer Behaglichkeit hervorzugeißeln, und in die Bewegung hineinzuhetzen! Ich, der ich mich am liebſten damit beſchäftige, Wolkenzüge zu beobachten, metriſche Wortzauber zu erklügeln, die Geheimniſſe der Elementargeiſter zu erlauſchen, und mich in die Wunderwelt alter Mährchen zu verſenken . . . ich mußte politiſche Annalen herausgeben, Zeitintereſſen vortragen, revolutionäre Wünſche anzetteln, die Leidenſchaften aufſtacheln, den armen deutſchen Michel beſtändig an der Naſe zupfen, daß er aus ſeinem geſunden Rieſenſchlaf erwache . . . Freilich, ich konnte dadurch bei dem ſchnarchenden Giganten nur ein ſanftes Nieſen, keineswegs aber ein Erwachen bewirken . . . Und riß ich auch heftig an ſeinem Kopfkiſſen, ſo rückte er es ſich doch wieder zurecht mit ſchlaftrunkener Hand . . . Einſt wollte ich aus Verzweiflung ſeine Nachtmütze in Brand ſtecken, aber ſie war ſo feucht von Gedankenſchweiß, daß ſie nur gelinde rauchte . . . und Michel lächelte im Schlummer . . .

Ich bin müde und lechze nach Ruhe. Ich werde mir ebenfalls eine deutſche Nachtmütze anſchaffen und über die Ohren ziehen. Wenn ich nur wüßte, wo ich jetzt mein Haupt niederlegen kann. In Deutſchland iſt es unmöglich. Jeden Augenblick würde ein Polizeidiener herankommen und mich rütteln, um zu erproben, ob ich wirklich ſchlafe; ſchon dieſe Idee verdirbt mir alles Behagen. Aber in der That, wo ſoll ich hin? Wieder nach Süden? Nach dem Lande, wo die Zitronen blühen und die Goldorangen? Ach! vor jedem Zitronenbaum ſteht dort eine öſtreichiſche Schildwache, und donnert Dir ein ſchreckliches Werda! entgegen. Wie die Zitronen, ſo ſind auch die Goldorangen jetzt ſehr ſauer. Oder ſoll ich nach Norden? Etwa nach Nordoſten? Ach, die Eisbären ſind jetzt gefährlicher als je, ſeitdem ſie ſich civiliſiren und

Glacehandſchuh tragen. Oder ſoll ich wieder nach dem verteufelten England, wo ich nicht in effigie hängen, viel weniger in Perſon leben möchte! Man ſollte einem noch Geld dazugeben, um dort zu wohnen, und ſtatt deſſen koſtet einem der Aufenthalt in England doppelt ſo viel, wie an anderen Orten. Nimmermehr nach dieſem ſchnöden Lande, wo die Maſchinen ſich wie Menſchen, und die Menſchen wie Maſchinen gebehrden. Das ſchnurrt und ſchweigt ſo beängſtigend. Als ich dem hieſigen Gouverneur präſentirt wurde, und dieſer Stockengländer mehre Minuten ohne ein Wort zu ſprechen unbeweglich vor mir ſtand, kam es mir unwillkührlich in den Sinn, ihn einmal von hinten zu betrachten, um nachzuſehen, ob man etwa dort vergeſſen habe, die Maſchinen aufzuziehen. Daß die Inſel Helgoland unter brittiſcher Herrſchaft ſteht, iſt mir ſchon hinlänglich fatal. Ich bilde mir manchmal ein, ich röche jene Langeweile, welche Albions Söhne überall ausdünſten. In der That, aus jedem Engländer entwickelt ſich ein gewiſſes Gas, die tödtliche Stickluft der Langeweile, und dieſes habe ich mit eigenen Augen beobachtet, nicht in England, wo die Atmoſphäre ganz davon geſchwängert iſt, aber in ſüdlichen Ländern, wo der reiſende Britte iſolirt umherwandert, und die graue Aureole der Langeweile, die ſein Haupt umgibt, in der ſonnigblauen Luft recht ſchneidend ſichtbar wird. Die Engländer freilich glauben, ihre dicke Langeweile ſei ein Produkt des Ortes, und um derſelben zu entfliehen, reiſen ſie durch alle Lande, langweilen ſich überall und kehren heim mit einem diary of an ennuyée. Es geht ihnen, wie dem Soldaten, dem ſeine Kameraden, als er ſchlafend auf der Pritſche lag, Unrath unter die Naſe rieben; als er erwachte, bemerkte er, es röche ſchlecht in der Wachtſtube, und er ging hinaus, kam aber bald zurück und behauptete, auch draußen röche es übel, die ganze Welt ſtänke.

Einer meiner Freunde, welcher jüngſt aus Frankreich kam, behauptete, die Engländer bereiſten den Continent aus Verzweiflung über die plumpe Küche ihrer Heimath; an den franzöſiſchen Table-d'hôten ſähe man dicke Engländer, die nichts als Vol-au-Vents, Crème, Süprèms, Ragouts, Gelees und dergleichen luftige Speiſen verſchluckten, und zwar mit jenem koloſſalen Appetite, der ſich daheim an Roſtbeefmaſſen und Yorkſhyrer Plumpudding geübt hatte, und wodurch am Ende alle franzöſiſche Gaſtwirthe zu Grunde gehen müſſen. Iſt etwa wirklich die Exploitazion der Table-d'hôten der geheime Grund, weshalb die Engländer herumreiſen? Während wir über die Flüchtigkeit lächeln, womit ſie überall die Merkwürdigkeiten und Gemäldegallerien anſehen, ſind ſie es vielleicht, die uns myſtificiren, und ihre belächelte Neugier iſt nichts als ein pfiffiger Deckmantel für ihre gaſtronomiſchen Abſichten?

Aber wie vortrefflich auch die franzöſiſche Küche, in Frankreich ſelbſt ſoll es jetzt ſchlecht ausſehen, und die große Retirade hat noch kein Ende. Die Je-

ſuiten floriren dort und ſingen Triumphlieder. Die dortigen Machthaber ſind dieſelben Thoren, denen man bereits vor funfzig Jahren die Köpfe abgeſchlagen . . . Was half's! ſie ſind dem Grabe wieder entſtiegen, und jetzt iſt ihr Regiment thörigter als früher; denn, als man ſie aus dem Todtenreich ans Tageslicht heraufließ, haben manche von ihnen, in der Haſt, den erſten beſten Kopf aufgeſetzt, der ihnen zur Hand lag, und da ereigneten ſich gar heilloſe Mißgriffe: die Köpfe paſſen manchmal nicht zu dem Rumpf und zu dem Herzen, das darin ſpukt. Da iſt mancher, welcher wie die Vernunft ſelbſt auf der Tribüne ſich ausſpricht, ſo daß wir den klugen Kopf bewundern, und doch läßt er ſich gleich darauf von dem unverbeſſerlich verrückten Herzen zu den dümmſten Handlungen verleiten . . . Es iſt ein grauenhafter Widerſpruch zwiſchen den Gedanken und Gefühlen, den Grundſätzen und Leidenſchaften, den Reden und den Thaten dieſer Revenants!

Oder ſoll ich nach Amerika, nach dieſem ungeheuren Freiheitsgefängniß, wo die unſichtbaren Ketten mich noch ſchmerzlicher drücken würden, als zu Hauſe die ſichtbaren, und wo der widerwärtigſte aller Tyrannen, der Pöbel, ſeine rohe Herrſchaft ausübt! Du weißt, wie ich über dieſes gottverfluchte Land denke, das ich einſt liebte, als ich es nicht kannte . . . Und doch muß ich es öffentlich loben und preiſen, aus Metièrpflicht . . . Ihr lieben deutſchen Bauern! geht nach Amerika! dort giebt es weder Fürſten noch Adel, alle Menſchen ſind dort gleich, gleiche Flegel . . . mit Ausnahme freilich einiger Millionen, die eine ſchwarze oder braune Haut haben und wie die Hunde behandelt werden! Die eigentliche Sclaverei, die in den meiſten nordamerikaniſchen Provinzen abgeſchafft, empört mich nicht ſo ſehr, wie die Brutalität, womit dort die freien Schwarzen und die Mulatten behandelt werden. Wer auch nur im entfernteſten Grade von einem Neger ſtammt, und wenn auch nicht mehr in der Farbe, ſondern nur in der Geſichtsbildung eine ſolche Abſtammung verräth, muß die größten Kränkungen erdulden, Kränkungen, die uns in Europa fabelhaft dünken. Dabei machen dieſe Amerikaner großes Weſen von ihrem Chriſtenthum und ſind die eifrigſten Kirchengänger. Solche Heuchelei haben ſie von den Engländern gelernt, die ihnen übrigens ihre ſchlechteſten Eigenſchaften zurückließen. Der weltliche Nutzen iſt ihre eigentliche Religion, und das Geld iſt ihr Gott, ihr einziger, allmächtiger Gott. Freilich, manches edle Herz mag dort im Stillen die allgemeine Selbſtſucht und Ungerechtigkeit bejammern. Will es aber dagegen ankämpfen, ſo harret ſeiner ein Märtyrthum, das alle europäiſche Begriffe überſteigt. Ich glaube, es war in New York, wo ein proteſtantiſcher Prediger über die Mißhandlung der farbigen Menſchen ſo empört war, daß er, dem grauſamen Vorurtheil trotzend, ſeine eigene Tochter mit einem Neger verheirathete. So bald dieſe wahrhaft chriſtliche That bekannt wurde, ſtürmte das Volk nach dem Hauſe des Predi-

gers, der nur durch die Flucht dem Tod entrann; aber das Haus ward demolirt, und die Tochter des Predigers, das arme Opfer, ward vom Pöbel ergriffen und mußte ſeine Wuth entgelten. She was flinshed, d. h. ſie ward ſplitternackt ausgekleidet, mit Theer beſtrichen, in den aufgeſchnittenen Federbetten herumgewälzt, in ſolcher anklebenden Federhülle durch die ganze Stadt geſchleift und verhöhnt . . .

O Freiheit! du biſt ein böſer Traum!

Helgoland, den 8. Julius.

— — Da geſtern Sonntag war, und eine bleierne Langeweile über der ganzen Inſel lag, und mir faſt das Haupt eindrückte, griff ich aus Verzweiflung zur Bibel . . . und ich geſtehe es Dir, trotz dem, daß ich ein heimlicher Helene bin, hat mich das Buch nicht blos gut unterhalten, ſondern auch weidlich erbaut. Welch ein Buch! groß und weit wie die Welt, wurzelnd in die Abgründe der Schöpfung und hinaufragend in die blauen Geheimniſſe des Himmels . . . Sonnenaufgang und Sonnenuntergang, Verheißung und Erfüllung, Geburt und Tod, das ganze Drama der Menſchheit, Alles iſt in dieſem Buche . . . Es iſt das Buch der Bücher, Biblia. Die Juden ſollten ſich leicht tröſten, daß ſie Jeruſalem und den Tempel und die Bundeslade und die goldenen Geräthe und Kleinodien Salomonis eingebüßt haben . . . ſolcher Verluſt iſt doch nur geringfügig in Vergleichung mit der Bibel, dem unzerſtörbaren Schatze, den ſie gerettet. Wenn ich nicht irre, war es Mahomed, welcher die Juden „das Volk des Buches" nannte, ein Name, der ihnen bis heutigen Tag im Oriente verblieben und tiefſinnig bezeichnend iſt. Ein Buch iſt ihr Vaterland, ihr Beſitz, ihr Herrſcher, ihr Glück und ihr Unglück. Sie leben in den umfriedeten Marken dieſes Buches, hier üben ſie ihr unveräußerliches Bürgerrecht, hier kann man ſie nicht verjagen, nicht verachten, hier ſind ſie ſtark und bewundrungswürdig. Verſenkt in der Lektüre dieſes Buches, merkten ſie wenig von den Veränderungen, die um ſie her in der wirklichen Welt vorfielen; Völker erhuben ſich und ſchwanden, Staaten blühten empor und erloſchen, Revolutionen ſtürmten über den Erdboden . . . ſie aber, die Juden, lagen gebeugt über ihrem Buche und merkten nichts von der wilden Jagd der Zeit, die über ihre Häupter dahinzog!

Wie der Prophet des Morgenlandes ſie „das Volk des Buches" nannte, ſo hat ſie der Prophet des Abendlandes in ſeiner Philoſophie der Geſchichte als „das Volk des Geiſtes" bezeichnet. Schon in ihren früheſten Anfängen, wie wir im Pentateuch bemerken, bekunden die Juden ihre Vorneigung für das Abſtrakte, und ihre ganze Religion iſt nichts als ein Akt der Dialektik, wodurch Materie und Geiſt getrennt, und das Abſolute nur in der alleinigen Form des

Geiſtes anerkannt wird. Welche ſchauerlich iſolirte Stellung mußten ſie einnehmen unter den Völkern des Alterthums, die dem freudigſten Naturdienſte ergeben, den Geiſt vielmehr in den Erſcheinungen der Materie, in Bild und Symbol, begriffen! Welche entſetzliche Oppoſition bildeten ſie deßhalb gegen das buntgefärbte, hieroglyphenwimmelnde Egypten, gegen Phönizien, den großen Freudetempel der Aſtarte, oder gar gegen die ſchöne Sünderin, das holde, ſüßduftige Babylon, und endlich gar gegen Griechenland, die blühende Heimath der Kunſt!

Es iſt ein merkwürdiges Schauſpiel, wie das Volk des Geiſtes ſich allmälig ganz von der Materie befreit, ſich ganz ſpiritualiſirt. Moſes gab dem Geiſte gleichſam materielle Bollwerke, gegen den realen Andrang der Nachbarvölker: Rings um das Feld, wo er Geiſt geſäet, pflanzte er das ſchroffe Ceremonialgeſetz und eine egoiſtiſche Nationalität als ſchützende Dornhecke. Als aber die heilige Geiſtpflanze ſo tiefe Wurzeln geſchlagen und ſo himmelhoch emporgeſchoſſen, daß ſie nicht mehr ausgereutet werden konnte: da kam Jeſus Chriſtus und riß das Ceremonialgeſetz nieder, daß fürder keine nützliche Bedeutung mehr hatte, und er ſprach ſogar das Vernichtungsurtheil über die jüdiſche Nationalität... Er berief alle Völker der Erde zur Theilnahme an dem Reiche Gottes, das früher nur einem einzigen auserleſenen Gottesvolke gehörte, er gab der ganzen Menſchheit das jüdiſche Bürgerrecht... Das war eine große Emancipationsfrage, die jedoch weit großmüthiger gelöſt wurde, wie die heutigen Emancipationsfragen in Sachſen und Hannover... Freilich, der Erlöſer, der ſeine Brüder vom Ceremonialgeſetz und der Nationalität befreite, und den Cosmopolitismus ſtiftete, ward ein Opfer ſeiner Humanität, und der Stadtmagiſtrat von Jeruſalem ließ ihn kreuzigen und der Pöbel verſpottete ihn...

Aber nur der Leib ward verſpottet und gekreuzigt, der Geiſt ward verherrlicht, und das Märtyrthum des Triumphators, der dem Geiſte die Weltherrſchaft erwarb, ward Sinnbild dieſes Sieges, und die ganze Menſchheit ſtrebte ſeitdem, in imitationem Christi, nach leiblicher Abtödtung und überſinnlichem Aufgehen im abſoluten Geiſte...

Wann wird die Harmonie wieder eintreten, wann wird die Welt wieder geſunden von dem einſeitigen Streben nach Vergeiſtigung, dem tollen Irrthume, wodurch ſowohl Seele wie Körper erkrankten! Ein großes Heilmittel liegt in der politiſchen Bewegung und in der Kunſt. Napoleon und Goethe haben trefflich gewirkt. Jener, indem er die Völker zwang, ſich allerlei geſunde Körperbewegung zu geſtatten; dieſer, indem er uns wieder für griechiſche Kunſt empfänglich machte und ſolide Werke ſchuf, woran wir uns, wie an marmornen Götterbildern, feſtklammern können, um nicht unterzugehen im Nebelmeer des abſoluten Geiſtes...

Helgoland, den 18. Julius.

Im alten Teſtamente habe ich das erſte Buch Moſis ganz durchgeleſen. Wie lange Karavanenzüge zog die heilige Vorwelt durch meinen Geiſt. Die Kameele ragen hervor. Auf ihrem hohen Rücken ſitzen die verſchleierten Roſen von Canaan. Fromme Viehhirten, Ochſen und Kühe vor ſich hintreibend. Das zieht über kahle Berge, heiße Sandflächen, wo nur hier und da eine Palmengruppe zum Vorſchein kommt und Kühlung fächelt. Die Knechte graben Brunnen. Süßes, ſtilles, hellſonniges Morgenland! Wie lieblich ruht es ſich unter deinen Zelten! O Laban, könnte ich Deine Heerden weiden! Ich würde Dir gerne ſieben Jahre dienen um Rahel, und noch andere ſieben Jahre für die Lea, die Du mir in den Kauf giebſt! Ich höre, wie ſie blöken, die Schafe Jakobs, und ich ſehe, wie er ihnen die geſchälten Stäbe vorhält, wenn ſie in der Brunſtzeit zur Tränke gehn. Die geſprenkelten gehören jetzt uns. Unterdeſſen kommt Ruben nach Hauſe und bringt ſeiner Mutter einen Straus Judaim, die er auf dem Felde gepflückt. Rahel verlangt die Judaim, und Lea giebt ſie ihr mit der Bedingung, daß Jakob dafür die nächſte Nacht bei ihr ſchlafe. Was ſind Judaim? Die Commentatoren haben ſich vergebens darüber den Kopf zerbrochen. Luther weiß ſich nicht beſſer zu helfen, als daß er dieſe Blumen ebenfalls Judaim nennt. Es ſind vielleicht ſchwäbiſche Gelbveiglein. Die Liebesgeſchichte von der Dina und dem jungen Sichem hat mich ſehr gerührt. Ihre Brüder Simeon und Levy haben jedoch die Sache nicht ſo ſentimentaliſch aufgefaßt. Abſcheulich iſt es, daß ſie den unglücklichen Sichem und alle ſeine Angehörigen mit grimmiger Hinterliſt erwürgten, obgleich der arme Liebhaber ſich anheiſchig machte, ihre Schweſter zu heirathen, ihnen Länder und Güter zu geben, ſich mit ihnen zu einer einzigen Familie zu verbünden, obgleich er bereits in dieſer Abſicht ſich und ſein ganzes Volk beſchneiden ließ. Die beiden Burſchen hätten froh ſein ſollen, daß ihre Schweſter eine ſo glänzende Partie machte, die angelobte Verſchwägerung war für ihren Stamm von höchſtem Nutzen, und dabei gewannen ſie, außer der koſtbarſten Morgengabe, auch eine gute Strecke Land, deſſen ſie eben ſehr bedurften ... Man kann ſich nicht anſtändiger aufführen, wie dieſer verliebte Sichemprinz, der am Ende doch nur aus Liebe die Rechte der Ehe anticipirt hatte ... Aber das iſt es, er hatte ihre Schweſter geſchwächt, und für dieſes Vergehen giebt es bei jenen ehrſtolzen Brüdern keine andere Buße als den Tod ... und wenn der Vater ſie ob ihrer blutigen That zur Rede ſtellt, und die Vortheile erwähnt, die ihnen die Verſchwägerung mit Sichem verſchafft hätte, antworten ſie: ſollten wir etwa Handel treiben mit der Jungferſchaft unſerer Schweſter?

Störrige, grauſame Herzen, dieſe Brüder. Aber unter dem harten Stein

duftet das zarteſte Sittlichkeitsgefühl. Sonderbar, dieſes Sittlichkeitsgefühl, wie es ſich noch bei anderen Gelegenheiten im Leben der Erzväter äußert, iſt nicht Reſultat einer poſitiven Religion oder einer politiſchen Geſetzgebung — nein, damals gab es bei den Vorfahren der Juden weder poſitive Religion, noch politiſches Geſetz, beides entſtand erſt in ſpäterer Zeit. Ich glaube daher behaupten zu können die Sittlichkeit iſt unabhängig von Dogma und Legislation, ſie iſt ein reines Produkt des geſunden Menſchengefühls, und die wahre Sittlichkeit, die Vernunft des Herzens, wird ewig fortleben, wenn auch Kirche und Staat zu Grunde gehen.

Ich wünſchte, wir beſäßen ein anderes Wort zur Bezeichnung deſſen, was wir jetzt Sittlichkeit nennen. Wir könnten ſonſt verleitet werden, die Sittlichkeit als ein Produkt der Sitte zu betrachten. Die romaniſchen Völker ſind in demſelben Falle, indem ihr morale von mores abgeleitet worden. Aber wahre Sittlichkeit iſt, wie von Dogma und Legislation, ſo auch von den Sitten eines Volks unabhängig. Letztere ſind Erzeugniſſe des Klimas, der Geſchichte, und aus ſolchen Faktoren entſtanden Legislation und Dogmatik. Es giebt daher eine indiſche, eine chineſiſche, eine chriſtliche Sitte, aber es giebt nur eine einzige, nämlich eine menſchliche Sittlichkeit. Dieſe läßt ſich vielleicht nicht im Begriff erfaſſen, und das Geſetz der Sittlichkeit, das wir Moral nennen, iſt nur eine dialektiſche Spielerei. Die Sittlichkeit offenbart ſich in Handlungen, und nur in den Motiven derſelben, nicht in ihrer Form und Farbe, liegt die ſittliche Bedeutung. Auf dem Titelblatt von Golowins Reiſe nach Japan ſtehen als Motto die ſchönen Worte, welche der ruſſiſche Reiſende von einem vornehmen Japaneſen vernommen: „Die Sitten der Völker ſind verſchieden, aber gute Handlungen werden überall als ſolche anerkannt werden.“

So lange ich denke, habe ich über dieſen Gegenſtand, die Sittlichkeit, nachgedacht. Das Problem über die Natur des Guten und Böſen, das ſeit anderthalb Jahrtauſend alle große Gemüther in quälende Bewegung geſetzt, hat ſich bei mir nur in der Frage von der Sittlichkeit geltend gemacht — —

Aus dem alten Teſtament ſpringe ich manchmal ins neue, und auch hier überſchauert mich die Allmacht des großen Buches. Welchen heiligen Boden betritt hier Dein Fuß! Bei dieſer Lektüre ſollte man die Schuhe ausziehen, wie in der Nähe von Heiligthümern.

Die merkwürdigſten Worte des neuen Teſtaments ſind für mich die Stelle im Evangelium Johannis, Cap. 16, V. 12, 13. „Ich habe euch noch viel zu ſagen, aber ihr könnet es jetzt nicht tragen. Wenn aber jener, der Geiſt der Wahrheit, kommen wird, der wird euch in alle Wahrheit leiten. Denn er wird nicht von ſich ſelbſt reden, ſondern was er hören wird, das wird er reden, und was zukünftig iſt, wird er euch verkündigen.“ Das letzte Wort iſt alſo nicht geſagt worden, und hier iſt vielleicht der Ring, woran ſich eine

neue Offenbarung knüpfen läßt. Sie beginnt mit der Erlösung vom Worte, macht dem Märtyrthum ein Ende und ſtiftet das Reich der ewigen Freude: das Millennium. Alle Verheißungen finden zuletzt die reichſte Erfüllung.

Eine gewiſſe myſtiſche Doppelſinnigkeit iſt vorherrſchend im neuen Teſtamente. Eine kluge Abſchweifung, nicht ein Syſtem ſind die Worte: gieb Cäſarn was des Cäſars, und Gott was Gottes iſt. So auch, wenn man Chriſtum frägt: biſt du König der Juden? iſt die Antwort ausweichend. Ebenfalls auf die Frage, ob er Gottes Sohn ſei? Mahomed zeigt ſich weit offener, beſtimmter. Als man ihn mit einer ähnlichen Frage anging, nämlich ob er Gottes Sohn ſei, antwortete er: Gott hat keine Kinder.

Welch ein großes Drama iſt die Paſſion! Und wie tief iſt es motivirt durch die Prophezeihungen des alten Teſtamentes! Sie konnte nicht umgangen werden, ſie war das rothe Siegel der Beglaubniß. Gleich den Wundern, ſo hat auch die Paſſion als Annonce gedient . . . Wenn jetzt ein Heiland aufſteht, braucht er ſich nicht mehr kreuzigen zu laſſen, um ſeine Lehre eindrücklich zu veröffentlichen . . . er läßt ſie ruhig drucken, und annoncirt das Büchlein in der Allg. Ztg. mit ſechs Kreuzern die Zeile Inſerationsgebühr.

Welche ſüße Geſtalt dieſer Gottmenſch! Wie bornirt erſcheint in Vergleichung mit ihm der Heros des alten Teſtaments! Moſes liebt ſein Volk mit einer rührenden Innigkeit; wie eine Mutter ſorgt er für die Zukunft dieſes Volks. Chriſtus liebt die Menſchheit, jene Sonne umflammte die ganze Erde mit den wärmenden Strahlen ſeiner Liebe. Welch ein lindernder Balſam für alle Wunden dieſer Welt ſind ſeine Worte! Welch ein Heilquell für alle Leidende war das Blut, welches auf Golgatha floß! . . . Die weißen marmornen Griechengötter wurden beſpritzt von dieſem Blute, und erkrankten vor innerem Grauen, und konnten nimmermehr geneſen! Die meiſten freilich trugen ſchon längſt in ſich das verzehrende Siechthum und nur der Schreck beſchleunigte ihren Tod. Zuerſt ſtarb Pan. Kennſt du die Sage, wie Plutarch ſie erzählt? Dieſe Schifferſage des Alterthums iſt höchſt merkwürdig. — Sie lautet folgendermaßen:

Zur Zeit des Tiberius fuhr ein Schiff nahe an den Inſeln Parä, welche an der Küſte von Aetolien liegen, des Abends vorüber. Die Leute, die ſich darauf befanden, waren noch nicht ſchlafen gegangen, und viele ſaßen nach dem Nachteſſen beim Trinken, als man auf einmal von der Küſte her eine Stimme vernahm, welche den Namen des Thamus, (ſo hieß nämlich der Steuermann) ſo laut rief, daß Alle in die größte Verwunderung geriethen. Beim erſten und zweiten Rufe ſchwieg Thamus, beim dritten antwortete er; worauf dann die Stimme mit noch verſtärktem Tone dieſe Worte zu ihm ſagte: „Wenn Du auf die Höhe von Palodes anlangſt, ſo verkündige, daß der große Pan geſtorben iſt!“ Als er nun dieſe Höhe erreichte, vollzog Tha-

mus den Auftrag, und rief vom Hintertheil des Schiffes nach dem Lande hin: „Der große Pan iſt todt!“ Auf dieſen Ruf erfolgten von dort her die ſonderbarſten Klagetöne, ein Gemiſch von Seufzen und Geſchrei der Verwunderung, und wie von vielen zugleich erhoben. Die Augenzeugen erzählten dies Ereigniß in Rom, wo man die wunderlichſten Meinungen darüber äußerte. Tiberius ließ die Sache näher unterſuchen und zweifelte nicht an der Wahrheit.

Helgoland, den 29. Julius.

Ich habe wieder im alten Teſtamente geleſen. Welch ein großes Buch! Merkwürdiger noch als der Inhalt iſt für mich dieſe Darſtellung, wo das Wort gleichſam ein Naturprodukt iſt, wie ein Baum, wie eine Blume, wie das Meer, wie die Sterne, wie der Menſch ſelbſt. Das ſproßt, das fließt, das funkelt, das lächelt, man weiß nicht wie, man weiß nicht warum, man findet alles ganz natürlich. Das iſt wirklich das Wort Gottes, ſtatt daß andere Bücher nur von Menſchenwitz zeugen. Im Homer, dem anderen großen Buche, iſt die Darſtellung ein Produkt der Kunſt, und wenn auch der Stoff immer, eben ſo wie in der Bibel, aus der Realität aufgegriffen iſt, ſo geſtaltet er ſich doch zu einem poetiſchen Gebilde, gleichſam umgeſchmolzen im Tiegel des menſchlichen Geiſtes; er wird geläutert durch einen geiſtigen Prozeß, welchen wir die Kunſt nennen. In der Bibel erſcheint auch keine Spur von Kunſt; das iſt der Stil eines Notizenbuchs, worin der abſolute Geiſt, gleichſam ohne alle individuelle menſchliche Beihülfe, die Tagesvorfälle eingezeichnet, ungefähr mit derſelben thatſächlichen Treue, womit wir unſere Waſchzettel ſchreiben. Ueber dieſen Stil läßt ſich gar kein Urtheil ausſprechen, man kann nur ſeine Wirkung auf unſer Gemüth konſtatiren, und nicht wenig mußten die griechiſchen Grammatiker in Verlegenheit gerathen, als ſie manche frappante Schönheiten in der Bibel nach hergebrachten Kunſtbegriffen definiren ſollten. Longinus ſpricht von Erhabenheit. Neuere Aeſthetiker ſprechen von Naivität. Ach! wie geſagt, hier fehlen alle Maßſtäbe der Beurtheilung . . . die Bibel iſt das Wort Gottes.

Nur bei einem einzigen Schriftſteller finde ich etwas, was an jenen unmittelbaren Stil der Bibel erinnert. Das iſt Shakeſpeare. Auch bei ihm tritt das Wort manchmal in jener ſchauerlichen Nacktheit hervor, die uns erſchreckt und erſchüttert; in den Shakeſpear'ſchen Werken ſehen wir manchmal die leibhaftige Wahrheit ohne Kunſtgewand. Aber das geſchieht nur in einzelnen Momenten; der Genius der Kunſt, vielleicht ſeine Ohnmacht fühlend, überließ hier der Natur ſein Amt auf einige Augenblicke, und behauptet hernach um ſo eiferſüchtiger ſeine Herrſchaft in der plaſtiſchen Geſtaltung und in

der witzigen Verknüpfung des Dramas. Shakespeare ist zu gleicher Zeit Jude und Grieche, oder vielmehr beide Elemente, der Spiritualismus und die Kunst, haben sich in ihm versöhnungsvoll durchdrungen, und zu einem höheren Ganzen entfaltet.

Ist vielleicht solche harmonische Vermischung der beiden Elemente die Aufgabe der ganzen europäischen Civilisation? Wir sind noch sehr weit entfernt von einem solchen Resultate. Der Grieche Goethe und mit ihm die ganze poetische Parthei, hat in jüngster Zeit seine Antipathie gegen Jerusalem fast leidenschaftlich ausgesprochen. Die Gegenparthei, die keinen großen Namen an ihrer Spitze hat, sondern nur einige Schreihälse, wie z. B. der Jude Pustkuchen, der Jude Wolfgang Menzel, der Jude Hengstenberg, diese erheben ihr pharisäisches Zeter um so krächzender gegen Athen und den großen Heiden.

Mein Stubennachbar, ein Justizrath aus Königsberg, der hier badet, hält mich für einen Pietisten, da er immer, wenn er mir seinen Besuch abstattet, die Bibel in meinen Händen findet. Er möchte mich deßhalb gern ein Bischen prickeln, und ein kaustisch ostpreußisches Lächeln bestimmert sein mageres hagestolzes Gesicht jedesmal, wenn er über Religion mit mir sprechen kann. Wir disputirten gestern über die Dreieinigkeit. Mit dem Vater ging es noch gut; das ist ja der Weltschöpfer und jedes Ding muß seine Ursache haben. Es haperte schon bedeutend mit dem Glauben an den Sohn, den sich der kluge Mann gern verbitten möchte, aber jedoch am Ende, mit fast ironischer Gutmüthigkeit, annahm. Jedoch die dritte Person der Dreieinigkeit, der heilige Geist, fand den unbedingtesten Widerspruch. Was der heilige Geist ist, konnte er durchaus nicht begreifen, und plötzlich auflachend rief er: „Mit dem heiligen Geist hat es wohl am Ende dieselbe Bewandniß, wie mit dem dritten Pferde, wenn man Extrapost reist; man muß immer dafür bezahlen und bekömmt es doch nie zu sehen, dieses dritte Pferd.“

Mein Nachbar, der unter mir wohnt, ist weder Pietist noch Rationalist, sondern ein Holländer, indolent und ausgebuttert wie der Käse, womit er handelt. Nichts kann ihn in Bewegung setzen, er ist das Bild der nüchternsten Ruhe, und sogar wenn er sich mit meiner Wirthin über sein Lieblingsthema, das Einsalzen der Fische, unterhält, erhebt sich seine Stimme nicht aus der platteſten Monotonie. Leider, wegen des dünnen Bretterbodens, muß ich manchmal dergleichen Gespräche anhören, und während ich hier oben mit dem Preußen über die Dreieinigkeit sprach, erklärte unten der Holländer, wie man Kabeljau, Laberdan und Stockfisch von einander unterscheidet; es sei im Grunde ein und dasselbe.

Mein Hauswirth ist ein prächtiger Seemann, berühmt auf der ganzen Insel wegen seiner Unerschrockenheit in Sturm und Noth, dabei gutmüthig und sanft wie ein Kind. Er ist eben von einer großen Fahrt zurückgekehrt, und

mit luſtigem Ernſte erzählte er mir von einem Phänomen, welches er geſtern, am 28. Juli, auf der hohen See wahrnahm. Es klingt drollig: mein Hauswirth behauptet nämlich, die ganze See roch nach friſchgebackenen Kuchen, und zwar ſei ihm der warme delikate Kuchenduft ſo verführeriſch in die Naſe geſtiegen, daß ihm ordentlich weh ums Herz ward. Siehſt Du, das iſt ein Seitenſtück zu dem neckenden Luſtbild, das dem lechzenden Wandrer in der arabiſchen Sandwüſte eine klare erquickende Waſſerfläche vorſpiegelt. Eine gebackene Fata Morgana.

Helgoland, den 1. Auguſt.

— — Du haſt keinen Begriff davon, wie das dolce far niente mir hier behagt. Ich habe kein einziges Buch, das ſich mit den Tagesintereſſen beſchäftigt, hierher mitgenommen. Meine ganze Bibliothek beſteht aus Paul Varnefrids Geſchichte der Longobarden, der Bibel, dem Homer und einigen Scharteken über Hexenweſen. Ueber letzteres möchte ich gern ein intereſſantes Büchlein ſchreiben. Zu dieſem Behufe beſchäftigte ich mich jüngſt mit Nachforſchung über die letzten Spuren des Heidenthums in der getauften modernen Zeit. Es iſt höchſt merkwürdig, wie lange und unter welchen Vermummungen ſich die ſchönen Weſen der griechiſchen Fabelwelt in Europa erhalten haben. — Und im Grunde erhielten ſie ſich ja bei uns bis auf heutigen Tag, bei uns, den Dichtern. — Letztere haben, ſeit dem Sieg der chriſtlichen Kirche, immer eine ſtille Gemeinde gebildet, wo die Freude des alten Bilderdienſtes, der jauchzende Götterglaube ſich fortpflanzte von Geſchlecht auf Geſchlecht, durch die Tradition der heiligen Geſänge... Aber ach! die Ecclesia pressa, die den Homeros als ihren Propheten verehrt, wird täglich mehr und mehr bedrängt, der Eifer der ſchwarzen Familiaren wird immer bedenklicher angefacht. Sind wir bedroht mit einer neuen Götterverfolgung?

Furcht und Hoffnung wechſeln ab in meinem Geiſte, und mir wird ſehr ungewiß zu Muthe.

— — Ich habe mich mit dem Meere wieder ausgeſöhnt, (Du weißt, wir waren en delicatesse) und wir ſitzen wieder des Abends beiſammen und halten geheime Zwiegeſpräche. Ja, ich will die Politik und die Philoſophie an den Nagel hängen und mich wieder der Naturbetrachtung und der Kunſt hingeben. Iſt doch all dieſes Quälen und Abmühen nutzlos, und obgleich ich mich marterte für das allgemeine Heil, ſo wird doch dieſes wenig dadurch gefördert. Die Welt bleibt, nicht im ſtarren Stillſtand, aber im erfolgloſeſten Kreislauf. Einſt, als ich noch jung und unerfahren, glaubte ich, daß wenn auch im Befreiungskampfe der Menſchheit der einzelne Kämpfer zu Grunde

geht, dennoch die große Sache am Ende ſiege . . . Und ich erquickte mich an jenen ſchönen Verſen Byrons:

„Die Wellen kommen eine nach der andern herangeſchwommen, und eine nach der anderen zerbrechen ſie und zerſtieben ſie auf dem Strande, aber das Meer ſelber ſchreitet vorwärts — —“

Ach! wenn man dieſer Naturerſcheinung länger zuſchaut, ſo bemerkt man, daß das vorwärtsgeſchrittene Meer, nach einem gewiſſen Zeitlauf, ſich wieder in ſein voriges Bett zurückzieht, ſpäter aufs neue daraus hervortritt, mit derſelben Heftigkeit das verlaſſene Terrain wieder zu gewinnen ſucht, endlich kleinmüthig wie vorher die Flucht ergreift, und dieſes Spiel beſtändig wiederholend, dennoch niemals weiter kommt . . . Ach die Menſchheit bewegt ſich nach den Geſetzen von Ebbe und Fluth, und vielleicht auch auf die Geiſterwelt übt der Mond ſeine ſyderiſchen Einflüſſe. — —

Es iſt heute junges Licht, und trotz aller wehmüthigen Zweifelſucht, womit ſich meine Seele hin- und herquält, beſchleichen mich wunderliche Ahnungen . . . . Es geſchieht jetzt etwas außerordentliches in der Welt . . . Die See riecht nach Kuchen, und die Wolkenmönche ſahen vorige Nacht ſo traurig aus, ſo betrübt . . .

Ich wandelte einſam am Strand in der Abenddämmerung. Ringsum herrſchte feierliche Stille. Der hochgewölbte Himmel glich der Kuppel einer gothiſchen Kirche. Wie unzählige Lampen hingen darin die Sterne; aber ſie brannten düſter und zitternd. Wie eine Waſſerorgel rauſchten die Meereswellen; ſtürmiſche Choräle, ſchmerzlich verzweiflungsvoll, jedoch mitunter auch triumphirend. Ueber mir ein luſtiger Zug von weißen Wolkenbildern, die wie Mönche ausſahen, alle gebeugten Hauptes und kummervollen Blickes dahinziehend, eine traurige Prozeſſion . . . Es ſah faſt aus als ob ſie einer Leiche folgten . . . Wer wird begraben? Wer iſt geſtorben? ſprach ich zu mir ſelber. Iſt der große Pan todt?

Helgoland, den 6. Auguſt.

Während ſein Heer mit den Longobarden kämpfte, ſaß der König der Heruler ruhig in ſeinem Zelte und ſpielte Schach. Er bedrohte mit dem Tode denjenigen, der ihm eine Niederlage melden würde. Der Späher, der, auf einem Baume ſitzend, dem Kampfe zuſchaute, rief immer: wir ſiegen! wir ſiegen! — bis er endlich laut aufſeufzte: „Unglücklicher König! Unglückliches Volk der Heruler!“ Da merkte der König, daß die Schlacht verloren, aber zu ſpät! Denn die Longobarden drangen zu gleicher Zeit in ſein Zelt und erſtachen ihn . .

Eben dieſe Geſchichte las ich im Paul Varnefrid, als das dicke Zeitungspaquet mit den warmen, glühend heißen Neuigkeiten vom feſten Lande ankam. Es waren Sonnenſtrahlen, eingewickelt in Druckpapier, und ſie entflammten meine Seele, bis zum wildeſten Brand. Mir war als könnte ich den ganzen Ocean bis zum Nordpol anzünden mit den Gluthen der Begeiſterung und der tollen Freude, die in mir loderten. Jetzt weiß ich auch, warum die ganze See nach Kuchen roch. Der Seine-Fluß hatte die gute Nachricht unmittelbar ins Meer verbreitet, und in ihren Kriſtallpaläſten haben die ſchönen Waſſerfrauen, die von jeher allem Heldenthum hold, gleich einen Thee-danſant gegeben, zur Feier der großen Begebenheiten, und deßhalb roch das ganze Meer nach Kuchen. Ich lief wie wahnſinnig im Hauſe herum, und küßte zuerſt die dicke Wirthin, und dann ihren freundlichen Seewolf, auch umarmte ich den preußiſchen Juſtizkommiſſarius, um deſſen Lippen freilich das froſtige Lächeln des Unglaubens nicht ganz verſchwand. Sogar den Holländer drückte ich an mein Herz ... Aber dieſes indifferente Fettgeſicht blieb kühl und ruhig, und ich glaube, wär ihm die Juliusſonne in Perſon um den Hals gefallen, Mynheer würde nur in einen gelinden Schweiß, aber keineswegs in Flammen gerathen ſein. Dieſe Nüchternheit in Mitten einer allgemeinen Begeiſterung iſt empörend. Wie die Spartaner ihre Kinder vor der Trunkenheit bewahrten, indem ſie ihnen als warnendes Beiſpiel einen berauſchten Heloten zeigten: ſo ſollten wir in unſeren Erziehungsanſtalten einen Holländer füttern, deſſen ſympathieloſe, gehäbige Fiſchnatur den Kindern einen Abſcheu vor der Nüchternheit einflößen möge. Wahrlich dieſe holländiſche Nüchternheit iſt ein weit fataleres Laſter als die Beſoffenheit eines Heloten. Ich möchte Mynheer prügeln ...

Aber nein, keine Exceſſe! Die Pariſer haben uns ein ſo brillantes Beiſpiel von Schonung gegeben. Wahrlich, Ihr verdient es frei zu ſein, Ihr Franzoſen, denn Ihr tragt die Freiheit im Herzen. Dadurch unterſcheidet Ihr Euch von Euren armen Vätern, welche ſich aus jahrtauſendlicher Knechtſchaft erhoben, und bei allen ihren Heldenthaten auch jene wahnſinnige Greuel ausübten, worüber der Genius der Menſchheit ſein Antlitz verhüllte. Die Hände des Volks ſind diesmal nur blutig geworden im Schlachtgewühle gerechter Gegenwehr, nicht nach dem Kampf. Das Volk verband ſelbſt die Wunden ſeiner Feinde, und als die That abgethan war, ging es wieder ruhig an ſeine Tagesbeſchäftigung, ohne für die große Arbeit auch nur ein Trinkgeld verlangt zu haben!

„Den Sklaven, wenn er die Kette bricht,
Den freien Mann, den fürchte nicht!

Du ſiehſt wie berauſcht ich bin, wie außer mir, wie allgemein ... ich zitire Schillers Glocke.

Und den alten Knaben, deſſen unverbeſſerliche Thorheit ſo viel Bürgerblut gekoſtet, haben die Pariſer mit rührender Schonung behandelt. Er ſaß wirklich beim Schachſpiel, wie der König der Heruler, als die Sieger in ſein Zelt ſtürzten. Mit zitternder Hand unterzeichnete er die Abdankung. Er hat die Wahrheit nicht hören wollen. Er behielt ein offenes Ohr nur für die Lüge der Höflinge. Dieſe riefen immer: wir ſiegen! wir ſiegen! Unbegreiflich war dieſe Zuverſicht des königlichen Thoren . . . Verwundert blickte er auf, als das Journal-des-Debats, wie einſt der Wächter während der Longobardenſchlacht plötzlich ausrief: malheureux roi! malheureuse France!

Mit ihm, mit Carl X., hat endlich das Reich Carls des Großen ein Ende, wie das Reich des Romulus ſich endigte mit Romulus Auguſtulus. Wie einſt ein neues Rom, ſo beginnt jetzt ein neues Frankreich.

Es iſt mir alles noch wie ein Traum; beſonders der Name Lafayette klingt mir wie eine Sage aus der früheſten Kindheit. Sitzt er wirklich jetzt wieder zu Pferde, kommandirend die Nationalgarde? Ich fürchte faſt, es ſei nicht wahr, denn es iſt gedruckt. Ich will ſelbſt nach Paris gehen, um mich mit leiblichen Augen davon zu überzeugen . . . Es muß prächtig ausſehen, wenn er dort durch die Straßen reitet, der Bürger beider Welten, der göttergleiche Greis, die ſilbernen Locken herabwallend über die heilige Schulter . . . Er grüßt mit den alten lieben Augen die Enkel jener Väter, die einſt mit ihm kämpften für Freiheit und Gleichheit . . . Es ſind jetzt ſechzig Jahr, daß er aus Amerika zurückgekehrt mit der Erklärung der Menſchheitsrechte, den zehn Geboten des neuen Weltglaubens, die ihm dort offenbart wurden unter Kanonendonner und Blitz . . . Dabei weht wieder auf den Thürmen von Paris die dreifarbige Fahne und es klingt die Marſeillaiſe!

Lafayette, die dreifarbige Fahne, die Marſeillaiſe . . . Ich bin wie berauſcht. Kühne Hoffnungen ſteigen leidenſchaftlich empor, wie Bäume mit goldenen Früchten und wilden, wachſenden Zweigen, die ihr Laubwerk weit ausſtrecken bis in die Wolken . . . Die Wolken aber im raſchen Fluge entwurzeln dieſe Rieſenbäume und jagen damit von dannen. Der Himmel hängt voller Violinen und auch ich rieche es jetzt, die See duftet nach friſchgebackenen Kuchen. Das iſt ein beſtändiges Geigen da droben in himmelblauer Freudigkeit, und das klingt aus den ſmaragdenen Wellen wie heiteres Mädchengekicher. Unter der Erde aber kracht es und klopft es, der Boden öffnet ſich, die alten Götter ſtrecken daraus ihre Köpfe hervor, und mit haſtiger Verwunderung fragen ſie: „was bedeutet der Jubel, der bis ins Mark der Erde drang? Was gibts neues? dürfen wir wieder hinauf?“ Nein, Ihr bleibt unten in Nebelhein, wo bald ein neuer Todesgenoſſe zu Euch hinabſteigt . . .

„Wie heißt er?“ Ihr kennt ihn gut, ihn, der Euch einſt hinabſtieß in das Reich der ewigen Nacht . . .

Pan iſt todt!

Helgoland, den 10. Auguſt.

Lafayette, die dreifarbige Fahne, die Marſeillaiſe . . .

Fort iſt meine Sehnſucht nach Ruhe. Ich weiß jetzt wieder was ich will, was ich ſoll, was ich muß . . . Ich bin der Sohn der Revolution und greife wieder zu den geſeyten Waffen, worüber meine Mutter ihren Zauberſegen ausgeſprochen . . . Blumen! Blumen! Ich will mein Haupt bekränzen zum Todeskampf. Und auch die Leyer, reicht mir die Leyer, damit ich ein Schlachtlied ſinge . . . Worte gleich flammenden Sternen die aus der Höhe herabſchießen und die Paläſte verbrennen und die Hütten erleuchten . . . Worte gleich blanken Wurfſpeeren, die bis in den ſiebenten Himmel hinaufſchwirren und die frommen Heuchler treffen, die ſich dort eingeſchlichen ins Allerheiligſte . . . Ich bin ganz Freude und Geſang, ganz Schwert und Flamme!

Vielleicht auch ganz toll . . . . Von jenen wilden, in Druckpapier gewickelten Sonnenſtrahlen iſt mir einer ins Hirn geflogen, und alle meine Gedanken brennen lichterloh. Vergebens tauche ich den Kopf in den See. Kein Waſſer löſcht dieſes griechiſche Feuer. Aber es geht den andern nicht viel beſſer. Auch die übrigen Badegäſte traf der pariſer Sonnenſtich, zumal die Berliner, die dieſes Jahr in großer Anzahl hier befindlich und von einer Inſel zur andern kreuzen, ſo daß man ſagen konnte, die ganze Nordſee ſei überſchwemmt von Berlinern. Sogar die armen Helgolander jubeln vor Freude, obgleich ſie die Ereigniſſe nur inſtinktmäßig begreifen. Der Fiſcher, welcher mich geſtern nach der kleinen Sandinſel, wo man badet, überfuhr, lachte mich an mit den Worten: „Die armen Leute haben geſiegt!“ Ja, mit ſeinem Inſtinkt, begreift das Volk die Ereigniſſe vielleicht beſſer als wir mit allen unſeren Hülfskenntniſſen. So erzählte mir einſt Frau v. Varnhagen: als man den Ausgang der Schlacht bei Leipzig noch nicht wußte, ſei plötzlich die Magd ins Zimmer geſtürzt, mit dem Angſtſchrei: „der Adel hat gewonnen.“

Diesmal haben die armen Leute den Sieg erfochten. „Aber es hilft ihnen nichts, wenn ſie nicht auch das Erbrecht beſiegen!“ dieſe Worte ſprach der oſtpreußiſche Juſtizrath in einem Tone, der mir ſehr auffiel. Ich weiß nicht warum dieſe Worte, die ich nicht begreife, mir ſo beängſtigend im Gedächtniß bleiben. Was will er damit ſagen, der trockene Kautz?

Dieſen Morgen iſt wieder ein Paquet Zeitungen angekommen. Ich verſchlinge ſie wie Manna. Ein Kind wie ich bin, beſchäftigen mich die rührenden Einzelheiten noch weit mehr als das bedeutungsvolle Ganze. O könnte

ich nur den Hund Medor ſehen! Dieſer intereſſirt mich weit mehr als die Anderen, die dem Philipp von Orleans mit ſchnellen Sprüngen die Krone apportirt haben. Der Hund Medor apportirte ſeinem Herrn Flinte und Patrontaſche, und als ſein Herr fiel und ſammt ſeinen Mithelden auf dem Hofe des Louvre begraben wurde, da blieb der arme Hund, wie ein Steinbild der Treue, regungslos auf dem Grabe ſitzen, Tag und Nacht, von den Speiſen die man ihm bot, nur wenig genießend, den größten Theil derſelben in die Erde verſcharrend, vielleicht als Atzung für ſeinen begrabenen Herrn!

Ich kann gar nicht mehr ſchlafen, und durch den überreizten Geiſt jagen die bizarrſten Nachtgeſichte. Wachende Träume, die über einander hinſtolpern, ſo daß die Geſtalten ſich abenteuerlich vermiſchen, und wie im chineſiſchen Schattenſpiel ſich jetzt zwerghaft verkürzen, dann wieder gigantiſch verlängern; zum Verrücktwerden. In dieſem Zuſtande iſt mir manchmal zu Sinne, als ob meine eignen Glieder ebenfalls ſich koloſſal ausdehnten und daß ich, wie mit ungeheuer langen Beinen, von Deutſchland nach Frankreich und wieder zurückliefe. Ja, ich erinnere mich, vorige Nacht lief ich ſolchermaßen durch alle deutſche Länder und Ländchen, und klopfte an den Thüren meiner Freunde, und ſtörte die Leute aus dem Schlafe . . . Sie glotzten mich manchmal an mit verwunderten Glasaugen, ſo daß ich ſelbſt erſchrak und nicht gleich wußte was ich eigentlich wollte und warum ich ſie weckte! Manche dicke Philiſter, die allzu widerwärtig ſchnarchten, ſtieß ich bedeutungsvoll in die Rippen, und gähnend frugen ſie: „Wie viel Uhr iſt es denn?“ In Paris, lieben Freunde, hat der Hahn gekräht; das iſt alles was ich weiß. — Hinter Augsburg, auf dem Wege nach München, begegneten mir eine Menge gothiſcher Dome, die auf der Flucht zu ſein ſchienen und ängſtlich wackelten. Ich ſelber, des vielen Umherlaufens ſatt, ich gab mich endlich ans Fliegen, und ſo flog ich von einem Stern zum andern. Sind aber keine bevölkerte Welten, wie Andere träumen, ſondern nur glänzende Steinkugeln, öde und fruchtlos. Sie fallen nicht herunter, weil ſie nicht wiſſen worauf ſie fallen können. Schweben dort oben auf und ab, in der größten Verlegenheit. Kam auch in den Himmel. Thür und Thor ſtand offen. Lange, hohe, weithallende Säle, mit altmodiſchen Vergoldungen, ganz leer, nur daß hie und da, auf einem ſammtnen Armſeſſel ein alter gepuderter Bedienter ſaß, in verblichen rother Livree und gelinde ſchlummernd. In manchen Zimmern waren die Thürflügel aus ihren Angeln gehoben, an andern Orten waren die Thüren feſt verſchloſſen und obendrein mit großen runden Amtsſiegeln dreifach verſiegelt, wie in Häuſern wo ein Bankrott oder ein Todesfall eingetreten. Kam endlich in ein Zimmer, wo an einem Schreibpult ein alter dünner Mann ſaß, der unter hohen Papierſtößen kramte. War ſchwarz gekleidet, hatte ganz weiße Haare, ein faltiges Geſchäftsgeſicht und frug mich mit gedämpfter Stimme: was ich wolle? In

meiner Naivität hielt ich ihn für den lieben Herr-Gott, und ich ſprach zu ihm ganz zutrauungsvoll: „Ach, lieber Herrgott, ich möchte donnern lernen, blitzen kann ich . . . ach, lehren Sie mich auch donnern! „Sprechen Sie nicht ſo laut, entgegnete mir heftig der alte dünne Mann, drehte mir den Rücken und kramte weiter unter ſeinen Papieren. „Das iſt der Herr Regiſtrator" flüſterte mir einer von den rothen Bedienten, der von ſeinem Schlafſeſſel ſich erhob und ſich gähnend die Augen rieb . . .

Pan iſt todt!

Curhafen, den 19. Auguſt.

Unangenehme Ueberfahrt, in einem offenen Kahn, gegen Wind und Wetter; ſo daß ich, wie immer in ſolchen Fällen, von der Seekrankheit zu leiden hatte. Auch das Meer, wie andere Perſonen, lohnt meine Liebe mit Ungemach und Quälniſſen. Anfangs geht es gut, da laß ich mir das neckende Schaukeln gern gefallen. Aber allmählig ſchwindelt es mir im Kopfe, und allerlei fabelhafte Geſichte umſchwirren mich. Aus den dunkeln Meerſtrudeln ſteigen die alten Dämonen hervor, in ſcheußlicher Nacktheit bis an die Hüften, und ſie heulen ſchlechte unverſtändliche Verſe, und ſpritzen mir den weißen Wellenſchaum ins Antlitz. Zu noch weit fataleren Fratzenbildern geſtalten ſich droben die Wolken, die ſo tief herabhängen, daß ſie faſt mein Haupt berühren und mir mit ihren dummen Fiſtelſtimmchen die unheimlichſten Narrentheien ins Ohr pfeifen. Solche Seekrankheit, ohne gefährlich zu ſein, gewährte ſie dennoch die entſetzlichſten Mißempfindungen, unleidlich bis zum Wahnſinn. Am Ende, im fieberhaften Katzenjammer, bildete ich mir ein, ich ſei ein Wallfiſch und ich trüge im Bauche den Propheten Jonas.

Der Prophet Jonas aber rumorte und wüthete in meinem Bauche und ſchrie beſtändig:

„O Ninive! O Ninive! Du wirſt untergehen! In Deinen Paläſten werden Bettler ſich lauſen, und in Deinen Tempeln werden die babyloniſchen Küraſſiere ihre Stuten füttern. Aber Euch, Ihr Prieſter Baals, Euch wird man bei den Ohren faſſen, und Eure Ohren feſtnageln an die Pforte der Tempel! Ja, an die Thüren Eurer Läden wird man Euch mit den Ohren annageln, Ihr Leibbäcker Gottes! Denn Ihr habt falſches Gewicht gegeben, Ihr habt leichte betrügeriſche Brode dem Volke verkauft! O Ihr geſchorenen Schlauköpfe! wenn das Volk hungerte, reichtet Ihr ihm eine dünne homöopathiſche Scheinſpeiſe, und wenn es dürſtete, tranket Ihr ſtatt ſeiner; höchſtens den Königen reichtet Ihr den vollen Kelch. Ihr aber, Ihr aſſyriſchen Spießbürger und Grobiane, Ihr werdet Schläge bekommen mit Stöcken und Ruthen, und auch Fußtritte werdet Ihr bekommen, und Ohrfeigen, und ich

kann es Euch vorausſagen, mit Beſtimmtheit, denn erſtens werde ich alles mögliche thun, damit Ihr ſie bekommt, und zweitens bin ich Prophet, der Prophet Jonas, Sohn Amithai ... O Ninive, o Ninive, Du wirſt untergehn!"

So ungefähr predigte mein Bauchredner, und er ſchien dabei ſo ſtark zu geſtikuliren und ſich in meinen Gedärmen zu verwickeln, daß ſich mir alles kullernd im Leibe herumdrehte ... bis ich es endlich nicht länger ertragen konnte und den Propheten Jonas ausſpuckte.

Solcherweiſe ward ich erleichtert und genas endlich ganz und gar, als ich landete und im Gaſthofe eine gute Taſſe Thee bekam.

Hier wimmelts von Hamburgern und ihren Gemahlinnen, die das Seebad gebrauchen. Auch Schiffskapitäne aus allen Ländern, die auf guten Fahrwind warten, ſpazieren hier hin und her, auf den hohen Dämmen, oder ſie liegen in den Kneipen und trinken ſehr ſtarken Grog und jubeln über die drei Julitage. In allen Sprachen bringt man den Franzoſen ihr wohlverdientes Vivat, und der ſonſt ſo wortkarge Britte preiſt ſie eben ſo redſelig, wie jener geſchwätzige Portugieſe, der es bedauerte, daß er ſeine Ladung Orangen nicht direkt nach Paris bringen könne, um das Volk zu erfriſchen nach der Hitze des Kampfes. Sogar in Hamburg, wie man mir erzählt, in jenem Hamburg, wo der Franzoſenhaß am tiefſten wurzelte, herrſcht jetzt nichts als Enthuſiasmus für Frankreich ... Alles iſt vergeſſen, Davouſt, die beraubte Bank, die füſilirten Bürger, die altdeutſchen Röcke, die ſchlechten Befreiungsverſe, Vater Blücher, Heil Dir im Siegerkranze, alles iſt vergeſſen ... In Hamburg flattert die Trikolore, überall erklingt dort die Marſeillaiſe, ſogar die Damen erſcheinen im Theater mit dreifarbigen Bandſchleifen auf der Bruſt, und ſie lächeln mit ihren blauen Augen, rothen Mündlein und weißen Näschen ... Sogar die reichen Banquiers, welche in Folge der revolutionären Bewegung an ihren Staatspapieren ſehr viel Geld verlieren, theilen großmüthig die allgemeine Freude, und jedesmal, wenn ihnen der Makler meldet, daß die Courſe noch tiefer gefallen, ſchauen ſie deſto vergnügter und antworten:

„Es iſt ſchon gut, es thut nichts, es thut nichts!" —

Ja, überall, in allen Landen, werden die Menſchen die Bedeutung dieſer drei Julitage ſehr leicht begreifen und darin einen Triumph der eigenen Intereſſen erkennen und feiern. Die große That der Franzoſen ſpricht ſo deutlich zu allen Völkern und allen Intelligenzen, den höchſten und den niedrigſten, und in den Steppen der Baſchkiren werden die Gemüther eben ſo tief erſchüttert werden, wie auf den Höhen Andaluſiens ... Ich ſehe ſchon, wie dem Neapolitaner der Makaroni und dem Irländer ſeine Kartoffel im Munde ſtecken bleibt, wenn die Nachricht bei ihnen anlangt ... Puliſchinell iſt kapa-

bel, zum Schwert zu greifen, und Paddy wird vielleicht einen Bull machen, worüber den Engländern das Lachen vergeht.

Und Deutſchland? Ich weiß nicht. Werden wir endlich von unſeren Eichenwäldern den rechten Gebrauch machen, nämlich zu Barrikaden für die Befreiung der Welt? Werden wir, denen die Natur ſo viel Tiefſinn, ſo viel Kraft, ſo viel Muth ertheilt hat, endlich unſere Gottesgabe benutzen und das Wort des großen Meiſters, die Lehre von den Rechten der Menſchheit, begreifen, proklamiren und in Erfüllung bringen?

Es ſind jetzt ſechs Jahre, daß ich, zu Fuß das Vaterland durchwandernd, auf der Wartburg ankam und die Zelle beſuchte, wo Doktor Luther gehauſt. Ein braver Mann, auf den ich keinen Tadel kommen laſſe; er vollbrachte ein Rieſenwerk, und wir wollen ihm immer dankbar die Hände küſſen für das, was er that. Wir wollen nicht mit ihm ſchmollen, daß er unſere Freunde allzu unhöflich anließ, als ſie in der Exegeſe des göttlichen Wortes etwas weiter gehen wollten als er ſelber, als ſie auch die irdiſche Gleichheit der Menſchen in Vorſchlag brachten ... Ein ſolcher Vorſchlag war freilich damals noch unzeitgemäß, und Meiſter Hemling der Dir Dein Haupt abſchlug, armer Thomas Münzer, er war in gewiſſer Hinſicht wohl berechtigt zu ſolchem Verfahren: denn er hatte das Schwert in Händen, und ſein Arm war ſtark!

Auf der Wartburg beſuchte ich auch die Rüſtkammer, wo die alten Harniſche hängen, die alten Pickelhauben, Tartſchen, Hellebarden, Flammberge, die eiſerne Garderobe des Mittelalters. Ich wandelte nachſinnend im Saale herum mit einem Univerſitätsfreunde, einem jungen Herrn vom Adel, deſſen Vater damals einer der mächtigſten Viertelfürſten in unſerer Heimath war, und das ganze zitternde Ländchen beherrſchte. Auch ſeine Vorfahren ſind mächtige Barone geweſen, und der junge Mann ſchwelgte in heraldiſchen Erinnerungen bei Anblick der Rüſtungen und der Waffen, die, wie ein angehefteter Zettel, meldete, irgend einem Ritter ſeiner Sippſchaft angehört hatte. Als er das lange Schwert des Ahnherrn von dem Haken herablangte und aus Neugier verſuchte, ob er es wohl handhaben könnte, geſtand er, daß es ihm doch etwas zu ſchwer ſei und er ließ entmuthigt den Arm ſinken. Als ich dieſes ſah, als ich ſah, wie der Arm des Enkels zu ſchwach für das Schwert ſeiner Väter, da dachte ich heimlich in meinem Sinn: Deutſchland könnte frei ſein.

Neun Jahre ſpäter.

Zwiſchen meinem erſten und meinem zweiten Begegniß mit Ludwig Börne liegt jene Juliusrevolution, welche unſere Zeit gleichſam in zwei Hälften aus-

einander ſprengte. Die vorſtehenden Briefe mögen Kunde geben von der Stimmung, in welcher mich die große Begebenheit antraf, und in gegenwärtiger Denkſchrift ſollen ſie als vermittelnde Brücke dienen, zwiſchen dem erſten und dem dritten Buche. Der Uebergang wäre ſonſt zu ſchroff. Ich trug Bedenken, eine größere Anzahl dieſer Briefe mitzutheilen, da in den nächſtfolgenden der zeitliche Freiheitsrauſch allzu ungeſtüm über alle Polizeiverordnungen hinaustaumelte, während ſpäterhin allzu ernüchterte Betrachtungen eintreten und das enttäuſchte Herz in muthloſe, verzagende und verzweifelnde Gedanken ſich verliert! Schon die erſten Tage meiner Ankunft in der Hauptſtadt der Revolution merkte ich, daß die Dinge in der Wirklichkeit ganz andere Farben trugen, als ihnen die Lichteffekte meiner Begeiſterung in der Ferne geliehen hatten. Das Silberhaar, das ich um die Schulter Lafayette's, des Helden beider Welten, ſo majeſtätiſch flattern ſah, verwandelte ſich bei näherer Betrachtung in eine braune Perrücke, die einen engen Schädel kläglich bedeckte. Und gar der Hund Medor, den ich auf dem Hofe des Louvre beſuchte, und der, gelagert unter dreifarbigen Fahnen und Trophäen, ſich ruhig füttern ließ: er war gar nicht der rechte Hund, ſondern eine ganz gewöhnliche Beſtie, die ſich fremde Verdienſte anmaßte, wie bei den Franzoſen oft geſchieht, und eben ſo wie viele andre, exploitirte er den Ruhm der Juliusrevolution ... Er ward gehätſchelt, gefördert, vielleicht zu den höchſten Ehrenſtellen erhoben, während der wahre Medor, einige Tage nach dem Siege, beſcheiden davon geſchlichen war, wie das wahre Volk, das die Revolution gemacht ...

Armes Volk! Armer Hund! sic.

Es iſt eine ſchon ältliche Geſchichte. Nicht für ſich, ſeit undenklicher Zeit, nicht für ſich hat das Volk geblutet und gelitten, ſondern für Andre. Im Juli 1830 erfocht es den Sieg für jene Bourgeoiſie, die eben ſo wenig taugt wie jene Nobleſſe, an deren Stelle ſie trat, mit demſelben Egoismus ... Das Volk hat nichts gewonnen durch ſeinen Sieg, als Reue und größere Noth. Aber ſeid überzeugt, wenn wieder die Sturmglocke geläutet wird und das Volk zur Flinte greift, diesmal kämpft es für ſich ſelber und verlangt den wohlverdienten Lohn. Diesmal wird der wahre, ächte Medor geehrt und gefüttert werden ... Gott weiß, wo er jetzt herumläuft, verachtet, verhöhnt und hungernd ...

Doch ſtill mein Herz, Du verräthſt Dich zu ſehr ...

Drittes Buch.

——— Es war im Herbſt 1831, ein Jahr nach der Juliusrevolution, als ich zu Paris den Doktor Ludwig Börne wieder ſah. Ich beſuchte ihn im Gaſthof Hôtel de Castille, und nicht wenig wunderte ich mich über die Veränderung, die ſich in ſeinem ganzen Weſen ausſprach. Das bischen Fleiſch, das ich früher an ſeinem Leibe bemerkt hatte, war jetzt ganz verſchwunden, vielleicht geſchmolzen von den Strahlen der Juliusſonne, die ihm leider auch ins Hirn gedrungen. Aus ſeinen Augen leuchteten bedenkliche Funken. Er ſaß, oder vielmehr er wohnte in einem großen buntſeidenen Schlafrock, wie eine Schildkröte in ihrer Schale, und wenn er manchmal argwöhniſch ſein dünnes Köpfchen hervorbeugte, ward mir unheimlich zu Muthe. Aber das Mitleid überwog, wenn er aus dem weiten Aermel die arme abgemagerte Hand zum Gruße oder zum freundſchaftlichen Händedruck ausſtreckte. In ſeiner Stimme zitterte eine gewiſſe Kränklichkeit und auf ſeinen Wangen grinſten ſchon die ſchwindſüchtig rothen Streiflichter. Das ſchneidende Mißtrauen, das in allen ſeinen Zügen und Bewegungen lauerte, war vielleicht eine Folge der Schwerhörigkeit, woran er früher ſchon litt, die aber ſeitdem immer zunahm, und nicht wenig dazu beitrug, mir ſeine Converſation zu verleiden.

„Willkommen in Paris!“ — rief er mir entgegen. — „Das iſt brav! Ich bin überzeugt, die Guten, die es am beſten meinen, werden alle bald hier ſein. Hier iſt der Convent der Patrioten von ganz Europa, und zu dem großen Werke müſſen ſich alle Völker die Hände reichen. Sämmtliche Fürſten müſſen in ihren eigenen Ländern beſchäftigt werden, damit ſie nicht in Gemeinſchaft die Freiheit in Deutſchland unterdrücken. Ach Gott! ach Deutſchland! Es wird bald ſehr betrübt bei uns ausſehen und ſehr blutig. Revolutionen ſind eine ſchreckliche Sache, aber ſie ſind nothwendig, wie Amputationen, wenn irgend ein Glied in Fäulniß gerathen. Da muß man ſchnell zuſchneiden, und ohne ängſtliches Innehalten. Jede Verzögerung bringt Gefahr, und wer aus Mitleid oder aus Schrecken, beim Anblick des vielen Blutes, die Operation nur zur Hälfte verrichtet, der handelt grauſamer als der ſchlimmſte Wütherich. Hol' der Henker alle weichherzigen Chirurgen und ihre Halbheit! Marat hatte ganz recht, il faut faire saigner le genre humain, und hätte

man ihm die 300,000 Köpfe bewilligt, die er verlangte, ſo wären Millionen der beſſeren Menſchen nicht zu Grunde gegangen, und die Welt wäre auf immer von dem alten Uebel geheilt!"

„Die Republik" — ich laſſe den Mann ausreden, mit Uebergehung mancher ſchnörkelhaften Abſprünge — „die Republik muß durchgeſetzt werden. Nur die Republik kann uns retten. Der Henker hole die ſogenannten konſtitutionellen Verfaſſungen, wovon unſere deutſchen Kammerſchwätzer alles Heil erwarten. Conſtitutionen verhalten ſich zur Freiheit, wie poſitive Religionen zur Naturreligion: ſie werden durch ihr ſtabiles Element eben ſo viel Unheil anrichten, wie jene poſitiven Religionen, die, für einen gewiſſen Geiſteszuſtand des Volkes berechnet, im Anfang ſogar dieſem Geiſteszuſtand überlegen ſind, aber ſpäterhin ſehr läſtig werden, wenn der Geiſt des Volkes die Satzung überflügelt. Die Conſtitutionen entſprechen einem politiſchen Zuſtand, wo die Bevorrechteten von ihren Rechten einige abgeben, und die armen Menſchen, die früher ganz zurückgeſetzt waren, plötzlich jauchzen, daß ſie ebenfalls Rechte erlangt haben . . . Aber dieſe Freude hört auf, ſobald die Menſchen durch ihren freieren Zuſtand für die Idee einer vollſtändigen, ganz ungeſchmälerten, ganz gleichheitlichen Freiheit empfänglich geworden ſind; was uns heute die herrlichſte Acquiſition dünkt, wird unſern Enkeln als ein kümmerliches Abfinden erſcheinen, und das geringſte Vorrecht, das die ehemalige Ariſtokratie noch behielt, vielleicht das Recht, ihre Röcke mit Peterſilie zu ſchmücken, wird alsdann eben ſo viel Bitterkeit erregen, wie einſt die härteſte Leibeigenſchaft, ja eine noch tiefere Bitterkeit, da die Ariſtokratie mit ihrem letzten Peterſilien-Vorrecht um ſo hochmüthiger prunken wird! . . . Nur die Naturreligion, nur die Republik kann uns retten. Aber die letzten Reſte des alten Regiments müſſen vernichtet werden, ehe wir daran denken können, das neue beſſere Regiment zu begründen. Da kommen die unthätigen Schwächlinge und Quietiſten und ſchniffeln: wir Revolutionäre riſſen Alles nieder, ohne im Stande zu ſein, etwas an die Stelle zu ſetzen! Und ſie rühmen die Inſtitutionen des Mittelalters, worin die Menſchheit ſo ſicher und ruhig geſeſſen habe. Und jetzt, ſagen ſie, ſei alles ſo kahl und nüchtern und öde und das Leben ſei voll Zweifel und Gleichgültigkeit."

„Ehemals wurde ich immer wüthend über dieſe Lobredner des Mittelalters. Ich habe mich aber an dieſen Geſang gewöhnt, und jetzt ärgere ich mich nur, wenn die lieben Sänger in eine andere Tonart übergehen und beſtändig über unſer Niederreißen jammern. Wir hätten gar nichts anderes im Sinne, als alles niederzureißen. Und wie dumm iſt dieſe Anklage! Man kann ja nicht eher bauen, ehe das alte Gebäude niedergeriſſen iſt, und der Niederreißer verdient eben ſo viel Lob, als der Aufbauende, ja noch mehr, da ſein Geſchäft noch viel wichtiger . . . Z. B. in meiner Vaterſtadt, auf dem Dreifaltig-

keitsplatze, ſtand eine alte Kirche, die ſo morſch und baufällig war, daß man fürchtete, durch ihren Einſturz würden einmal plötzlich viele Menſchen getödtet oder verſtümmelt werden. Man riß ſie nieder, und die Niederreißer verhüteten ein großes Unglück, ſtatt daß die ehemaligen Erbauer der Kirche nur ein großes Glück beförderten . . . Und man kann eher ein großes Glück entbehren, als ein großes Unglück ertragen! Es iſt wahr, viel gläubige Herrlichkeit blühte einſt in den alten Mauern, und ſie waren ſpäterhin eine fromme Reliquie des Mittelalters, gar poetiſch anzuſchauen, des Nachts, im Mondſchein . . . Wem aber, wie meinem armen Vetter, als er mal vorbeiging, einige Steine dieſes übriggebliebenen Mittelalters auf den Kopf fielen, (er blutete lange und leidet noch heute an der Wunde), der verwünſcht die Verehrer alter Gebäude, und ſegnet die tapferen Arbeitsleute, die ſolche gefährliche Ruinen niederreißen . . . Ja, ſie haben ſie niedergeriſſen, ſie haben ſie dem Boden gleich gemacht, und jetzt wachſen dort grüne Bäumchen und ſpielen kleine Kinder, des Mittags, im Sonnenlicht.“

In ſolchen Reden gab's keine Spur der früheren Harmloſigkeit, und der Humor des Mannes, worin alle gemüthliche Freude erloſchen, ward mitunter gallenbitter, blutdürſtig und ſehr trocken. Das Abſpringen von einem Gegenſtande zum anderen entſtand nicht mehr durch tolle Laune, ſondern durch launiſche Tollheit, und war wohl zunächſt der buntſcheckigen Zeitungslektüre beizumeſſen, womit ſich Börne damals Tag und Nacht beſchäftigte. Inmitten ſeiner terroriſtiſchen Expektorationen griff er plötzlich zu einem jener Tagesblätter, die in großen Haufen vor ihm ausgeſtreut lagen, und rief lachend: „Hier können Sie's leſen, hier ſteht's gedruckt: „Deutſchland iſt mit großen Dingen ſchwanger!“ Ja, das iſt wahr, Deutſchland geht ſchwanger mit großen Dingen; aber das wird eine ſchwere Entbindung geben. Und hier bedarf's eines männlichen Geburtshelfers, und der muß mit eiſernen Inſtrumenten agiren. Was glauben Sie?“

Ich glaube, Deutſchland iſt gar nicht ſchwanger.

„Nein, nein, Sie irren ſich. Es wird vielleicht eine Mißgeburt zur Welt kommen, aber Deutſchland wird gebähren. Nur müſſen wir uns der geſchwätzigen alten Weiber entledigen, die ſich herandrängen und ihren Hebammendienſt anbieten. Da iſt z. B. ſo eine Vettel von Rotteck. Dieſes alte Weib iſt nicht einmal ein ehrlicher Mann. Ein armſeliger Schriftſteller, der ein bischen liberalen Demagogismus treibt und den Tagesenthuſiasmus ausbeutet, um die große Menge zu gewinnen, um ſeinen ſchlechten Büchern Abſatz zu verſchaffen, um ſich überhaupt eine Wichtigkeit zu geben. Der iſt halb Fuchs, halb Hund, und hüllt ſich in ein Wolfsfell, um mit den Wölfen zu heulen. Da iſt mir doch tauſendmal lieber der dumme Kerl von Raumer — ſo eben leſe ich ſeine Briefe aus Paris — der iſt ganz Hund, und wenn er

liberal knurrt, täuſcht er niemand, und jeder weiß, er iſt ein unterthäniger Pudel, der niemand beißt. Das läuft beſtändig herum und ſchnopert an allen Küchen und möchte gern einmal in unſere Suppe ſeine Schnauze ſtecken, fürchtet aber die Fußtritte der hohen Gönner. Und ſie geben ihm wirklich Fußtritte und halten das arme Vieh für einen Revolutionär. Lieber Himmel, es verlangt nur ein bischen Wedelfreiheit, und wenn man ihm dieſe gewährt, ſo leckt es dankbar die goldenen Sporen der ukkermärkiſchen Ritterſchaft. Nichts iſt ergötzlicher, als ſolche unermüdliche Beweglichkeit neben der unermüdlichen Geduld. Dieſes tritt recht hervor in jenen Briefen, wo der arme Laufhund auf jeder Seite ſelbſt erzählt, wie er vor den pariſer Theatern ruhig Queue machte . . . Ich verſichere Sie, er machte ruhig Queue mit dem großen Troß und iſt ſo einfältig, es ſelbſt zu erzählen. Was aber noch weit ſtärker, was die Gemeinheit ſeiner Seele ganz zur Anſchauung bringt, iſt das Geſtändniß, daß er, wenn er vor Ende der Vorſtellung das Theater verließ, jedesmal ſeine Contremarque verkaufte. Es iſt wahr, als Fremder braucht er nicht zu wiſſen, daß ſolcher Verkauf einen ordentlichen Menſchen herabwürdigt; aber er hätte nur die Leute zu betrachten brauchen, denen er ſeine Contremarque verhandelte, um von ſelbſt zu merken, daß ſie nur der Abſchaum der Geſellſchaft ſind, Diebesgeſindel und Maquereaus, kurz Leute, mit denen ein ordentlicher Menſch nicht gern ſpricht, vielweniger ein Handelsgeſchäft treibt. Der muß von Natur ſehr ſchmutzig ſein, wer aus dieſen ſchmutzigen Händen Geld nimmt."

Damit man nicht wähne, als ſtimme ich in dem Urtheil über den Herrn Profeſſor Friedrich von Raumer ganz mit Börne überein, ſo bemerke ich zu ſeinem Vortheil, daß ich ihn zwar für ſchmutzig halte, aber nicht für dumm. Das Wort ſchmutzig, wie ich ebenfalls ausdrücklich bemerken will, muß hier nicht im materiellen Sinn genommen werden . . . Die Frau Profeſſorin würde ſonſt Zeter ſchreien und alle ihre Waſchzettel drucken laſſen, worin verzeichnet ſteht, wie viel reine Unterhemden und Chemiſettchen ihr liebes Männlein im Laufe des Jahres angezogen . . . und ich bin überzeugt, die Zahl iſt groß, da Herr Profeſſor Raumer im Laufe des Jahres ſo viel läuft und folglich ſchwitzt und folglich viel Wäſche nöthig hat. Es kommt ihm nämlich nicht der gebratene Ruhm ins Haus geflogen, er muß vielmehr beſtändig auf den Beinen ſein, um ihn aufzuſuchen, und wenn er ein Buch ſchreibt, ſo muß er erſt von Pontio nach Pilato rennen, um die Gedanken zuſammen zu kriegen und endlich dafür zu ſorgen, daß das mühſam zuſammengeſtoppelte Opus auch von der literariſchen Claque hinlänglich unterſtützt wird. Das bewegliche ſüßhölzerne Männchen iſt ganz einzig in dieſer Betriebſamkeit, und nicht mit Unrecht bemerkte einſt eine geiſtreiche Frau: „ſein Schreiben iſt eigentlich ein Laufen." Wo was zu machen iſt, da iſt es, das Raumerchen aus Anhalt

Deſſau. Jüngſt lief es nach London; vorher ſah man es während drei Monaten überall hin- und herlaufen, um die dazu nöthigen Empfehlungsſchreiben zu betteln, und nachdem es in der engliſchen Geſellſchaft ein bischen herumgeſchnopert und ein Buch zuſammengelaufen, erläuft es auch einen Verleger für die engliſche Ueberſetzung, und Sara Auſtin, meine liebenswürdige Freundin, muß nothgedrungen ihre Feder dazu hergeben, um das ſaure fließpapierne Deutſch in velinſchönes Engliſch zu überſetzen und ihre Freunde anzutreiben, das überſetzte Produkt in den verſchiedenen engliſchen Revues zu rezenſiren . . . und dieſe erlaufenen engliſchen Rezenſionen läßt dann Brockhaus zu Leipzig wieder in's Deutſche überſetzen, unter dem Titel: engliſche Stimmen über Fr. v. Raumer!

Ich wiederhole, daß ich mit dem Urtheil Börnes über Herrn v. Raumer nicht übereinſtimme, er iſt ein ſchmutziger, aber kein dummer Kerl, wie Börne meinte, der, vielleicht weil er ebenfalls „Briefe aus Paris" drucken ließ, den armen Nebenbuhler ſo ſcharf kritiſirte, und bei jeder Gelegenheit eine Lauge des boshafteſten Spottes über ihn ausgoß.

Ja, lacht nicht, Herr von Raumer war damals ein Nebenbuhler von Börne, deſſen „Briefe aus Paris" faſt gleichzeitig mit den erwähnten Briefen erſchienen, worin Es, das Raumerchen, mit der Madame Crelinger und ihrem Gatten aus Paris korreſpondirte.

Dieſe Briefe ſind längſt verſchollen, und wir erinnern uns nur noch des ſpaßhaften Eindrucks, den ſie hervorbrachten, als ſie gleichzeitig mit den pariſer Briefen von Börne auf dem literariſchen Markte erſchienen. Was letztere betrifft, ſo geſtehe ich, die zwei erſten Bände, die mir in jener Periode zu Geſicht kamen, haben mich nicht wenig erſchreckt. Ich war überraſcht von dieſem ultra radikalen Ton, den ich am wenigſten von Börne erwartete. Der Mann, der ſich, in ſeiner anſtändigen, geſchniegelten Schreibart, immer ſelbſt inſpicirte und kontrolirte, und der jede Silbe, ehe er ſie nieder ſchrieb, vorher abwog und abmaß . . . der Mann, der in ſeinem Stile immer etwas beibehielt von der Gewöhnung ſeines reichsſtädtiſchen Spießbürgerthums, wo nicht gar von den Aengſtlichkeiten ſeines früheren Amtes . . . der ehemalige Polizeiaktuar von Frankfurt am Main ſtürzte ſich jetzt in einen Sanskulotismus des Gedankens und des Ausdrucks, wie man dergleichen in Deutſchland noch nie erlebt hat. Himmel! welche entſetzliche Wortfügungen; welche hochverrätheriſche Zeitwörter! welche majeſtätsverbrecheriſche Accuſative! welche Imperative! welche polizeiwidrige Fragezeichen! welche Metaphern, deren bloßer Schatten ſchon zu zwanzig Jahr Feſtungsſtrafe berechtigte! Aber trotz des Grauens, den mir jene Briefe einflößten, weckten ſie in mir eine Erinnerung, die ſehr komiſcher Art, die mich faſt bis zum Lachen erheiterte, und die ich hier durchaus nicht verſchweigen kann. Ich geſtehe es, die ganze Erſchei-

nung Börnes, wie ſie ſich in jenen Briefen offenbarte, erinnerte mich an den alten Polizeivogt, der, als ich ein kleiner Knabe war, in meiner Vaterſtadt regierte. Ich ſage regierte, da er mit unumſchränktem Stock die öffentliche Ruhe verwaltend, uns kleinen Buben einen ganz majeſtätiſchen Reſpekt einflößte und uns ſchon durch ſeinen bloßen Anblick gleich auseinander jagte, wenn wir auf der Straße gar zu lärmige Spiele trieben. Dieſer Polizeivogt wurde plötzlich wahnſinnig und bildete ſich ein, er ſei ein kleiner Gaſſenjunge, und zu unſerer unheimlichſten Verwunderung ſahen wir, wie er, der allmächtige Straßenbeherrſcher, ſtatt Ruhe zu ſtiften, uns zu dem lauteſten Unfug aufforderte. „Ihr ſeid viel zu zahm, rief er, ich aber will Euch zeigen, wie man Spektakel machen muß!“ Und dabei fing er an wie ein Löwe zu brüllen oder wie ein Kater zu miauen, und er klingelte an den Häuſern, daß die Thürglocke abriß, und er warf Steine gegen die klirrenden Fenſterſcheiben, immer ſchreiend: ich will Euch lehren, Jungens, wie man Spektakel macht! Wir kleinen Buben amüſirten uns ſehr über den Alten und liefen jubelnd hinter ihm drein, bis man ihn ins Irrenhaus abführte.

Während der Lektüre der Börne'ſchen Briefe dachte ich wahrhaftig immer an den alten Polizeivogt, und mir war oft, als hörte ich wieder ſeine Stimme: ich will Euch lehren, wie man Spektakel macht!

In den mündlichen Geſprächen Börne's war die Steigerung ſeines politiſchen Wahnſinns minder auffallend, da ſie im Zuſammenhang blieb mit den Leidenſchaften, die in ſeiner nächſten Umgebung wütheten, ſich beſtändig ſchlagfertig hielten und nicht ſelten auch thatſächlich zuſchlugen. Als ich Börne zum zweitenmale beſuchte, in der Rue de Provence, wo er ſich definitiv einquartirt hatte, fand ich in ſeinem Salon eine Menagerie von Menſchen wie man ſie kaum im Jardin des Plantes finden möchte. Im Hintergrunde kauerten einige deutſche Eisbären, welche Tabak rauchten, faſt immer ſchwiegen und nur dann und wann einige vaterländiſche Donnerworte im tiefſten Brumbaß hervorfluchten. Neben ihnen hockte auch ein polniſcher Wolf, welcher eine rothe Mütze trug und manchmal die ſüßlich fadeſten Bemerkungen mit heiſerer Kehle heulte. Dann fand ich dort einen franzöſiſchen Affen, der zu den häßlichſten gehörte, die ich jemals geſehen; er ſchnitt beſtändig Geſichter, damit man ſich das ſchönſte darunter ausſuchen möge. Das unbedeutendſte Subjekt in jener Börne'ſchen Menagerie war ein Herr *, der Sohn des alten *, eines Weinhändlers in Frankfurt am Main, der ihn gewiß in ſehr nüchterner Stimmung gezeugt, . . . eine lange hagere Geſtalt, die wie der Schatten einer Eau-de-Cologne-Flaſche ausſah, aber keineswegs wie der Inhalt derſelben roch. Trotz ſeines dünnen Ausſehens, trug er, wie Börne behauptete, zwölf wollene Unterjacken; denn ohne dieſelben würde er gar nicht exiſtiren. Börne machte ſich beſtändig über ihn luſtig:

„Ich präſentire Ihnen hier einen *, es iſt freilich kein * erſter Größe, aber er iſt doch mit der Sonne verwandt, er empfängt von derſelben ſein Licht . . . er iſt ein unterthäniger Verwandter des Herrn von Rothſchild . . . Denken Sie ſich, Herr *, ich habe dieſe Nacht im Traum den frankfurter Rothſchild hängen ſehen, und Sie waren es, welcher ihm den Strick um den Hals legte . . .

Herr * erſchrak bei dieſen Worten, und wie in Todesangſt rief er: „Herr Berne, ich bitte Ihnen, ſagen Sie das nicht weiter . . . ich hab Grind . . .“ „Ich hab Grind“ — wiederholte mehrmals der junge Menſch, und indem er ſich gegen mich wandte, bat er mich mit leiſer Stimme ihm in eine Ecke des Zimmers zu folgen, um mir ſeine delikate „Poſiziaun“ zu vertrauen. „Sehen Sie“ flüſterte er heimlich, „ich habe eine delikate Poſiziaun. Von der einen Seite iſt Madame Wohl auf dem Wollgraben meine Tante und auf der andern Seite iſt die Frau von Herrn von Rothſchild auch ſo zu ſagen meine Tante. Ich bitte Ihnen, erzählen Sie nicht im Hauſe des Herrn Baron von Rothſchild, daß Sie mich hier bei Berne geſehen haben . . . ich hab Grind.“

Börne machte ſich über dieſen Unglücklichen beſtändig luſtig und beſonders hechelte er ihn wegen der mundfaulen und kauderwälſchen Art wie er das Franzöſiſche ausſprach. „Mein lieber Landsmann „ſagte er,“ die Franzoſen haben Unrecht über Sie zu lachen; ſie offenbaren dadurch ihre Unwiſſenheit. Verſtänden ſie deutſch, ſo würden ſie einſehen, wie richtig ihre Redensarten konſtruirt ſind, nämlich vom deutſchen Standpunkte aus . . . Und warum ſollen Sie Ihre Nationalität verläugnen? Ich bewundere ſogar, mit welcher Gewandtheit Sie Ihre Mutterſprache, das frankfurter Mauſcheln, ins Franzöſiſche übertragen . . . Die Franzoſen ſind ein unwiſſendes Volk, und werden es nie dahin bringen, ordentlich deutſch zu lernen. Sie haben keine Geduld . . . Wir Deutſchen ſind das geduldigſte und gelehrigſte Volk . . . Wie viel müſſen wir ſchon als Knaben lernen! wie viel Latein! wie viel Griechiſch, wie viel perſiſche Könige, und ihre ganze Sippſchaft bis zum Großvater! . . . ich wette, ſo ein unwiſſender Franzoſe weiß ſogar in ſeinen alten Tagen noch nicht, daß die Mutter des Cyrus Frau Mandane geheißen und eine geborne Aſtyages war. Auch haben wir die beſten Handbücher für alle Wiſſenſchaften herausgegeben. Neander's Kirchengeſchichte und Meyer Hirſch's Rechenbuch ſind klaſſiſch. Wir ſind ein denkendes Volk und weil wir ſo viel Gedanken hatten, daß wir ſie nicht alle aufſchreiben konnten, haben wir die Buchdruckerei erfunden, und weil wir manchmal vor lauter Denken und Bücherſchreiben oft das liebe Brod nicht hatten, erfanden wir die Kartoffel.“

Das deutſche Volk, brummte der deutſche Patriot aus ſeiner Ecke, hat auch das Pulver erfunden.

Börne wandte ſich raſch nach dem Patrioten, der ihn mit dieſer Bemerkung

unterbrochen hatte, und ſprach ſarkaſtiſch lächelnd: „Sie irren ſich mein Freund, man kann nicht ſo eigentlich behaupten, daß das deutſche Volk das Pulver erfunden habe. Das deutſche Volk beſteht aus dreißig Millionen Menſchen. Nur einer davon hat das Pulver erfunden ... die übrigen, 29,999,999 Deutſche, haben das Pulver nicht erfunden. — Uebrigens iſt das Pulver eine gute Erfindung, eben ſo wie die Druckerei, wenn man nur den rechten Gebrauch davon macht. Wir Deutſchen aber benutzen die Preſſe, um die Dummheit und das Pulver, um die Sklaverei zu verbreiten —“

Einlenkend, als man ihm dieſe irrige Behauptung verwies, fuhr Börne fort: „Je nun, ich will eingeſtehen, daß die deutſche Preſſe ſehr viel Heil geſtiftet, aber es wird überwogen von dem gedruckten Unheil. Jedenfalls muß man dieſes einräumen, in Beziehung auf bürgerliche Freiheit ... Ach! wenn ich die ganze deutſche Geſchichte durchgehe, bemerke ich, daß die Deutſchen für bürgerliche Freiheit wenig Talent beſitzen, hingegen die Knechtſchaft, ſowohl theoretiſch als praktiſch, immer leicht erlernten und dieſe Disciplin nicht blos zu Hauſe ſondern auch im Auslande mit Erfolg dozirten. Die Deutſchen waren immer die ludi magistri der Sklaverei, und wo der blinde Gehorſam in die Leiber oder in die Geiſter eingeprügelt werden ſollte, nahm man einen deutſchen Exerciermeiſter. Auch haben wir die Sklaverei über ganz Europa verbreitet, und als Denkmäler dieſer Sündfluth ſitzen deutſche Fürſtengeſchlechter auf allen Thronen Europas, wie nach uralten Ueberſchwemmungen, auf den höchſten Bergen die Reſte verſteinerter Seeungeheuer gefunden werden .... Und noch jetzt, kaum wird ein Volk frei, ſo wird ihm ein deutſcher Prügel auf den Rücken gebunden ... und ſogar in der heiligen Heimath des Harmodios und Ariſtogeitons, im wiederbefreiten Griechenland, wird jetzt deutſche Knechtſchaft eingeſetzt, und auf der Akropolis von Athen fließt bayerſches Bier und herrſcht der bayerſche Stock ... Ja, es iſt erſchrecklich, daß der König von Bayern dieſer kleine Tyrannos und ſchlechte Poet, ſeinen Sohn auf den Thron jenes Landes ſetzen durfte, wo einſt die Freiheit und die Dichtkunſt geblüht, jenes Landes, wo es eine Ebene gibt, welche Marathon und einen Berg, welcher Parnaß heißt! Ich kann nicht daran denken, ohne daß mir das Gehirn zittert ... Wie ich in der heutigen Zeitung geleſen, haben wieder drei Studenten, in München, vor dem Bilde des König Ludwig's, niederknien und Abbitte thun müſſen. Niederknien vor dem Bilde eines Menſchen, der noch dazu ein ſchlechter Poet iſt! Wenn ich ihn in meiner Macht hätte, dieſer ſchlechte Dichter ſollte niederknien vor dem Bilde der Muſen und Abbitte thun, wegen ſeiner ſchlechten Verſe, wegen beleidigter Majeſtät der Poeſie! Sprecht mir jetzt noch von römiſchen Kaiſern, welche ſo viel Tauſende von Chriſten hinrichten ließen, weil dieſe nicht vor ihrem Bilde knien wollten ... Jene Tyrannen waren wenigſtens Herrn der ganzen Welt, von

Aufgang bis zum Niedergang, und wie wir an ihren Statuen noch heute ſehen, wenn auch keine Götter, ſo waren ſie doch ſchöne Menſchen. Man beugt ſich am Ende leicht vor Macht und Schönheit. Aber niederknien vor Ohnmacht und Häßlichkeit. — — —"

— — Es bedarf wohl keines beſonderen Winks für den ſcharfſinnigen Leſer, aus welchen Gründen ich den Frevler nicht weiter ſprechen laſſe. Ich glaube, die angeführten Phraſen ſind hinreichend, um die damalige Stimmung des Mannes zu bekunden; ſie war im Einklang mit dem hitzigen Treiben jener deutſchen Tumultanten, die, ſeit der Juliusrevolution, in wilden Schwärmen nach Paris kamen und ſich ſchon gleich um Börne ſammelten. Es iſt kaum zu begreifen, wie dieſer ſonſt ſo geſcheidte Kopf ſich von der roheſten Tobſucht beſchwatzen und zu den gewaltſamſten Hoffnungen verleiten laſſen konnte! Zunächſt gerieth er in den Kreis jenes Wahnſinnes, als deſſen Mittelpunkt der berühmte Buchhändler F. zu betrachten war. Dieſer F., man ſollte es kaum glauben, war ganz der Mann nach dem Herzen Börnes. Die rothe Wuth, die in der Bruſt des einen kochte, das dreitägige Juliusfieber, das die Glieder des Einen rüttelte, der jakobiniſche Veitstanz worin der eine ſich drehte fand den entſprechenden Ausdruck in den Pariſer Briefen des Anderen. Mit dieſer Bemerkung will ich aber nur einen Geiſtesirrthum, keineswegs einen Herzensirrthum andeuten, bei dem Einen wie bei dem Andern. Denn auch F. meinte es gut mit dem deutſchen Vaterlande, er war aufrichtig, heldenmüthig, jeder Selbſtopferung fähig, jedenfalls ein ehrlicher Mann, und zu ſolchem Zeugniß glaube ich mich um ſo mehr verpflichtet, da, ſeit er in ſtrenger Haft ſchweigen muß, die ſervile Verläumdung an ſeinem Leumund nagt. Man kann ihn mancher unklugen, aber keiner zweideutigen Handlung beſchuldigen; er zeigte namentlich im Unglück ſehr viel Charakter, er war durchglüht von reinſter Bürgertugend, und um die Schellenkappe, die ſein Haupt umklingelt, müſſen wir einen Kranz von Eichenlaub flechten. Der edle Narr, er war mir tauſendmal lieber als jener andere Buchhändler, der ebenfalls nach Paris gekommen, um eine deutſche Ueberſetzung der franzöſiſchen Revolution zu beſorgen, jener leiſe Schleicher, welcher matt und menſchenfreundlich wimmerte und wie eine Hyäne ausſah, die zur Abführung eingenommen . . . Uebrigens rühmte man auch letztern als einen ehrlichen Mann, der ſogar ſeine Schulden bezahlte, wenn er das große Loos in der Lotterie gewinnt, und wegen ſolcher Ehrlichkeitsverdienſte ward er zum Finanzminiſter des erneuten deutſchen Reichs vorgeſchlagen . . . Im Vertrauen geſagt, er mußte ſich mit den Finanzen begnügen, denn die Stelle eines Miniſters des Innern hatte F. ſchon vorweg vergeben, nämlich an Garnier, wie er auch die deutſche Kaiſerkrone dem Hauptmanne S. bereits zugeſagt . . .

Garnier freilich behauptete, der Buchhändler F. wolle den Hauptmann S.

zum deutſchen Kaiſer machen, weil dieſer Lump ihm Geld ſchuldig ſei und er ſonſt nicht zu ſeinem Gelde kommen könne ... Das iſt aber unrichtig und zeugt nur von Garniérs Mediſançe; F. hat vielleicht aus republikaniſcher Argliſt eben das kläglichſte Subjekt zum Kaiſer gewählt, um dadurch das Monarchenthum herabzuwürdigen und lächerlich zu machen ...

Der Einfluß des F. war indeſſen bald beendigt, als derſelbe, ich glaube im November, Paris verließ, und an die Stelle des großen Agitators einige neue Oberhäupter emporſtiegen; unter dieſen waren die bedeutendſten der ſchon erwähnte Garnier und ein gewiſſer Wolfrum. Ich darf ſie wohl mit Namen nennen, da der Eine todt iſt, und dem Andern, welcher ſich im ſicheren England befindet, durch die Hindeutung auf ſeine ehemalige Wichtigkeit ein großer Gefallen erzeigt wird; beide aber, Garnier zum Theil, Wulfram aber ganz, ſchöpften ihre Inſpirationen aus dem Munde Börne's, der von nun an als die Seele der pariſer Propaganda zu betrachten war. Der Wahnſinn blieb derſelbe, aber um mit Polonius zu reden, es kam Methode hinein.

Ich habe mich eben des Wortes „Propaganda" bedient; aber ich gebrauche daſſelbe in einem andern Sinne als gewiſſe Delatoren, die unter jenem Ausdruck eine geheime Verbrüderung verſtehen, eine Verſchwörung der revolutionären Geiſter in ganz Europa, eine Art blutdürſtiger, atheiſtiſcher und regizider Maçonery. Nein, jene pariſer Propaganda beſtand vielmehr aus rohen Händen als aus feinen Köpfen; es waren Zuſammenkünfte von Handwerkern deutſcher Zunge, die in einem großen Saale des Paſſage Saumon oder in den Faubourgs ſich verſammelten, wohl fürnemlich, um in der lieben Sprache der Heimath über vaterländiſche Gegenſtände mit einander zu konverſiren, hier wurden nun, durch leidenſchaftliche Reden, im Sinne der rheinbayriſchen Tribüne, viele Gemüther fanatiſirt, und da der Republikanismus eine ſo grade Sache iſt, und leichter begreifbar, als z. B. die konſtitutionelle Regierungsform, wobei ſchon mancherlei Kenntniſſe vorausgeſetzt werden: ſo dauerte es nicht lange und tauſende von deutſchen Handwerksgeſellen wurden Republikaner und predigten die neue Ueberzeugung. Dieſe Propaganda war weit gefährlicher als alle jene erlogenen Popanze, womit die erwähnten Delatoren unſre deutſchen Regierungen ſchreckten, und vielleicht weit mächtiger als Börne's geſchriebene Reden war Börne's mündliches Wort, welches er an Leute richtete, die es mit deutſchem Glauben einſogen und mit apoſtoliſchem Eifer in der Heimath verbreiteten. Ungeheuer groß iſt die Anzahl deutſcher Handwerker, welche ab und zu nach Frankreich auf die Wanderſchaft gehen. Wenn ich daher las, wie norddeutſche Blätter ſich darüber luſtig machten, daß Börne mit 600 Schneidergeſellen auf den Montmartre geſtiegen, um ihnen eine Bergpredigt zu halten, mußte ich mitleidig die Achſel zucken, aber am wenigſten über Börne, der eine Saat ausſtreute, die früh oder ſpät die fruchtbarſten

Früchte hervorbringt. Er ſprach ſehr gut, bündig überzeugend, volksmäßig; nackte, kunſtloſe Rede, ganz im Bergpredigerton. Ich habe ihn freilich nur ein einziges Mal reden hören, nämlich in dem Paſſage Saumon, wo Garnier der „Volksverſammlung" präſidirte . . . Börne ſprach über den Preßverein, welcher ſich vor ariſtokratiſcher Form zu bewahren habe; Garnier donnerte gegen Nikolas, den Czaar von Rußland; ein verwachſener, krummbeiniger Schuſtergeſelle trat auf und behauptete, alle Menſchen ſeien gleich . . . Ich ärgerte mich nicht wenig über dieſe Impertinenz . . . Es war das erſte und letzte Mal, daß ich der Volksverſammlung beiwohnte.

Dieſes eine Mal war aber auch hinreichend . . . Ich will Dir gern, lieber Leſer, bei dieſer Gelegenheit ein Geſtändniß machen, das Du eben nicht erwarteſt. Du meinſt vielleicht, der höchſte Ehrgeiz meines Lebens hätte immer darin beſtanden, ein großer Dichter zu werden, etwa gar auf dem Capitol gekrönt zu werden, wie weiland Meſſer Francesco Petrarcha . . . Nein, es waren vielmehr die großen Volksredner, die ich immer beneidete, und ich hätte für mein Leben gern auf öffentlichem Markte, vor einer bunten Verſammlung, das große Wort erhoben, welches die Leidenſchaften aufwühlt oder beſänftigt und immer eine augenblickliche Wirkung hervorbringt. Ja, unter vier Augen will ich es Dir gern eingeſtehen, daß ich in jener unerfahrenen Jugendzeit, wo uns die komödiantenhaften Gelüſte anwandeln, mich oft in eine ſolche Rolle hineindachte. Ich will durchaus ein großer Redner werden, und wie Demoſthenes deklamirte ich zuweilen am einſamen Meeresſtrand, wenn Wind und Wellen brauſten und heulten; ſo übt man ſeine Lungen und gewöhnt ſich dran, mitten im größten Lärm einer Volksverſammlung zu ſprechen. Nicht ſelten ſprach ich auch auf freiem Felde vor einer großen Anzahl Ochſen und Kühe, und es gelang mir, das verſammelte Rindviehvolk zu überbrüllen. Schwerer ſchon iſt es, vor Schafen eine Rede zu halten. Bei allem, was Du ihnen ſagſt, dieſen Schafsköpfen, wenn Du ſie ermahnſt, ſich zu befreien, nicht wie ihre Vorfahren geduldig zur Schlachtbank zu wandern . . . ſie antworten Dir, nach jedem Satze, mit einem ſo unerſchütterlich gelaſſenen Mäh! Mäh! daß man die Contenanze verlieren kann. Kurz, ich that alles, um, wenn bei uns einmal eine Revolution aufgeführt werden möchte, als deutſcher Volksredner auftreten zu können. Aber ach! ſchon gleich bei der erſten Probe merkte ich, daß ich in einem ſolchen Stücke meine Lieblingsrolle nimmermehr tragiren kann. Und lebten ſie noch, weder Demoſthenes, noch Cicero, noch Mirabeau könnten in einer deutſchen Revolution als Sprecher auftreten: denn bei einer deutſchen Revolution wird geraucht. Denkt Euch meinen Schreck, als ich in Paris der obenerwähnten Volksverſammlung beiwohnte, fand ich ſämmtliche Vaterlandsretter mit Tabakspfeifen im Maule, und der ganze Saal war ſo erfüllt von ſchlechtem Knaſterqualm, daß er mir gleich auf

die Bruſt ſchlug und es mir platterdings unmöglich geweſen wäre, ein Wort zu reden . . .

Ich kann den Tabaksqualm nicht vertragen, und ich merkte, daß in einer deutſchen Revolution die Rolle eines Großſprechers in der Weiſe Börne's und Conſorten nicht für mich paßte. Ich merkte überhaupt, daß die deutſche Tribunalkarriere nicht eben mit Roſen, und am allerwenigſten mit reinlichen Roſen bedeckt. So z. B. mußt Du allen dieſen Zuhörern, „lieben Brüdern und Gevattern" recht derb die Hand drücken. Es iſt vielleicht metaphoriſch gemeint, wenn Börne behauptet: im Fall ihm ein König die Hand gedrückt, würde er ſie nachher ins Feuer halten, um ſie zu reinigen; es iſt aber durchaus nicht bildlich, ſondern ganz buchſtäblich gemeint, daß ich, wenn mir das Volk die Hand gedrückt, ſie nachher waſchen werde.

Man muß in wirklichen Revolutionszeiten das Volk mit eignen Augen geſehen, mit eigner Naſe gerochen haben, man muß mit eignen Ohren anhören, wie dieſer ſouveraine Rattenkönig ſich ausſpricht, um zu begreifen, was Mirabeau andeuten will mit den Worten:

„Man macht keine Revolution mit Lavendelöl. So lange wir die Revolutionen in den Büchern leſen, ſieht das alles ſehr ſchön aus, und es iſt damit, wie mit jenen Landſchaften, die, kunſtreich geſtochen auf dem weißen Velinpapier, ſo rein, ſo freundlich ausſehen, aber nachher, wenn man ſie in Natura betrachtet, vielleicht an Grandioſität gewinnen, doch einen ſehr ſchmutzigen und ſchäbigen Anblick in den Einzelheiten gewähren; die in Kupfer geſtochenen Miſthaufen riechen nicht, und der in Kupfer geſtochene Moraſt iſt leicht mit den Augen zu durchwaten!"

War es Tugend oder Wahnſinn, was den Ludwig Börne dahin brachte, die ſchlimmſten Miſtdüfte mit Wonne einzuſchnaufen und ſich vergnüglich im plebejiſchen Koth zu wälzen? Wer löſt uns das Räthſel dieſes Mannes, der in weichlichſter Seide erzogen worden, ſpäterhin in ſtolzen Anflügen ſeine innere Vornehmheit bekundete, und gegen das Ende ſeiner Tage plötzlich überſchnappte in pöbelhafte Töne und in die banalen Manieren eines Demagogen der unterſten Stufe? Stachelten ihn etwa die Nöthen des Vaterlandes bis zum entſetzlichſten Grade des Zorns, oder ergriff ihn der ſchauerliche Schmerz eines verlorenen Lebens? . . . Ja, das war es vielleicht; er ſah, wie er dieſes ganze Leben hindurch mit all' ſeinem Geiſte und all' ſeiner Mäßigung nichts ausgerichtet hatte, weder für ſich, noch für Andere, und er verhüllte ſein Haupt, oder, um bürgerlich zu reden, er zog die Mütze über die Ohren und wollte fürder weder ſehen, noch hören, und ſtürzte ſich in den heulenden Abgrund . . . Das iſt immer eine Reſource, die uns übrig bleibt, wenn wir angelangt bei jenen hoffnungsloſen Marken, wo alle Blumen verwelkt ſind, wo der Leib müde und die Seele verdrießlich . . . Ich will nicht dafür ſtehen, daß ich nicht

einſt unter denſelben Umſtänden daſſelbe thue ... Wer weiß, vielleicht am Ende meiner Tage überwinde ich meinen Widerwillen gegen den Tabaksqualm und lerne rauchen und halte die ungewaſchenſten Reden vor dem ungewaſchenſten Publikum ...

Blätternd in Börne's Pariſer Briefen, ſtieß ich jüngſt auf eine Stelle, welche mit den Aeußerungen, die mir oben entſchlüpft, einen ſonderbaren Zuſammenklang bildet. Sie lautet folgendermaßen:

— — „Vielleicht fragen Sie mich verwundert, wie ich Lump dazu komme, mich mit Byron zuſammen zu ſtellen? Darauf muß ich Ihnen erzählen, was Sie noch nicht wiſſen. Als Byron's Genius, auf ſeiner Reiſe durch das Firmament, auf die Erde ankam, eine Nacht dort zu verweilen, ſtieg er zuerſt bei mir ab. Aber das Haus gefiel ihm gar nicht, er eilte ſchnell wieder fort und kehrte in das Hotel Byron ein. Viele Jahre hat mich das geſchmerzt, lange hat es mich betrübt, daß ich ſo wenig geworden, gar nichts erreicht. Aber jetzt iſt es vorüber, ich habe es vergeſſen und lebe zufrieden in meiner Armuth. Mein Unglück iſt, daß ich im Mittelſtande geboren bin, für den ich gar nicht paſſe. Wäre mein Vater Beſitzer von Millionen oder ein Bettler geweſen, wäre ich der Sohn eines vornehmen Mannes oder eines Landſtreichers, hätte ich es gewiß zu etwas gebracht. Der halbe Weg, den Andere durch ihre Geburt voraus hatten, entmuthigte mich; hätten ſie den ganzen Weg vorausgehabt, hätte ich ſie gar nicht geſehen und ſie eingeholt. So aber bin ich der Perpendikel einer bürgerlichen Stubenuhr geworden, ſchweifte rechts, ſchweifte links aus und mußte immer zur Mitte zurückkehren."

Dieſes ſchrieb Börne den 20. März 1831. Wie über andre, hat er auch über ſich ſelber ſchlecht prophezeit. Die bürgerliche Stubenuhr wurde eine Sturmglocke, deren Geläute Angſt und Schrecken verbreitete. Ich habe bereits gezeigt, welche ungeſtüme Glöckner an den Strängen riſſen, ich habe angedeutet, wie Börne den zeitgenoſſenſchaftlichen Paſſionen als Organ diente und ſeine Schriften nicht als das Produkt eines Einzelnen, ſondern als Dokument unſerer politiſchen Sturm- und Drangperiode betrachtet werden müſſen. Was in jener Periode ſich beſonders geltend machte und die Gährung bis zur kochenden Sud ſteigerte, waren die polniſchen und rheinbairiſchen Vorgänge, und dieſe haben auf den Geiſt Börne's den mächtigſten Einfluß geübt. Eben ſo glühend, wie einſeitig war ſein Enthuſiasmus für die Sache Polens, und als dieſes muthige Land unterlag, trotz der wunderbarſten Tapferkeit ſeiner Helden, da brachen bei Börne alle Dämme der Geduld und Vernunft. Das ungeheure Schickſal ſo vieler edlen Märtyrer der Freiheit, die in langen Trauerzügen Deutſchland durchwandernd, ſich in Paris verſammelten, war in der That geeignet, ein edel gefühlvolles Herz bis in ſeine Tiefen zu bewegen. Aber was brauch ich Dich, theurer Leſer, an dieſe Betrüb-

niſſe zu erinnern, Du haſt in Deutſchland den Durchzug der Polen mit eignen thränenden Augen angeſehen, und Du weißt, wie das ruhige, ſtille deutſche Volk, das die eignen Landesnöthen ſo geduldig erträgt, bei dem Anblick der unglücklichen Sarmaten von Mitleid und Zorn ſo gewaltig erſchüttert wurde und ſo ſehr außer Faſſung kam, daß wir nahe daran waren, für jene Fremden das zu thun, was wir nimmermehr für uns ſelber thäten, nämlich die heiligſten Unterthanspflichten bei Seite zu ſetzen und eine Revolution zu machen . . . zum Beſten der Polen.

Ja, mehr als alle obrigkeitliche Plackereien und demagogiſche Schriften, hat der Durchzug der Polen den deutſchen Michel revolutionirt, und es war ein großer Fehler der reſpektiven deutſchen Regierungen, daß ſie jenen Durchzug in der bekannten Weiſe geſtatteten. Der größere Fehler freilich beſtand darin, daß ſie die Polen nicht längere Zeit in Deutſchland verweilen ließen; denn dieſe Ritter der Freiheit hätten bei verlängertem Aufenthalt jene bedenkliche, höchſt bedrohliche Sympathie, die ſie den Deutſchen einflößten, ſelber wieder zerſtört. Aber ſie zogen raſch durchs Land, hatten keine Zeit, durch Dichtung und Wahrheit einer den anderen zu diskreditiren, und ſie hinterließen die ſtaatsgefährlichſte Aufregung.

Ja, wir Deutſchen waren nahe daran, eine Revolution zu machen, und zwar nicht aus Zorn und Noth, wie andere Völker, ſondern aus Mitleid, aus Sentimentalität, aus Rührung, für unſere armen Gaſtfreunde, die Polen. Thatſüchtig ſchlugen unſre Herzen, wenn dieſe uns am Kamin erzählten, wie viel ſie ausgeſtanden von den Ruſſen, wie viel Elend, wie viel Knutenſchläge . . . bei den Schlägen horchten wir noch ſympathetiſcher, denn eine geheime Ahnung ſagte uns, die ruſſiſchen Schläge, welche jene Polen bereits empfangen, ſeien dieſelben, die wir in der Zukunft noch zu bekommen haben. Die deutſchen Mütter ſchlugen angſtvoll die Hände über den Kopf, als ſie hörten, daß der Kaiſer Nikolas, der Menſchenfreſſer, alle Morgen drei kleine Polenkinder verſpeiſe, ganz roh mit Eſſig und Oel. Aber am tiefſten erſchüttert waren unſre Jungfrauen, wenn ſie im Mondſchein an der Heldenbruſt der polniſchen Märtyrer lagen, und mit ihnen jammerten und weinten über den Fall von Warſchau und den Sieg der ruſſiſchen Barbaren . . . Das waren keine frivole Franzoſen, die bei ſolchen Gelegenheiten nur ſchäkerten und lachten . . . nein, dieſe larmoyanten Schnurrbärte gaben auch etwas fürs Herz, ſie hatten Gemüth, und nichts gleicht der holden Schwärmerei, womit deutſche Mädchen und Frauen ihre Bräutigame und Gatten beſchworen, ſo ſchnell als möglich eine Revolution zu machen . . . zum Beſten der Polen.

Eine Revolution iſt ein Unglück, aber ein noch größeres Unglück iſt eine verunglückte Revolution; und mit einer ſolchen bedrohte uns die Einwanderung jener nordiſchen Freunde, die in unſre Angelegenheiten alle jene Ver-

wirrung und Unzuverlässigkeit, gebracht hätten, wodurch sie selber daheim zu Grunde gegangen. Ihre Einmischung wäre uns um so verderblicher geworden, da die deutsche Unerfahrenheit sich von den Rathschlägen jener kleinen polnischen Schlauheit, die sich für politische Einsicht ausgiebt, gern leiten ließ, und gar die deutsche Bescheidenheit, bestochen von jener flinken Ritterlichkeit, die den Polen eigen ist, diesen letztern die wichtigsten Führerstellen vertraut hätte. — Ich habe mich damals, in dieser Beziehung, über die Popularität der Polen nicht wenig geängstigt. Es hat sich vieles seitdem geändert, und gar für die Zukunft, für die deutschen Freiheitsinteressen einer spätern Zeit, braucht man die Popularität der Polen wenig zu fürchten. Ach nein, wenn einst Deutschland sich wieder rüttelt, und diese Zeit wird dennoch kommen, dann werden die Polen kaum noch dem Namen nach existiren, sie werden ganz mit den Russen verschmolzen sein, und als solche werden wir uns auf donnernden Schlachtfeldern wieder begegnen . . . und sie werden für uns minder gefährlich sein als Feinde, denn als Freunde. Der einzige Vortheil, den wir ihnen verdanken, ist jener Russenhaß, den sie bei uns gesät und der, still fortwuchernd im deutschen Gemüthe, uns mächtig vereinigen wird, wenn die große Stunde schlägt, wo wir uns zu vertheidigen haben gegen jenen furchtbaren Riesen, der jetzt noch schläft und im Schlafe wächst, die Füße weitausstreckend in die duftigen Blumengärten des Morgenlands, mit dem Haupte anstoßend an den Nordpol, träumend ein neues Weltreich . . . Deutschland wird einst mit diesem Riesen den Kampf bestehen müssen, und für diesen Fall ist es gut, daß wir die Russen schon früh hassen lernten, daß dieser Haß in uns gesteigert wurde, daß auch alle andren Völker daran Theil nehmen . . . das ist ein Dienst, den uns die Polen leisten, die jetzt als Propaganda des Russenhasses in der ganzen Welt umherwandern. Ach, diese unglücklichen Polen! sie selber werden einst die nächsten Opfer unseres blinden Zornes sein, sie werden einst, wenn der Kampf beginnt, die russische Avantgarde bilden, und sie genießen alsdann die bittern Früchte jenes Hasses, den sie selber gesät. Ist es der Wille des Schicksals, oder ist es glorreiche Beschränktheit, was die Polen immer dazu verdammte, sich selber die schlimmste Falle und endlich die Todesgrube zu graben . . . seit den Tagen Sobieski's, der die Türken schlug, Polens natürliche Alliirte, und die Oestreicher rettete . . . der ritterliche Dummkopf!

Ich habe oben von der „kleinen polnischen Schlauheit" gesprochen. Ich glaube, dieser Ausdruck wird keiner Mißdeutung anheimfallen; kommt er doch aus dem Munde eines Mannes, dessen Herz am früheſten für Polen schlug und der lange schon vor der polnischen Revolution für dieses heldenmüthige Volk sprach und litt. Jedenfalls will ich jenen Ausdruck noch dahin mildern, daß ich nachträglich bemerke, er bezieht sich hier auf die Jahre 1831

und 1832, wo die Polen von der großen Wiſſenſchaft der Freiheit nicht einmal die erſten Elementarkenntniſſe beſaßen, und die Politik ihnen nichts anders dünkte, als eben ein Gewebe von Weiberkniffen und Hinterliſt, kurz als eine Manifeſtation jener „kleinen polniſchen Schlauheit," für welche ſie ſich ein ganz beſonderes Talent zutrauten.

Dieſe Polen waren gleichſam ihrem heimatlichen Mittelalter entſprungen, und, ganze Urwälder von Unwiſſenheit im Kopfe tragend, ſtürmten ſie nach Paris, und hier warfen ſie ſich entweder in die Sektionen der Republikaner oder in die Sakriſteien der katholiſchen Schule: denn um Republikaner zu ſein, dazu braucht man wenig zu wiſſen, und um Katholik zu ſein, braucht man gar nichts zu wiſſen, ſondern braucht man nur zu glauben. Die Geſcheiteſten unter ihnen begriffen die Revolution nur in der Form der Emeute, und ſie ahneten nimmermehr, daß namentlich in Deutſchland durch Tumult und Straßenauflauf wenig gefördert wird. Eben ſo unheilvoll, wie ſpaßhaft war das Manöver, womit einer ihrer größten Staatsmänner gegen die deutſchen Regierungen verfuhr. Er hatte nämlich bei dem Durchzug der Polen bemerkt, wie ein einziger Pole hinreichend war, um eine ſtille deutſche Stadt in Bewegung zu ſetzen, und da er der gelehrteſte Lithauer war und aus der Geographie ganz genau wußte, daß Deutſchland aus einigen dreißig Staaten beſteht, ſchickte er von Zeit zu Zeit einen Polen nach der Hauptſtadt eines dieſer Staaten . . . er ſetzte gleichſam einen Polen auf irgend einen jener dreißig deutſchen Staaten, wie auf die Nummern eines Roulets, wahrſcheinlich ohne große Hoffnung des Gelingens, aber ruhig berechnend: an einem einzigen Polen iſt nicht viel verloren, verurſacht er jedoch wirklich eine Emeute, gewinnt meine Nummer, ſo kommt vielleicht eine ganze Revolution dabei heraus!

Ich ſpreche von 1831 und 1832. Seitdem ſind acht Jahre verfloſſen, und eben ſo gut, wie die Helden deutſcher Zunge, haben auch die Polen manche bittere, aber nützliche Erfahrung gemacht, und viele von ihnen konnten die ſchreckliche Muße des Exils zum Studium der Civiliſation benutzen. Das Unglück hat ſie ernſthaft geſchult und ſie haben etwas Tüchtiges lernen können. Wenn ſie einſt in ihr Vaterland zurückkehren, werden ſie dort die heilſamſte Saat ausſtreuen, und wo nicht ihre Heimath, doch gewiß die Welt wird die Früchte ihrer Ausſaat ärndten. Das Licht, das ſie einſt mit nach Hauſe bringen, wird ſich vielleicht weit verbreiten nach dem fernſten Nordoſten und die dunkeln Föhrenwälder in Flammen ſetzen, ſo daß bei der auflodernden Helle unſere Feinde ſich einander beſchauen und vor einander entſetzen werden . . . ſie würgen ſich alsdann unter einander in wahnſinnigem Wechſelſchreck und erlöſen uns von aller Gefahr ihres Beſuches. Die Vorſehung vertraut das

Licht zuweilen den ungeſchickteſten Händen, damit ein heilſamer Brand entſtehe in der Welt . . .

Nein, Polen iſt noch nicht verloren . . . Mit ſeiner politiſchen Exiſtenz iſt ſein wirkliches Leben noch nicht abgeſchloſſen. Wie einſt Iſrael nach dem Falle Jeruſalems, ſo vielleicht nach dem Falle Warſchaus erhebt Polen ſich zu den höchſten Beſtimmungen. Es ſind dieſem Volke vielleicht noch Thaten vorbehalten, die der Genius der Menſchheit höher ſchätzt, als die gewonnenen Schlachten und das ritterthümliche Schwertergeklirre nebſt Pferdegetrampel ſeiner nationalen Vergangenheit! Und auch ohne ſolche nachblühende Bedeutung wird Polen nie ganz verloren ſein . . . Es wird ewig leben auf den rühmlichſten Blättern der Geſchichte.

Nächſt dem Durchzug der Polen habe ich die Vorgänge in Rheinbayern als den nächſten Hebel bezeichnet, welcher nach der Juliusrevolution die Aufregung in Deutſchland bewirkte und auch auf unſere Landsleute in Paris den größten Einfluß ausübte. Die hieſige Volksverſammlung war im Anfang nichts anderes, als eine Filialgeſellſchaft des Preßvereins von Zweibrücken. Einer der gewaltigſten Redner der Bipontiner kam hierher; ich habe ihn nie in der Volksverſammlung ſprechen gehört, ſah ihn damals nur zufällig einmal im Kaffeehauſe, wo er mit hoher Stirn das neue Reich verkündete, und die gemäßigten Verräther, namentlich die Redaktoren der augsburger Allg. Zeitung mit dem Strang bedrohte . . . (Ich wundre mich, daß ich damals noch den Muth hatte als Redacteur der Allg. Zeitung thätig zu ſein . . . Jetzt ſind die Zeiten minder gefährlich . . . Es ſind ſeitdem acht Jahre verfloſſen, und der damalige Schreckensmann, der Tribun aus Zweibrücken iſt in dieſem Augenblick einer der ſchreibſeligſten Mitarbeiter der Allgemeinen Zeitung . . .)

Von Rheinbayern ſollte die deutſche Revolution ausgehen. Zweibrücken war das Bethlehem, wo die junge Freiheit, der Heiland, in der Wiege lag und welterlöſend greinte. Neben dieſer Wiege brüllte manches Ochslein, das ſpäterhin, als man auf ſeine Hörner zählte, ſich als ein ſehr gemüthliches Rindvieh verwies. Man glaubte ganz ſicher, daß die deutſche Revolution in Zweibrücken beginnen würde, und alles war dort reif zum Aufbruch. Aber, wie geſagt, die Gemüthlichkeit einiger Perſonen vereitelte jenes polizeiwidrige Unterfangen. Da war z. B. unter den verſchwornen Bipontinern ein gewaltiger Bramarbas, der immer am lauteſten wüthete, der von Tyrannenhaß am tollſten überſprudelte, und dieſer ſollte, mit der erſten That vorangehend, eine Schildwache, die einen Hauptpoſten bewachte, gleich niederſtechen . . . „Was! — rief der Mann, als man ihm dieſe Ordre gab, — was! mir, mir konntet Ihr eine ſo ſchauderhafte, ſo abſcheuliche, ſo blutdürſtige Handlung zumuthen? Ich, ich ſoll eine unſchuldige Schildwache umbringen? Ich, der ich ein Familienvater bin! Und dieſe Schildwache iſt vielleicht ebenfalls ein Familien-

vater. Ein Familienvater ſoll einen Familienvater ermorden! ja tödten! umbringen!“

Da der Dr. Piſtor, einer der Zweibrücker Helden, welcher mir dieſe Geſchichte erzählte, jetzt dem Bereiche jeder Verantwortlichkeit entſprungen iſt, darf ich ihn wohl als Gewährsmann nennen. Er verſicherte mir, daß die deutſche Revolution durch die erwähnte Sentimentalität des Familienvaters vor der Hand ajournirt wurde. Und doch war der Moment ziemlich günſtig. Nur damals und während den Tagen des Hambacher Feſtes hätte mit einiger Ausſicht guten Erfolges die allgemeine Umwälzung in Deutſchland verſucht werden können. Jene Hambacher Tage waren der letzte Termin den die Göttin der Freiheit uns gewährte; die Sterne waren günſtig; ſeitdem erloſch jede Möglichkeit des Gelingens. Dort waren ſehr viele Männer der That verſammelt die ſelber von ernſtem Willen glühten und auf die ſicherſte Hülfe rechnen konnten. Jeder ſah ein, es ſei der rechte Moment zu dem großen Wagniß, und die meiſten ſetzten gerne Glück und Leben auf's Spiel . . . Wahrlich es war nicht die Furcht, welche damals nur das Wort entzügelte und die That zurückdämmte. — Was war es aber, was die Männer von Hambach abhielt die Revolution zu beginnen?

Ich wage es kaum zu ſagen, denn es klingt unglaublich, aber ich habe die Geſchichte aus authentiſcher Quelle, nämlich von einem Mann, der als wahrheitsliebender Republikaner bekannt und ſelber zu Hambach in dem Comite ſaß, wo man über die anzufangende Revolution debattirte; er geſtand mir nämlich im Vertrauen; als die Frage der Competenz zur Sprache gekommen, als man darüber ſtritt, ob die zu Hambach anweſenden Patrioten auch wirklich competent ſeien im Namen von ganz Deutſchland eine Revolution anzufangen? da ſeien diejenigen, welche zur raſchen That riethen, durch die Mehrheit überſtimmt worden, und die Entſcheidung lautete: „man ſei nicht competent.“

O Schilda, mein Vaterland!

Venedey möge es mir verzeihen, wenn ich dieſe geheime Competenzgeſchichte ausplaudre und ihn ſelber als Gewährsmann nenne; aber es iſt die beſte Geſchichte, die ich auf dieſer Erde erfahren habe. Wenn ich daran denke, vergeſſe ich alle Kümmerniſſe dieſes irdiſchen Jammerthals, und vielleicht einſt, nach dem Tode, in der neblichten Langeweile des Schattenreichs wird die Erinnerung an dieſe Competenzgeſchichte mich aufheitern können . . . Ja, ich bin überzeugt, wenn ich ſie dort Proſerpinen erzähle, der mürriſchen Gemahlin des Höllengotts, ſo wird ſie lächeln, vielleicht laut lachen . . .

O Schilda, mein Vaterland!

Iſt die Geſchichte nicht werth mit goldenen Buchſtaben auf Sammt geſtickt

zu werden, wie die Gedichte des Mollakat, welche in der Moſchee von Mekka zu ſchauen ſind? Ich möchte ſie jedenfalls in Verſe bringen und in Muſik ſetzen laſſen, damit ſie großen Königskindern als Wiegenlied vorgeſungen werde ... Ihr könnt ruhig ſchlafen, und zur Belohnung für das furchtheilende Lied, das ich Euch geſungen, Ihr großen Königskinder, ich bitte Euch, öffnet die Kerkerthüren der gefangenen Patrioten ... Ihr habt nichts zu riskiren, die deutſche Revolution iſt noch weit von Euch entfernt, gut Ding will Weile und die Frage der Competenz iſt noch nicht entſchieden ...

O Schilda, mein Vaterland!

Wie dem aber auch ſei, das Feſt von Hambach gehört zu den merkwürdigſten Ereigniſſen der deutſchen Geſchichte, und wenn ich Börne glauben ſoll, der dieſem Feſte beiwohnte, ſo gewährte daſſelbe ein gutes Vorzeichen für die Sache der Freiheit. Ich hatte Börne lange aus den Augen verloren, und es war bei ſeiner Rückkehr von Hambach, daß ich ihn wiederſah, aber auch zum letzten Male in dieſem Leben. Wir gingen mit einander in den Tuillerien ſpaziren, er erzählte mir viel von Hambach und war noch ganz begeiſtert von dem Jubel jener großen Volksfeier. Er konnte nicht genug die Eintracht und den Anſtand rühmen, die dort herrſchten. Es iſt wahr, ich habe es auch aus anderen Quellen erfahren, zu Hambach gab es durchaus keine äußere Exceſſe, weder betrunkene Tobſucht, noch pöbelhafte Rohheit, und die Orgie, der Kirmestaumel, war mehr in den Gedanken als in den Handlungen. Manches tolle Wort wurde laut ausgeſprochen in jenen Reden, die zum Theil ſpäterhin gedruckt erſchienen. Aber der eigentliche Wahnwitz ward blos geflüſtert. Börne erzählte mir: während er mit Siebenpfeifer redete, nahte ſich demſelben ein alter Bauer und raunte ihm einige Worte in's Ohr, worauf jener verneinend den Kopf ſchüttelte. „Aus Neugier," ſetzte Börne hinzu, „frug ich den Siebenpfeifer, was der Bauer gewollt, und jener geſtand mir, daß der alte Bauer ihm mit beſtimmten Worten geſagt habe: Herr Siebenpfeifer, wenn Sie König ſein wollen, wir machen Sie dazu!"

„Ich habe mich ſehr amüſirt" — fuhr Börne fort — „wir waren dort alle wie Blutsfreunde, drückten uns die Hände, tranken Brüderſchaft, und ich erinnere mich beſonders eines alten Mannes, mit welchem ich eine ganze Stunde geweint habe, ich weiß gar nicht mehr warum. Wir Deutſchen ſind ein ganz prächtiges Volk und gar nicht mehr ſo unpraktiſch wie ſonſt. Wir hatten in Hambach auch das lieblichſte Maiwetter, wie Milch und Roſen, und ein ſchönes Mädchen war dort, die mir die Hand küſſen wollte, als wär ich ein alter Kapuziner; ich habe das nicht gelitten, und Vater und Mutter befahlen ihr mich auf den Mund zu küſſen, und verſicherten mir, daß ſie mit dem größten Vergnügen meine ſämmtlichen Schriften geleſen. Ich habe mich ſehr amüſirt. Auch meine Uhr iſt mir geſtohlen worden. Aber das freut mich

ebenfalls, das iſt gut, das giebt mir Hoffnung. Auch wir, und das iſt gut, auch wir haben Spitzbuben unter uns, und werden daher deſto leichter reuſſiren. Da iſt der verwünſchte Kerl von Montesquieu, welcher uns eingeredet hatte, die Tugend ſei das Prinzip der Republikaner! und ich ängſtigte mich ſchon daß unſere Parthei aus lauter ehrlichen Leuten beſtehen und deßhalb nichts ausrichten würde. Es iſt durchaus nöthig, daß wir, eben ſo gut wie unſre Feinde, auch Spitzbuben unter uns haben. Ich hätte gerne den Patrioten entdeckt, der mir zu Hambach meine Uhr gemauſt; ich würde ihm, wenn wir zur Regierung kommen, ſogleich die Polizei übertragen und die Diplomatie. Ich kriege ihn aber heraus, den Dieb. Ich werde nämlich im hamburger Correſpondenten annonciren, daß ich dem ehrlichen Finder meiner Uhr die Summe von 100 Louisd'or auszahle. Die Uhr iſt es werth, ſchon als Curioſität: es iſt nämlich die erſte Uhr, welche die deutſche Freiheit geſtohlen hat. Ja, auch wir, Germaniens Söhne, wir erwachen aus unſerer ſchläfrigen Ehrlichkeit . . . Tyrannen zittert, wir ſtehlen auch!"

Der arme Börne konnte nicht aufhören von Hambach zu reden und von dem Plaiſir, das er dort genoſſen. Es war, als ob er ahnte, daß er zum letzten Mal in Deutſchland geweſen, zum letzten Mal deutſche Luft geathmet, deutſche Dummheiten eingeſogen, mit durſtigen Ohren — „Ach!" ſeufzte er, „wie der Wanderer im Sommer nach einem Labetrunk ſchmachtet, ſo ſchmachte ich manchmal nach jenen friſchen erquicklichen Dummheiten, wie ſie nur auf dem Boden unſeres Vaterlands gedeihen. Dieſe ſind ſo tiefſinnig, ſo melancholiſch luſtig, daß einem das Herz dabei jauchzt. Hier bei den Franzoſen ſind die Dummheiten ſo trocken, ſo oberflächlich, ſo vernünftig, daß ſie für jemand, der an Beſſeres gewohnt, ganz ungenießbar ſind. Ich werde deßhalb in Frankreich täglich vergrämter und bitterer und ſterbe am Ende. Das Exil iſt eine ſchreckliche Sache. Komme ich einſt in den Himmel, ich werde mich gewiß auch dort unglücklich fühlen, unter den Engeln, die ſo ſchön ſingen und ſo gut riechen . . . ſie ſprechen ja kein deutſch und rauchen keinen Kanaſter . . . Nur im Vaterland iſt mir wohl! Vaterlandsliebe! Ich lache über dieſes Wort im Munde von Leuten, die nie im Exil gelebt . . . Sie könnten eben ſo gut von Milchbreiliebe ſprechen. Milchbreiliebe! In einer afrikaniſchen Sandwüſte hat das Wort ſchon ſeine Bedeutung. Wenn ich je ſo glücklich bin, wieder nach dem lieben Deutſchland zurückzukehren, ſo nennen ſie mich einen Schurken, wenn ich dort gegen irgend einen Schriftſteller ſchreibe, der im Exile lebt. Wäre nicht die Furcht vor den Schändlichkeiten, die man einen im Gefängniß ausſagen läßt, ich wäre nicht mehr fortgegangen, hätte mich ruhig feſtſetzen laſſen, wie der brave Wirth und die Anderen, denen ich ihr Schickſal vorausſagte, ja denen ich alles vorausſagte wie ich es im Traum geſehen . . .'

„Ja, das war ein närriſcher Traum," — rief Börne plötzlich mit lautem Lachen, und aus der düſteren Stimmung in die heitere überſpringend, wie es ſeine Gewohnheit war — „das war ein närriſcher Traum! Die Erzählungen des Handwerksburſchen, der in Amerika geweſen, hatten mich dazu vorbereitet. Dieſer erzählte mir nämlich, in den nordamerikaniſchen Städten ſähe man auf der Straße ſehr große Schildkröten herumkriechen, auf deren Rücken mit Kreide geſchrieben ſteht, in welchem Gaſthaus und an welchem Tage ſie als Turtleſuppe verſpeiſt werden. - Ich weiß nicht, warum mich dieſe Erzählung ſo ſehr frappirte, warum ich den ganzen Tag an die armen Thiere dachte, die ſo ruhig durch die Straßen von Boſton umher kriechen, und nicht wiſſen, daß auf ihrem Rücken ganz beſtimmt der Tag und der Ort ihres Untergangs geſchrieben ſteht . . . Und Nachts, denken Sie ſich, im Traume, ſehe ich meine Freunde, die deutſchen Patrioten, in lauter ſolche Schildkröten verwandelt, ruhig herumkriechen, und auf dem Rücken eines jeden ſteht mit großen Buchſtaben ebenfalls Ort und Datum, wo man ihn einſtecken werde in den verdammten Suppentopf . . . Ich habe des andern Tags die Leute gewarnt, durfte ihnen aber nicht ſagen, was mir geträumt: denn ſie hättens mir übel genommen, daß ſie, die Männer der Bewegung, mir als langſame Schildkröten erſchienen . . . Aber das Exil, das Exil, das iſt eine ſchreckliche Sache . . . Ach! wie beneide ich die franzöſiſchen Republikaner! Sie leiden aber im Vaterlande. Bis zum Augenblick des Todes ſteht ihr Fuß auf dem geliebten Boden des Vaterlandes. Und gar die Franzoſen, welche hier in Paris kämpfen, und alle jene theuren Denkmäler vor Augen haben, die ihnen von den Großthaten ihrer Väter erzählen und ſie tröſten und aufmuntern! Hier ſprechen die Steine und ſingen die Bäume, und ſo ein Stein hat mehr Ehrgefühl und predigt Gottes Wort, nämlich die Märtyrgeſchichte der Menſchheit weit eindringlicher als alle Profeſſoren der hiſtoriſchen Schule zu Berlin und Göttingen. Und dieſe Kaſtanienbäume, hier in den Tuillerien, iſt es nicht als ſängen ſie heimlich die Marſeillaiſe mit ihren tauſend grünen Zungen? . . . Hier iſt heiliger Boden, hier ſollte man die Schuhe ausziehen, wenn man ſpazieren geht . . . Hier links iſt die Terraſſe der Feuillands; dort rechts, wo ſich jetzt die Rue Rivoli hinzieht, hielt der Club der Jakobiner ſeine Sitzungen . . . Hier vor uns, im Tuilleriengebäude, donnerte der Convent, die Titanenverſammlung, wogegen Bonaparte mit ſeinem Blitzvogel nur wie ein kleiner Jupiter erſcheint . . . dort gegenüber grüßt uns die Place Louis XVI., wo das große Exempel ſtatuirt wurde . . . Und zwiſchen beiden, zwiſchen Schloß und Richtplatz, zwiſchen Feuillands- und Jakobiner-Club, in der Mitte, der heilige Wald, wo jeder Baum ein blühender Freiheitsbaum . . ."

An dieſen alten Kaſtanienbäumen in den Tuilleriengärten ſind aber mitunter ſehr morſche Aeſte, und eben in dem Augenblicke, wo Börne die obige Phraſe

ſchließen wollte, brach mit lautem Gekrach ein Aſt jener Bäume, und mit voller Wucht aus bedeutender Höhe herunterſtürzend, hätte er uns beide ſchier zerſchmettert, wenn wir nicht haſtig zur Seite ſprangen. Börne, welcher nicht ſo ſchnell wie ich ſich rettete, ward von einem Zweige des fallenden Aſtes an der Hand verletzt, und brummte verdrießlich: „Ein böſes Zeichen!“

Viertes Buch.

— Und dennoch beurkundete das Feſt von Hambach einen großen Fortſchritt, zumal wenn man es mit jenem anderen Feſte vergleicht, das einſt ebenfalls zur Verherrlichung gemeinſamer Volksintereſſen auf der Wartburg ſtatt fand. Nur in Außendingen, in Zufälligkeiten, ſind ſich beide Bergfeier ſehr ähnlich; keineswegs ihrem tieferen Weſen nach. Der Geiſt, der ſich auf Hambach ausſprach, iſt grundverſchieden von dem Geiſte, oder vielmehr von dem Geſpenſte, das auf der Wartburg ſeinen Spuk trieb. Dort, auf Hambach, jubelte die moderne Zeit ihre Sonnenaufgangslieder und mit der ganzen Menſchheit ward Brüderſchaft getrunken; hier aber auf der Wartburg, krächzte die Vergangenheit ihren obſcuren Rabengeſang, und bei Fackellicht wurden Dummheiten geſagt und gethan, die des blödſinnigſten Mittelalters würdig waren! Auf Hambach hielt der franzöſiſche Liberalismus ſeine trunkenſten Bergpredigten, und ſprach man auch viel unvernünftiges, ſo ward doch die Vernunft ſelber anerkannt als jene höchſte Autorität die da bindet und löſet und den Geſetzen ihre Geſetze vorſchreibt; auf der Wartburg hingegen herrſchte jener beſchränkte Teutomanismus, der viel von Liebe und Glaube greinte, deſſen Liebe aber nichts anders war als Haß des Fremden und deſſen Glaube nur in der Unvernunft beſtand, und der in ſeiner Unwiſſenheit nichts Beſſeres zu erfinden wußte als Bücher zu verbrennen! Ich ſage Unwiſſenheit, denn in dieſer Beziehung war jene frühere Oppoſition, die wir unter dem Namen „die Altdeutſchen" kennen, noch großartiger als die neuere Oppoſition, obgleich dieſe nicht gar beſonders durch Gelehrſamkeit glänzt. Eben derjenige, welcher das Bücherverbrennen auf der Wartburg in Vorſchlag brachte, war auch zugleich das unwiſſendſte Geſchöpf, das je auf Erden turnte und altdeutſche Lesarten herausgab: wahrhaftig, dieſes Subjekt hätte auch Bröder's lateiniſche Grammatik in's Feuer werfen ſollen!

Sonderbar! trotz ihrer Unwiſſenheit hatten die ſogenannten Altdeutſchen von der deutſchen Gelahrtheit einen gewiſſen Pedantismus geborgt, der eben ſo widerwärtig wie lächerlich war. Mit welchem kleinſeligen Silbenſtechen und Auspünkteln diskutirten ſie über die Kennzeichen deutſcher Nationalität! wo fängt der Germane an? wo hört er auf? darf ein Deutſcher Tabak rau-

chen? Nein, behauptete die Mehrheit. Darf ein Deutſcher Handſchuhe tragen? Ja, jedoch von Büffelhaut. (Der ſchmutzige Maßmann wollte ganz ſicher gehen und trug gar keine.) Aber Biertrinken darf ein Deutſcher, und er ſoll es als ächter Sohn Germanias; denn Tacitus ſpricht ganz beſtimmt von deutſcher Cerevisia. Im Bierkeller zu Göttingen mußte ich einſt bewundern, mit welcher Gründlichkeit meine altdeutſchen Freunde die Proſkriptionsliſten anfertigten, für den Tag wo ſie zur Herrſchaft gelangen würden. Wer nur im ſiebenten Glied von einem Franzoſen, Juden oder Slaven abſtammte, ward zum Exil verurtheilt. Wer nur im mindeſten etwas gegen Jahn oder überhaupt gegen altdeutſche Lächerlichkeiten geſchrieben hatte, konnte ſich auf den Tod gefaßt machen, und zwar auf den Tod durchs Beil, nicht durch die Guillotine, obgleich dieſe urſprünglich eine deutſche Erfindung und ſchon im Mittelalter bekannt war, unter dem Namen „die welſche Falle.“ Ich erinnere mich bei dieſer Gelegenheit, daß man ganz ernſthaft debattirte: ob man einen gewiſſen berliner Schriftſteller, der ſich im erſten Bande ſeines Werkes gegen die Turnkunſt ausgeſprochen hatte, bereits auf die erwähnte Proſcriptionsliſte ſetzen dürfe: denn der letzte Band ſeines Buches ſei noch nicht erſchienen, und in dieſem letzten Bande könne der Autor vielleicht Dinge ſagen, die den inkriminirten Aeußerungen des erſten Bandes eine ganz andere Bedeutung ertheilen.

Sind dieſe dunklen Narren, die ſogenannten Deutſchthümler, ganz vom Schauplatz verſchwunden! Nein. Sie haben bloß ihre ſchwarzen Röcke, die Livree ihres Wahnſinns, abgelegt. Die meiſten entledigten ſich ſogar ihres weinerlich brutalen Jargons, und vermummt in den Farben und Redensarten des Liberalismus, waren ſie der neuen Oppoſition deſto gefährlicher während der politiſchen Sturm- und Drangperiode nach den Tagen des Julius. Ja, im Heere der deutſchen Revolutionsmänner wimmelte es von ehemaligen Deutſchthümlern, die mit ſauren Lippen die moderne Parole nachlallten und ſogar die Marſeillaiſe ſangen . . . ſie ſchnitten dabei die fatalſten Geſichter . . . Jedoch es galt einen gemeinſchaftlichen Kampf für ein gemeinſchaftliches Intereſſe, für die Einheit Deutſchlands, der einzigen Fortſchritts-Idee, die jene frühere Oppoſition zu Markte gebracht. Unſere Niederlage iſt vielleicht ein Glück . . . Man hätte als Waffenbrüder treulich neben einander gefochten, man wäre ſehr einig geweſen während der Schlacht, ſogar noch in der Stunde des Sieges . . . aber den andern Morgen wäre eine Differenz zur Sprache gekommen, die unausgleichbar und nur durch die ultima ratio populorum zu ſchlichten war, nämlich durch die welſche Falle. Die Kurzſichtigen freilich unter den deutſchen Revolutionären beurtheilten Alles nach franzöſiſchen Maßſtäben, und ſie ſonderten ſich ſchon in Conſtitutionelle und Republikaner und wiederum in Girondiſten und Montagnards, und nach ſolchen Ein-

theilungen haßten und verläumdeten ſie ſich ſchon um die Wette: aber die Wiſſenden wußten ſehr gut, daß es im Heere der deutſchen Revolution eigentlich nur zwei grundverſchiedene Partheien gab, die keiner Transaktion fähig und heimlich dem blutigſten Hader entgegenzürnten. Welche von beiden ſchien die überwiegende? Die Wiſſenden unter den Liberalen verhehlten einander nicht, daß ihre Parthei, welche den Grundſätzen der franzöſiſchen Freiheitslehre huldigte, zwar an Zahl die ſtärkere, aber an Glaubenseifer und Hülfsmitteln die ſchwächere ſei. In der That, jene regenerirten Deutſchthümler bildeten zwar die Minorität, aber ihr Fanatismus, welcher mehr religiöſer Art, überflügelte leicht einen Fanatismus, den nur die Vernunft ausgebrütet hat; ferner ſtehen ihnen jene mächtigen Formeln zu Gebot, womit man den rohen Pöbel beſchwört, die Worte „Vaterland, Deutſchland, Glauben der Väter u. ſ. w.“ elektriſiren die unklaren Volksmaſſen noch immer weit ſicherer, als die Worte: Menſchheit, Weltbürgerthum, Vernunft der Söhne, Wahrheit . . . .!“ Ich will hiermit andeuten, daß jene Repräſentanten der Nationalität im deutſchen Boden weit tiefer wurzeln, als die Repräſentanten des Cosmopolitismus, und daß letztere im Kampfe mit jenen wahrſcheinlich den Kürzern ziehen, wenn ſie ihnen nicht ſchleunigſt zuvorkommen . . . durch die welſche Falle.

In Revolutionszeiten bleibt uns nur die Wahl zwiſchen Tödten und Sterben.

Man hat keinen Begriff von ſolchen Zeiten, wenn man nicht etwas gekoſtet hat von dem Fieber, das alsdann die Menſchen ſchüttelt und ihnen eine ganz eigene Denk- und Gefühlsweiſe einhaucht. Es iſt unmöglich, die Worte und Thaten ſolcher Zeiten während der Windſtille einer Friedensperiode, wie die jetzige, zu beurtheilen.

Ich weiß nicht, in wie weit obige Andeutungen einem ſtillen Verſtändniß begegnen. Unſere Nachfolger erben vielleicht unſere geheimen Uebel, und es iſt Pflicht, daß wir ſie darauf hinweiſen, welches Heilmittel wir für probat hielten. Zugleich habe ich hier oben inſinuirt, in wie fern zwiſchen mir und jenen Revolutionären, die den franzöſiſchen Jakobinismus auf deutſche Verhältniſſe übertrugen, eine gewiſſe Verbündung ſtatt finden mußte . . . Trotz dem, daß mich meine politiſchen Meinungen von ihnen ſchieden im Reiche des Gedankens, würde ich mich doch jederzeit denſelben angeſchloſſen haben auf den Schlachtfeldern der That . . . Wir hatten ja gemeinſchaftliche Feinde und gemeinſchaftliche Gefahren!

Freilich, in ihrer trüben Befangenheit haben jene Revolutionäre nie die poſitiven Garantien dieſer natürlichen Allianz begriffen. Auch war ich ihnen ſo weit vorausgeſchritten, daß ſie mich nicht mehr ſahen, und in ihrer Kurzſichtigkeit glaubten ſie, ich wäre zurückgeblieben.

Es iſt weder hier der Ort, noch iſt es jetzt an der Zeit, ausführlicher über die Differenzen zu reden, die ſich bald nach der Juliusrevolution zwiſchen mir und den deutſchen Revolutionären in Paris kund geben mußten. Als der bedeutendſte Repräſentant dieſer letzteren muß unſer Ludwig Börne betrachtet werden, zumal in den letzten Jahren ſeines Lebens, als, in Folge der republikaniſchen Niederlagen, die zwei thätigſten Agitatoren, Garnier und Wolfrum, vom Schauplatze abtraten.

Von erſterem iſt bereits Erwähnung geſchehn. Er war einer der rüſtigſten Umtriebler, und man muß ihm das Zeugniß geben, daß er alle demagogiſche Talente im höchſten Grade beſaß. Ein Menſch von vielem Geiſte, auch vielen Kenntniſſen und großer Beredtſamkeit. Aber ein Intriguant. In den Stürmen einer deutſchen Revolution hätte Garnier gewiß eine Rolle geſpielt; da aber das Stück nicht aufgeführt wurde, ging es ihm ſchlecht. Man ſagt, er mußte von Paris flüchten, weil ſein Gaſtwirth ihm nach dem Leben trachtete, nicht indem er ihm die Speiſen zu vergiften drohte, ſondern indem er ihm gar keine Speiſen mehr ohne baare Bezahlung verabreichen wollte. Der andere der beiden Agitatoren, Wolfrum, war ein junger Menſch aus Altbayern, wenn ich nicht irre, aus Hof, der hier als Commis in einem Handlungshauſe conditionirte, aber ſeine Stelle aufgab, um den ausbrechenden Freiheitsideen, die auch ihn ergriffen hatten, ſeine ganze Thätigkeit zu widmen. Es war ein braver, uneigennütziger, von reiner Begeiſterung getriebener Menſch, und ich halte mich um ſo mehr verpflichtet, dieſes auszuſprechen, da ſein Andenken noch nicht ganz gereinigt iſt von einer ſchauderhaften Verläumdung. Als er nämlich aus Paris verwieſen wurde und der General Lafayette den Grafen d'Argout, damaligen Miniſter des Innern, ob dieſer Willkühr in der Kammer zur Rede ſtellte, ſchnäuzte d'Argout ſeine lange Naſe und behauptete: der Verwieſene ſei ein Agent der bayerſchen Jeſuiten geweſen und unter ſeinen Papieren habe man die Beweisſtücke gefunden. Als Wolfrum, welcher ſich in Belgien aufhielt, von dieſer ſchnöden Beſchuldigung durch die Tagesblätter Kunde empfing, wollte er auf der Stelle hierher zurückeilen, konnte aber wegen mangelnder Baarſchaft nur zu Fuße reiſen, und, erkrankt durch Uebermüdung und innere Aufregung, mußte er bei ſeiner Ankunft zu Paris im Hôtel de Dieu einkehren; hier ſtarb er unter fremdem Namen.

Wolfrum und Garnier waren immer Börne's treue Anhänger, aber ſie behaupteten ihm gegenüber eine gewiſſe Unabhängigkeit, und nicht ſelten ſchöpften ſie ihre Inſpirationen aus ganz andern Quellen. Seitdem aber dieſe beiden verſchwanden, trat Börne unter den Revolutionären zu Paris unmittelbar perſönlich hervor, er herrſchte nicht mehr durch Agenten ſeines Willens, ſondern in eigenem Namen, und es fehlte ihm nicht an einem Hofſtaat von beſchränkten und erhitzten Köpfen, die ihm mit blinder Verehrung huldigten.

Unter dieſen lieben Getreuen ſaß er in aller Majeſtät ſeines buntſeidenen Schlafrocks und hielt Gericht über die Großen dieſer Erde, und neben dem Czaaren aller Reußen war es wohl der Schreiber dieſer Blätter, den ſein rhadamantiſcher Zorn am ſtärkſten traf . . . Was in ſeinen Schriften nur halbwegs angedeutet wurde, fand im mündlichen Vortrag die grellſte Ergänzung, und der argwöhniſche Kleingeiſt, der ihn bemeiſterte, und eine gewiſſe infame Tugend, die für die heilige Sache ſogar die Lüge nicht verſchmäht, kurz Beſchränktheit und Selbſttäuſchung, trieben den Mann bis in die Moräſte der Verläumdung.

Der Vorwurf in den Worten „argwöhniſcher Kleingeiſt" ſoll hier weniger das Individuum als vielmehr die ganze Gattung treffen, die in Maximilian Robespierre, glorreichen Andenkens, ihren vollkommenſten Repräſentanten gefunden. Mit dieſem hatte Börne zuletzt die größte Aehnlichkeit: im Geſichte lauerndes Mißtrauen, im Herzen eine blutdürſtige Sentimentalität, im Kopfe nüchterne Begriffe . . . Nur ſtand ihm keine Guillotine zu Gebote, und er mußte zu Worten ſeine Zuflucht nehmen und blos verläumden. Auch dieſer Vorwurf trifft mehr die Gattungen; denn ſonderbar! eben ſo wie die Jeſuiten, haben die Jakobiner das Lügen als ein erlaubtes Kriegsmittel adoptirt, vielleicht weil ſich beide der höchſten Zwecke bewußt waren: jene ſtritten für die Sache Gottes, dieſe für die Sache der Menſchheit . . . Wir wollen ihnen daher ihre Verläumdungen verzeihen!

Ob aber bei Ludwig Börne nicht manchmal ein geheimer Neid im Spiele war? Er war ja ein Menſch, und während er glaubte, er ruinire den guten Leumund eines Andersgeſinnten nur im Intereſſe der Republik, während er ſich vielleicht noch etwas darauf zu Gute that, dieſes Opfer gebracht zu haben, befriedigte er unbewußt die verſteckten Gelüſte der eignen böſen Natur, wie einſt Maximilian Robespierre, glorreichen Andenkens!

Und namentlich in Betreff meiner hat der Selige ſich ſolchen Privatgefühlen hingegeben, und alle ſeine Anfeindungen waren am Ende nichts anders, als der kleine Neid, den der kleine Tambour-Maitre gegen den großen Tambour-Major empfindet: er beneidete mich ob des großen Federbuſches, der ſo keck in die Lüfte hineinjauchzt, ob meiner reichgeſtickten Uniform, woran mehr Silber, als er, der kleine Tambour-Maitre, mit ſeinem ganzen Vermögen bezahlen konnte, ob der Geſchicklichkeit, womit ich den großen Stock balancire, ob der Liebesblicke, die mir die jungen Dirnen zuwerfen, und die ich vielleicht mit etwas Koketterie erwiedre!

Der Umgebung Börne's mag ebenfalls vieles von den angedeuteten Verirrungen zur Laſt fallen; er ward von den lieben Getreuen zu mancher ſchlimmen Aeußerung angeſtachelt, und das mündlich Geäußerte ward noch bösartiger aufgeſtutzt und zu wunderlichen Privatzwecken verarbeitet. Bei all

ſeinem Mißtrauen war er leicht zu betrügen, er ahnte nie daß er ganz fremden Leidenſchaften diente und nicht ſelten ſogar den Einflüſterungen ſeiner Gegner gehorchte. Man verſicherte mir, einige von den Spionen, die für Rechnung gewiſſer Regierungen hier herumſchnüffeln, wußten ſich ſo patriotiſch zu geberden, daß Börne ihnen ſein ganzes Vertrauen ſchenkte und Tag und Nacht mit ihnen zuſammenhockte und konſpirirte.

Und doch wußte er, daß er von Spionen umgeben war, und einſt ſagte er mir: „da geht beſtändig ein Kerl hinter mir her, der mich auf allen Straßen verfolgt, vor allen Häuſern ſtehen bleibt, wo ich hineingehe, und gewiß von irgend einer Regierung theuer dafür bezahlt wird. Wüßte ich nur, welche Regierung, ich würde ihr ſchreiben, daß ich das Geld ſelbſt verdienen möchte, daß ich ſelber ihr täglich einen gewiſſenhaften Rapport abſtatten wolle, wie ich den ganzen Tag zugebracht, mit wem ich geſprochen, wohin ich gegangen: ja, ich bin erbötig, dieſen Rapport zu weit wohlfeilerem Preiſe, ja für die Hälfte des Geldes zu liefern, das dieſer Kerl, der beſtändig hinter mir einher geht, ſich zahlen läßt; denn ich muß ja alle dieſe Gänge ohnedies machen. Ich könnte vielleicht davon leben, daß ich mein eigner Spion werde.“

Einen großen, vielleicht den größten Einfluß übte damals auf Börne die ſogenannte Madame Wohl, eine bereits in dieſen Blättern erwähnte zweideutige Dame, wovon man nicht genau wußte, zu welchem Titel ihr Verhältniß zu Börne ſie berechtigte, ob ſie ſeine Geliebte oder blos ſeine Gattin. Die nächſten Freunde behaupteten lange Zeit ſteif und feſt, daß Madame Wohl ihm heimlich angetraut ſei und eines frühen Morgens als Frau Doktorin Börne ihre Aufwartung machen werde. Andere meinten, es herrſche zwiſchen beiden nur eine platoniſche Liebe, wie einſt zwiſchen Meſſer Francesko und Madonna Laura, und ſie fanden gewiß auch eine große Aehnlichkeit zwiſchen Petrarcha's Sonnetten und Börne's Pariſer Briefen. Letztere waren nämlich nicht an eine erdichtete Luftgeſtalt, ſondern an Madame Wohl gerichtet, was gewiß zu ihrem Werthe beitrug, indem es ihnen jene beſtimmte Phyſionomie und jenes Individuelle ertheilte, was keine Kunſt nachahmen kann. Wenn ſich in Briefen nicht blos der Charakter des Schreibers, ſondern auch des Empfängers abſpiegelt, ſo iſt Madame Wohl eine höchſt reſpektable Perſon, die für Freiheit und Menſchenrechte glüht, ein Weſen voll Gemüth, voll Begeiſterung . . . Und in der That, wir müſſen dieſer Anſicht Glauben ſchenken, wenn wir vernehmen, mit welcher Hingebung die Dame in bitterer Zeit an Börne feſthielt, wie ſie ihm ihr ganzes Leben weihte, und wie ſie jetzt, nach ſeinem Tode, in troſtloſem Kummer verharrt, ſich in der Einſamkeit nur noch mit dem Verſtorbenen beſchäftigend. Unſtreitbar herrſchte zwiſchen beiden die innigſte Zuneigung; aber während das Publikum zweifelhaft war, welche ſinnliche Thatſachen daraus entſprungen ſein möchten, überraſchte uns

kunft die plötzliche Nachricht, daß Madame Wohl ſich nicht mit Börne, ſondern mit einem jungen Kaufmann aus Frankfurt vermählt habe ... Die Verwunderung hierüber ward noch dadurch geſteigert, daß die Neuvermählte nebſt ihrem Gatten hierherkam, mit Börne ein und dieſelbe Wohnung bezog, und alle drei einen einzigen Haushalt bildeten. Ja, es hieß, der junge Gatte habe die Frau nur deshalb geheirathet, um mit Börne in nähere Berührung zu kommen, er habe ſich ausbedungen, daß zwiſchen beiden das frühere Verhältniß unverändert fortwalte. Wie man mir ſagt, ſpielte er im Hauſe nur die dienende Perſon, verrichtete die roheren Geſchäfte und ward ein ſehr nützlicher Laufburſche für Börne, mit deſſen Ruhm er hauſiren ging und gegen deſſen Gegner er unerbitterlich Gift und Galle geiferte.

In der That, jener Gatte der Madame Wohl gehört nicht zu der guten Sorte, die mit der Toleranz in der Ehe eine gewiſſe Harmloſigkeit verbindet, und dadurch allen Spott entwaffnet. Nein, er erinnerte vielmehr an jene böſe Gattung, wovon in den indiſchen Geſchichten des Kteſias Erwähnung geſchieht. Dieſer Autor berichtet nämlich: in Indien gebe es gehörnte Eſel, und während alle andere Eſel gar keine Galle haben, hätten jene gehörnten Eſel einen ſolchen Ueberfluß an Galle, daß ihr Fleiſch dadurch ganz bitter ſchmecke.

Ich hoffe es wird niemand mißdeuten, weshalb ich obige Particularitäten aus Börne's Privatleben hervorhebe. Sie ſollen nur zeigen, daß es noch ganz beſondere Mißſtände gab, die mir geboten, mich von ihm entfernt zu halten. Das ganze Reinlichkeitsgefühl meiner Seele ſträubte ſich in mir bei dem Gedanken, mit ſeiner nächſten Umgebung in die mindeſte Berührung zu gerathen. Soll ich die Wahrheit geſtehen, ſo ſah ich in Börne's Haushalt eine Immoralität, die mich anwiderte. Dieſes Geſtändniß mag befremdlich klingen im Munde eines Mannes, der nie im Zelotengeſchrei ſogenannter Sittenprediger einſtimmte und ſelber hinlänglich von ihnen verketzert wurde. Verdiente ich wirklich dieſe Verketzerungen? Nach tiefſter Selbſtprüfung kann ich mir das Zeugniß geben, daß niemals meine Gedanken und Handlungen in Widerſpruch gerathen mit der Moral, mit jener Moral, die meiner Seele eingeboren, die vielleicht meine Seele ſelbſt iſt, die beſeelende Seele meines Lebens. Ich gehorche faſt paſſiv einer ſittlichen Nothwendigkeit, und mache deßhalb keine Anſprüche auf Lorbeerkränze und ſonſtige Tugendpreiſe. Ich habe jüngſt ein Buch geleſen, worin behauptet wird, ich hätte mich gerühmt, es liefe keine Phryne über die pariſer Boulevards, deren Reize mir unbekannt geblieben. Gott weiß, welchem ehrwürdigen Correſpondenzler ſolche ſaubre Anekdoten nachgeſprochen wurden, ich kann aber dem Verfaſſer jenes Buches die Verſicherung geben, daß ich, ſelbſt in meiner tollſten Jugendzeit, nie ein Weib erkannt habe, wenn ich nicht dazu begeiſtert ward durch ihre Schönheit,

die körperliche Offenbarung Gottes, oder durch die große Paſſion, jene große Paſſion, die ebenfalls göttlicher Art, weil ſie uns von allen ſelbſtſüchtigen Kleingefühlen befreit und die eiteln Güter des Lebens, ja das Leben ſelbſt, hinopfern läßt! Was aber unſeren Ludwig Börne betrifft, ſo dürfen wir kühn behaupten, daß es keineswegs die Begeiſterung für Schönheit war, die ihn zu ſeiner Madame Wohl hinzog. Eben ſo wenig findet das Verhältniß dieſer beiden Perſonen ſeine moraliſche Rechtfertigung in der großen Paſſion. Beherrſcht von der großen Paſſion, würden beide keinen Anſtand genommen haben, ſelbſt ohne den Segen der Kirche und der Mairie, bei einander zu wohnen; das kleine Bedenken über das Kopfſchütteln der Welt hätte ſie nicht davon abgehalten . . . Und die Welt iſt am Ende gerecht und ſie verzeiht die Flammen, wenn nur der Brand ſtark und ächt iſt, und ſchön lodert und lange . . . Gegen eitel verpuffendes Strohfeuer iſt ſie hart und ſie verſpottet jede ängſtliche Halbglut . . . Die Welt achtet und ehrt jede Leidenſchaft, ſo bald ſie ſich als eine wahre erprobt, und die Zeit erzeugt auch in dieſem Falle eine gewiſſe Legitimität . . . Aber Madame Wohl that ſich mit Börne zuſammen unter dem Deckmantel der Ehe mit einem lächerlichen Dritten, deſſen bitteres Fleiſch ihr vielleicht manchmal mundete, während ihr Geiſt ſich weidete am ſüßen Geiſte Börne's . . . Selbſt in dieſem anſtändigſten Falle, ſelbſt im Fall dem idealiſchen Freunde nur das reine, ſchöne Gemüth und dem rohen Gatten die nicht ſehr ſchöne und nicht ſehr reinliche Hülle gewidmet ward, beruhte der ganze Haushalt auf der ſchmutzigſten Lüge, auf entweihter Ehe und Heuchelei, auf Immoralität.

Zu dem Ekel, der mich bei dem Zuſammentreffen mit Börne von Seiten ſeiner Umgebung bedrohte, geſellte ſich auch das Mißbehagen, womit mich ſein beſtändiges Kannengießern erfüllte. Immer politiſches Raiſoniren und wieder Raiſoniren, und ſogar beim Eſſen, wo er mich aufzuſuchen wußte. Bei Tiſche, wo ich ſo gern alle Miſere der Welt vergeſſe, verdarb er mir die beſten Gerichte durch ſeine patriotiſche Galle, die er gleichſam wie eine bittere Sauce darüber hinſchwatzte. Kalbsfüße à la Maitre d'Hôtel, damals meine harmloſe Lieblingsſpeiſe, er verleidete ſie mir durch Hiobsposten aus der Heimath, die er aus den unzuverläſſigſten Zeitungen zuſammengegabelt hatte. Und dann ſeine verfluchten Bemerkungen, die einem den Appetit verdarben. So z. B. kroch er mir mal nach in den Reſtaurant der Rue Lepelletier, wo damals nur politiſche Flüchtlinge aus Italien, Spanien, Portugal und Polen zu Mittag ſpeiſten. Börne, welcher ſie alle kannte, bemerkte mit freudigem Händereiben: wir beide ſeien von der ganzen Geſellſchaft die einzigen, die nicht von ihrer reſpektiven Regierung zum Tode verurtheilt worden. „Aber ich habe, ſetzte er hinzu, noch nicht alle Hoffnung aufgegeben, es eben ſo weit zu bringen. Wir werden am Ende alle gehenkt, und Sie eben ſo gut wie

ich.“ Ich äußerte bei dieſer Gelegenheit, daß es in der That für die Sache der deutſchen Revolution ſehr förderſam wäre, wenn unſere Regierungen etwas raſcher verführen und einige Revolutionaire wirklich aufhingen, damit die übrigen ſähen, daß die Sache gar kein Spaß und Alles an Alles geſetzt werden müſſe . . . „Sie wollen gewiß, fiel mir Börne in die Rede, daß wir nach dem Alphabet gehenkt werden, und da wäre ich einer der erſten und käme ſchon im Buchſtab B, man mag mich nun als Börne oder als Baruch hängen; und es hätte dann noch gute Weile bis man an Sie käme, tief ins H.“

Das waren nun Tiſchgeſpräche, die mich nicht ſehr erquickten, und ich rächte mich dafür, indem ich für die Gegenſtände des Börne'ſchen Enthuſiasmus eine übertriebene, faſt leidenſchaftliche Gleichgültigkeit affektirte. Z. B. Börne hatte ſich geärgert, daß ich gleich bei meiner Ankunft in Paris nichts Beſſeres zu thun wußte, als für deutſche Blätter einen langen Bericht über die damalige Gemälde-Ausſtellung zu ſchreiben. Ich laſſe dahin geſtellt ſein, ob das Kunſtintereſſe, das mich zu ſolcher Arbeit trieb, ſo ganz unvereinbar war mit den revolutionairen Intereſſen des Tages; aber Börne ſah hierin einen Beweis meines Indifferentismus für die heilige Sache der Menſchheit, und ich konnte ihm ebenfalls die Freude ſeines patriotiſchen Sauerkrauts verleiden, wenn ich bei Tiſch von nichts als von Bildern ſprach, von Roberts Schnittern, von Horaz Vernets Judith, von Scheffers Fauſt. „Was thaten Sie — frug er mich einſt — am erſten Tag Ihrer Ankunft in Paris? was war Ihr erſter Gang?“ Er erwartete gewiß, daß ich ihm die Place Louis XV. oder das Pantheon, die Grabmäler Rouſſeau's und Voltaire's, als meine erſte Ausflucht nennen würde, und er machte ein ſonderbares Geſicht, als ich ihm ehrlich die Wahrheit geſtand, daß ich nämlich gleich bei meiner Ankunft nach der Bibliotheque-royale gegangen und mir vom Aufſeher der Manuſkripte den Maneſſiſchen Codex der Minneſänger hervorholen ließ. Und das iſt wahr; ſeit Jahren gelüſtete mich, mit eigenen Augen die theuern Blätter zu ſehen, die uns unter Anderen die Gedichte Walters von der Vogelweide, des größten deutſchen Lyrikers, aufbewahrt haben. Für Börne war dieſes ebenfalls ein Beweis meines Indifferentismus und er zieh mich des Widerſpruchs mit meinen politiſchen Grundſätzen. Daß ich es nie der Mühe werth hielt, letztere mit ihm zu diskutiren, verſteht ſich von ſelbſt; und als er einſt auch in meinen Schriften einen Widerſpruch entdeckt haben wollte, begnügte ich mich mit der ironiſchen Antwort: „Sie irren ſich, Liebſter, dergleichen findet ſich nie in meinen Büchern, denn jedesmal ehe ich ſchreibe, pflege ich vorher meine politiſchen Grundſätze in meinen früheren Schriften wieder nachzuleſen, damit ich mir nicht widerſpreche und man mir keinen Abfall von meinen liberalen Prinzipien vorwerfen könne.“ Aber nicht blos beim Eſſen, ſondern ſogar in meiner Nachtsruhe inkommodirte mich Börne mit ſeiner patriotiſchen Eral-

tation. Er kam einmal um Mitternacht zu mir heraufgestiegen in meine Wohnung, weckte mich aus dem süßesten Schlaf, setzte sich vor mein Bett, und jammerte eine ganze Stunde über die Leiden des deutschen Volks, und über die Schändlichkeiten der deutschen Regierungen, und wie die Russen für Deutschland so gefährlich sein, und wie er sich vorgenommen habe, zur Rettung Deutschlands gegen den Kaiser Nikolaus zu schreiben und gegen die Fürsten, die das Volk so mißhandelten, und gegen den Bundestag . . . Und ich glaube, er hätte bis zum Morgen in diesem Zuge fortgeredet, wenn ich nicht plötzlich, nach langem Schweigen, in die Worte ausbrach: „Sind Sie Gemeinde-Versorger?" —

Nur zwei Mal habe ich ihn seitdem wieder gesprochen. Das eine Mal bei der Heirath eines gemeinsamen Freundes, der uns beide als Zeugen gewählt, das andere Mal auf einem Spaziergang in den Tuillerien, dessen ich bereits erwähnte. Bald darauf erschien der 3. und 4. Theil seiner Pariser Briefe, und ich vermied nicht blos jede Gelegenheit des Zusammentreffens, sondern ich ließ ihn auch merken, daß ich ihm geflissentlich auswich, und seit der Zeit habe ich ihm zwar zwei oder drei Mal begegnet, aber nie habe ich seitdem ein einziges Wort mit ihm gesprochen. Bei seiner sanguinischen Art wurmte ihn das bis zur Verzweiflung, und er setzte alle möglichen Erfindungen ins Spiel, um mir wieder freundschaftlich nahen zu dürfen, oder wenigstens eine Unterredung mit mir zu bewirken. Ich hatte also nie im Leben mit Börne einen mündlichen Disput, nie sagten wir uns irgend eine schwere Beleidigung; nur aus seinen gedruckten Reden merkte ich die lauernde Böswilligkeit, und nicht verletztes Selbstgefühl, sondern höhere Sorgen und die Treue die ich meinem Denken und Wollen schuldig bin, bewogen mich mit einem Mann zu brechen, der meine Gedanken und Bestrebungen kompromittiren wollte. Solches hartnäckige Ablehnen ist aber nicht ganz in meiner Art, und ich wäre vielleicht nachgiebig genug gewesen, mit Börne wieder zu sprechen und Umgang zu pflegen . . . zumal da sehr liebe Personen mich mit vielen Bitten angingen und die gemeinschaftlichen Freunde oft in Verlegenheit geriethen bei Einladungen, deren ich keine annahm, wenn ich nicht vorher die Zusicherung erhielt, daß Herr Börne nicht geladen sei . . . noch außerdem riethen mir meine Privatinteressen, den grimmblütigen Mann durch solches strenge Zurückweisen nicht allzu sehr zu reizen, . . . aber ein Blick auf seine Umgebung, auf seine lieben Getreuen, auf den vielköpfigen und mit den Schwänzen zusammengewachsenen Rattenkönig, dessen Seele er bildete, und der Ekel hielt mich zurück von jeder neuen Berührung mit Börne.

So vergingen mehrere Jahre, drei, vier Jahre, ich verlor den Mann auch geistig aus dem Gesicht, selbst von jenen Artikeln, die er in französischen Zeitschriften gegen mich schrieb und die im ehrlichen Deutschland so verläumderisch

ausgebeutet wurden, nahm ich wenig Notiz, als ich eines ſpäten Herbſtabends die Nachricht erhielt: Börne ſei geſtorben.

Wie man mir ſagt, ſoll er ſeinen Tod ſelbſt verſchuldet haben, durch Eigenſinn, indem er ſich lange weigerte ſeinen Arzt, den vortrefflichen Dr. Sichel, rufen zu laſſen. Dieſer nicht bloß berühmte, ſondern auch ſehr gewiſſenhafte Arzt, der ihn wahrſcheinlich gerettet hätte, kam zu ſpät, als der Kranke bereits eine terroriſtiſche Selbſtkur an ſich vorgenommen und ſeinen ganzen Körper ruinirt hatte.

Börne hatte früher etwas Medizin ſtudirt und wußte von dieſer Wiſſenſchaft grade ſo viel, als man eben braucht, um zu tödten. In der Politik, womit er ſich ſpäter abgab, waren ſeine Kenntniſſe wahrlich nicht viel bedeutender.

Ich habe ſeinem Begräbniſſe nicht beigewohnt, was unſere hieſigen Correſpondenzler nicht ermangelten nach Deutſchland zu berichten und was zu böſen Auslegungen Gelegenheit gab. Nichts iſt aber thörichter, als in jenem Umſtande, der rein zufällig ſein konnte, eine feindſelige Härte zu erblicken. Die Thoren, ſie wiſſen nicht, daß es kein angenehmeres Geſchäft giebt als dem Leichenbegängniſſe eines Feindes zu folgen!

Ich war nie Börne's Freund, und ich war auch nie ſein Feind. Der Unmuth, den er manchmal in mir erregen konnte, war nie bedeutend, und er büßte dafür hinlänglich durch das kalte Schweigen, das ich allen ſeinen Verketzerungen und Rücken entgegenſetzte. Ich habe während er lebte auch keine Zeile gegen ihn geſchrieben, ich gedachte ſeiner nie, ich ignorirte ihn komplet und das ärgerte ihn über alle Maaßen.

Wenn ich jetzt von ihm rede, geſchieht es wahrlich weder aus Enthuſiasmus noch aus Mißtrauen; ich bin mir wenigſtens der kälteſten Unparteilichkeit bewußt. Ich ſchreibe hier weder eine Apologie noch eine Critik, und indem ich nur von der eigenen Anſchauung ausgehe bei der Schilderung des Mannes, dürfte das Standbild, das ich von ihm liefere, vielleicht als ein ikoniſches zu betrachten ſein. Und es gebührt ihm ein ſolches Standbild, ihm dem großen Ringer, der in der Arena unſerer politiſchen Spiele ſo muthig rang, und wo nicht den Lorbeer, doch gewiß den Kranz von Eichenlaub erſiegte.

Wir geben ſein Standbild mit ſeinen wahren Zügen, ohne Idealiſirung, je ähnlicher deſto ehrender für ſein Andenken. Er war ja weder ein Genie noch ein Heros; er war kein Gott des Olymps. Er war ein Menſch, ein Bürger der Erde, er war ein guter Schriftſteller und ein großer Patriot.

Indem ich Ludwig Börne einen guten Schriftſteller genannt, und ihm nur das ſchlichte Beiwort „gut" zuerkenne, möchte ich ſeinen äſthetiſchen Werth weder vergrößern noch verkleinern. Ich gebe überhaupt hier, wie ich bereits erwähnt, keine Critik eben ſo wenig wie eine Apologie ſeiner Schriften; nur

mein unmaßgebliches Dafürhalten darf in dieſen Blättern ſeine Stelle finden. Ich ſuche dieſes Privaturtheil ſo kurz als möglich abzufaſſen; daher nur wenige Worte über Börne in rein literariſcher Beziehung.

Soll ich in der Literatur einen verwandten Charakter aufſuchen, ſo böte ſich zuerſt Gotthold Ephraim Leſſing, mit welchem Börne ſehr oft verglichen worden. Aber dieſe Verwandtſchaft beruht nur auf der inneren Tüchtigkeit, den edlen Willen, die patriotiſche Paſſion und den Enthuſiasmus für Humanität. Auch die Verſtandesrichtung war in beiden dieſelbe. Hier aber hört der Vergleich auf. Leſſing war groß durch jenen offenen Sinn für Kunſt und philoſophiſche Spekulation, welcher dem armen Börne gänzlich abging. Es giebt in der ausländiſchen Literatur zwei Männer, die mit ihm eine weit größere Aehnlichkeit haben: dieſe Männer ſind William Hazlitt und Paul Courrièr. Beide ſind vielleicht die nächſten literariſchen Verwandte Börne's, nur daß Hazlitt ihn ebenfalls an Kunſtſinn überflügelt und Courrièr ſich keineswegs zum Börne'ſchen Humor erheben kann. Ein gewiſſer Esprit iſt allen dreien gemeinſam, obgleich er bei jedem eine verſchiedene Färbung trägt: er iſt trübſinnig bei Hazlitt, dem Britten, wo er wie Sonnenſtrahlen aus dicken engliſchen Nebelwolken hervorblitzt; er iſt faſt muthwillig heiter bei dem Franzoſen Courrièr, wo er wie der junge Wein der Tourraine im Kelter brauſt und ſprudelt und manchmal übermüthig emporziſcht; bei Börne, dem Deutſchen, iſt er beides, trübſinnig und heiter, wie der ſäuerlich ernſte Rheinwein und das närriſche Mondlicht der deutſchen Heimath ... Sein Esprit wird manchmal zum Humor.

Dieſes iſt nicht ſo ſehr in den früheren Schriften Börne's, als vielmehr in ſeinen Pariſer Briefen der Fall. Zeit, Ort und Stoff haben hier den Humor nicht bloß begünſtigt, ſondern ganz eigentlich hervorgebracht. Ich will damit ſagen, den Humor in den Pariſer Briefen verdanken wir weitmehr den Zeitumſtänden, als dem Talent ihres Verfaſſers. Die Julius-revolution, dieſes politiſche Erdbeben, hatte dergeſtalt in allen Sphären des Lebens die Verhältniſſe auseinandergeſprengt und ſo buntſcheckig die verſchiedenartigſten Erſcheinungen zuſammengeſchmiſſen, daß der Pariſer Revolutionskorreſpondent nur treu zu berichten brauchte, was er ſah und hörte, und er erreichte von ſelbſt die höchſten Effekte des Humors. Wie die Leidenſchaft manchmal die Poeſie erſetzt und z. B. die Liebe oder die Todesangſt in begeiſterte Worte ausbricht, die der wahre Dichter nicht beſſer und ſchöner zu erfinden weiß: ſo erſetzen die Zeitumſtände manchmal den angebornen Humor, und ein ganz proſaiſch begabter, ſinnreicher Autor liefert wahrhaft humoriſtiſche Werke, indem ſein Geiſt die ſpaßhaften und kummervollen, ſchmutzigen und heiligen, grandioſen und winzigen Combinationen einer umgeſtülpten Weltordnung treu abſpiegelt. Iſt der Geiſt eines ſolchen Autors noch obendrein ſelbſt in bewegtem

Zuſtand, iſt dieſer Spiegel verſchoben oder grellgefärbt von eigner Leidenſchaft, dann werden tolle Bilder zum Vorſchein kommen, die ſelbſt alle Geburten des humoriſtiſchen Genius überbieten . . . Hier iſt das Gitter, welches den Humor vom Irrenhauſe trennt . . . Nicht ſelten, in den Börneſchen Briefen zeigen ſich Spuren eines wirklichen Wahnſinns, und Gefühle und Gedanken grinſen uns entgegen, die man in die Zwangsjacke ſtecken müßte, denen man die Douſche geben ſollte . . .

In ſtyliſtiſcher Hinſicht ſind die Pariſer Briefe weit ſchätzbarer als die früheren Schriften Börnes, worin die kurzen Sätze, der kleine Hundetrab, eine unerträgliche Monotonie hervorbringen und eine faſt kindiſche Unbeholfenheit verrathen. Dieſe kurzen Sätze verlieren ſich immer mehr und mehr in den Pariſer Briefen, wo die entzügelte Leidenſchaft nothgedrungen in weitere, vollere Rythmen überſtrömt, und koloſſale, gewitterſchwangere Perioden dahinrollen, deren Bau ſchön und vollendet iſt, wie durch die höchſte Kunſt.

Die Pariſer Briefe können in Beziehung auf Börnes Styl dennöch nur als eine Uebergangsſtufe betrachtet werden, wenn man ſie mit ſeiner letzten Schrift „Menzel der Franzoſenfreſſer" vergleicht. Hier erreicht ſein Styl die höchſte Ausbildung, und wie in den Worten ſo auch in den Gedanken herrſcht hier eine Harmonie, die von ſchmerzlicher aber erhabener Beruhigung Kunde giebt. Dieſe Schrift iſt ein klarer See, worin der Himmel mit allen Sternen ſich ſpiegelt, und Börnes Geiſt taucht hier auf und unter, wie ein ſchöner Schwan, die Schmähungen, womit der Pöbel ſein reines Gefieder beſudelte, ruhig von ſich abſpülend. Auch hat man dieſe Schrift mit Recht Börnes Schwanengeſang genannt. Sie iſt in Deutſchland wenig bekannt worden, und Betrachtungen über ihren Inhalt wären hier gewiß an ihrem Platze. Aber da ſie direkt gegen Wolfgang Menzel gerichtet iſt und ich bei dieſer Gelegenheit denſelben wieder ausführlich beſprechen müßte, ſo will ich lieber ſchweigen. Nur eine Bemerkung kann ich hier nicht unterdrücken, und ſie iſt glücklicherweiſe von der Art, daß ſie vielmehr von perſönlichen Bitterniſſen ableitet und dem Hader, worin ſowohl Börne als die ſogenannten Mitglieder des ſogenannten jungen Deutſchlands mit Menzeln geriethen, eine generelle Bedeutung zuſchreibt, wo Werth oder Unwerth der Individuen nicht mehr zur Sprache kommt. Vielleicht ſogar liefere ich dadurch eine Juſtifikation des Menzelſchen Betragens und ſeiner ſcheinbaren Abtrünnigkeit.

Ja, er wurde nur ſcheinbar abtrünnig . . . nur ſcheinbar . . . denn er hat der Parthei der Revolution niemals mit dem Gemüthe und mit dem Gedanken angehört. Wolfgang Menzel war einer jener Teutomanen, jener Teutſchthümler, die, nach der Sonnenhitze der Juliusrevolution, gezwungen wurden, ihre altdeutſchen Röcke und Redensarten auszuziehen, und ſich gei-

ſtig wie körperlich in das moderne Gewand zu kleiden, das nach franzöſiſchem Maße zugeſchnitten. Wie ich bereits zu Anfang dieſes Buches gezeigt, viele von dieſen Teutomanen, um an der allgemeinen Bewegung und den Triumphen des Zeitgeiſtes Theil zu nehmen, drängten ſich in unſere Reihen, in die Reihen der Kämpfer für die Prinzipien der Revolution, und ich zweifle nicht, daß ſie muthig mitgefochten hätten in der gemeinſamen Gefahr. Ich fürchtete keine Untreue von ihnen während der Schlacht, aber nach dem Siege; ihre alte Natur, die zurückgedrängte Teutſchthümelei, wäre wieder hervorgebrochen, ſie hätten bald die rohe Maſſe mit den dunkeln Beſchwörungsliedern des Mittelalters gegen uns aufgewiegelt, und dieſe Beſchwörungslieder, ein Gemiſch von uraltem Aberglauben und dämoniſcher Erdkräfte, wären ſtärker geweſen als alle Argumente der Vernunft . . .

Menzel war der erſte, der, als die Luft kühler wurde, die altdeutſchen Rockgedanken wieder vom Nagel herabnahm, und mit Luſt wieder in die alten Ideenkreiſe zurückturnte. Wahrlich, bei dieſer Umwendung fiel es mir wie ein Stein vom Herzen, denn in ſeiner wahren Geſtalt war Wolfgang Menzel weit minder gefährlich als in ſeiner liberalen Vermummung; ich hätte ihm um den Hals fallen mögen und ihn küſſen, als er wieder gegen die Franzoſen eiferte und auf Juden ſchimpfte und wieder für Gott und Vaterland, für das Chriſtenthum und deutſche Eichen, in die Schranken trat und erſchrecklich bramarbaſirte! Ich geſtehe es, wie wenig Furcht er mir in dieſer Geſtalt einflößte, ſo ſehr ängſtigte er mich einige Jahre früher, als er plötzlich für die Juliusrevolution und die Franzoſen in ſchwärmeriſche Begeiſterung gerieth, als er für die Rechte der Juden ſeine pathetiſchen, großherzigen, lafayettiſchen Emanzipationsreden hielt, als er Anſichten über Welt- und Menſchenſchickſal losließ, worin eine Gottloſigkeit grinſte, wie dergleichen kaum bei den entſchloſſenſten Materialiſten gefunden wird, Anſichten, die kaum jener Thiere würdig, die ſich nähren mit der Frucht der deutſchen Eiche. Damals war er gefährlich, damals, ich geſtehe es, zitterte ich vor Wolfgang Menzeln!

Börne, in ſeiner Kurzſichtigkeit, hatte die wahre Natur des letztern nie erkannt, und da man gegen Renegaten, gegen umgewandelte Geſinnungsgenoſſen weit mehr Unwillen empfindet, als gegen alle Feinde, ſo loderte ſein Zorn am grimmigſten gegen Menzeln. — Was mich anbelangt, der ich faſt zu gleicher Zeit eine Schrift gegen Menzel herausgab, ſo waren ganz andere Motive im Spiel. Der Mann hatte mich nie beleidigt, ſelbſt ſeine roheſte Verläſterung hat keine verletzbare Stelle in meinem Gemüthe getroffen. Wer meine Schrift geleſen, wird übrigens daraus erſehen haben, daß hier das Wort weniger verwunden als reizen ſollte, und alles dahinzielte, den Ritter des Deutſchthums auf ein ganz anderes, als ein literäriſches Schlachtfeld herauszufordern. Menzel hat meiner loyalen Abſicht kein Genüge geleiſtet. Es iſt nicht meine

Schuld, wenn das Publikum daraus allerlei verdrießliche Folgerungen zog ... Ich hatte ihm aufs großmüthigſte die Gelegenheit geboten, ſich durch einen einzigen Akt der Mannhaftigkeit in der öffentlichen Meinung zu rehabilitiren ... Ich ſetzte Blut und Leben aufs Spiel ... Er hats nicht gewollt.

Armer Menzel! ich habe wahrlich keinen Groll gegen Dich! Du warſt nicht der Schlimmſte. Die Anderen ſind weit perfider, ſie verharren länger in der liberalen Vermummung, oder laſſen die Maske nicht ganz fallen ... Ich meine hier zunächſt einige ſchwäbiſche Kammerſänger der Freiheit, deren liberale Triller immer leiſer und leiſer verklingen, und die bald wieder mit der alten Bierſtimme die Weiſen von Anno 13 und 14 anſtimmen werden ... Gott erhalte Euch fürs Vaterland! Wenn Ihr, um die Fetzen Eurer Popularität zu retten, den Menzel, Euren vertrauteſten Geſinnungsgenoſſen, fakrifizirt habt, ſo war das eine ſehr verächtliche Handlung.

Und dann muß man bei Menzeln anerkennen, daß er mit beſtimmter Mannesunterſchrift ſeine Schmähungen vertrat; er war kein anonymer Skribler und brachte immer die eigne Haut zu Markt. Nach jedem Schimpfwort, womit er uns beſpritzte, hielt er faſt gutmüthig ſtill, um die verdiente Züchtigung zu empfangen. Auch hats ihm an geſchriebenen Schlägen nicht gefehlt und ſein literariſcher Rücken iſt ſchwarz geſtreift, wie eines Zebras. Armer Menzel! Er zahlte für manchen anderen, deſſen man nicht habhaft werden konnte, für die anonymen und pſeudonymen Buſchklapper, die aus den dunkelſten Schlupfwinkeln der Tagespreſſe ihre feigen Pfeile abſchießen ... Wie willſt Du ſie züchtigen? Sie haben keinen Namen, den Du branntmarken könnteſt, und gelänge es Dir ſogar, von einem zitternden Zeitungsredakteur die paar leere Buchſtaben zu erpreſſen, die ihnen als Namen dienen, ſo biſt Du dadurch noch nicht ſonderlich gefördert ... Du findeſt alsdann, daß der Verfaſſer des inſolenteſten Schmähartikels kein anderer war als jener klägliche Drohbettler, der mit all ſeiner unterthänigen Zudringlichkeit auch keinen Sous von Dir erpreſſen konnte ... Oder, was noch bitterer iſt, Du erfährſt, daß im Gegentheil ein Lumpazius, der Dich um zwei hundert Franks geprellt, dem Du einen Rock geſchenkt haſt, um ſeine Blöße zu bedecken, dem Du aber keine ſchriftliche Zeile geben wollteſt, womit er ſich in Deutſchland als Deinen Freund, und großen Mitdichter herumpräſentiren konnte, daß ein ſolcher Lumpazius es war, der Deinen guten Leumund in der Heimath begeiferte ... Ach, dieſes Geſindel iſt kapabel, mit vollem Namen gegen Dich aufzutreten, und dann biſt Du erſt recht in Verlegenheit! Antworteſt Du, ſo verleiheſt Du ihnen eine lebenslängliche Wichtigkeit, die ſie auszubeuten wiſſen, und ſie finden eine Ehre darin, daß Du ſie mit demſelben Stocke ſchlugeſt, womit ja ſchon die berühmteſten Männer geſchlagen worden ... Freilich, das Beſte wäre, ſie be-

kämen ihre Prügel ganz unſigürlich, mit keinem geiſtigen, ſondern mit einem wirklich materiellen Stocke, wie einſt ihr Ahnherr Terſytes . . .

Ja, es war ein lehrreiches Beiſpiel, das Du uns gabeſt, edler Sohn des Laërtes, königlicher Dulder Odyſſeus! Du, der Meiſter des Wortes, der in der Kunſt des Sprechens alle Sterblichen übertrafeſt! jedem wußteſt Du Rede zu ſtehen, und Du ſpracheſt eben ſo gern wie ſiegreich: nur an einen klebrigten Terſytes wollteſt Du kein Wort verlieren, einen ſolchen Wicht hielteſt Du keiner Gegenrede werth, und als er Dich ſchmähte, haſt Du ihn ſchweigend geprügelt . . .

Wenn mein Vetter in Lüneburg dies lieſt, erinnert er ſich vielleicht unſerer dortigen Spaziergänge, wo ich jedem Bettelſungen, der uns anſprach, immer einen Groſchen gab, mit der ernſthaften Vermahnung: „lieber Burſche, wenn Du Dich etwa ſpäter auf Literatur legen und Kritiken für die Brockhauſſchen Literaturblätter ſchreiben ſollteſt, ſo reiß mich nicht herunter!“ Mein Vetter lachte damals, und ich ſelber wußte noch nicht, daß „der Groſchen, den meine Mutter einer Bettlerin verweigerte, auch in der Literatur ſo fataliſtiſch wirken konnte!“

Ich habe oben der Brockhauſſchen Literaturblätter erwähnt. Dieſe ſind die Höhlen, wo die unglücklichſten aller deutſchen Skribler ſchmachten und ächzen; die hier hinabſteigen, verlieren ihren Namen und bekommen eine Nummer, wie die verurtheilten Polen in den ruſſiſchen Bergwerken, in den Bleiminen von Novrogrod: hier müſſen ſie, wie dieſe, die entſetzlichſten Arbeiten verrichten, z. B. Herrn von Raumer als großen Geſchichtſchreiber loben, oder Ludwig Tieck als Gelehrten anpreiſen und als Mann von Charakter u. ſ. w.... Die meiſten ſterben davon und werden namenlos verſcharrt als todte Nummer. Viele unter dieſen Unglücklichen, vielleicht die meiſten, ſind ehemalige Teutomanen, und wenn ſie auch keine altdeutſchen Röcke mehr tragen, ſo tragen ſie doch altdeutſche Unterhoſen; — ſie unterſcheiden ſich von den ſchwäbiſchen Geſinnungsgenoſſen durch einen gewiſſen märkiſchen Accent und durch ein weit windigeres Weſen. Die Volksthümelei war von jeher in Norddeutſchland mehr Affektation, wo nicht gar einſtudirte Lüge, namentlich in Preußen, wo ſogar die Championen der Nationalität ihren ſlaviſchen Urſprung vergebens zu verläugnen ſuchten. Da lob ich mir meine Schwaben, die meinen es wenigſtens ehrlicher und dürfen mit größerem Rechte auf germaniſche Raçenreinheit pochen. Ihr jetziges Hauptorgan, die Cottaſche Dreimonatsrevüe, iſt beſeelt von dieſem Stolz, und ihr Redakteur, der Diplomat Kölle, (ein geiſtreicher Mann, aber der größte Schwätzer dieſer Erde und der gewiß nie ein Staatsgeheimniß verſchwiegen hat!) der Redakteur jener Revüe iſt der eingefleiſchteſte Raçenmäkler, und ſein drittes Wort iſt immer Germaniſche, Romaniſche und Semitiſche Raçe . . . Sein größter Schmerz iſt, daß der Champion des

Germanenthums, ſein Liebling, Wolgang Menzel, alle Kennzeichen der mongoliſchen Abſtammung im Geſichte trägt.

Ich finde es für nöthig, hier zu bemerken, daß ich den langweilig breiten Schmähartikel, den jüngſt die erwähnte Dreimonatsſchrift gegen mich auskramte, keineswegs der bloßen Teutomanie, nicht einmal einem perſönlichen Grolle, beimeſſe. Ich war lange der Meinung, als ob der Verfaſſer, ein gewiſſer G. Pf., durch jenen Artikel ſeinen Freund Menzel rächen wollte. Aber ich muß der Wahrheit gemäß meinen Irrthum bekennen. Ich ward ſeitdem verſchiedenſeitig eines Beſſeren unterrichtet.

„Die Freundſchaft zwiſchen dem Menzel und dem erwähnten G. Pf.," ſagte mir unlängſt ein ehrlicher Schwabe, „beſteht nur darin, daß letzterer dem Menzel, der kein Franzöſiſch verſteht, mit ſeiner Kenntniß dieſer Sprache aushilft. Und was den Angriff gegen Sie betrifft, ſo iſt das gar nicht ſo böſe gemeint; der G. Pf. war früher der größte Enthuſiaſt für Ihre Schriften, nnd wenn er jetzt ſo glühend gegen die Immoralität derſelben eifert, ſo geſchieht das, um ſich das Anſehen von ſtrenger Tugend zu geben, und ſich gegen den Verdacht der ſokratiſchen Liebe, der auf ihm laſtete, etwas zu decken."

Ich würde den Ausdruck „ſokratiſche Liebe" gern umſchrieben haben, aber es ſind die eigenen Worte des Dr. D.....r, der mir dieſe harmloſe Confidenz machte. Dr. D.....r, der gewiß nichts dagegen hätte, wenn ich ſeinen ganzen Namen mittheilte, iſt ein Mann von ausgezeichnetem Geiſt, und von einer Wahrheitsliebe, die ſich in ſeinem ganzen Weſen ausſpricht. Da er ſich in dieſem Augenblick zu London befindet, konnte ich ohne vorläufige Anfrage ſeinen Namen nicht ganz ausſchreiben; er ſteht aber zu Dienſt, ſo wie auch der ganze Name eines der achtungswertheſten Pariſer Gelehrten, des Pr. D.....g, in deſſen Gegenwart mir dieſelbe Mittheilung wiederholt ward. — Für das Publikum aber iſt es nützlich zu erfahren, welche Motive ſich zuweilen unter dem bekannten „ſittlich-religiös-patriotiſchen Bettlermantel" verbergen.

Ich habe mich nur ſcheinbar von meinem Gegenſtande entfernt. Manche Angriffe gegen den ſeligen Börne finden durch obige Winke ihre theilweiſe Erklärung. Daſſelbe iſt der Fall in Beziehung auf ſein Buch „Menzel, der Franzoſenfreſſer." Dieſe Schrift iſt eine Vertheidigung des Cosmopolitismus gegen den Nationalismus; aber in dieſer Vertheidigung ſieht man, wie der Cosmopolitismus Börne's nur in ſeinem Kopfe ſaß, ſtatt daß der Patriotismus tief in ſeinem Herzen wurzelte, während bei ſeinem Gegner der Patriotismus nur im Kopfe ſpukte und die kühlſte Indifferenz im Herzen gähnte ... Die liſtigen Worte, womit Menzel ſein Deutſchthum, wie ein Hauſirjude ſeinen Plunder anpreiſt, ſeine alten Tiraden von Hermann dem Cherus-

ker, dem Corſen, dem geſunden Pflanzenſchlaf, Martin Luther, Blücher, der Schlacht bei Leipzig, womit er den Stolz des deutſchen Volkes kitzeln will, alle dieſe abgelebten Redensarten weiß Börne ſo zu beleuchten, daß ihre lächerliche Nichtigkeit aufs Ergötzlichſte veranſchaulicht wird; und dabei brechen aus ſeinem eigenen Herzen die rührendſten Naturlaute der Vaterlandsliebe, wie verſchämte Geſtändniſſe, die man in der letzten Stunde des Lebens nicht mehr zurückhalten kann, die wir mehr hervorſchluchzen als ausſprechen . . . Der Tod ſteht daneben und nickt, als unabweisbarer Zeuge der Wahrheit!

Ja, er war nicht blos ein guter Schriftſteller ſondern auch ein großer Patriot.

In Beziehung auf Börne's ſchriftſtelleriſchen Werth muß ich hier auch ſeine Ueberſetzung der Paroles d'un croyant erwähnen, die er ebenfalls in ſeinem letzten Lebensjahre angefertigt, und die als ein Meiſterſtück des Styls zu betrachten iſt. Daß er eben dieſes Buch überſetzte, daß er ſich überhaupt in die Ideenkreiſe La Mennais verlocken ließ, will ich jedoch nicht rühmen. Der Einfluß, den dieſer Prieſter auf ihn ausübte, zeigte ſich nicht blos in der erwähnten Ueberſetzung der Paroles d'un croyant, ſondern auch in verſchiedenen franzöſiſchen Aufſätzen, die Börne damals für den Reformateur und die Balance ſchrieb, in jenen merkwürdigen Urkunden ſeines Geiſtes, wo ſich ein Verzagen, ein Verzweifeln an proteſtantiſcher Vernunftautorität gar bedenklich offenbart und das erkrankte Gemüth in katholiſche Anſchauungen hinüber ſchmachtet . . .

Es war vielleicht ein Glück für Börne, daß er ſtarb . . . Wenn nicht der Tod ihn rettete, vielleicht ſähen wir ihn heute römiſch katholiſch blamirt.

Wie iſt das möglich? Börne wäre am Ende katholiſch geworden? Er hätte in den Schooß der römiſchen Kirche ſich geflüchtet, und das leidende Haupt durch Orgelton und Glockenklang zu betäuben geſucht? Nun ja, er war auf dem Wege daſſelbe zu thun, was ſo manche ehrliche Leute ſchon gethan, als der Aerger ihnen ins Hirn ſtieg und die Vernunft zu fliegen zwang, und die arme Vernunft ihnen beim Abſchied nur noch den Rath gab: wenn ihr doch verrückt ſein wollt, ſo werdet katholiſch und man wird Euch wenigſtens nicht einſperren, wie andere Monomanen.

„Aus Aerger katholiſch werden" — ſo lautet ein deutſches Sprichwort, deſſen verflucht tiefe Bedeutung mir jetzt erſt klar wird. — Iſt doch der Katholizismus die ſchauerlich reitzendſte Blüthe jener Doktrin der Verzweiflung, deren ſchnelle Verbreitung über die Erde nicht mehr als ein großes Wunder erſcheint wenn man bedenkt, in welchem grauenhaft peinlichen Zuſtand die ganze römiſche Welt ſchmachtete . . . Wie der Einzelne ſich troſtlos die Adern öffnete und im Tode ein Aſyl ſuchte gegen die Tyrannei der Cäſaren: ſo ſtürzte ſich die große Menge in die Aſcetik, in die Abtödtungslehre, in die Martyrſucht,

in den ganzen Selbſtmord der nazareniſchen Religion, um auf einmal die damalige Lebensqual von ſich werfen und den Folterknechten des herrſchenden Materialismus zu trotzen . . .

Für Menſchen, denen die Erde nichts mehr bietet, ward der Himmel erfunden . . . Heil dieſer Erfindung! Heil einer Religion, die dem leidenden Menſchengeſchlechte in den bittern Kelch einige ſüße, einſchläfernde Tropfen goß, geiſtiges Opium, einige Tropfen Liebe, Hoffnung und Glauben!

Ludwig Börne war, wie ich bereits in der erſten Abtheilung erwähnte, ſeiner Natur nach ein geborner Chriſt, und dieſe ſpiritualiſtiſche Richtung mußte in den Katholizismus überſchnappen, als die verzweifelnden Republikaner, nach den ſchmerzlichſten Niederlagen, ſich mit der katholiſchen Parthei verbanden. — Wie weit iſt es Ernſt mit dieſer Verbündung? Ich kanns nicht ſagen. Manche Republikaner mögen wirklich aus Aerger katholiſch geworden ſein. Die meiſten jedoch verabſcheuen im Herzen ihre neuen Alliirten, und es wird Comödie geſpielt von beiden Seiten. Es gilt nur den gemeinſchaftlichen Feind zu bekämpfen, und in der That, die Verbindung der beiden Fanatismen, des religiöſen und des politiſchen, iſt bedrohlich im höchſten Grade. Zuweilen aber geſchieht es, daß die Menſchen ſich in ihrer Rolle verlieren und aus dem liſtigen Spiel ein plumper Ernſt wird; und ſo mag wohl mancher Republikaner ſolange mit den katholiſchen Symbolen geliebäugelt haben, bis er zuletzt daran wirklich glaubte; und mancher ſchlaue Pfaffe mag ſo lange die Marſeillaiſe geſungen haben, bis ſie ſein Lieblingslied ward, und er nicht mehr Meſſe leſen kann ohne in die Melodie dieſes Schlachtgeſanges zu verfallen.

Wir armen Deutſchen, die wir leider keinen Spaß verſtehen, wir haben das Fraternifiren des Republikanismus und des Katholizismus für baaren Ernſt genommen, und dieſer Irrthum kann uns einſt ſehr theuer zu ſtehen kommen. Arme deutſche Republikaner, die Ihr Satan bannen wollt durch Beelzebub, Ihr werdet, wenn Euch ſolcher Exorcismus gelänge, erſt recht aus dem Feuerregen in die Flammentraufe gerathen! Wie gar manche deutſche Patrioten, um proteſtantiſche Regierungen zu befehden, mit der katholiſchen Parthei gemeinſchaftliche Sache treiben, kann ich nicht begreifen. Man wird mir, dem die Preußen bekanntlich ſo viel Herzeleid bereiteten, man wird mir ſchwerlich eine blinde Sympathie für Boruſſia zuſchreiben: ich darf daher freimüthig geſtehen, daß ich in dem Kampfe Preußens mit der katholiſchen Parthei nur erſterem den Sieg wünſche . . . Denn eine Niederlage würde hier nothwendig zur Folge haben, daß einige deutſche Provinzen, die Rheinlande, für Deutſchland verloren gingen. — Was kümmert es aber die frommen Leute in München, ob man am Rhein deutſch oder franzöſiſch ſpricht; für ſie iſt es hinreichend, daß man dort lateiniſch die Meſſe ſingt. Pfaffen haben kein Vaterland, ſie haben nur einen Vater, einen Papa, in Rom.

Daß aber der Abfall der Rheinlande, ihr Heimfall an das romaniſche Frankreich, eine ausgemachte Sache iſt zwiſchen den Helden der katholiſchen Parthei und ihren franzöſiſchen Verbündeten, wird männiglich bekannt ſein. Zu dieſen Verbündeten gehört ſeit einiger Zeit auch ein gewiſſer ehemaliger Jakobiner, der jetzt eine Krone trägt und mit gewiſſen gekrönten Jeſuiten in Deutſchland unterhandelt ... Frommer Schacher! ſcheinheiliger Verrath am Vaterland!

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß unſer arme Börne, der ſich nicht blos von den Schriften, ſondern auch von der Perſönlichkeit Lamennais köbern ließ, und an den Umtrieben der römiſchen Freiwerber unbewußt Theil nahm, es verſteht ſich von ſelbſt, daß unſer arme Börne nimmermehr die Gefahren ahnte, die durch die Verbündung der katholiſchen und republikaniſchen Parthei, unſer Deutſchland bedrohen. Er hatte hiervon auch nicht die mindeſte Ahnung, er, dem die Integrität Deutſchlands, eben ſo ſehr wie dem Schreiber dieſer Blätter, immer am Herzen lag. Ich muß ihm in dieſer Beziehung das glänzendſte Zeugniß ertheilen. „Auch keinen deutſchen Nachttopf würde ich an Frankreich abtreten," rief er einſt im Eifer des Geſprächs, als jemand bemerkte, daß Frankreich, der natürliche Repräſentant der Revolution, durch den Wiederbeſitz der Rheinlande geſtärkt werden müſſe, um dem ariſtokratiſch abſolutiſtiſchen Europa deſto ſicherer widerſtehen zu können.

„Keinen Nachttopf tret ich ab," rief Börne, im Zimmer auf- und abſtampfend, ganz zornig.

Es verſteht ſich, bemerkte ein Dritter, wir treten den Franzoſen keinen Fuß breit Land vom deutſchen Boden ab; aber wir ſollten ihnen einige deutſche Landsleute abtreten, deren wir allenfalls entbehren können. Was dächten Sie, wenn wir den Franzoſen z. B. den Raumer und den Rotteck abtreten?

„Nein, nein," rief Börne, aus dem höchſten Zorn in Lachen übergehend — „auch nicht einmal den Raumer oder den Rotteck trete ich ab, die Collektion wäre nicht mehr complet, ich will Deutſchland ganz behalten wie es iſt, mit ſeinen Blumen und ſeinen Diſteln, mit ſeinen Rieſen und ſeinen Zwergen ... nein, auch die beiden Nachttöpfe trete ich nicht ab!"

Ja, dieſer Börne war ein großer Patriot, vielleicht der größte, der aus Germanias ſtiefmütterlichen Brüſten das glühendſte Leben und den bitterſten Tod geſogen! In der Seele dieſes Mannes jauchzte und blutete eine rührende Vaterlandsliebe, die ihrer Natur nach verſchämt, wie jede Liebe, ſich gern unter knurrenden Scheltworten und nergelnden Murrſinn verſteckte, aber in unbewachter Stunde deſto gewaltſamer hervorbrach. Wenn Deutſchland allerlei Verkehrtheiten beging, die böſe Folgen haben konnten, wenn es den Muth nicht hatte eine heilſame Medicin einzunehmen, ſich den Staar ſtechen zu laſſen oder ſonſt eine kleine Operation auszuhalten, dann tobte und ſchimpfte Ludwig

Börne, und ſtampfte und wetterte; — wenn aber das vorausgeſehene Unglück wirklich eintrat, wenn man Deutſchland mit Füßen trat oder ſo lange peitſchte bis Blut floß: dann ſchmollte Börne nicht länger, und er fing an zu flennen, der arme Narr, der er war, und ſchluchzend behauptete er alsdann, Deutſchland ſei das beſte Land der Welt, und das ſchönſte Land, und die Deutſchen ſeien das ſchönſte und edelſte Volk, eine wahre Perle von Volk, und nirgends ſei man klüger als in Deutſchland, und ſogar die Narren ſeien dort geſcheut, und die Flegelei ſei eigentlich Gemüth, und er ſehnte ſich ordentlich nach den geliebten Rippenſtößen der Heimath, und er hatte manchmal ein Gelüſte nach einer recht ſaftigen deutſchen Dummheit, wie eine ſchwangere Frau nach einer Birne. Auch wurde für ihn die Entfernung vom Vaterlande eine wahre Marter, und manches böſe Wort in ſeinen Schriften hat dieſe Qual hervorgepreßt. Wer das Exil nicht kennt, begreift nicht, wie grell es unſere Schmerzen färbt, und wie es Nacht und Gift in unſere Gedanken gießt. Dante ſchrieb ſeine Hölle im Exil. Nur wer im Exil gelebt hat, weiß auch was Vaterlandsliebe iſt, Vaterlandsliebe mit all ihren ſüßen Schrecken und ſehnſüchtigen Kümmerniſſen! Zum Glück für unſere Patrioten, die in Frankreich leben müſſen, bietet dieſes Land ſo viele Aehnlichkeit mit Deutſchland; faſt daſſelbe Klima, dieſelbe Vegetation, dieſelbe Lebensweiſe. „Wie furchtbar muß das Exil ſein, wo dieſe Aehnlichkeit fehlt" — bemerkte mir einſt Börne, als wir im Jardin-des-Plantes ſpazieren gingen — „wie ſchrecklich, wenn man um ſich her nur Palmen und tropiſche Gewächſe ſähe und ganz wildfremde Thierarten, wie Känguruhs und Zebras ... Zu unſerem Glücke ſind die Blumen in Frankreich ganz ſo wie bei uns zu Hauſe, die Veilchen und Roſen ſehen ganz wie Deutſche aus, und die Ochſen und Kühe, und die Eſel ſind geduldig und nicht geſtreift, ganz wie bei uns, und die Vögel ſind gefiedert und ſingen in Frankreich ganz ſo wie in Deutſchland, und wenn ich gar hier in Paris die Hunde herumlaufen ſehe, kann ich mich ganz wieder über den Rhein zurückdenken, und mein Herz ruft mir zu: das ſind ja unſere deutſchen Hunde!"

Ein gewiſſer Blödſinn hat lange Zeit in Börne's Schriften jene Vaterlandsliebe ganz verkannt. Ueber dieſen Blödſinn konnte er ſehr mitleidig die Achſeln zucken, und über die keuchenden alten Weiber, welche Holz zu ſeinem Scheiterhaufen herbei ſchleppten, konnte er mit Seelenruhe ein Sancta simplicitas! ausrufen. Aber wenn jeſuitiſche Böswilligkeit ſeinen Patriotismus zu verdächtigen ſuchte, gerieth er in einen vernichtenden Grimm. Seine Entrüſtung kennt alsdann keine Rückſicht mehr, und wie ein beleidigter Titane ſchleudert er die tödtlichſten Quaderſteine auf die züngelnden Schlangen, die zu ſeinen Füßen kriechen. Hier iſt er in ſeinem vollen Rechte, hier lodert am edelſten ſein Manneszorn. Wie merkwürdig iſt folgende Stelle in den Pariſer

Briefen, die gegen Jarke gerichtet iſt, der ſich unter den Gegnern Börne's durch zwei Eigenſchaften, nämlich Geiſt und Anſtand, einigermaßen auszeichnet:

„Dieſer Jarke iſt ein merkwürdiger Menſch. Man hat ihn von Berlin nach Wien berufen, wo er die halbe Beſoldung von Genz bekömmt. Aber er verdiente nicht deren hundertſten Theil, oder er verdiente eine hundertmal größere — es kömmt nur darauf an, was man dem Genz bezahlen wollte, das Gute oder Schlechte an ihm. Dieſen katholiſch und toll gewordenen Jarke liebe ich ungemein, denn er dient mir, wie gewiß auch vielen andern, zum nützlichen Spiele und zum angenehmen Zeitvertreibe. Er giebt ſeit einem Jahre ein politiſches Wochenblatt heraus. Das iſt eine unterhaltende Camera obſcura; darin gehen alle Neigungen und Abneigungen, Wünſche und Verwünſchungen, Hoffnungen und Befürchtungen, Freuden und Leiden, Aengſte und Tollkühnheiten und alle Zwecke und Mittelchen der Monarchiſten und Ariſtokraten mit ihren Schatten hinter einander vorüber. Der gefällige Jarke! Er verräth alles, er warnt Alle. Die verborgenſten Geheimniſſe der großen Welt ſchreibt er auf die Wand meines kleinen Zimmers. Ich erfahre von ihm, und erzähle jetzt Ihnen, was ſie mit uns vorhaben. Sie wollen nicht allein die Früchte und Blüthen und Blätter und Zweige und Stämme der Revolution zerſtören, ſondern auch ihre Wurzeln, ihre tiefſten, ausgebreitetſten, feſteſten Wurzeln und bliebe die halbe Erde daran hängen. Der Hofgärtner Jarke geht mit Meſſer und Schaufel und Beil umher, von einem Felde, von einem Lande in das andere, von einem Volke zum andern. Nachdem er alle Revolutionswurzeln ausgerottet und verbrannt, nachdem er die Gegenwart zerſtört hat, geht er zur Vergangenheit zurück. Nachdem er der Revolution den Kopf abgeſchlagen und die unglückliche Delinquentin ausgelitten hat, verbietet er ihrer längſtverſtorbenen, längſtverweſten Großmutter das Heirathen; er macht die Vergangenheit zur Tochter der Gegenwart. Iſt das nicht toll? Dieſen Sommer eiferte er gegen das Feſt von Hambach. Das unſchuldige Feſt! Der gute Hammel! Der Wolf von Bundestag, der oben am Fluſſe ſoff, warf dem Schafe von deutſchem Volke, das weiter unten trank, vor: es trübe ihm das Waſſer, und er müſſe es auffreſſen. Herr Jarke iſt Zunge des Wolfes. Dann rottet er die Revolution in Baden, Rheinbaiern, Heſſen, Sachſen aus; dann die engliſche Reformbill; dann die polniſche, die belgiſche, die franzöſiſche Juliusrevolution. Dann vertheidigt er die göttlichen Rechte des Don Miguel. So geht er immer weiter zurück. Vor vier Wochen zerſtörte er Lafayette, nicht den Lafayette der Juliusrevolution, ſondern den Lafayette vor funfzig Jahren, der für die amerikaniſche und die erſte franzöſiſche Revolution gekämpft. Jarke auf den Stiefeln Lafayette's herumkriechen! Es war mir als ſähe ich einen Hund an dem Fuße der größten Pyramide

ſcharren, mit dem Gedanken ſie umzuwerfen! Immer zurück! Vor vierzehn Tagen ſetzte er ſeine Schaufel an die hundert und funfzigjährige engliſche Revolution, die von 1688. Bald kömmt die Reihe an den älteren Brutus, der die Tarquinier verjagt, und ſo wird Herr Jarke endlich zum lieben Gott ſelbſt kommen, der die Unvorſichtigkeit begangen, Adam und Eva zu erſchaffen, ehe er noch für einen König geſorgt hatte, wodurch ſich die Menſchheit in den Kopf geſetzt, ſie könne auch ohne Fürſten beſtehen. Herr Jarke ſollte aber nicht vergeſſen, daß, ſobald er mit Gott fertig geworden, man ihn in Wien nicht mehr braucht. Und dann Adieu Hofrath, Adieu Beſoldung. Er wird wohl den Verſtand haben, dieſe eine Wurzel des Hambacher Feſtes ſtehen zu laſſen.

„Das iſt der nämliche Jarke, von dem ich in einem früheren Briefe Ihnen etwas mitzutheilen verſprochen, was er über mich geäußert. Nicht über mich allein, es betraf auch wohl andere; aber an mich gedachte er gewiß am meiſten dabei. Im letzten Sommer ſchrieb er im politiſchen Wochenblatte einen Aufſatz: Deutſchland und die Revolution. Darin kommt folgende Stelle vor. Ob die artige Bosheit oder die großartige Dummheit mehr zu bewundern ſei, iſt ſchwer zu entſcheiden.

„Die Stelle aus Jarkes Artikel lautet folgendermaßen:

„„Uebrigens iſt es vollkommen richtig, daß jene Grundſätze, wie wir ſie oben geſchildert, niemals ſchaffend ins wirkliche Leben treten, daß Deutſchland niemals in eine Republik nach dem Zuſchnitte der heutigen Volksverführer umgewandelt, daß jene Freiheit und Gleichheit ſelbſt durch die Gewalt des Schreckens niemals durchgeſetzt werden könne; ja es iſt zweifelhaft, ob die frechſten Führer der ſchlechten Richtung nicht ſelbſt blos ein grauſenhaftes Spiel mit Deutſchlands höchſten Gütern ſpielen, ob ſie nicht ſelbſt am beſten wiſſen, daß dieſer Weg ohne Rettung zum Verderben führt, und blos deshalb mit kluger Berechnung das Werk der Verführung treiben, um in einem großen welthiſtoriſchen Akte Rache zu nehmen für den Druck und die Schmach, den das Volk, dem ſie ihren Urſprung nach angehören, Jahrhunderte lang von dem unſrigen erduldet.““ —

„O, Herr Jarke, das iſt zu arg! Und als Sie dieſes ſchrieben, waren Sie noch nicht öſterreichiſcher Rath, ſondern nichts weiter als das preußiſche Gegentheil — wie werden Sie nicht erſt raſen, wenn Sie in der wiener Staatskanzlei ſitzen? Daß Sie uns die Ruchloſigkeit vorwerfen, wir wollten das deutſche Volk unglücklich machen, weil es uns ſelbſt unglücklich gemacht — das verzeihen wir dem Criminaliſten und ſeiner ſchönen Imputations-Theorie. Daß Sie uns die Klugheit zutrauen, unter dem Scheine der Liebe unſere Feinde zu verderben — dafür müſſen wir uns bei dem Jeſuiten bedanken, der uns dadurch zu loben glaubte. Aber daß Sie uns für ſo dumm halten,

wir würden eine Taube in der Hand für eine Lerche auf dem Dache fliegen laſſen — dafür müſſen Sie uns Rede ſtehen, Herr Jarke. Wie! Wenn wir das deutſche Volk haßten, würden wir mit aller unſerer Kraft dafür ſtreiten, es von der ſchmachvollſten Erniedrigung, in der es verſunken, es von der bleiernen Tyrannei, die auf ihm laſtet, es von dem Uebermuthe ſeiner Ariſtokraten, dem Hochmuthe ſeiner Fürſten, von dem Spotte aller Hofnarren, den Verläumdungen aller gedungenen Schriftſteller befreien zu helfen, um es den kleinen, bald vorübergehenden und ſo ehrenvollen Gefahren der Freiheit Preis zu geben? Haßten wir die Deutſchen, dann ſchrieben wir wie Sie, Herr Jarke. Aber bezahlen ließen wir uns nicht dafür; denn auch noch die ſündvolle Rache hat etwas, das entheiligt werden kann."

Die Verdächtigung ſeines Patriotismus erregte bei Börne, in der angeführten Stelle, eine Mißlaune, die der bloße Vorwurf jüdiſcher Abſtammung niemals in ihm hervorzurufen vermochte. Es amüſirte ihn ſogar, wenn die Feinde, bei der Fleckenloſigkeit ſeines Wandels, ihm nichts Schlimmeres nachzuſagen wußten, als daß er der Sprößling eines Stammes, der einſt die Welt mit ſeinem Ruhm erfüllte und trotz aller Herabwürdigung noch immer die uralt heilige Weihe nicht ganz eingebüßt hat. Er rühmte ſich gar oft dieſes Urſprungs, freilich in ſeiner humoriſtiſchen Weiſe, und den Mirabeau parodirend, ſagte er einſt zu einem Franzoſen: "Jesus Christ — qui en parenthèse était mon cousin — a prêché l'égalité u. ſ. w." In der That, die Juden ſind aus jenem Teige, woraus man Götter knetet; tritt man ſie heute mit Füßen, fällt man morgen vor ihnen auf die Kniee; während die Einen ſich im ſchäbigſten Kothe des Schachers herumwühlen, erſteigen die Anderen den höchſten Gipfel der Menſchheit, und Golgatha iſt nicht der einzige Berg, wo ein jüdiſcher Gott für das Heil der Welt geblutet. Die Juden ſind das Volk des Geiſtes, und jedesmal, wenn ſie zu ihrem Prinzipe zurückkehren, ſind ſie groß und herrlich, und beſchämen und überwinden ihre plumpen Dränger. Der tiefſinnige Roſenkranz vergleicht ſie mit dem Rieſen Anteus, nur daß dieſer jedesmal erſtarkte, wenn er die Erde berührte, jene aber, die Juden, neue Kräfte gewinnen, ſobald ſie wieder mit dem Himmel in Berührung kommen. Merkwürdige Erſcheinung der grellſten Extreme! während unter dieſen Menſchen alle möglichen Fratzenbilder der Gemeinheit gefunden werden, findet man unter ihnen auch die Ideale des reinſten Menſchenthums, und wie ſie einſt die Welt in neue Bahnen des Fortſchrittes geleitet, ſo hat die Welt vielleicht noch weitere Initiationen von ihnen zu erwarten . . .

Die Natur, ſagte mir einſt Hegel, iſt ſehr wunderlich; dieſelben Werkzeuge, die ſie zu den erhabenſten Zwecken gebraucht, benutzt ſie auch zu den

niedrigſten Verrichtungen, z. B. jenes Glied, welchem die höchſte Miſſion, die Fortpflanzung der Menſchheit, anvertraut iſt, dient auch zum — — —

Dieſenigen, welche über die Dunkelheit Hegel's klagen, werden ihn hier verſtehen, und wenn er auch obige Worte nicht eben in Beziehung auf Iſrael ausſprach, ſo laſſen ſie ſich doch darauf anwenden.

Wie dem auch ſei, es iſt leicht möglich, daß die Sendung dieſes Stammes noch nicht ganz erfüllt, und namentlich mag dieſes in Beziehung auf Deutſchland der Fall ſein. Auch letzteres erwartet einen Befreier, einen irdiſchen Meſſias — mit einem himmliſchen haben uns die Juden ſchon geſegnet — einen König der Erde, einen Retter mit Scepter und Schwert, und dieſer deutſche Befreier iſt vielleicht derſelbe, deſſen auch Iſrael harret . . .

O theurer, ſehnſüchtig erwarteter Meſſias!

Wo iſt er jetzt, wo weilt er? Iſt er noch ungeboren oder liegt er ſchon ſeit einem Jahrtauſend irgendwo verſteckt, erwartend die große rechte Stunde der Erlöſung? Iſt es der alte Barbaroſſa, der im Kifhäuſer ſchlummernd ſitzt auf dem ſteinernen Stuhle und ſo lange ſchläft, daß ſein weißer Bart durch den ſteinernen Tiſch durchgewachſen . . . nur manchmal ſchlaftrunken ſchüttelt er das Haupt und blinzelt mit den halbgeſchloſſenen Augen, greift auch wohl träumend nach dem Schwert . . . und nickt wieder ein, in den ſchweren Jahrtauſendſchlaf!

Nein, es iſt nicht der Kaiſer Rothbart, welcher Deutſchland befreien wird, wie das Volk glaubt, das deutſche Volk, das ſchlummerſüchtige, träumende Volk, welches ſich auch ſeinen Meſſias nur in der Geſtalt eines alten Schläfers denken kann!

Da machen doch die Juden ſich eine weit beſſere Vorſtellung von ihrem Meſſias, und vor vielen Jahren, als ich in Polen war und mit dem großen Rabbi Manaſſe ben Naphtali zu Krakau verkehrte, horchte ich immer mit freudig offenem Herzen, wenn er von dem Meſſias ſprach . . . Ich weiß nicht mehr, in welchem Buche des Talmuds die Details zu leſen ſind, die mir der große Rabbi ganz treu mittheilte, und überhaupt nur in den Grundzügen ſchwebt mir ſeine Beſchreibung des Meſſias noch im Gedächtniß. Der Meſſias, ſagte er mir, ſei an dem Tage geboren, wo Jeruſalem durch den Böſewicht, Titus Veſpaſian, zerſtört worden, und ſeitdem wohne er im ſchönſten Palaſte des Himmels, umgeben von Glanz und Freude, auch eine Krone auf dem Haupte tragend, ganz wie ein König . . . aber ſeine Hände ſeien gefeſſelt mit goldenen Ketten!

Was, frug ich verwundert, was bedeuten dieſe goldenen Ketten?

„Die ſind nothwendig" — erwiederte der große Rabbi, mit einem ſchlauen Blick und einem tiefen Seufzer — „ohne dieſe Feſſel würde der Meſſias, wenn er manchmal die Geduld verliert, plötzlich herabeilen und zu frühe, zur

unrechten Stunde, das Erlösungswerk unternehmen. Er ist eben keine ruhige Schlafmütze. Er ist ein schöner, sehr schlanker, aber doch ungeheuer kräftiger Mann; blühend wie die Jugend. Das Leben, das er führt, ist übrigens sehr einförmig. Den größten Theil des Morgens verbringt er mit den üblichen Gebeten oder lacht und scherzt mit seinen Dienern, welche verkleidete Engel sind, und hübsch singen und die Flöte blasen. Dann läßt er sein langes Haupthaar kämmen und man salbt ihn mit Narden, und bekleidet ihn mit seinem fürstlichen Purpurgewande. Den ganzen Nachmittag studirt er die Cabala. Gegen Abend läßt er seinen alten Kanzler kommen, der ein verkleideter Engel ist, eben so wie die vier starken Staatsräthe, die ihn begleiten, verkleidete Engel sind. Aus einem großen Buche muß alsdann der Kanzler seinem Herrn vorlesen, was jeden Tag passirte . . . Da kommen allerlei Geschichten vor, worüber der Messias vergnügt lächelt, oder auch mißmüthig den Kopf schüttelt . . . Wenn er aber hört, wie man unten sein Volk mißhandelt, dann geräth er in den furchtbarsten Zorn und heult, daß die Himmel erzittern . . . Die vier starken Staatsräthe müssen dann den Ergrimmten zurückhalten, daß er nicht herabeile auf die Erde, und sie würden ihn wahrlich nicht bewältigen, wären seine Hände nicht gefesselt mit den goldenen Ketten . . . Man beschwichtigt ihn auch mit sanften Reden, daß jetzt die Zeit noch nicht gekommen sei, die rechte Rettungsstunde, und er sinkt am Ende aufs Lager und verhüllt sein Antlitz und weint . . ."

So ungefähr berichtete mir Manasse ben Naphthali zu Krakau, seine Glaubwürdigkeit mit Hinweisung auf den Talmud verbürgend. Ich habe oft an seine Erzählungen denken müssen, besonders in den jüngsten Zeiten, nach der Juliusrevolution. Ja, in schlimmen Tagen glaubt ich manchmal mit eignen Ohren ein Gerassel zu hören, wie von goldenen Ketten, und dann ein verzweifelndes Schluchzen . . .

O verzage nicht, schöner Messias, der Du nicht bloß Israel erlösen willst, wie die abergläubigen Juden sich einbilden, sondern die ganze leidende Menschheit! O zerreißt nicht, ihr goldenen Ketten! O, haltet ihn noch einige Zeit gefesselt, daß er nicht zu frühe komme, der rettende König der Welt!

Fünftes Buch.

„— — — Die politiſchen Verhältniſſe jener Zeit (1799) haben eine gar betrübende Aehnlichkeit mit den neueſten Zuſtänden in Deutſchland; nur daß damals der Freiheitsſinn mehr unter Gelehrten, Dichtern und ſonſtigen Literaten blühete, heutigen Tags aber unter dieſen viel minder, ſondern weit mehr in der großen aktiven Maſſe, unter Handwerkern und Gewerbsleuten, ſich ausſpricht. Während zur Zeit der erſten Revolution die bleiern deutſcheſte Schlafſucht auf dem Volke laſtete, und gleichſam eine brutale Ruhe in ganz Germanien herrſchte, offenbarte ſich in unſerer Schriftwelt das wildeſte Gähren und Wallen. Der einſamſte Autor, der in irgend einem abgelegenen Winkelchen Deutſchlands lebte, nahm Theil an dieſer Bewegung; faſt ſympathetiſch, ohne von den politiſchen Vorgängen genau unterrichtet zu ſein, fühlte er ihre ſociale Bedeutung, und ſprach ſie aus in ſeinen Schriften. Dieſes Phänomen mahnt mich an die großen Seemuſcheln, welche wir zuweilen als Zierrath auf unſere Kamine ſtellen, und die, wenn ſie auch noch ſo weit vom Meere entfernt ſind, dennoch plötzlich zu rauſchen beginnen, ſobald dort die Fluthzeit eintritt und die Wellen gegen die Küſte heranbrechen. Als hier in Paris, in dem großen Menſchen-Ocean, die Revolution losfluthete, als es hier brandete und ſtürmte, da rauſchten und brauſten jenſeits des Rheins die deutſchen Herzen . . . Aber ſie waren ſo iſolirt, ſie ſtanden unter lauter fühlloſem Porzellan, Theetaſſen und Kaffeekannen und chineſiſchen Pagoden, die mechaniſch mit dem Kopfe nickten, als wüßten ſie, wovon die Rede ſei. Ach! unſere armen Vorgänger in Deutſchland mußten für jene Revolutionsſympathie ſehr arg büßen. Junker und Pfäffchen übten an ihnen ihre plumpſten und gemeinſten Tücken. Einige von ihnen flüchteten nach Paris und ſind hier in Armuth und Elend verkommen und verſchollen. Ich habe jüngſt einen blinden Landsmann geſehen, der noch ſeit jener Zeit in Paris iſt; ich ſah ihn im Palais-Royal, wo er ſich ein bischen an der Sonne gewärmt hatte. Es war ſchmerzlich anzuſehen, wie er blaß und mager war und ſich ſeinen Weg an den Häuſern weiterfühlte. Man ſagte mir, es ſei der alte däniſche Dichter Heyberg. Auch die Dachſtube habe ich jüngſt geſehen, wo der Bürger Georg

Forſter geſtorben. Den Freiheitsfreunden, die in Deutſchland blieben, wäre es aber noch weit ſchlimmer ergangen, wenn nicht bald Napoleon und ſeine Franzoſen uns beſiegt hätten. Napoleon hat gewiß nie geahnt, daß er ſelber der Retter der Ideologie geweſen. Ohne ihn wären unſere Philoſophen mitſammt ihren Ideen durch Galgen und Rad ausgerottet worden. Die deutſchen Freiheitsfreunde jedoch, zu republikaniſch geſinnt, um dem Napoleon zu huldigen, auch zu großmüthig, um ſich der Fremdherrſchaft anzuſchließen, hüllten ſich ſeitdem in ein tiefes Schweigen. Sie gingen traurig herum mit gebrochenen Herzen, mit geſchloſſenen Lippen. Als Napoleon fiel, da lächelten ſie, aber wehmüthig, und ſchwiegen; ſie nahmen faſt gar keinen Theil an dem patriotiſchen Enthuſiasmus, der damals, mit allerhöchſter Bewilligung, in Deutſchland emporjubelte. Sie wußten, was ſie wußten, und ſchwiegen. Da dieſe Republikaner eine ſehr keuſche, einfache Lebensart führen, ſo werden ſie gewöhnlich ſehr alt, und als die Juliusrevolution ausbrach, waren noch viele von ihnen am Leben, und nicht wenig wunderten wir uns, als die alten Käuze, die wir ſonſt immer ſo gebeugt und faſt blödſinnig ſchweigend umherwandeln geſehen, jetzt plötzlich das Haupt erhoben, und uns Jungen freundlich entgegen lachten, und die Hände drückten, und luſtige Geſchichten erzählten. Einen von ihnen hörte ich ſogar ſingen; denn im Kaffeehauſe ſang er uns die marſeiller Hymne vor, und wir lernten da die Melodie und die ſchönen Worte, und es dauerte nicht lange, ſo ſangen wir ſie beſſer als der Alte ſelbſt; denn der hat manchmal in der beſten Strophe wie ein Narr gelacht, oder geweint wie ein Kind. Es iſt immer gut, wenn ſo alte Leute leben bleiben, um den Jungen die Lieder zu lehren. Wir Jungen werden ſie nicht vergeſſen, und einige von uns werden ſie einſt jenen Enkeln einſtudiren, die jetzt noch nicht geboren ſind. Viele von uns aber werden unterdeſſen verfault ſein, daheim im Gefängniſſe, oder auf einer Dachſtube in der Fremde. — — —“

Obige Stelle, aus meinem Buche de l'Allemagne (ſie fehlt in der deutſchen Ausgabe) ſchrieb ich vor etwa ſechs Jahren, und indem ich ſie heute wieder überleſe, lagern ſich über meine Seele, wie feuchte Schatten, alle jene troſtloſen Betrübniſſe, wovon mich damals nur die erſten Ahnungen anwehten. Es rieſelt mir wie Eiswaſſer durch die glühendſten Empfindungen und mein Leben iſt nur ein ſchmerzliches Erſtarren. O kalte Winterhölle, worin wir zähneklappernd leben! . . . O Tod, weißer Schneemann im unendlichen Nebel, was nickſt Du ſo verhöhnend!

Glücklich ſind die, welche in den Kerkern der Heimath ruhig hinmodern . . . denn dieſe Kerker ſind eine Heimath mit eiſernen Stangen, und deutſche Luft weht hindurch und der Schlüſſelmeiſter, wenn er nicht ganz ſtumm iſt, ſpricht er die deutſche Sprache! . . . Es ſind heute über ſechs Monde, daß kein deutſcher Laut an mein Ohr klang, und alles was ich dichte und trachte, klei-

bet ſich mühſam in ausländiſche Redensarten . . . Ihr habt vielleicht einen Begriff vom leiblichen Exil, jedoch vom geiſtigen Exil kann nur ein deutſcher Dichter ſich eine Vorſtellung machen, der ſich gezwungen ſähe, den ganzen Tag franzöſiſch zu ſprechen, zu ſchreiben, und ſogar des Nachts, am Herzen der Geliebten franzöſiſch zu ſeufzen! Auch meine Gedanken ſind exilirt, exilirt in eine fremde Sprache.

Glücklich ſind die, welche in der Fremde nur mit der Armuth zu kämpfen haben, mit Hunger und Kälte, lauter natürlichen Uebeln . . . Durch die Luken ihrer Dachſtuben lacht ihnen der Himmel und alle ſeine Sterne . . . O, goldenes Elend mit weißen Glacehandſchuhen, wie biſt du unendlich qualſamer! . . . Das verzweifelnde Haupt muß ſich friſiren laſſen, wo nicht gar parfumiren, und die zürnenden Lippen, welche Himmel und Erde verfluchen möchten, müſſen lächeln, und immer lächeln . . .

Glücklich ſind die, welche, über das große Leid, am Ende ihr letztes bischen Verſtand verloren, und ein ſicheres Unterkommen gefunden in Charanton oder in Bizêtre, wie der arme F. —, wie der arme B. —, wie der arme L. — und ſo manche andere, die ich weniger kannte . . . Die Zelle ihres Wahnſinns dünkt ihnen eine geliebte Heimath, und in der Zwangsjacke dünken ſie ſich Sieger über allen Despotismus, dünken ſie ſich ſtolze Bürger eines freien Staates . . . Aber das alles hätten ſie zu Hauſe eben ſo gut haben können!

Nur der Uebergang von der Vernunft zur Tollheit iſt ein verdrießlicher Moment und gräßlich . . . Mich ſchaudert, wenn ich daran denke, wie der F. zum letztenmale zu mir kam, um ernſthaft mit mir zu verhandeln, daß man auch die Mondmenſchen und die entfernteſten Sternenbewohner in den großen Völkerbund aufnehmen müſſe. Aber wie ſoll man ihnen unſere Vorſchläge ankündigen? Das war die große Frage. Ein anderer Patriot hatte in ähnlicher Abſicht eine Art koloſſaler Spiegel erdacht, womit man Proklamationen mit Rieſenbuchſtaben in der Luft abſpiegelt, ſo daß die ganze Menſchheit ſie auf einmal leſen könnte, ohne daß Cenſor und Polizei es zu verhindern vermöchten . . . Welches ſtaatsgefährliche Projekt! Und doch geſchieht deſſen keine Erwähnung in dem Bundestagsberichte über die revolutionäre Propaganda!

Am glücklichſten ſind wohl die Todten, die im Grabe liegen, auf dem Père-Lachaiſe, wie Du, armer Börne!

Ja, glücklich ſind diejenigen, welche in den Kerkern der Heimath, glücklich die, welche in den Dachſtuben des körperlichen Elends, glücklich die Verrückten im Tollhaus, am glücklichſten die Todten! Was mich betrifft, den Schreiber dieſer Blätter, ich glaube mich am Ende gar nicht ſo ſehr beklagen zu dürfen, da ich des Glückes aller dieſer Leute gewiſſermaßen theilhaft werde, durch jene

wunderliche Empfänglichkeit, jene unwillkührliche Mitempfindung, jene Gemüthskrankheit, die wir bei den Poeten finden und mit keinem rechten Namen zu bezeichnen wissen. Wenn ich auch am Tage wohlbeleibt und lachend dahinwandle durch die funkelnden Gassen Babylons, glaubt mir's! sobald der Abend herabsinkt, erklingen die melancholischen Harfen in meinem Herzen, und gar des Nachts erschmettern darin alle Pauken und Zimpeln des Schmerzes, die ganze Janitscharenmusik der Weltqual, und es steigt empor der entsetzlich gellende Mummenschanz . . .

O welche Träume! Träume des Kerkers, des Elends, des Wahnsinns, des Todes! Ein schrillendes Gemisch von Unsinn und Weisheit, eine bunte vergiftete Suppe, die nach Sauerkraut schmeckt und nach Orangenblüthen riecht! Welch ein grauenhaftes Gefühl, wenn die nächtlichen Träume das Treiben des Tages verhöhnen, und aus den flammenden Mohnblumen die ironischen Larven hervorgucken und Rübchen schaben, und die stolzen Lorbeerbäume sich in graue Disteln verwandeln, und die Nachtigallen ein Spottgelächter erheben . . .

Gewöhnlich, in meinen Träumen, sitze ich auf einem Eckstein der Rue-Laffitte an einem feuchten Herbstabend, wenn der Mond auf das schmutzige Boulevardpflaster herabstrahlt mit langen Streiflichtern, so daß der Koth vergoldet scheint, wo nicht gar mit blitzenden Diamanten übersät . . . Die vorübergehenden Menschen sind ebenfalls nur glänzender Koth: Stockjobbers, Spieler, wohlfeile Skribenten, Falschmünzer des Gedankens, noch wohlfeilere Dirnen, die freilich nur mit dem Leibe zu lügen brauchen, satte Faulbäuche, die im Café-de-Paris gefüttert worden und jetzt nach der Academie-de-Musique hinstürzen, nach der Kathedrale des Lasters, wo Fanny Elsler tanzt und lächelt . . . Dazwischen rasseln auch die Karossen und springen die Lakeien, die bunt wie Tulpen und gemein wie ihre gnädige Herrschaft . . . Und wenn ich nicht irre, in einer jener frechen goldnen Kutschen sitzt der ehemalige Zigarrenhändler Aguado, und seine stampfenden Rosse bespritzen von oben bis unten meine rosarothen Trikotkleider . . . Ja, zu meiner eigenen Verwunderung, bin ich ganz in rosarothen Trikot gekleidet, in ein sogenanntes fleischfarbiges Gewand, da die vorgerückte Jahrzeit und auch das Clima keine völlige Nacktheit erlaubt wie in Griechenland, bei den Thermopylen wo der König Leonidas mit seinen dreihundert Spartanern, am Vorabend der Schlacht, ganz nackt tanzte, ganz nackt das Haupt mit Blumen bekränzt . . . Eben wie Leonidas auf dem Gemälde von David bin ich kostumirt, wenn ich in meinen Träumen auf dem Eckstein sitze, an der Rue-Laffitte, wo der verdammte Kutscher von Aguado mir meine Trikothosen bespritzt . . . Der Lump, er bespritzt mir sogar den Blumenkranz, den schönen Blumenkranz den ich auf meinem Haupte trage, der aber unter uns gesagt, schon ziemlich trocken und nicht mehr duftet . . .

Ach! es waren friſche freudige Blumen, als ich mich einſt damit ſchmückte, in der Meinung den andern Morgen ginge es zur Schlacht, zum heiligen Todesſieg für das Vaterland — — — Das iſt nun lange her, mürriſch und müßig ſitze ich an der Rue-Laffitte und harre des Kampfes, und unterdeſſen welken die Blumen auf meinem Haupte, und auch meine Haare färben ſich weiß, und mein Herz erkrankt mir in der Bruſt . . . Heiliger Gott! was wird einem die Zeit ſo lange bei ſolchem thatloſen Harren, und am Ende ſtirbt mir noch der Muth . . . Ich ſehe wie die Leute vorbeigehen, mich mitleidig anſchauen und einander zuflüſtern: der arme Narr!

Wie die Nachtträume meine Tagesgedanken verhöhnen, ſo geſchieht es auch zuweilen, daß die Gedanken des Tages über die unſinnigen Nachtträume ſich luſtig machen und mit Recht, denn ich handle im Traume oft wie ein wahrer Dummkopf. Jüngſt träumte mir, ich machte eine große Reiſe durch ganz Europa, nur daß ich mich dabei keines Wagens mit Pferden, ſondern eines gar prächtigen Schiffes bediente. Das ging gut, wenn ein Fluß oder ein See ſich auf meinem Wege befand. Solches war aber der ſeltenere Fall, und gewöhnlich mußte ich über feſtes Land, was für mich ſehr unbequem, da ich alsdann mein Schiff über weite Ebenen, Waldſtege, Moorgründe, und ſogar über ſehr hohe Berge fortſchleppen mußte, bis ich wieder an einen Fluß oder See kam, wo ich gemächlich ſegeln konnte. Gewöhnlich aber, wie geſagt, mußte ich mein Fahrzeug ſelber fortſchleppen, was mir ſehr viel Zeitverluſt und nicht geringe Anſtrengung koſtete, ſo daß ich am Ende vor Ueberdruß und Müdigkeit erwachte. Nun aber, des Morgens beim ruhigen Kaffé, machte ich die richtige Bemerkung: daß ich weit ſchneller und bequemer gereiſt wäre, wenn ich gar kein Schiff beſeſſen hätte, und wie ein gewöhnlicher armer Teufel immer zu Fuß gegangen wäre.

Am Ende kommt es auf eins heraus, wie wir die große Reiſe gemacht haben, ob zu Fuß, oder zu Pferd, oder zu Schiff . . . Wir gelangen am Ende alle in dieſelbe Herberge, in dieſelbe ſchlechte Schenke, wo man die Thüre mit einer Schaufel aufmacht, wo die Stube ſo eng, ſo kalt, ſo dunkel, wo man aber gut ſchläft, faſt gar zu gut . . .

Ob wir einſt auferſtehen? Sonderbar! meine Tagesgedanken verneinen dieſe Frage, und aus reinem Widerſpruchsgeiſte wird ſie von meinen Nachtträumen bejaht. So z. B. träumte mir unlängſt: ich ſei in der erſten Morgenfrühe nach dem Kirchhof gegangen, und dort, zu meiner höchſten Verwunderung, ſah ich, wie bei jedem Grabe ein paar blankgewichſter Stiefel ſtand, ungefähr wie in den Wirthshäuſern vor den Stuben der Reiſenden . . . Das war ein wunderlicher Anblick, es herrſchte eine ſanfte Stille auf dem ganzen Kirchhof, die müden Erdenpilger ſchliefen, Grab neben Grab, und die blankgewichſten Stiefel, die dort in langen Reihen ſtanden, glänzten im

frischen Morgenlicht, so hoffnungsreich, so verheißungsvoll, wie ein sonnenklarer Beweis der Auferstehung.

Ich vermag den Ort nicht genau zu bezeichnen, wo auf dem Père-Lachaise sich Börne's Grab befindet. Ich bemerke dieses ausdrücklich. Denn während er lebte, ward ich nicht selten von reisenden Deutschen besucht, die mich frugen, wo Börne wohne, und jetzt werde ich sehr oft mit der Anfrage behelligt: wo Börne begraben läge? So viel man mir sagt, liegt er unten auf der rechten Seite des Kirchhofs, unter lauter Generälen aus der Kaiserzeit und Schauspielerinnen des Theatre-Frangais . . . unter todten Adlern und todten Papageyen.

In der Zeitung für die Elegante Welt las ich jüngst, daß das Kreuz auf dem Grabe Börne's vom Sturme niedergebrochen worden. Ein jüngerer Poet besang diesen Umstand in einem schönen Gedichte, wie denn überhaupt Börne, der im Leben so oft mit den faulsten Aepfeln der Prosa beschmissen worden, jetzt nach seinem Tode mit den wohlduftigsten Versen beräuchert wird. Das Volk steinigt gern seine Propheten, um ihre Reliquien desto inbrünstiger zu verehren; die Hunde, die uns heute anbellen, morgen küssen sie gläubig unsere Knochen! — —

Wie ich bereits gesagt habe, ich liefere hier weder eine Apologie noch eine Kritik des Mannes, womit sich diese Blätter beschäftigen. Ich zeichne nur sein Bild, mit genauer Angabe des Ortes und der Zeit, wo er mir saß. Zugleich verhehle ich nicht, welche günstige oder ungünstige Stimmung mich während der Sitzung beherrschte. Ich liefere dadurch den besten Maaßstab für den Glauben, den meine Angaben verdienen.

Ist aber einerseits dieses beständige Constatiren meiner Persönlichkeit das geeignetste Mittel, ein Selbsturtheil des Lesers zu fördern, so glaube ich andererseits zu einem Hervorstellen meiner eigenen Person in diesem Buche besonders verpflichtet zu sein, da, durch einen Zusammenfluß der heterogensten Umstände, sowohl die Feinde wie die Freunde Börne's nie aufhörten, bei jeder Besprechung desselben, über mein eigenes Dichten und Trachten mehr oder minder wohlwollend oder böswillig zu räsoniren. Die aristokratische Parthei in Deutschland, wohlwissend, daß ihr die Mäßigung meiner Rede weit gefährlicher sei, als die Berserkerwuth Börne's, suchte mich gern als einen gleichgesinnten Cumpan desselben zu verschreien, um mir eine gewisse Solidarität seiner politischen Tollheiten aufzubürden. Die radikale Parthei, weit entfernt, diese Kriegslist zu enthüllen, unterstützte sie vielmehr, um mich in den Augen der Menge als ihren Genossen erscheinen zu lassen und dadurch die Autorität meines Namens auszubeuten. Gegen solche Machinationen öffentlich aufzutreten war unmöglich; ich hätte nur den Verdacht auf mich geladen, als desavouirte ich Börne, um die Gunst seiner Feinde zu gewinnen. Unter

dieſen Umſtänden that mir Börne wirklich einen Gefallen, als er nicht bloß in kurzhingeworfenen Worten, ſondern auch in erweiterten Auseinanderſetzungen mich öffentlich angriff und über die Meinungsdifferenz, die zwiſchen uns herrſchte, das Publikum ſelber aufklärte. Das that er namentlich im 6. Bande ſeiner Pariſer Briefe und in zwei Artikeln, die er in der franzöſiſchen Zeitſchrift Le Reformateur abdrucken ließ. Dieſe Artikel, worauf ich, wie bereits erwähnt worden, nie antwortete, gaben wieder Gelegenheit, bei jeder Beſprechung Börne's auch von mir zu reden, jetzt freilich in einem ganz anderen Tone wie früher. Die Ariſtokraten überhäuften mich mit den perfideſten Lobſprüchen, ſie prieſen mich faſt zu Grunde: ich wurde plötzlich wieder ein großer Dichter, nachdem ich ja eingeſehen hätte, daß ich meine politiſche Rolle, den lächerlichen Radikalismus, nicht weiter ſpielen könne. Die Radikalen hingegen fingen nun an öffentlich gegen mich loszuziehen — (privatim thaten ſie es zu jeder Zeit) — ſie ließen kein gutes Haar an mir, ſie ſprachen mir allen Charakter ab, und ließen nur noch den Dichter gelten. — Ja, ich bekam ſo zu ſagen meinen politiſchen Abſchied und wurde gleichſam in Ruheſtand nach dem Parnaſſus verſetzt. Wer die erwähnten zwei Partheien kennt, wird die Großmuth, womit ſie mir den Titel eines Poeten ließen, leicht würdigen. Die Einen ſehen in einem Dichter nichts anderes als einen träumeriſchen Höfling müßiger Ideale. Die Anderen ſehen in dem Dichter gar nichts; in ihrer nüchternen Hohlheit findet Poeſie auch nicht den dürftigſten Wiederklang.

Was ein Dichter eigentlich iſt, wollen wir dahingeſtellt ſein laſſen. Doch können wir nicht umhin, über die Begriffe, die man mit dem Worte „Charakter" verbindet, unſere unmaßgebliche Meinung auszuſprechen.

Was verſteht man unter dem Wort „Charakter?"

Charakter hat derjenige, der in den beſtimmten Kreiſen einer beſtimmten Lebensanſchauung lebt und waltet, ſich gleichſam mit derſelben identifizirt, und nie in Widerſpruch geräth mit ſeinem Denken und Fühlen. Bei ganz ausgezeichneten, über ihr Zeitalter hinausragenden Geiſtern kann daher die Menge nie wiſſen, ob ſie Charakter haben oder nicht, denn die große Menge hat nicht Weitblick genug, um die Kreiſe zu überſchauen, innerhalb derſelben ſich jene hohen Geiſter bewegen. Ja, indem die Menge nicht die Grenzen des Wollens und Dürfens jener hohen Geiſter kennt, kann es ihr leicht begegnen, in den Handlungen derſelben weder Befugniß noch Nothwendigkeit zu ſehen, und die geiſtig Blöd- und Kurzſichtigen klagen dann über Willkühr, Inkonſequenz, Charakterloſigkeit. Minder begabte Menſchen, deren oberflächlichere und engere Lebensanſchauung leichter ergründet und überſchaut wird, und die gleichſam ihr Lebensprogramm in populärer Sprache ein für allemal auf öffentlichem Markt proklamirt haben, dieſe kann das verehrungs-

würdige Publikum immer im Zuſammenhang begreifen, es beſitzt einen Maaßſtab für jede ihrer Handlungen, es freut ſich dabei über ſeine eigene Intelligenz, wie bei einer aufgelöſten Charade, und jubelt: ſeht, das iſt ein Charakter!

Es iſt immer ein Zeichen von Bornirtheit, wenn man von der bornirten Menge leicht begriffen und ausdrücklich als Charakter gefeiert wird. Bei Schriftſtellern iſt dies noch bedenklicher, da ihre Thaten eigentlich in Worten beſtehen, und was das Publikum als Charakter in ihren Schriften verehrt, iſt am Ende nichts anders als knechtiſche Hingebung an den Moment, als Mangel an Bildnerruhe, an Kunſt.

Der Grundſatz, daß man den Charakter eines Schriftſtellers aus ſeiner Schreibweiſe erkenne, iſt nicht unbedingt richtig; er iſt bloß anwendbar bei jener Maſſe von Autoren, denen beim Schreiben nur die augenblickliche Inſpiration die Feder führt und die mehr dem Worte gehorchen als befehlen. Bei Artiſten iſt jener Grundſatz unzuläßlich, denn dieſe ſind Meiſter des Wortes, handhaben es zu jedem beliebigen Zwecke, prägen es nach Willkühr, ſchreiben objektiv, und ihr Charakter verräth ſich nicht in ihrem Styl.

Ob Börne ein Charakter iſt, während Andere nur Dichter ſind, dieſe unfruchtbare Frage können wir nur mit dem mitleidigſten Achſelzucken beantworten.

„Nur Dichter" — wir werden unſere Gegner nie ſo bitter tadeln, daß wir ſie in eine und dieſelbe Categorie ſetzen mit Dante, Milton, Cervantes, Camoens, Philipp Sidney, Friedrich Schiller, Wolfgang Goethe, welche nur Dichter waren . . . Unter uns geſagt, dieſe Dichter, ſogar der letztere, zeigten manchmal Charakter!

„Sie haben Augen und ſehen nicht, ſie haben Ohren und hören nicht, ſie haben ſogar Naſen und riechen nichts —." Dieſe Worte laſſen ſich ſehr gut anwenden auf die plumpe Menge, die nie begreifen wird, daß ohne innere Einheit keine geiſtige Größe möglich iſt, und daß, was eigentlich Charakter genannt werden muß, zu den unerläßlichen Attributen des Dichters gehört.

Die Diſtinktion zwiſchen Charakter und Dichter iſt übrigens zunächſt von Börne ſelbſt ausgegangen, und er hatte ſelber ſchon allen jenen ſchnöden Folgerungen vorgearbeitet, die ſeine Anhänger ſpäter gegen den Schreiber dieſer Blätter abhaspelten. In den Pariſer Briefen und den erwähnten Artikeln des Reformateurs wird bereits von meinem charakterloſen Poetenthum und meiner poetiſchen Charakterloſigkeit hinlänglich gezüngelt, und es winden und krümmen ſich dort die giftigſten Inſinuationen. Nicht mit beſtimmten Worten, aber mit allerlei Winken, werde ich hier der zweideutigſten Geſinnungen, wo nicht gar der gänzlichen Geſinnungsloſigkeit verdächtigt! Ich werde in derſelben Weiſe nicht blos des Indifferentismus, ſondern auch des Widerſpruchs mit mir ſelber bezüchtigt. Es laſſen ſich hier ſogar einige Ziſchlaute

vernehmen, die — (können die Todten im Grabe erröthen?) — ja, ich kann dem Verſtorbenen dieſe Beſchämung nicht erſparen: er hat ſogar auf Beſtechlichkeit hingedeutet . . .

Schöne, ſüße Ruhe, die ich in dieſem Augenblick in tiefſter Seele empfinde! Du belohnſt mich hinreichend für Alles was ich gethan, und für Alles was ich verſchmäht . . . Ich werde mich weder gegen den Vorwurf der Indifferenz, noch gegen den Verdacht der Feilheit vertheidigen. Ich habe es vor Jahren, bei Lebzeiten der Inſinuanten, meiner unwürdig gehalten; jetzt fordert Schweigen ſogar der Anſtand. Das gäbe ein grauenhaftes Schauſpiel . . . Polemik zwiſchen dem Tod und dem Exil! Du reichſt mir aus dem Grabe die bittende Hand? . . . Ohne Groll reiche ich Dir die meinige . . . Sieh, wie ſchön iſt ſie und rein! Sie ward nie beſudelt von dem Händedruck des Pöbels, eben ſo wenig wie vom ſchmutzigen Golde der Volksfeinde . . . Im Grunde haſt Du mich ja nie beleidigt . . . In allen Deinen Inſinuationen iſt auch für keinen Louisd'or Wahrheit!

Die Stelle in Börne's Pariſer Briefen, wo er am unumwundenſten mich angriff, iſt zugleich ſo charakteriſtiſch zur Beurtheilung des Mannes ſelbſt, ſeines Styles, ſeiner Leidenſchaft und ſeiner Blindheit, daß ich nicht umhin kann, ſie hier mitzutheilen. Trotz des bitterſten Wollens war er nie im Stande mich zu verletzen, und Alles was er hier, ſo wie auch in den erwähnten Artikeln des Reformateurs, zu meinem Nachtheil vorbrachte, konnte ich mit einem Gleichmuthe leſen, als wäre es nicht gegen mich gerichtet, ſondern etwa gegen Nebukodonoſor, König von Babylon, oder gegen den Kalifen Harun-al-Raſchid, oder gegen Friedrich den Großen, welcher die Pasquille auf ſeine Perſon, die an den berliner Straßenecken etwas zu hoch hingen, viel niedriger anzuheften befahl, damit das Publikum ſie beſſer leſen könne. Die erwähnte Stelle iſt datirt von Paris den 25. Februar 1833 und lautet folgendermaßen:

„Soll ich über Heine's franzöſiſche Zuſtände ein vernünftiges Wort verſuchen? Ich wage es nicht. Das fliegenartige Mißbehagen, das mir beim Leſen des Buches um den Kopf ſummte, und ſich bald auf dieſe, bald auf jene Empfindung ſetzte, hat mich ſo ärgerlich geſtimmt, daß ich mich nicht verbürge — ich ſage nicht für die Richtigkeit meines Urtheils, denn ſolche anmaßliche Bürgſchaft übernehme ich nie — ſondern nicht einmal für die Aufrichtigkeit meines Urtheils. Dabei bin ich aber beſonnen genug geblieben, um zu vermuthen, daß dieſe Verſtimmung meine, nicht Heine's Schuld iſt. Wer ſo große Geheimniſſe wie er beſitzt, als wie: in der dreihundertjährigen Unmenſchlichkeit der Oeſterreichiſchen Politik eine erhabene Ausdauer zu finden und in dem Könige von Baiern einen der edelſten und geiſtreichſten Fürſten, die je einen Thron geziert; den König der Franzoſen, als hätte er das kalte

Fieber, an dem einen Tage für gut, an dem andern für ſchlecht, an dem dritten Tage wieder für gut, am vierten wieder für ſchlecht zu erklären: wenn er es kühn und großartig findet, daß die Herrn von Rothſchild während der Cholera ruhig in Paris geblieben, aber die unbezahlten Mühen der deutſchen Patrioten lächerlich findet; und wer bei aller dieſer Weichmüthigkeit ſich ſelbſt noch für einen gefeſteten Mann hält — Wer ſo große Geheimniſſe beſitzt, der mag noch größere haben, die das Räthſelhafte ſeines Buches erklären; ich aber kenne ſie nicht. Ich kann mich nicht bloß in das Denken und Fühlen jedes Andern, ſondern auch in ſein Blut und ſeine Nerven verſetzen, mich an die Quellen aller ſeiner Geſinnungen und Gefühle ſtellen, und ihrem Laufe nachgehen mit unermüdlicher Geduld. Doch muß ich dabei mein eigenes Weſen nicht aufzuopfern haben, ſondern nur zu beſeitigen auf eine Weile. Ich kann Nachſicht haben mit Kinderſpielen, Nachſicht mit den Leidenſchaften eines Jünglings. Wenn aber an einem Tage des blutigſten Kampfes ein Knabe, der auf dem Schlachtfelde nach Schmetterlingen jagt, mir zwiſchen die Beine kömmt, wenn an einem Tage der höchſten Noth, wo wir heiß zu Gott beten, ein junger Geck uns zur Seite, in der Kirche nichts ſieht als die ſchönen Mädchen, und mit ihnen liebäugelt und flüſtert, ſo darf uns das, unbeſchadet unſerer Philoſophie und Menſchlichkeit, wohl ärgerlich machen.

„Heine iſt ein Künſtler, ein Dichter, und zur allgemeinſten Anerkennung fehlt ihm nur noch ſeine eigne. Weil er oft noch etwas Anders ſein will als ein Dichter, verliert er ſich oft. Wem wie ihm, die Form das höchſte iſt, dem muß ſie auch das einzige bleiben; denn ſobald er den Rand überſteigt, fließt er in's Schrankenloſe hinab, und es trinkt ihn der Sand. Wer die Kunſt als ſeine Gottheit verehrt und je nach Laune auch manches Gebet an die Natur richtet, der frevelt gegen Kunſt und Natur zugleich. Heine bettelt der Natur ihren Nektar und Blüthenſtaub ab, und bauet mit bildendem Wachſe der Kunſt ihre Zellen, aber er bildet die Zelle nicht, daß ſie den Honig bewahre, ſondern ſammelt den Honig, damit die Zelle auszufüllen. Darum rührt er auch nicht, wenn er weint; denn man weiß, daß er mit den Thränen nur ſeine Nelkenbeete begießt. Darum überzeugt er nicht, wenn er auch die Wahrheit ſpricht, denn man weiß, daß er an der Wahrheit nur das Schöne liebt. Aber die Wahrheit iſt nicht immer ſchön, ſie bleibt es nicht immer. Es dauert lange bis ſie in Blüthe kömmt, und ſie muß verblühen ehe ſie Früchte trägt. Heine würde die deutſche Freiheit anbeten, wenn ſie in voller Blüthe ſtände; da ſie aber, wegen des rauhen Winters, mit Miſt bedeckt iſt, erkennt er ſie nicht und verachtet ſie. Mit welcher ſchönen Begeiſterung hat er nicht von dem Kampfe der Republikaner in der St. Mery Kirche und von ihrem Heldentode geſprochen! es war ein glücklicher Kampf, es war ihnen vergönnt den ſchönen Trotz gegen die Tyrannei zu zeigen und den ſchönen Tod für die Freiheit zu

ſterben. Wäre der Kampf nicht ſchön geweſen, und dazu hätte es nur einer andern Oertlichkeit bedurft, wo man die Republikaner hätte zerſtreuen und fangen können — hätte ſich Heine über ſie luſtig gemacht. Was Brutus gethan würde Heine verherrlichen ſo ſchön er nur vermag; würde aber ein Schneider den blutigen Dolch aus dem Herzen einer entehrten jungen Näthe-rin ziehen, die gar Bärbelchen hieße, und damit die dummträgen Bürger zu ihrer Selbſtbefreiung ſtacheln — er lachte darüber. Man verſetze Heine in das Ballhaus, zu jener denkwürdigen Stunde, wo Frankreich aus ſeinem tauſendjährigen Schlafe erwachte und ſchwur, es wolle nicht mehr träumen — er wäre der tollheißeſte Jakobiner, der wüthendſte Feind der Ariſtokraten und ließe alle Edelleute und Fürſten mit Wonne an einem Tage niedermetzeln. Aber ſähe er aus der Rocktaſche des feuerſpeienden Mirabeau, auf deutſche Studenten-Art eine Tabacksſpeiſe mit roth-ſchwarz-goldner Quaſte hervor-ragen — dann Pfui Freiheit! Und er ginge hin und machte ſchöne Verſe auf Marie-Antoinettens ſchöne Augen. Wenn er in ſeinem Buche die heilige Würde des Abſolutismus preiſt, ſo geſchah es, außer daß es eine Rede-Uebung war, die ſich an dem Tollſten verſuchte, nicht darum, weil er politiſch reinen Herzens iſt, wie er ſagt; ſondern er that es, weil er athemreines Mundes bleiben möchte, und er wohl an jenem Tage als er das ſchrieb einen deutſchen Liberalen Sauerkraut mit Bratwurſt eſſen geſehen.

„Wie kann man je dem glauben, der ſelbſt nichts glaubt? Heine ſchämt ſich ſo ſehr etwas zu glauben, daß er Gott den „Herrn" mit lauter Initialbuch-ſtaben drucken läßt, um anzuzeigen, daß es ein Kunſtausdruck ſei, den er nicht zu verantworten habe. Den verzärtelten Heine, bei ſeiner Sybaritiſchen Na-tur, kann das Fallen eines Roſenblattes im Schlafe ſtören; wie ſollte er be-haglich auf der Freiheit ruhen, die ſo knorrig iſt? Er bleibe fern von ihr. Wen jede Unebenheit ermüdet, wen jeder Widerſpruch verwirrt macht, der gehe nicht, denke nicht, lege ſich in ſein Bett und ſchließe die Augen. Wo giebt es denn eine Wahrheit, in der nicht etwas Lüge wäre? Wo eine Schönheit, die nicht ihre Flecken hätte? Wo ein Erhabenes, dem nicht eine Lächerlichkeit zur Seite ſtünde? die Natur dichtet ſelten, und reimet niemals; wem ihre Proſa und ihre Ungereimtheiten nicht behagen, der wende ſich zur Poeſie. Die Natur regiert republikaniſch, ſie läßt jedem Dinge ſeinen Willen, bis zur Reife der Miſſethat, und ſtraft dann erſt. Wer ſchwache Nerven hat, und Gefah-ren ſcheut, der diene der Kunſt, der abſoluten, die jeden rauhen Gedanken ausſtreicht, ehe er zur That wird, und an jeder That feilt, bis ſie zu ſchmäch-tig wird zur Miſſethat.

„Heine hat in meinen Augen ſo großen Werth, daß es ihm nicht immer gelingen wird ſich zu überſchätzen. Alſo nicht dieſe Selbſtüberſchätzung mache ich ihm zum Vorwurfe, ſondern daß er überhaupt die Wirkſamkeit einzelner

Menſchen überſchätzt, ob er es zwar in ſeinem eigenen Buche ſo klar und ſchön dargethan, daß heute die Individuen nichts mehr gelten, daß ſelbſt Voltaire und Rouſſeau von keiner Bedeutung wären, weil jetzt die Chöre handelten und die Perſonen ſprächen. Was ſind wir denn, wenn wir viel ſind? Nichts als die Herolde des Volks. Wenn wir verkündigen und mit lauter vernehmlicher Stimme, was uns, jedem von ſeiner Parthei, aufgetragen, werden wir gelobt und belohnt; wenn wir unvernehmlich ſprechen, oder gar verrätheriſch eine falſche Botſchaft bringen, werden wir getadelt und gezüchtigt. Das vergißt eben Heine, und weil er glaubt, er wie mancher Andere auch, könnte eine Parthei zu Grunde richten, oder ihr aufhelfen, hält er ſich für wichtig; ſieht umher, wem er gefalle, wem nicht; träumt von Freunden und Feinden, und weil er nicht weiß wo er geht und wohin er will, weiß er weder wo ſeine Freunde noch wo ſeine Feinde ſtehen, ſucht ſie bald hier, bald dort, und weiß ſie weder hier noch dort zu finden. Uns andern miſerablen Menſchen hat die Natur zum Glücke nur einen Rücken gegeben, ſo daß wir die Schläge des Schickſals nur von einer Seite fürchten; der arme Heine aber hat zwei Rücken, er fürchtet die Schläge der Ariſtokraten und die Schläge der Demokraten, und um beiden auszuweichen, muß er zugleich vorwärts und rückwärts gehen.

„Um den Demokraten zu gefallen, ſagt Heine: Die Jeſuitiſch-Ariſtokratiſche Parthei in Deutſchland verleumde und verfolge ihn, weil er dem Abſolutismus kühn die Stirne biete. Dann um den Ariſtokraten zu gefallen, ſagt er: er habe dem Jakobinismus kühn die Stirne geboten; er ſei ein guter Royaliſt und werde ewig monarchiſch geſinnt bleiben; in einem Pariſer Putzladen, wo er vorigen Sommer bekannt war, ſei er unter den acht Putzmachermädchen mit ihren acht Liebhabern, — alle ſechszehn von höchſt gefährlicher republikaniſcher Geſinnung, — der einzige Royaliſt geweſen, und darum ſtünden ihm die Demokraten nach dem Leben. Ganz wörtlich ſagt er: „„Ich bin, bei Gott! kein Republikaner, ich weiß, wenn die Republikaner ſiegen, ſo ſchneiden ſie mir die Kehle ab.““ Ferner: „„Wenn die Inſurrektion vom 5. Juni nicht ſcheiterte, wäre es ihnen leicht gelungen, mir den Tod zu bereiten, den ſie mir zugedacht: Ich verzeihe ihnen gerne dieſe Narrheit.““ Ich nicht. Republikaner, die ſolche Narren wären, daß ſie Heine glaubten aus dem Wege räumen zu müſſen, um ihr Ziel zu erreichen, die gehörten in das Tollhaus.

„Auf dieſe Weiſe glaubt Heine bald dem Abſolutismus, bald dem Jakobinismus kühn die Stirne zu bieten. Wie man aber einem Feinde die Stirne bieten kann, indem man ſich von ihm abwendet, das begreife ich nicht. Jetzt wird zur Wiedervergeltung des Jakobinismus durch eine gleiche Wendung auch Heine kühn die Stirne bieten. Dann ſind ſie quitt, und ſo hart ſie auch

auf einander ſtoßen mögen, können ſie ſich nie ſehr wehe thun. Dieſe weiche Art Krieg zu führen, iſt ſehr löblich, und an einem blaſenden Herolde, die Heldenthaten zu verkündigen, kann es keiner der Kämpfenden Stirne in dieſem Falle fehlen.

„Gab es je einen Menſchen, den die Natur beſtimmt hat, ein ehrlicher Mann zu ſein, ſo iſt es Heine, und auf dieſem Wege könnte er ſein Glück machen. Er kann keine fünf Minuten, keine zwanzig Zeilen heucheln, keinen Tag, keinen halben Bogen lügen. Wenn es eine Krone gälte, er kann kein Lächeln, keinen Spott, keinen Witz unterdrücken; und wenn er, ſein eigenes Weſen verkennend, doch lügt, doch heuchelt, ernſthaft ſcheint wo er lachen, demüthig wo er ſpotten möchte: ſo merkt es jeder gleich, und er hat von ſolcher Verſtellung nur den Vorwurf, nicht den Gewinn. Er gefällt ſich, den Jeſuiten des Liberalismus zu ſpielen. Ich habe es ſchon einmal geſagt, daß dieſes Spiel der guten Sache nützen kann; aber weil es eine einträgliche Rolle iſt, darf ſie kein ehrlicher Mann ſelbſt übernehmen, ſondern muß ſie Andern überlaſſen. So ſeiner beſſern Natur zum Spott, findet Heine ſeine Freude daran, zu diplomatiſiren, und ſeine Zähne zum Gefängnißgitter ſeiner Gedanken zu machen, hinter welchem ſie jeder ganz deutlich ſieht und dabei lacht. Denn zu verbergen, daß er etwas zu verbergen habe, ſo weit bringt er es in der Verſtellung nie. Wenn ihn der Graf Moltke in einen Federkrieg über den Adel zu verwickeln ſucht, bittet er ihn, es zu unterlaſſen; „„denn es ſchien mir gerade damals bedenklich, in meiner gewöhnlichen Weiſe, ein Thema öffentlich zu erörtern, daß die Tagesleidenſchaften ſo furchtbar anſprechen müßte.““ Dieſe Tagesleidenſchaft gegen den Adel, die ſchon fünfzigmal dreihundert fünf und ſechzig Tage dauert, könnte weder Herr von Moltke, noch Heine, noch ſonſt einer noch furchtbarer machen, als ſie ſchon iſt. Um von etwas warm zu ſprechen, ſoll man alſo warten, bis die Leidenſchaft, der er Nahrung geben kann, gedämpft iſt, um ſie dann von neuem zu entzünden? Das iſt freilich die Weisheit der Diplomaten. Heine glaubt etwas zu wiſſen, das Lafayette gegen die Beſchuldigung der Theilnahme an der Juni-Inſurrection vertheidigen kann; aber „„eine leicht begreifliche Diskretion““ hält ihn ab, ſich deutlich auszuſprechen. Wenn Heine auf dieſem Wege Miniſter wird, dann will ich verdammt ſein, ſein geheimer Sekretär zu werden, und ihn von Morgen bis Abend anzuſehen, ohne zu lachen.“

Ich möchte herzlich gern auch die erwähnten zwei Artikel des Reformateur hier mittheilen, aber drei Schwierigkeiten halten mich davon ab; erſtens würden dieſe Artikel zu viel Raum einnehmen, zweitens, da ſie auf Franzöſiſch geſchrieben, müßte ich ſie ſelber überſetzen, und drittens, obgleich ich ſchon in zehn Cabinets-de-Lectüre nachgefragt, habe ich nirgends mehr ein Exemplar des bereits eingegangenen Reformateur auftreiben können. Doch der Inhalt

dieſer Artikel iſt mir noch hinlänglich bekannt: Sie enthielten die malziöſeſten Inſinuationen über Abtrünnigkeit und Inkonſequenz, allerlei Anſchuldigung von Sinnlichkeit, auch wird darin der Katholizismus gegen mich in Schutz genommen u. ſ. w. — Von Vertheidigung dagegen kann hier nicht die Rede ſein; dieſe Schrift, welche weder eine Apologie, noch eine Kritik des Verſtorbenen ſein ſoll, bezweckt auch keine Juſtifikation des Ueberlebenden. Genug, ich bin mir der Redlichkeit meines Willens und meiner Abſichten bewußt; und werfe ich einen Blick auf meine Vergangenheit, ſo regt ſich in mir ein faſt freudiger Stolz über die gute Strecke Weges, die ich bereits zurückgelegt. Wird meine Zukunft von ähnlichen Fortſchritten zeugen?

Aufrichtig geſagt, ich zweifle daran. Ich fühle eine ſonderbare Müdigkeit des Geiſtes; wenn er auch in der letzten Zeit nicht viel geſchaffen, ſo war er doch immer auf den Beinen. Ob das, was ich überhaupt ſchuf in dieſem Leben, gut oder ſchlecht war, darüber wollen wir nicht ſtreiten. Genug, es war groß; ich merkte es an der ſchmerzlichen Erweiterung der Seele, woraus dieſe Schöpfungen hervorgingen . . . und ich merke es auch an der Kleinheit der Zwerge, die davor ſtehen und ſchwindlicht hinaufblinzeln . . . Ihr Blick reicht nicht bis zur Spitze, und ſie ſtoßen ſich nur die Naſen an dem Piedeſtal jener Monumente, die ich in der Literatur Europas aufgepflanzt habe, zum ewigen Ruhme des deutſchen Geiſtes. Sind dieſe Monumente ganz makellos, ſind ſie ganz ohne Fehl und Sünde? Wahrlich, ich will auch hierüber nichts Beſtimmtes behaupten. Aber was die kleinen Leute daran auszuſetzen wiſſen, zeugt nur von ihrer eigenen putzigen Beſchränktheit. Sie erinnern mich an die kleinen Pariſer Badeauds, die bei der Aufrichtung des Obelisk auf der Place-Louis XVI. über den Werth oder die Nützlichkeit dieſes großen Sonnenzeigers ihre reſpektiven Anſichten austauſchten. Bei dieſer Gelegenheit kamen die ergötzlichſten Philiſtermeinungen zum Vorſchein. Da war ein ſchwindſüchtig dünner Schneider, welcher behauptete, der rothe Stein ſei nicht hart genug, um dem nordiſchen Klima lange zu widerſtehen, und das Schneewaſſer werde ihn bald zerbröckeln und der Wind ihn niederſtürzen. Der Kerl hieß Petit Jean und machte ſehr ſchlechte Röcke, wovon kein Fetzen auf die Nachwelt kommen wird, und er ſelbſt liegt ſchon verſcharrt auf dem Père-la-Chaiſe. Der rothe Stein aber ſteht noch immer feſt auf der Place-Louis XVI., und wird noch Jahrhunderte dort ſtehen bleiben, trotzend allem Schneewaſſer, Wind und Schneidergeſchwätz!

Das Spaßhafteſte bei der Aufrichtung des Obelisken war folgendes Ereigniß:

Auf der Stelle, wo der große Stein gelegen, ehe man ihn aufrichtete, fand man einige kleine Skorpionen, wahrſcheinlich entſprungen aus etwelchen Skorpionen-Eiern, die in der Emballage des Obelisken aus Aegypten mitgebracht

und hier zu Paris von der Sonnenhitze ausgebrütet wurden. Ueber dieſe Skorpionen erhuben nun die Badeauds ein wahres Zetergeſchrei, und ſie verfluchten den großen Stein, dem Frankreich jetzt die giftigen Skorpionen verdanke, eine neue Landplage, woran noch Kinder und Kindeskinder leiden würden . . . Und ſie legten die kleinen Ungethüme in eine Schachtel, und brachten ſie zum Commiſſaire-de-Police des Magdalaine-Viertels, wo gleich Procès-verbal darüber aufgenommen wurde . . . und Eile that Noth, da die armen Thierchen einige Stunden nachher ſtarben . . .

Auch bei der Aufrichtung großer Geiſtesobelisken können allerlei Skorpionen zum Vorſchein kommen, kleinliche Giftthierchen, die vielleicht ebenfalls aus Aegypten ſtammen und bald ſterben und vergeſſen werden, während das große Monument erhaben und unzerſtörbar ſtehen bleibt, bewundert von den ſpäteſten Enkeln. — —

Es iſt doch eine ſonderbare Sache mit dem Obelisken des Luxor, welchen die Franzoſen aus dem alten Mizraim herübergeholt und als Zierrath aufgeſtellt haben, inmitten jenes grauenhaften Platzes, wo ſie mit der Vergangenheit den entſetzlichen Bruch gefeiert, am 21. des Januar 1793. Leichtſinnig wie ſie ſind, die Franzoſen, haben ſie hier vielleicht einen Denkſtein aufgepflanzt, der den Fluch ausſpricht über jeden, welcher Hand legt an das heilige Haupt Pharaos!

Wer enträthſelt dieſe Stimme der Vorzeit, dieſe uralten Hieroglyphen? Sie enthalten vielleicht keinen Fluch, ſondern ein Rezept für die Wunde unſerer Zeit! O wer leſen könnte! Wer ſie ausſpräche, die heilenden Worte, die hier eingegraben . . . Es ſteht hier vielleicht geſchrieben, wo die verborgene Quelle rieſelt, woraus die Menſchheit trinken muß, um geheilt zu werden, wo das geheime Waſſer des Lebens, wovon uns die Amme in den alten Kindermährchen ſo viel erzählt hat, und wonach wir jetzt ſchmachten als kranke Greiſe. — Wo fließt das Waſſer des Lebens? Wir ſuchen und ſuchen . . .

Ach es wird noch eine gute Weile dauern, ehe wir das große Heilmittel ausfindig machen; bis dahin muß noch eine lange ſchmerzliche Zeit dahingeſiecht werden, und allerlei Quackſalber werden auftreten, mit Hausmittelchen, welche das Uebel nur verſchlimmern. Da kommen zunächſt die Radikalen und verſchreiben eine Radikalkur, die am Ende doch nur äußerlich wirkt, höchſtens den geſellſchaftlichen Grind vertreibt, aber nicht die innere Fäulniß. Gelänge es ihnen auch, die leidende Menſchheit auf eine kurze Zeit von ihren wildeſten Qualen zu befreien, ſo geſchähe es doch nur auf Koſten der letzten Spuren von Schönheit, die dem Patienten bis jetzt geblieben ſind; häßlich wie ein geheilter Philiſter, wird er aufſtehen von ſeinem Krankenlager, und in der häßlichen Spitaltracht, in dem aſchgrauen Gleichheitskoſtüm wird er ſich all ſein Lebtag herumſchleppen müſſen. Alle überlieferte Heiterkeit, alle Süße, aller

Blumenduft, alle Poeſie wird aus dem Leben herausgepumpt werden, und es wird davon nichts übrig bleiben, als die Rumford'ſche Suppe der Nützlichkeit. — Für die Schönheit und das Genie wird ſich kein Platz finden in dem Gemeinweſen unſerer neuen Puritaner, und beide werden ſtetrirt und unterdrückt werden, noch weit betrübſamer als unter dem älteren Regimente. Denn Schönheit und Genie ſind ja auch eine Art Königthum, und ſie paſſen nicht in eine Geſellſchaft, wo jeder, im Mißgefühl der eigenen Mittelmäßigkeit, alle höhere Begabniß herabzuwürdigen ſucht, bis aufs banale Niveau.

Die Könige gehen fort, und mit ihnen gehen die letzten Dichter. „Der Dichter ſoll mit dem König gehen," dieſe Worte dürften jetzt einer ganz anderen Deutung anheimfallen. Ohne Autoritätsglauben kann auch kein großer Dichter emporkommen. Sobald ſein Privatleben von dem unbarmherzigſten Lichte der Preſſe beleuchtet wird, und die Tageskritik an ſeinen Worten würmelt und nagt, kann auch das Lied des Dichters nicht mehr den nöthigen Reſpekt finden. Wenn Dante durch die Straßen von Verona ging, zeigte das Volk auf ihn mit Fingern und flüſterte: „Der war in der Hölle!" Hätte er ſie ſonſt mit allen ihren Qualen ſo treu ſchildern können? Wie weit tiefer, bei ſolchem ehrfurchtsvollen Glauben, wirkte die Erzählung der Franceska von Rimini, des Ugolino und aller jener Qualgeſtalten, die dem Geiſte des großen Dichters entquollen . . .

Nein, ſie ſind nicht bloß ſeinem Geiſte entquollen, er hat ſie nicht gedichtet, er hat ſie gelebt, er hat ſie gefühlt, er hat ſie geſehen, betaſtet, er war wirklich in der Hölle, er war in der Stadt der Verdammten . . . er war im Exil! — — —

Die öde Werkeltagsgeſinnung der modernen Puritaner verbreitet ſich ſchon über ganz Europa, wie eine graue Dämmerung, die einer ſtarren Winterzeit vorausgeht . . . Was bedeuten die armen Nachtigallen, die plötzlich ſchmerzlicher, aber auch ſüßer als je ihr melodiſches Schluchzen erheben im deutſchen Dichterwald? Sie ſingen ein wehmüthiges Adee! Die letzten Nymphen, die das Chriſtenthum verſchont hat, ſie flüchten ins wildeſte Dickicht. In welchem traurigen Zuſtand habe ich ſie dort erblickt, jüngſte Nacht! . . .

Als ob die Bitterniſſe der Wirklichkeit nicht hinreichend kummervoll wären, quälen mich noch die böſen Nachtgeſichte . . . In greller Bilderſchrift zeigt mir der Traum das große Leid, daß ich mir gern verhehlen möchte, und das ich kaum auszuſprechen wage in den nüchternen Begriffslauten des hellen Tages. — — —

Jüngſte Nacht träumte mir von einem großen wüſten Walde und einer verdrießlichen Herbſtnacht. In dem großen wüſten Walde, zwiſchen den himmelhohen Bäumen kamen zuweilen lichte Plätze zum Vorſchein, die aber von einem geſpenſtiſch weißen Nebel gefüllt waren. Hie und da, aus dem dicken

Nebel, grüßte ein ſtilles Waldfeuer. Auf eines derſelben hinzuſchreitend, bemerkte ich allerlei dunkle Schatten, die ſich rings um die Flammen bewegten; doch erſt in der unmittelbarſten Nähe konnte ich die ſchlanken Geſtalten und ihre melancholiſch holden Geſichter genau erkennen. Es waren ſchöne, nackte Frauenbilder, gleich den Nymphen, die wir auf den lüſternen Gemälden des Julio Romano ſehen und die, in üppiger Jugendblüthe, unter ſommergrünem Laubdach, ſich anmuthig lagern und erluſtigen . . . Ach! kein ſo heiteres Schauſpiel bot ſich hier meinem Anblick! die Weiber meines Traumes, obgleich noch immer geſchmückt mit dem Liebreiz ewiger Jugend, trugen dennoch eine geheime Zerſtörniß an Leib und Weſen; die Glieder waren noch immer bezaubernd durch ſüßes Ebenmaß, aber etwas abgemagert und wie überfröſtelt von kaltem Elend, und gar in den Geſichtern, trotz des lächelnden Leichtſinns, zuckten die Spuren eines abgrundtiefen Grams. Auch, ſtatt auf ſchwellenden Raſenbänken, wie die Nymphen des Julio, kauerten ſie auf dem harten Boden, unter halbentlaubten Eichenbäumen, wo, ſtatt der verliebten Sonnenlichter, die quirlenden Dünſte der feuchten Herbſtnacht auf ſie herabſinterten . . . Manchmal erhob ſich eine dieſer Schönen, ergriff aus dem Reiſig einen lodernden Brand, ſchwang ihn über ihr Haupt, gleich einem Tyrſus, und verſuchte eine jener unmöglichen Tanzpoſituren, die wir auf etruskiſchen Vaſen geſehen . . . aber traurig lächelnd, wie bezwungen von Müdigkeit und Nachtkälte, ſank ſie wieder zurück ans kniſternde Feuer. Beſonders eine unter dieſen Frauen bewegte mein ganzes Herz mit einem faſt wollüſtigen Mitleid. Es war eine hohe Geſtalt, aber noch weit mehr als die Anderen abgemagert an Armen, Beinen, Buſen und Wangen, was jedoch ſtatt abſtoßend vielmehr zauberhaft anziehend wirkte. Ich weiß nicht wie es kam, aber ehe ich mich deſſen verſah, ſaß ich neben ihr am Feuer, beſchäftigt ihre froſtzitternden Hände und Füße an meinen brennenden Lippen zu wärmen; auch ſpielte ich mit ihren ſchwarzen feuchten Haarflechten, die über das griechiſch gradnäſige Geſicht und den rührend kalten, griechiſch kargen Buſen herabhingen . . . Ja, ihr Haupthaar war von einer faſt ſtrahlenden Schwärze, ſo wie auch ihre Augenbraunen, die üppig ſchwarz zuſammenfloſſen, was ihrem Blick einen ſonderbaren Ausdruck von ſchmachtender Wildheit ertheilte. „Wie alt biſt du, unglückliches Kind,“ ſprach ich zu ihr. „Frag mich nicht nach meinem Alter“ — antwortete ſie mit einem halb wehmüthig, halb frevelhaften Lachen — „wenn ich mich auch um ein Jahrtauſend jünger machte, ſo blieb ich doch noch ziemlich befahrt! Aber es wird jetzt immer kälter und mich ſchläfert, und wenn du mir dein Knie zum Kopfkiſſen borgen willſt, ſo wirſt du deine gehorſame Dienerin ſehr verpflichten . . .“

Während ſie nun auf meinen Knien lag und ſchlummerte, und manchmal, wie eine Sterbende, im Schlafe röchelte, flüſterten ihre Gefährtinnen allerlei

Geſpräche, wovon ich nur ſehr wenig verſtand, da ſie das Griechiſche ganz anders ausſprachen, als ich es in der Schule und ſpäter auch beim alten Wolf gelernt hatte . . . Nur ſo viel begriff ich, daß ſie über die ſchlechte Zeit klagten und noch eine Verſchlimmerung derſelben befürchteten, und ſich vornahmen noch tiefer waldeinwärts zu flüchten . . . Da plötzlich, in der Ferne, erhob ſich ein Geſchrei von rohen Pöbelſtimmen . . . Sie ſchrieen, ich weiß nicht mehr was? . . . Dazwiſchen kicherte ein katholiſches Mettenglöckchen . . . Und meine ſchönen Waldfrauen wurden ſichtbar noch blaſſer und magerer, bis ſie endlich ganz in Nebel zerfloſſen, und ich ſelber gähnend erwachte.

Vorrede

zur

zweiten Auflage des Buchs der Lieder.

Notiz.

Als wir das „Buch der Lieder“ (ſ. II. Bd.) abdruckten, beſaßen wir nur die dritte Auflage deſſelben (vom Jahre 1839). Erſt jetzt gelangten wir in den Beſitz der zweiten Auflage und tragen daher die intereſſante Vorrede derſelben nach.

Philadelphia, im September 1855.

Der Verleger.

Vorrede

zur

zweiten Auflage des Buchs der Lieder.

Dieſe neue Ausgabe des Buchs der Lieder kann ich dem überrheiniſchen Publikum nicht zuſchicken, ohne ſie mit freundlichen Grüßen in ehrlichſter Proſa zu begleiten. Ich weiß nicht, welches wunderliche Gefühl mich davon abhält, dergleichen Vorworte, wie es bei Gedichteſammlungen üblich iſt, in ſchönen Rhythmen zu verſificiren.

Seit einiger Zeit ſträubt ſich etwas in mir gegen alle gebundene Rede, und wie ich höre, regt ſich bei manchen Zeitgenoſſen eine ähnliche Abneigung. Es will mich bedünken, als ſei in ſchönen Verſen allzuviel gelogen worden, und die Wahrheit ſcheue ſich, in metriſchen Gewanden zu erſcheinen.

Nicht ohne Befangenheit übergebe ich der Leſewelt den erneuerten Abdruck dieſes Buches. Es hat mir die größte Ueberwindung gekoſtet, ich habe faſt ein ganzes Jahr gezaudert, ehe ich mich zur flüchtigen Durchſicht deſſelben entſchließen konnte. Bei ſeinem Anblick erwachte in mir all jenes Unbehagen, das mir einſt vor zehn Jahren, bei der erſten Publikation, die Seele beklemmte. Verſtehen wird dieſe Empfindung nur der Dichter oder Dichterling, der ſeine erſten Gedichte gedruckt ſah. Erſte Gedichte! Sie müſſen auf nachläßigen, verblichenen Blättern geſchrieben ſein, dazwiſchen, hie und da, müſſen welke Blumen liegen, oder eine blonde Locke, oder ein verfärbtes Stückchen Band, und an mancher Stelle muß noch die Spur einer Thräne ſichtbar ſein . . . Erſte Gedichte aber, die gedruckt ſind, grell ſchwarz gedruckt, auf entſetzlich glattem Papier, dieſe haben ihren ſüßeſten, jungfräulichen Reiz verloren, und erregen bei dem Verfaſſer einen ſchauerlichen Mißmuth.

Ja, es ſind nun zehn Jahre, ſeitdem dieſe Gedichte zuerſt erſchienen, und ich gebe ſie wie damals in chronologiſcher Folge, und ganz voran ziehen wieder Lieder, die in jenen früheren Jahren gedichtet worden, als die erſten Küſſe der deutſchen Muſe in meiner Seele brannten. Ach! die Küſſe dieſer guten Dirne verloren ſeitdem viel von ihrer Glut und Friſche! Bei ſo langjährigem Verhältniß mußte die Inbrunſt der Flitterwochen allmählig verrauchen:

aber die Zärtlichkeit wurde manchmal um ſo herzlicher, beſonders in ſchlechten Tagen, und da bewährte ſie mir ihre ganze Liebe und Treue, die deutſche Muſe! Sie tröſtete mich in heimiſchen Drangſalen, folgte mir in's Exil, erheiterte mich in böſen Stunden des Verzagens, ließ mich nie im Stich, ſogar in Geldnoth wußte ſie mir zu helfen, die deutſche Muſe, die gute Dirne!

Eben ſo wenig wie an der Zeitfolge, änderte ich an den Gedichten ſelbſt. Nur hie und da, in der erſten Abtheilung, wurden einige Verſe verbeſſert. Der Raumerſparniß wegen habe ich die Dedikationen bei der erſten Auflage weggelaſſen. Doch kann ich nicht umhin zu erwähnen, daß das lyriſche Intermezzo einem Buche entlehnt iſt, welches unter dem Titel „Tragödien" im Jahr 1823 erſchien, und meinem Oheim Salomon Heine zugeeignet worden. Die hohe Achtung, die ich dieſem großartigen Manne zollte, ſo wie auch meine Dankbarkeit für die Liebe, die er mir bewieſen, wollte ich durch jene Widmung beurkunden. „Die Heimkehr," welche zuerſt in den Reiſebildern erſchien, iſt der ſeligen Friederike Varnhagen von Enſe gewidmet, und ich darf mich rühmen, der Erſte geweſen zu ſein, der dieſe große Frau mit öffentlicher Huldigung verehrte. Es war eine große That von Auguſt Varnhagen, daß er, alles kleinliche Bedenken abweiſend, jene Briefe veröffentlichte, worin ſich Rahel mit ihrer ganzen Perſönlichkeit offenbart. Dieſes Buch kam zur rechten Zeit, wo es eben am beſten wirken, ſtärken und tröſten konnte.

Das Buch kam zur troſtbedürftig rechten Zeit. Es iſt, als ob die Rahel wußte, welche poſthume Sendung ihr beſchieden war. Sie glaubte freilich, es würde beſſer werden, und wartete; doch als das Warten kein Ende nahm, ſchüttelte ſie ungeduldig den Kopf, ſah Varnhagen an, und ſtarb ſchnell — um deſto ſchneller auferſtehen zu können. Sie mahnt mich an die Sage jener anderen Rahel, die aus dem Grabe hervorſtieg und an der Landſtraße ſtand und weinte, als ihre Kinder in die Gefangenſchaft zogen.

Ich kann ihrer nicht ohne Wehmuth gedenken, der liebreichen Freundin, die mir immer die unermüdlichſte Theilnahme widmete, und ſich oft nicht wenig für mich ängſtigte, in jener Zeit meiner jugendlichen Uebermüthen, in jener Zeit, als die Flamme der Wahrheit mich mehr erhitzte als erleuchtete . . .

Dieſe Zeit iſt vorbei! Ich bin jetzt mehr erleuchtet als erhitzt. Solche kühle Erleuchtung kommt aber immer zu ſpät bei den Menſchen. Ich ſehe jetzt im klarſten Lichte die Steine, über welche ich geſtolpert. Ich hätte ihnen ſo leicht ausweichen können, ohne darum einen unrechten Weg zu wandeln. Jetzt weiß ich auch, daß man in der Welt ſich mit Allem befaſſen kann, wenn man nur dazu die nöthigen Handſchuhe anzieht. Und dann ſollten wir nur das thun, was thunlich iſt und wozu wir am meiſten Geſchick haben, im Leben wie in der Kunſt. Ach! zu den unſeligſten Mißgriffen des Menſchen gehört, daß er den Werth der Geſchenke, die ihm die Natur am bequemſten ent-

gegen trägt, kindisch verkennt, und dagegen die Güter, die ihm am schwersten zugänglich sind, für die kostbarsten ansieht. Den Edelstein, der im Schooße der Erde festgewachsen, die Perle, die in den Untiefen des Meeres verborgen, hält der Mensch für die besten Schätze; er würde sie gering achten, wenn die Natur sie gleich Kieseln und Muscheln zu seinen Füßen legte. Gegen unsere Vorzüge sind wir gleichgültig; über unsere Gebrechen suchen wir uns so lange zu täuschen, bis wir sie endlich für Vortrefflichkeiten halten. Als ich einst, nach einem Conzerte von Paganini, diesem Meister mit leidenschaftlichen Lobsprüchen über sein Violinspiel entgegentrat, unterbrach er mich mit den Worten: aber wie gefielen Ihnen heute meine Komplimente, meine Verbeugungen?

Bescheidenen Sinnes und um Nachsicht bittend, übergebe ich dem Publikum das Buch der Lieder; für die Schwäche dieser Gedichte mögen vielleicht meine politischen, theologischen und philosophischen Schriften einigen Ersatz bieten. Bemerken muß ich jedoch, daß meine poetischen, eben so gut wie meine politischen, theologischen und philosophischen Schriften, einem und demselben Gedanken entsprossen sind, und daß man die einen nicht verdammen darf, ohne den andern allen Beifall zu entziehn. Zugleich erlaube ich mir auch die Bemerkung, daß das Gerücht, als hätte jener Gedanke eine bedenkliche Umwandlung in meiner Seele erlitten, auf Angaben beruht, die ich eben so verachten wie bedauern muß.

Nur gewissen bornirten Geistern konnte die Milderung meiner Rede, oder gar mein erzwungenes Schweigen, als ein Abfall von mir selber erscheinen. Sie mißdeuteten meine Mäßigung, und das war um so liebloser, da ich doch nie ihre Ueberwuth mißdeutet habe. Höchstens dürfte man mich einer Ermüdung beschuldigen. Aber ich habe ein Recht müde zu sein . . . Und dann muß jeder dem Gesetze der Zeit gehorchen, er mag wollen oder nicht . . .

Und scheint die Sonne noch so schön,
Am Ende muß sie untergehn!

Die Melodie dieser Verse summt mir schon den ganzen Morgen im Kopfe und klingt vielleicht wieder aus Allem, was ich so eben geschrieben. In einem Stücke von Raymund, dem wackeren Komiker, der sich unlängst aus Melancholie todtgeschossen, erscheinen Jugend und Alter als allegorische Personen, und das Lied, welches die Jugend singt, wenn sie von dem Helden Abschied nimmt, beginnt mit den erwähnten Versen. Vor vielen Jahren, in München, sah ich dieses Stück, ich glaube es heißt „Der Bauer als Millionair.“ Sobald die Jugend abgeht, sieht man, wie die Person des Helden, der allein auf der Scene zurückbleibt, eine sonderbare Veränderung erleidet. Sein braunes

Haar wird allmählig grau und endlich ſchneeweiß; ſein Rücken krümmt ſich, ſeine Kniee ſchlottern; an die Stelle des vorigen Ungeſtüms tritt eine weinerliche Weichheit . . . das Alter erſcheint.

Naht dieſe winterliche Geſtalt auch ſchon dem Verfaſſer dieſer Blätter? Gewahrſt du ſchon, theurer Leſer, eine ähnliche Umwandlung an dem Schriftſteller, der immer jugendlich, faſt allzu jugendlich in der Literatur ſich bewegte? Es iſt ein betrübender Anblick, wenn ein Schriftſteller vor unſeren Augen, Angeſichts des ganzen Publikums, allmählig alt wird. Wir haben's geſehen, nicht bei Wolfgang Goethe, dem ewigen Jüngling, aber bei Auguſt Wilhelm von Schlegel, dem bejahrten Gecken; wir haben's geſehen, nicht bei Adalbert Chamiſſo, der mit jedem Jahre ſich blüthenreicher verjüngt, aber wir ſahen es bei Herrn Ludwig Tieck, dem ehemaligen romantiſchen Strohmian, der jetzt ein alter reudiger Muntſche geworden . . . O, ihr Götter! ich bitte euch nicht, mir die Jugend zu laſſen, aber laßt mir die Tugenden der Jugend, den uneigennützigen Groll, die uneigennützige Thräne! Laßt mich nicht ein alter Polterer werden, der aus Neid die jüngeren Geiſter ankläfft, oder ein alter Jammermenſch, der über die gute alte Zeit beſtändig flennt . . . Laßt mich ein Greis werden, der die Jugend liebt und trotz der Alterſchwäche noch immer Theil nimmt an ihren Spielen und Gefahren! Mag immerhin meine Stimme zittern und beben, wenn nur der Sinn meiner Worte unerſchrocken und friſch bleibt!

Sie lächelte geſtern ſo ſonderbar, halb mitleidig, halb boshaft, die ſchöne Freundin, als ſie mit ihren roſigen Fingern meine Locken glättete . . . Nicht wahr, du haſt auf meinem Haupte einige weiße Haare bemerkt?

„Und ſcheint die Sonne noch ſo ſchön,
Am Ende muß ſie untergehn!"

Geſchrieben zu Paris im Frühjahr 1837.

Heinrich Heine.

Notiz.

Mit dieſem Bande iſt unſere Geſammtausgabe der Heine'ſchen Schriften vorerſt abgeſchloſſen. Sollte der Verfaſſer die deutſche Literatur noch mit neuen Schätzen, bereichern, ſo werden wir dieſelben ungeſäumt in Supplement-Heften nachtragen.

Philadelphia, im October 1855.

Der Verleger

Inhalt.

Seite

Kahldorf über den Adel in Briefen an den Grafen M. von Moltke..... 5

Franzöſiſche Zuſtände 57

Lutezia. Berichte über Politik, Kunſt und Volksleben.

Erſter Theil 205

Zweiter Theil 335

Anhang. Communismus, Philoſophie und Cleriſei 415

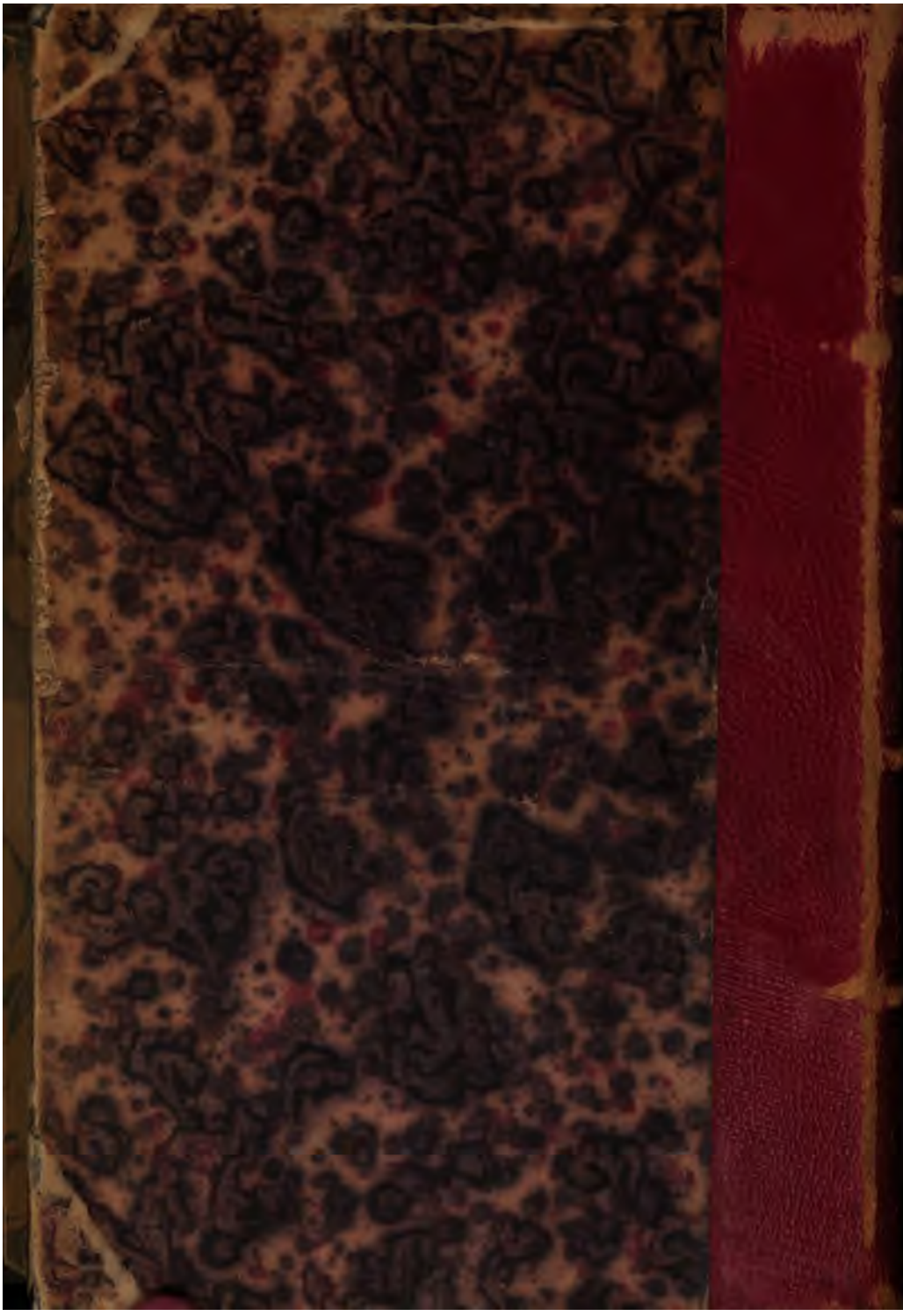
Gefängnißreform und Strafgeſetzgebung 428

Aus den Pyrenäen 433

Muſikaliſche Saiſon von 1844 440

Ueber Ludwig Börne..... 457

Vorrede zur zweiten Auflage des Buchs der Lieder..... 567

Inhalt.

	Seite
Kahlborf über den Adel in Briefen an den Grafen M. von Moltke	5
Franzöſiſche Zuſtände	57
Lutezia. Berichte über Politik, Kunſt und Volksleben.	
Erſter Theil	205
Zweiter Theil	335
Anhang. Communismus, Philoſophie und Cleriſei	415
Gefängnißreform und Strafgeſetzgebung	428
Aus den Pyrenäen	433
Muſikaliſche Saiſon von 1844	440
Ueber Ludwig Börne	457
Vorrede zur zweiten Auflage des Buchs der Lieder	567